NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08249939 7

Digitized by Google

Digitized by Google

not anal
KDM 1/2/34

NAA
Jahrbucher

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Fünf und dreyßigster Band.

1826.

July. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

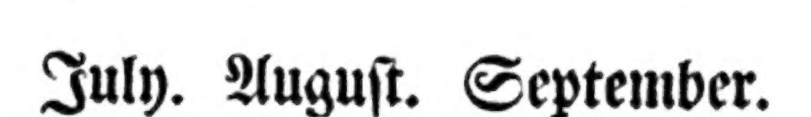
Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Fünf und dreyßigster Band.

1826.

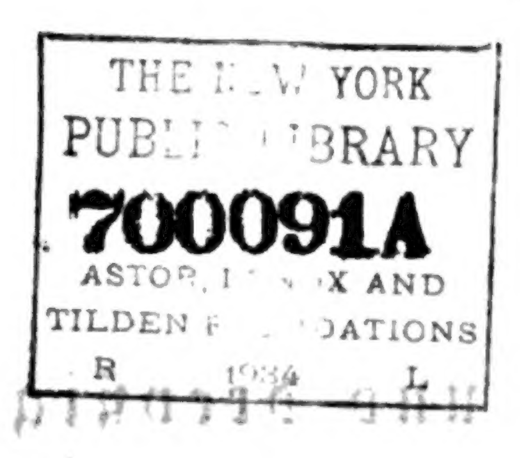


July. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
700091A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1934 L

Digitized by Google

Inhalt des fünf und dreyßigsten Bandes.

Seite

Art. I. Trauerspiele von Karl Immermann.

König Periander und sein Haus. Ein Trauerspiel von Karl Immermann.

Cardenio und Celinde. Trauerspiel von Karl Immermann.

Die Prinzen von Syrakus. Romantisches Lustspiel von Karl Immermann.

Das Auge der Liebe. Ein Lustspiel von Karl Immermann.

Gedichte von Karl Immermann 1

II. Jus Georgicum Regni Hungariae et Partium eidem adnexarum, commentatus est Carolus Pfahler 75

III. Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten. — Im Vereine mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden bearbeitet und herausgegeben durch Joseph Freyherrn v. Hormayr 88

IV. The seven seas, a Dictionary and Grammar of the persian language by His Majesty the King of Oude, in seven parts. Printed at his Majesty's press in the city of Lucknow 1822 129

V. Ueber Reinheit der Tonkunst 170

VI. Sammlungen für die Heilkunde der Gemüthskrankheiten. Herausgegeben von Dr. Maximilian Jacobi. Erster und zweyter Band 181

VII. 1. Schön Ella. Volks-Trauerspiel in fünf Akten, von Friedrich Kind 246

2. Gedichte von August Mahlmann 265

3. Ueber den rasenden Ajax des Sophokles. Eine ästhetische Abhandlung von Karl Immermann . . . 278

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXXV.

Italienische Literatur 1

Angelo Poliziano, von P. A. Budik 8

Digitized by Google

Seite

Abhandlung über die Lage des Golgotha und die des h. Grabes, von Dr. Joh. Mart. Aug. Scholz 12

Schreiben des Herrn Petrettini an Herrn Letronne in Paris 30

Schreiben des Herrn Petrettini an Herrn Professor A. Böckh, Mitglied der Akademie zu Berlin 35

Was enthält die dem Pesther National-Museum nun schon überlassene Jankowichische Sammlung 40

Berichtigung und Nachtrag zu einem Aufsatze im dreyßigsten Bande der Jahrbücher 42

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1826.

Art. I. Trauerspiele von Karl Immermann. Hamm und Münster, Schulz und Wundermann, 1822. (Das Thal von Ronceval. Edwin. Petrarca.)

König Periander und sein Haus. Ein Trauerspiel von Karl Immermann. Elberfeld und Bonn, 1823, Büschlersche Buchhandlung und Buchdruckerey.

Cardenio und Celinde. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann. Berlin, Fr. Laun. 1826.

Die Prinzen von Syrakus. Romantisches Lustspiel von Karl Immermann. Hamm, Schulz und Wundermann. 1821.

Das Auge der Liebe. Ein Lustspiel von Karl Immermann. Hamm, Schulz und Wundermann. 1824.

Gedichte von Karl Immermann. Mit Musikbeylagen. Hamm, Schulz und Wundermann, 1822. Mit dem Bildniß des Verfassers.

Bey aller Klage über die Armuth an wahrer Poesie zählt die neueste Zeit doch nicht allein eine große Menge Dichter, welche Namen erworben haben, sondern selbst die dramatischen Dichter zerfallen, der Zeitfolge ihrer Entstehung und Einwirkung nach, in gewisse Kreise und Abstufungen, daß man von Schulen, die aus Schulen entstanden sind und Schulen erzeugt haben, sprechen kann, während das deutsche Theater so arm geblieben ist, daß es fortdauernd großentheils seinen Bedarf von den Nachbarn jenseits des Rheins entnehmen muß. Nach der großen Zeit dramatischer Thätigkeit Göthes und Schillers, kam Zacharias Werner, und wenn auch die innere Verwandtschaft gering war, stellt man doch Oehlenschläger ihm als Zeitgenossen an die Seite. Nach dem langen Kriegsspatium, wo die kleinen Tragödien vor der großen Welttragödie weichen mußten, trat Müllner hervor und weckte Grillparzer auf. Der erstere war zur Ruhe (der dramatischen Ruhe) gegangen, und letzterer hatte die Bahn verlassen, welche ihn zur sogenannten Müllnerschen Schule zog, als schon wieder Houwald einen neuen Glanz ausgehn ließ, an den sich, wenigstens in der Meinung der Menge, Raupach anschloß. Raupach hat, seitdem er Deutschland und die deutschen Bühnen kennen gelernt, einen neuen Weg eingeschlagen, und fängt gewissermaßen jetzt ein neues dramatisches Leben an. Aber selbst der Houwald-Raupachschen ältern Schule sind schon wieder jüngere Dramatiker gefolgt, die sich einen Namen gemacht haben, Heyne und Immermann.

Digitized by Google

Alle genannten folgen in absteigender Linie auf einander, nicht hinsichtlich ihres poetischen Werths, sondern der dramatischen Tüchtigkeit ihrer Dramen. Nur in jener hellen Zeit des Zusammenwirkens zwischen Göthe und Schiller herrschte das rechte Verhältniß der Bühne zu Poesie. Die Theater beugten sich und nahmen dankend das empfangene Geschenk aus den Händen der Meister. Es war noch die Zeit, wo das Publikum horchend und folgsam auf die Winke der geehrten Dichter achtete, wo es das als dramatisch hinnahm, was die Meister so gegeben; wo es nicht mit kritischer Miene eintrat, um sein Urtheil zu fällen, sondern es zu bilden. Hätten doch die Meister es sich angelegen seyn lassen, diese Bildung zu leiten! Hätte namentlich Göthe, dessen früheste dramatische Arbeiten (mehr als seine vollendeten der letzten Zeit) beweisen, wie er den Geist des Drama aufzufassen, wie er ihn zur Menge sprechen zu lassen verstand, es nicht verschmäht, mehr dafür zu thun! Sein Götz mit einigen Umänderungen und Vervollkommnungen hätte die Type für die deutsche Tragödie, seine Mitschuldigen für das Lustspiel werden können. Der regsame, für Alles empfängliche Geist des Meisters zog es vor, in allen Gebieten und Formen der Literatur Leben zu schaffen und Anmuth darüber zu hauchen. Wir sind ihm für alles, was er hingestellt, was er geleistet, für die Bahnen, die er gebrochen hat, mehr Dank schuldig, als Deutschland ihm abentrichtet hat; aber wirkungsreicher wäre der große Strom geworden, wenn er den einen Zweig mit ganzer Kraft erfaßt hätte, der sich schon damals als der einflußreichste auf alle Volksbildung erwies. Welches Leben, welche Wahrheit, welche Anmuth hätte er hineinbringen, wie hätte er die sich trennenden Richtungen zusammenfassen, wie dadurch vielleicht das umsonst ersehnte Ziel unserer Weisen, ein echtes deutsches Volksleben fördern können. Bald bemächtigte sich die Spekulation des Theaters, und indem jener berühmte Mann, der beynahe seit einem halben Jahrhundert es beherrscht hat, zuerst das Beyspiel gab, nicht das ewig Wahre und Schöne zum Vorbilde zu nehmen, sondern dem Publikum die Neigungen abzulauschen, war das Verderben der Bühne ausgesprochen. Indem, seinem Beyspiele folgend, die Theaterdichter nichts Höheres anerkennen, als die momentanen Regungen des Beyfalls oder Mißfallens der zufällig versammelten Menge, ist es dahin gekommen, daß der Gefeyerte und Glückliche, der geglaubt hatte, es so weit gebracht zu haben, daß kein Lüstchen, das in einem deutschen Publikum aufsteigen möchte, in seinen Lustspielen unbefriedigt bliebe, jetzt meistens todt und matt auf der Bühne erscheint. Es ist so weit gekommen, daß Direktionen und Theaterdichter keine neuen Reize mehr auffinden können; es

ist zu einer Sprachverwirrung gediehen, daß es zu den Wundern gehört, wenn ein Drama, welches an einigen Orten Furore gemacht hat, nicht an andern ausgepocht wird.

Schon Werner und Oehlenschläger beherrschten nicht mehr das Theater, sie ließen sich aber auch nicht von den Launen desselben beherrschen und erschienen deßhalb nur selten auf den Bretern. Beyder dramatische Thätigkeit war einseitig; sie folgten ihrem innern Triebe, und da dieser bey beyden mit zweyen Richtungen im Publikum korrespondirte, hatten sie Erfolg, ohne bedeutend einzuwirken, oder gar das ganze Thema zu umfassen, was großen dramatischen Dichtern zur Lösung hingestellt ist. Die mystische Richtung, welcher der Erstere folgte, hat ihre Verehrer, wie die idyllisch-sentimentale, welche Oehlenschläger aus dem Hirten- und Familienleben in die Werkstätte der Künstler und in die Hallen der Könige überträgt. Aber beydes sind Richtungen, welche, je weiter sie verfolgt werden, um so weiter abführen von dem wahren Leben, als dessen eigentlichstes Spiegelbild das Drama auftritt. So verfolgten Werner und Oehlenschläger nur die benannten Schritte, welche Schiller bereits vorausgegangen war. Das, was der Mehrzahl verständlich, diese erfreuen und bewegen kann, wurde schon von Schiller minder berücksichtigt; er schwebte hinauf zu den höheren Regionen, in die ihm nur die Gebildeten, oder besser gesprochen, die Belesenen, folgen konnten. Aber trotz dieser vornehmen Richtung, schwebt doch ein Glanz der Klarheit um seine Dichtungen, das allgemein Menschliche herrscht darin vor, wenn auch die Worte tönender klingen, und die Menge kann sich doch zwischen Verstehen und Staunen darüber theilen. Dabey hat Schiller die Bedürfnisse der theatralischen Darstellung immer berücksichtiget, und er bleibt eine, wenn auch einseitige, doch durchaus schöne Erscheinung auf dem deutschen Theater. Werners und Oehlenschlägers Streben sonderte sich aber bey weiten mehr von dem erscheinenden Leben ab, und es ist jetzt schon die Zeit gekommen, wo uns der eine fremd dünkt, und der andere uns das Leben so aufgefaßt zu haben scheint, daß sein Mark verflüchtigt ist.

Müllner dachte mehr an das Theater, er dachte auch an die Schauenden; er wußte zugleich, wie tief das Publikum schon verderbt war durch die ihm schmeichelnden Bühnendichter, als er seine Schuld schrieb. Daher ging er darauf aus, zu reizen, aber nicht sowohl durch Bühneneffekte, als indem er Affekte anregte, welche schon einen verderbten Seelenzustand der schauenden Menge voraussetzten. Das dumpfe Schuldbewußtseyn, die Unklarheit zerstörter Gemüther, jener Zustand der Halbbildung, wo der Mensch sich höher, edler träumt, in beständigem

Kampfe mit der ihn umgebenden Gemeinheit der Außenwelt oder der eignen Natur, wo er sich in dem Zwiespalt zwischen Seyn und Nichtseyn interessant dünkt, kurz jene moderne Halbheit, wie sie in tausend Gestalten spukend zum Vorschein kommt, sind die Elemente, auf welche Müllner baute. Der so geschilderte Zustand bringt die Kraftlosigkeit mit sich; der dumpf Brütende findet keine Mittel, sich zu einem lichtern Zustande hinaus zu arbeiten, ob er ihn doch gleich ersehnt. Er will ohne Anstrengung dahinaus versetzt seyn. Daher der Wunsch nach dem Tode, das Liebäugeln mit demselben. Nebenher das mystische Gefühl, welches in der Gerechtigkeitsliebe des deutschen Volkes seinen Stützpunkt finden. Blut verlangt Blut. Indem Müllner so dem rohen Kitzel nach Kriminalneuigkeiten zugleich mit dem dumpfen Hange, die Welt wie eine nichtige Mördergrube zu betrachten, diente, wußte er mehr zu fesseln, als es dem geschicktesten Dramatiker gelungen wäre, der damals ein frisches Bild des Lebens entworfen hätte. Konnten doch dazumal Heinrich von Kleistens Dichtungen nirgend durchdringen und kämpfen noch jetzt, und dieser hatte wie wenige vor und nach ihm mit hellem, heiterm Auge, wenn auch nicht heiterem Geiste, jene lebendige Entwickelung aufgefaßt. Müllner selbst verließ später die kriminalistische Seite, ohne zugleich den andern Hebel seiner dramatischen Thätigkeit abzustreifen. Die Schuld spielt auch in seinem König Yngurd und der Albaneserin die große Rolle, welche es dem Dichter unmöglich macht, zu der freyen Anschauung und Auffassung zu gelangen, die den dramatischen Dichter recht eigentlich zu einem solchen macht. Bey vielem Großen und Schönen hat er doch nicht den eigentlichen Lebensquell getroffen, der ihn als deutschen Dramatiker hinstellte. Als er das Kriminalistische selbst verworfen, und das Schuld-Thema nicht mehr fesseln wollte, stand der Mann, dem man dichterische Phantasie und eine seltene Kraft nicht absprechen kann, ja der vermöge letzterer recht dazu berufen schien, als Dramatiker auch die schwierigsten Gegenstände zu bezwingen, verlassen vom Publikum da. Seine Albaneserin war der Menge fremd geworden, ohne ihm bey denen Eingang verschafft zu haben, welche den ästhetischen Richtstab an die Dichtungen legen. Müllner hat nichts begründet, als daß viele weit schwächere Nachfolger das Thema seiner Schuld mannigfach variirt haben.

Eben so wenig hat Grillparzer etwas begründet. Anfangs in Müllners Fußstapfen tretend, schweift und schwankt er in seinen Dichtungen noch mehr als dieser umher, ohne einen festen Anhaltspunkt, einen Boden zu finden, auf welchem für die Dauer ein neuer Anbau gelingen möchte. In seiner Ahnfrau

sind es noch ganz die Müllnerschen Elemente, welche er geschickt, wenn auch zugleich bizarr auffaßte, und die auf den Bretern einen scheinbar festen Stand gewannen. Das Gräßliche dieser mit Blut getränkten Sinnesmenschen, die in ihrer Hohlheit beständigen Durst nach etwas Unnennbarem empfinden, tritt hier durch den Aufwand der Theaterreizmittel, Spannung, Schreck, peinliche Angst, mehr als irgend in einem ähnlichen Stücke hervor. Wenn wir auch zugeben müssen, daß wenige Dramen neuerer Zeit eine so geschickte Abründung der Fabel aufweisen können, so spukt doch auch in keinem eine so entsetzliche Rohheit, und nirgends tritt die einst so beliebte Genialität des gegen die Schranken der gesetzlichen Ordnung anstürmenden Renomisten so leer hervor, als in diesen Räubern. Welch eine Abstufung von Karl Moor bis zum Räuber Jaromir! Von dem freyen Geiste des Dichters zeugte es, als er in seiner Sappho die dumpfe Blutbahn gänzlich verließ und sich zur heitern Klarheit der Antike zu wenden schien. Aber auch nur schien; denn auch Sappho war auf jenen Elementen verkehrter Bildung, jenem Streben nach Interessantseyn, jener hohlen Sehnsucht nach einer bessern Natur, als die wir nun einmal besitzen, gegründet. Durch seine Trilogie der Medea wurde es klar, daß das Antike nicht sein Feld sey, und er kehrte neuerdings zum historischen Schauspiel zurück, zum vaterländischen Interesse, dem höchsten und heiligsten, welches den dramatischen Dichter begeistern sollte. Shakspeare stand ihm unverkennbar als Musterbild bey der Ausarbeitung seines Trauerspiels Ottokar vor Augen; aber es scheint, als sey ihm hier die Kraft ausgegangen, welche zur dramatischen Durcharbeitung eines so großen Thema erforderlich ist. Sein Streben verdient alle Anerkennung, die mannigfaltigen Schönheiten springen hervor, die drastische Kraft einzelner Scenen ist groß; allein jene reproducirende Kraft, welche bey Dramen dieser Art mehr gestählt seyn muß, als bey Erschaffung eigner Phantasiegemälde, eine Kraft, die wir völlig ausgebildet freylich nur bey Shakspeare finden, sie ging dem jungen Dichter ab. Gewiß dürfen wir einen Geist bewundern, der sich über so manche selbst gestellte Schranken hinausarbeitete, der rastlos nach dem Bessern und Wahren rang; wir müssen aber zugleich bedauern, daß er auf seine früheren Produktionen eine Kraft verwendete, welche, gleich auf das Rechte hingewiesen, vielleicht andere Resultate hervorgebracht hätte. So hat Grillparzer der deutschen Dramatik noch kein neues Feld errungen.

Eines größeren Beyfalls als beyde Vorgänger erfreute sich noch vor kurzem auf den deutschen Bühnen Ernst von Houwald. Die große Anzahl der weichen Seelen finden bey ihm in

reicherem Maße die Nahrung, welche der verschwindende Oehlenschläger ihnen nur zum Theil gereicht hatte. Zugleich sprach sich in der Anerkennung dieses Dichters das Bedürfniß aus, einmal aus der kriminalistischen Welt der Schuld und Buße, aus dem zerrissenen Zustande der Halbheit, aus den von der Sehnsucht zerstörten Wesen in eine reinere Welt hinaus zu kommen. Diese fand man allerdings bey Houwald, aber noch nicht die gesunde Natur, kein frisches behagliches Leben. Wesen begegnen uns, die der Schmerz niedergedrückt hat, ohne sie zu verklären. Wir können nicht zürnen, wir werden nicht empört; aber auch nirgends erhoben, und wenn wir lange unter den schmachtenden Nebelgestalten uns umgetrieben haben, regt sich recht deutlich das Verlangen, einmal andere Nahrung zu uns zu nehmen, sollten wir auch den gefährlicher Rückschnitt zu den Gottlosen machen müssen. Auf keinen Fall hat Houwald das deutsche Drama erfolgreich kultivirt. Es wird noch lange ein Publikum geben, das seine Stücke gern sieht und noch lieber liest, aber sie werden nur wie Gespenster über die Bühne gehen, da es auch zur Zeit ihrer Blüthe nur Erscheinungen waren, ohne Wurzeln in dem wahren dramatischen Leben und ohne Stämme aufschießen zu lassen mit Kronen, Aesten, Zweigen und Laub, die ihr Daseyn durch sich selbst vertheidigen.

Raupachs früheren Dichtungen sieht man es an, daß sie in der Fremde, als der Dichter abgeschlossen vom geselligen und literarischen Verkehre Deutschlands lebte, komponirt sind. Es sind Früchte des Nachdenkens, der Abstraktion, die lebendige Anschauung fehlte ihm in jeder Hinsicht. Daher behandelt jedes dieser Dramen irgend einen philosophischen Satz, und da der Quell des Lebens nicht aus den Charakteren hervor sprießt, ist auch die dramatische Kraft dieser ältern Tragödien des Dichters so gelähmt, daß nur einige davon, weil sie Glanzrollen für berühmte Künstler oder Künstlerinnen liefern, sich auf den Bühnen Eingang verschafft haben. Dazu kam noch ein Element, welches ihn von dem wahrhaft dramatischen Leben abzog, die Polemik. Es ist keines der ältern Gedichte ohne einen Stachel, welcher sich ziemlich deutlich als der eigentliche Stimulus zur Erschaffung des Drama kund gibt. Wenn gleich die ersten Dichter und Dramatiker ihrem Unmuth über Welt und Leben in ausgezeichneten Dramen Luft gemacht haben, so bleiben dies doch immer nur Einzelheiten, und eine dramatische, auf Bitterkeit begründete Thätigkeit vermag nie das frische Leben hervor zu bringen, welches im Drama die Flügel entfalten soll. Was Raupach neuerdings, nachdem er Deutschland zum zweyten, das Theater aber zum ersten Male kennen gelernt hat, im Begriffe zu leisten

steht, mag künftigen Betrachtungen überlassen bleiben; beym gegenwärtigen Zustande der Bühne sind die wenigen Dramen, meistens Lustspiele, die von ihm sich Bahn gebrochen haben, erfreuliche Lichtpunkte in der tiefen Nacht der Mittelmäßigkeit.

So viele Versuche von geachteten Talenten, alle fruchtlos zur Begründung eines nationalen Theaters verwandt, mochten den Mißmuth und die Verachtung erzeugen, welche manche ausgezeichnete Köpfe gegen das theatralische Bestreben überhaupt ausgesprochen haben. So spöttelte Jean Paul mit Unrecht über die Vorliebe der Zeit zur dramatischen Dichtung. Wie groß würde der Einfluß dieses reichbegabten Genius geworden seyn, wenn es ihm möglich gewesen, durch das Organ des Theaters zum Volke zu sprechen! Auf der andern Seite die Schwierigkeiten betrachtet, welche der jetzige verderbte Zustand der Bühne und der noch viel verderbtere des Publikums, das nur pikante, durch Neuheit reizende Gerichte verlangt, den Dichtern entgegensetzt, ist es nicht zu verwundern, wohl aber zu bedauern, daß die Bessern sich mehr und mehr vom Theater zurückgezogen haben. Ist es aber zu billigen, wenn produktive Geister, deren Neigung sie durchaus zur dramatischen Thätigkeit treibt, diese Verachtung so mächtig bey sich werden lassen, daß sie vorsätzlich bey der Dichtung von Dramen von der Aufführbarkeit abstrahiren? Dieser Vorwurf trifft namentlich bey uns Deutschen so viele Dichter. Daher die vielen dramatischen Ungeheuer, die als Zwitter keinem Gesetz unterworfen seyn wollen; daher daß die Spaltung zwischen dem Theatralischen und dem Dramatischen (wie es diese Dichter verstehen) immer größer wird, eine Eintheilung, welche mehrere Aesthetiker sonst nicht einmal gelten lassen wollten.

Bey aller Verkehrtheit unserer Bühneneinrichtungen, bey aller Verderbtheit des Geschmacks sind es doch Gesetze, ursprünglich der Natur entnommen, welche die dramatische Entwickelung der heutigen Theater- und Kassenstücke bedingen, während Dichter, die an keine Aufführung denken, meist nur die Laune als Gesetzgeberin erkennen. Einer solchen Richterin ist jener, wenn gleich ausgeartete, Gesetz-Codex immer noch vorzuziehen. Die Bühnenstücke verlangen wenigstens immer Handlung, der für die Theater arbeitende Dichter darf sich keinen Träumereyen überlassen, das Leben muß sich entwickeln, alles Erscheinende muß lossteuern auf ein Ziel. Diese aus der Natur der Sache entspringenden Bedingungen verliert der nur für den Druck Dichtende zu leicht aus den Augen. Während er sich in die Irrgärten der Reflexion verliert, ist auch das wahre Leben so bald verschwunden. Wer das Gesetz der Anschaulichkeit nie aus dem Gesichte läßt, fühlt sich gedrungen, auch dem, was dem

sogenannten innern Leben angehört, Gestaltung zu geben. Er verwandelt den Gedanken in das Bild, und mit Bildern läßt sich kürzer und eindringlicher der Sinn darstellen, wo die philosophische Sprache weiter Umwege bedarf, um ihn auszudrücken. So bleibt ihm das endliche Ziel aller, besonders der dramatischen Poesie immer nahe.

Hätte jeder dramatische Dichter bey der Entwerfung der Fabel nur ihre Ausarbeitung, die Möglichkeit der Aufführung vor Augen, wie viel Mäßiges, wie viel Leeres wäre niemals erschienen. Welchen Wust von Neuigkeiten, erstickend in ihrer eigenen nüchternen Nichtigkeit, bringt in allen Regionen der Poesie jedes Jahr hervor, weil die Leichtigkeit, Produkte in die Welt zu fördern, zu groß ist. Verflüchtigen doch selbst bessere Talente durch diese Leichtigkeit. Wie könnten sich die, welche den bestehenden Bühnen das Wort führen, nicht mehr damit entschuldigen, daß unter dem vorhandenen Bessern nichts für das Theater sich eignendes sey, und daß die Direktoren gezwungen wären zum Schlechten aber Bühnengerechten zu greifen, wenn die Besseren die Anforderungen des Bühnengerechten im Wesentlichsten berücksichtigten. Und die Bedingungen sind in der That nicht so schwierig zu erfüllen, und nicht so unvereinbar mit der wahren Poesie.

Am namhaftesten tritt in der neuesten Zeit Immermann als Dramatiker auf, welcher von Anfang an seine Dramen außerhalb theatralischer Berechnung gestellt hat. Er kann sich darüber nicht beschweren, daß keines seiner Stücke auf deutschen Theatern aufgeführt worden; denn selbst bey ernstem Willen der Direktionen wäre es ihnen unmöglich gewesen, unter der Zahl der von ihm bekannt gewordenen Tragödien eine aufführbare ausfindig zu machen. Daß Immermann so dauernd seine poetischen Kräfte auf die Produktion von Dramen gerichtet hat, zeugt wohl an sich schon von seinem Berufe für das Fach. Nicht also, daß seine Tragödien ohne dramatisches Element wären; aber dies Element ist nicht gehörig ausgebildet worden; selbst nicht die wesentlichsten Erfordernisse eines ausgeführten Drama finden sich in den seinigen, als daß eine Umbildung für unser Theater leicht angebracht wäre. Shakspeares Stücke sind eben so wenig als die Calderons in ihrer vorliegenden Gestalt für unsere Zeit und unser Theater aufführbar; aber sie sind ihrem innersten Wesen nach dramatisch; Calderon ist namentlich ein unerschöpfliches Muster im Reichthum seiner scenischen Anordnungen und Intriguen für das Theatralische. Beyde bedürfen nur einer geschickten Zurichtung für unsere Verhältnisse und Ansichten im Einzelnen, und sie verfehlen, wo die Mittel

sie würdig darzustellen vorhanden sind, nirgends ihre Wirkung; es wäre denn, daß sie von Grund aus auf solche Ansichten und Begriffe basirt sind, welche den unsern durchaus entgegen gesetzt erscheinen.

Dem Leser der Immermannschen Tragödien drängt sich die Vermuthung auf, daß der Dichter von allen theatralischen Vorstellungen entfernt gelebt habe; sonst müßte, glaubt man, die Einsicht in das wahre dramatische Wesen, welche sich hie und da unverkennbar ausspricht, zu größerer Reife gediehen seyn. Scenen sind wie für die Aufführung geschrieben, der Theaterfreund verfolgt sie mit Lust, bis er dann wieder auf Dialoge, Verwicklungen, Sprünge und Auflösungen stößt, welche eben so weit vom Dramatischen als Theatralischen entfernt liegen.

Die, vielleicht mit aus dem Mangel an Sachkenntniß hervorgegangene Geringschätzung dramatischer Regeln rächt sich selbst. Wir reden nicht von den äußern Folgen, daß jeder Dramatiker, der nicht auf die Bühne rechnet, weniger bekannt wird, obgleich, da das Ziel aller Poesie die Mittheilung des in uns Lebenden bleibt, auch das Theater, als das zur ausgebreitetsten Mittheilung geeignete Organ von unverkennbarem Werthe ist. Form und Gehalt zeugen in den Immermannischen Dramen von einer starren Sprödigkeit, die, wie bey werthvollen Menschen durch den Umgang, durch nähere Bekanntschaft mit dem Theater leicht hätte abgeschliffen werden können. Im Gegentheil hat diese Sprödigkeit immer mehr den Charakter der Seltsamkeit angenommen, der bis in's innerste Wesen zurück gedrungen ist. Seine Dichtungen schwanken zwischen dem Schein der Originalität und dem eines verhärteten Stolzes, beydes Eigenschaften, die auf der einen Seite anziehen, während sie auf der andern der lebendigen Wahrheit des Gemäldes Eintrag thun.

So ist, weil der Verfasser nie daran dachte, daß er im Munde eines Schauspielers Leben gewinnen solle, sein Vers oft hart und schroff. Obgleich äußerst richtig gezählt und scandirt, geht ihm der melodische Rhythmus ab, der, besonders in lyrischen Stellen, das Feuer, welches den Dichter ergriffen hat, verräth. So wird hie und da der Gedanke durch den Vers abgebrochen, wo es dem Ohr wehe thut und schwer auszusprechen ist. Daß dieß Schwierigkeiten sind, die er hätte überwinden können, bezeugen dazwischen vorkommende sehr gelungene Stellen. Er liebt auch die kurzen Wechselreden in einem oder zwey Versen, deren Wirkung doch übrigens auch größer in der Vorstellung, als in der Wirklichkeit auf dem Theater ist. Hierin und in andern Stellen, besonders den Eingangsreden, zeigt sich das Studium der griechischen Tragiker; wo sich dann die feyerlich einherschreiten-

den, lange Perioden bildenden Participial-Konstruktionen seltsam genug gegen den nichts weniger als antiken, zu oft höchst belustigenden Inhalt ausnehmen. Es ist aber damit völliger Ernst, und auch diese ernsten und mühsamen Spielereyen sind nur die Frucht des abgeschlossenen Arbeitens, da dergleichen im Vortrage, wenn es nicht eben echt antike Dramen sind, niemals Glück machen. Schiller nähert sich mitunter diesem Style, z. B. in der Braut von Messina, er weiß aber immer wieder die fremden Formen durch uns gefälligere Wendungen zu verschmelzen. Oft mag sich dieser antike Pathos bey Immermann unwillkürlich durch die seltsamen Konstruktionen gebildet haben, zu denen ihn der Vers verleitet, indem dessen mechanische Kraft ihn mit sich fortreißt.

In den spätern Dramen hat der Dichter offenbar an Sprachfertigkeit gewonnen; die weicheren Partien gelingen ihm, aber zu allerletzt scheint er in einen neuen Irrthum zu gerathen, der wiederum eine Wirkung des abgesonderten Stubenfleißes ist. In seinem Cardenio und Celinde kommen gereimte Jamben vor, die Versschlüsse klingen also an sich schon bedeutend hervor. Um den Abschluß noch vollständiger zu machen, hat er sich bemüht, die Gedanken in bestimmte Verse einzupressen. Dieß bewirkt eine Regelmäßigkeit und Monotonie, die beym stillen Lesen sich wohlgefällig, beym Vortrage und namentlich auf der Bühne aber unausstehlich ausnimmt. Als Muster der aus wahrem Leben eigentlich nur zufällig zur Schrift übergegangenen Dramen betrachte man die Shakspearschen, und nur selten wird man in allen seinen Stücken diese Vers- und Gedankenabrundung zugleich finden. Es gibt Momente, wo sie, aufgespart, von der höchsten Wirkung seyn kann, allein in der eigentlichen dramatischen Entwickelung durch den Dialog hemmt sie das lebendige Fortschreiten. Die Kürze und Präcision der Verse ist sonst nur zu loben; mit noch größerem Lobe wäre aber zu nennen, wenn Kürze und Präcision bey jener Verschmelzung des Verses mit dem Gedanken den Dichter nicht allzuhäufig zum Haschen nach Sentenzen verführt hätten.

Immermann hat sich von den Verirrungen freygehalten, in welche jene obengenannten talentvollen Männer in der Schöpfung ihrer Dramen verfielen. Er hat nicht auf mystische Träumereyen, nicht auf eine falsche Sentimentalität, auch nicht auf roh kriminalistisches Blutinteresse seine Tragödien gebaut, eben so wenig als er sie nur wie Exempel für Begriffe hinstellt. Ihm galt es, den tiefern Gehalt des Lebens, das Menschlichwahre in allen Verhältnissen und Konflikten zu zeichnen. Er hat keines jener künstlichen Mittel hervorgesucht, um das beson-

dere Interesse zu erregen, ihm fehlte es dabey nicht an Kraft und Talent, und dennoch ist es ihm eben so wenig, als den Dichtern vor ihm gelungen, eine neue gesunde Richtung deutscher Dramen zu begründen.

Daß ein gewisser Stolz, der selten getrennt ist von dem Alleinstehen eines kräftigen Geistes, sich in seinen gesammten Dramen ausspricht, wird dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Nimmt man auch an, daß er Shakspeare und Göthe als Vorbilder ehrt, so hat er sich doch eine eigene Bahn gebrochen, und daß dies Bewußtseyn bey ihm klar geworden, leuchtet aus seinen Dichtungen selbst hervor. Spricht doch auch der an sich geringfügige Umstand, daß er sie meist ohne Vorrede in die Welt schickt, dafür, indem Vorreden bey Dichtungen, welche von den vorhandenen in so mancher Beziehung abweichen, wohl an ihrer Stelle wären. Das Brechen der eignen Bahn ist das Werk des Genius; stolz auf dieser Bahn fortschreiten, ohne sich umzublicken, ob sie von allen Bahnen abführt, ohne durch Vergleich die Richtigkeit der eigenen Richtung zu messen, einen so einseitigen Hochmuth wird der wahrhafte Genius immer verschmähen. Hätte Immermann nicht allein gestanden, hätte ihm das Glück die Gesellschaft kritisch strenger, auch allzustrenger Freunde beschieden, die festen und schroffen Seiten wären gewichen und das wahre Leben hervorgetreten. Noch vortheilhafter, wenn ein Theater, sey es auch das schlechteste, vor seinen Augen eines seiner Stücke in die Scene gesetzt hätte. Mit dem echten Leben wäre auch das dramatische herausgewachsen. Statt dessen sehen wir, wie dieß in seinen Tragödien mehr und mehr verschwindet, wie die Einheit der Handlung (die, richtig aufgefaßt, in keinem Drama fehlen darf) mangelt, wie die Handlungen zersplittern und das Interesse zerfällt. Kernige Scenen, schöne Dialoge, treffliche Monologe erinnern überall an dramatische Anlage; aber die dramatische Durchführung mangelt. Hier zu viel, dort zu wenig, wo das richtige Maß aus der Erfahrung und Anschauung leicht gewonnen wäre. Da Mangel und Ueberfluß, ursprünglich nach Willkür ausgetheilt, in den gesammten Dramen ziemlich gleich vertheilt ist, so bekommen sie einen Anstrich von Seltsamkeit, der in Verbindung mit der vorhin gerügten Form und einem noch zu erwähnenden Umstande sich zu einer Art Originalität steigert, die nicht zu den Verdiensten der Dichtungen Immermanns gehört.

Wäre auch die Einheit der Handlung da, so fehlt doch eine gewisse Einheit der Behandlung, hervorgehend aus der idealen Auffassung des Gegenstandes. Man denke sich eine zwiefache, die alte schlichte der Zeiten, wo es noch und nur Naturdichter

geben konnte. Hier galt es, der Natur einen Spiegel vorhaltend, die Erscheinungen nach der allgemein gültigen Wahrnehmung aufzufassen, und zu einem Ganzen so zu verarbeiten, daß auch der Totaleindruck gewissermaßen ein Spiegelbild der Natur in umfassendem Sinne wird. Zu dieser einfachen Dichtungsweise, der ursprünglich echten und wahren, wurde Immermann nicht geboren, und es ist ihm auch nicht gelungen, sich zu dieser Homerischen Einfalt und Shakspearschen Treue wieder hindurch zu arbeiten. — Der neuern Zeit war es vorbehalten, sich durch die Kunst in eine andere Natur hinüber zu arbeiten, deren Grundgesetz ist: daß eine Wahrheit den Hintergrund fülle, nicht die Wahrheit der Erscheinung, sondern der Idee. Wie Calderon und viele Spanier sich bereits ihre eigene Natur, hervorgehend aus der Konsequenz ihrer konventionellen Ansichten, erschaffen haben, ist bekannt. Dem Calderon ist diese Natur zur sogenannten andern Natur geworden. Er verehrt sie unverbrüchlich in ihren vier Haupterscheinungen, dem Gesetz der Religion (fe), des Königes (lealtad), der Liebe (amor) und der Ehre (honor). Aber die Ideen sind mannigfaltig, und wir sehen viele, zur andern Natur geworden, bey den verschiedenen Dichtern, ohne daß sie bey Einem so festen Charakter gewonnen, wie bey dem Spanier. Die Idee der humoristischen Auffassung der Welt, im Kleinen oder im Großen, ist neuerdings vielfach beliebt geworden. Niemand hat es hierin Tieck gleich gethan. Sein gestiefelter Kater, seine verkehrte Welt, sein Zerbino, sind völlig in ein neues Leben der Laune übergegangen, weil sie durchaus aus dem Leben der Erscheinung ausgetreten sind. Und doch herrschen, trotz der anscheinenden Regellosigkeit, alle Gesetze des Lebens in diesen vollendet phantastischen Gemälden.

Immermanns Dramen gehören einem Zwittergeschlecht an. Er stellt sich mit wahrer Begeisterung auf den Standpunkt seiner Personen, er vertieft sich in ihre Motive, Ansichten, Handlungen, es gelingt ihm, uns selbst mit fortzureißen; dann aber vergißt er plötzlich die Heptarchie der Sachsen, Korinth und Bologna, und tischt uns Betrachtungen und Späße über die modernsten Angelegenheiten auf. Solch ein Spiel des Herausreißens aus Zeit und Oertlichkeit mitten unter ernsten Interessen kann wohl auf Augenblicke gefallen, es gilt auch wohl eine Zeitlang als der Stempel des Genius; der wahre nach Dauerndem ringende Genius wird indessen zuletzt es doch als das endliche Ziel der Poesie anerkennen, eine neue Wahrheit zu schaffen, das erscheinende Leben geadelt nach den Gesetzen der Poesie, zu reproduciren, und dieses kennt in seinem oft wunderbaren, immer aber

einfachen Gesetzen der Entwickelung unterthan bleibenden Laufe nicht dieses wilde willkürliche Zusammenwerfen des Fremdartigen. Wer wollte einzelne Scherze, der heutigen Mode entnommen, den Männern aus Karl des Großen Zeit verargen; Shakespeare läßt seine Clowns in Rom und Griechenland Londoner Straßenwitze sprechen; hier häufen sich aber diese Scherze oft zu solchen Gebäuden an, daß sie in das Wesen des Drama hineingreifen, und selbst der Idee nach mit ihm verwachsen scheinen.

Man glaubt demnach, gewiß dem Bestreben des Dichters entgegen, keinen großen Guß, kein Ganzes in den Tragödien zu finden. Der Leser muß bald hier bald dorthin mit dem Dichter springen, in das Antike, Romantische und Moderne, aus dem Ernst in die Persiflage, welche selbst jenen oft zweifelhaft erscheinen läßt, wiewohl dieß nicht in der Absicht des Dichters gelegen. Dabey fehlt die Leichtigkeit in der Bewegung und im Humor. Es ist nicht das Zaubernetz des parodischen Scherzes über das Ganze ausgesponnen. Das Resultat ist, wir finden nicht die einfache Wahrheit einer getreu geschilderten Natur und nicht, vom Surrogat, eine durchgeführte Auffassung unter der magischen Beleuchtung einer selbstgeschaffenen Idee. So ist das Trauerspiel Edwin am zerrissensten, weil wir nicht wissen, woran uns zu halten? Daß Immermann's neuestes: Cardenio und Celinde am freysten von der bizarren Vermischung des Fremdartigen ist (vielleicht nicht nur deßhalb, weil es Ort und Zeit nach da spielt, wo das Verschiedenartige dem natürlichen Gange zufolge am leichtesten zusammentreffen kann), erweckt die Hoffnung, daß er sich mehr und mehr davon losmachend zur Verehrung der im Leben erscheinenden Natur hindurcharbeiten werde.

Jede Tragödie hat ihre komischen Scenen und Charaktere; aber auch abgesehen von den eben besprochenen Witzspielen, scheinen sie großentheils willkürlich eingelegt. Man ist gewohnt, die Scherzauftritte der Gracioso's, Clown's, Kasperle's u. s. w. als Kontraste oder Parodie zu dem vorhergehenden Ernste anzusehen. Diese Bedeutung kann ihnen immer nur spätere Auslegung beylegen, ihre Entstehung darf keiner solchen Absichtlichkeit beygemessen werden. Weil der Geist in der allerernstesten heiligsten Stimmung sich wohl zum Scherze aufgelegt fühlt, weil die Natur, der alle Monotonie verhaßt ist, sich rächt, wenn das Gemüth sich anstrengt, nur der einen Richtung zu folgen, schießt mitten unter den feyerlich-tragischen Bewegungen die gaukelnde Lust hervor. Diesem der Natur angemessenen Drange hat Shakespeare Raum gegeben; so erscheinen seine humoristi-

schen Volksscenen mitten in der Tragödie wie muntere und üppige Auswüchse, welche aber organisch völlig mit dem Hauptstamme zusammenhängen. Nicht so bey Immermann. Der Dichter glaubte, nöthig zu haben, burleske Figuren zwischen den tragischen einzuschieben, und den Scherz mit Ernst zu unterbrechen; daher stehen die Bedienten- und Volksauftritte, wenn auch an sich nicht ohne Witz, oft leer und traurig da. Es ist der Hülfsbedarf einer wohlfeilen gemeinen Kritik, jedem dramatischen Dichter, der in der Tragödie auch dem Humor freyen Lauf läßt, vorzuwerfen, er shakspearisire, ein Modevorwurf, dem bey gewissen Kritikern auch der nicht entgehen wird, dem die Lust frisch und grün aus demselben Holze wächst mit dem Ernst. Hier aber sind die komischen Scenen in der That nicht der Erguß einer reichen Laune, ja bey vielen trifft die Rüge, daß es lediglich Nachahmung Shakspearescher Vorbilder sey, nur zu bestimmt.

Im Ganzen charakterisirt den Dichter mehr der Gedankenreichthum als die Fülle der Phantasie. Er malt wenig, und auch in den Bildern spricht sich eine gewisse Gedrängtheit aus. Daß die Schilderungen nicht immer die lebendigsten sind, daran ist wohl mit die Trennung des Dichters von der Bühne schuld. Die Gedanken ermangeln nicht der Kraft und Originalität des Ausdrucks. Der Geist der sittlichen Ordnung waltet in den Tragödien vor; aber wir vermissen, was so häufig Dramen, die nur hinter dem Schreibtisch und für den Druck gedichtet werden, auszeichnet, einzelne große Charaktere, Lieblingshelden, in deren umständlicher oder strahlender Ausmalung die nicht für die Bühne berechnenden Dramatiker sich so gern sehen lassen. Was sonst zu bemerken ist, wird sich bey den einzelnen Stücken vorfinden.

Das Thal von Ronceval eröffnet den Reigen der 1822 erschienenen Trauerspiele. Ein Name, der große Erwartungen erregt, die aber wenig befriedigt werden. Das Thema ist natürlich der Untergang des durch die Poesie so viele Jahrhunderte lang gefeyerten Helden Roland. Ob dieser Schlachtenuntergang aber dramatisch war? Er konnte wenigstens dramatisch werden. Ist es aber dem Dichter gelungen, die dramatische Theilnahme zu erwecken, und dieses Eine durchdringende Interesse, diesen rothen Faden durch die verschlungenen Gewebe hervorzuheben?

Karl der Große steht in der spanischen Mark mit dem Mohrenkönige Marsilius im Kriege. Er siegt und ist im Vordringen, als ihn der Ueberdruß seiner Franken, und die Nachricht vom Einfall der Sachsen zurückruft. Es gilt, das eroberte Land, die Schutzmauer der Christenheit gegen die Araber, einem tüchtigen Fürsten zuübergeben. Sein früheres, dem schwachen,

feigen Ganelon, seinem Neffen, gegebenes Wort kann er unmöglich halten, ohne Abendland und Christenheit dem offenbaren Verderben preis zu geben. Er versucht deßhalb von Ganelon durch Güte sein gegebenes Versprechen zurück zu erhalten. Da dieß umsonst ist, Ganelon, hier einzig ein Mann, auf sein erworbenes Recht besteht, zwingt ihn die Nothwendigkeit, das Wort, der Einreden des frommen Turpin ungeachtet, zu brechen, und Roland, den einzigen, der dieser schwierigen Stelle gewachsen ist, zum Könige zu ernennen. Die Mohren bieten Frieden an, Ganelon aber, der, um ihn zu vermitteln, nach Saragossa gesandt wird, spielt dort aus Rache den Verräther. Als Karls Heer schon auf dem Rückzuge nach den Pyrenäen ist, und Roland, die Nachhut führend, sich im Thal von Ronceval befindet, kommt seine heldenmüthige Geliebte, Zoraide, des Mohrenkönigs Tochter, zu spät, um ihn und die Paladine vor dem Verrath zu warnen. Das ungeheure Heer der Mohren, von Ganelon geführt, hat die Christen umzingelt und von Karls Heere abgeschlossen. Zoraide wird vor der Entscheidungsstunde von Turpin getauft und Rolands Gattin. Dann fällt der Paladin mit allen seinen Helden nach einem Kampfe der Verzweiflung, jedoch nicht ohne daß Karl und die Seinen ihm zu Hülfe eilend siegreich wenigstens den Sterbenden sehen.

Dieß ist die wesentliche Handlung und Entwickelung der Tragödie; zum wesentlichen Inhalt gehört allerdings noch Rolands romantische Liebe zu seiner ritterlichen Feindin, der Sieg der Liebe über den Haß und ihre endliche Vereinigung im Tode; aber in die Haupthandlung greift dies Verhältniß nur schwach ein. Die Katastrophe ist gebaut auf den Bruch des gegebenen Königswortes. Ganelon, zuletzt gefangen und zum Gerichte abgeführt, sagt zum ergrimmten Kaiser:

So fahre fort, du fährst mit gutem Winde.
Wie schade, daß ein einzig Wort von mir
Des stolzen Schiffes stolze Masten knickt.
Ich bin verdammt für Zeit und Ewigkeit,
Du aber leistest unter mir Gesellschaft.
Du hast dem bösen Feind mich zugetrieben,
Weil du gelogen, ward ich der Verräther,
Rein stünd ich vor dir, wärst du rein geblieben,
Und keine Leichen sähe dieses Thal.
Halt nur Gericht in Achen über mich,
Dort will ich meine Seele von dir fordern,
Und auf dem Sandberg ruf' ich dir noch zu:
Nicht Ganelon, Du mordetest das Heer!

Diese Worte werden vom Kaiser approbirt; er will sich die Hände abhauen, will in ein Kloster gehen, bis ihn Turpin aus der

Verzweiflung des Wahnsinns durch einige Worte der Erhebung reißt.

Die Wahrheit, daß ein Königswort so heilig sey, daß es unter keinerley Verhältnissen gebrochen werden dürfe, ist zwar eine sehr erhebende; aber das hier gegebene Beyspiel von der Art, daß man an der Wohlthat jener Wahrheit eher zweifeln möchte. König Karl hat, einmal, als Ganelon, verspottet und verachtet, so tief unter seinem gefeyerten und beglückten Bruder Roland ihm besonders bedauernswürdig erschien, aus Regung des Mitleids das nächste Königreich, das er aufrichten werde, demselben versprochen. Nun trifft es sich, daß dies das höchst wichtige Königreich der spanischen Mark ist, ein Posten, dem Ganelon in keiner Art gewachsen ist. Wer könnte es hier dem Beherrscher und Schirmherrn der ganzen Christenheit verdenken, wenn er, von hundert höheren Gründen getrieben, die Erfüllung seines flüchtigen Versprechens aufschiebt; wer möchte es Karl dem Großen nicht zur Pflicht machen, lieber sich selbst zu vergessen, als seine großen Plane und die höheren Verpflichtungen gegen Glauben und Reich. So ist das dramatische Interesse auf ein sehr schwaches Fundament gebaut. Zwar soll die Verschuldung des Kaisers, welche die Katastrophe herbeyzieht, noch durch die des Helden Roland unterstützt werden. Der Paladin, in der Liebe träumend, vergißt, bis auf die Momente der That, seine hohe Stellung; diese Schuld ist aber nur leise angedeutet, und greift nicht sichtbar genug in die Haupthandlung ein.

Seine Liebe steht so abgesondert, so vereinzelt da, wie die meisten Partien der Tragödie. Es ist nicht genug, daß man den innern Zusammenhang ahne, der dramatische Dichter muß auch vor allem bemüht seyn, ihn in der Entwicklung der Haupthandlung und der Verschmelzung des Episodischen zu zeigen. Wer für die Bühne schreibt, kann hierin nicht genug thun, denn beym gegenwärtigen Zustande unserer Theater wird selbst das wohl Zusammenhängende so zerrissen, daß der Zuschauer aller Anstrengung bedarf, die kleinen Fäden nicht aus den Augen zu verlieren. Doch gibt es einen Moment, der, wahrhaft dramatisch, in seiner lebendigen Wahrheit und raschen Entwickelung die Tragödie schmückt, dieß ist das kurze Gespräch zwischen König Karl und Ganelon. Die Künste der Ueberredung, zu welchen die faule Sache den ihnen nicht gewachsenen Kaiser sich herabzulassen zwingt, im Gegensatz zu dem kecken Stolze, welcher den dießmal im Recht befindlichen Feigling und Schurken erhebt, alles trefflich gezeichnet. Wir möchten kein Wort kürzen und

zusetzen, und nur wünschen, daß in demselben dramatischen Geiste das ganze Stück ausgeführt wäre.

Wenn das dramatische Leben des interessanten Süjets nicht gehörig hervorgehoben worden, so dürfte man erwarten, der Dichter werde das Mährchenhafte, welches diesem alten Romanzenstoff so innig anhaftet, mit besonderer Liebe pflegen. Wie schön läßt er die Sage über den Gräbern der gefallenen Helden im Thal von Ronceval den Prolog sprechen:

Die Hüterin des Schlachtenfelds, die Sage,
Stieg vor euch auf.
Erst unterm Runenstein der Heldenzeit
Haus' ich mit Geistern in der moos'gen Halle.
Tritt nun ein redliches Gemüth zum Stein,
Tiefsinnig seine dunkle Schrift beschauend,
So tönen Stimmen, sie ihm auszudeuten,
Und diese Quell', in meiner Kluft entsprungen,
Geschwängert mit dem Rost versunkner Waffen,
Sie flüstert, über Kies und Wurzeln strömend,
Von seiner großen Väter Lust und Leid.

Auch euch faßt süßer Schauder, hört ihr mich.
Verworren kreist vor euch des Tages Bild,
Die Gegenwart verletzt, die Zukunft schreckt:
Drum flüchtet ihr aus peinlichem Gewirr
Zum stillen Borne der Vergangenheit,
Kühlt euch die heißen Augen, blickt geklärt
Auf meinen grünen Teppich! —
Der weist Gestalten euch, so männlich groß;
Sie sind nicht mehr, doch sind sie einst gewesen —
Und mit der Wehmuth nun verblichner Pracht
Kommt auch erhabne Ruhe über euch.

Der Dichter, diesem Wort vertrauend, hat
Strengen Gebotes mich heraufbeschworen.
Das schlichte Wort, das ich ihm gerne gab,
Taucht' er in Regenbogenfarben ein;
Da glänzte auf ein wechselvolles Spiel,
Das Bild der Liebe und das Bild des Hasses,
Der Freude und des Todes Doppelbild.
Was daran gut ist, glaubt, er hat's von mir,
Und drum vertret' ich's als mein theures Kind,
Das selber ich, euch erst begrüßend, bringe.

Aber das Versprechen wird nicht erfüllt. Hätte der Dichter es bey dem »schlichten Wort« belassen! Durch das »Eintauchen in die Regenbogenfarben« ist das, was das Leben des Mährchens ausmacht, und sich besser fühlen als beschreiben läßt, entflohen. Das Mährchen, um nicht in seiner zarten Innigkeit verletzt zu werden, verlangt die allersorgsamste Behandlung; ein rauhes Wort, aus dem Gedankenkreise heraus, kann die ganze Wirkung

stören. Es wäre thöricht, wollte ein Rec. genau angeben, was der Verfasser hätte thun müssen, um dem Drama den eigenthümlichen Zauber zu ertheilen, welcher der Sage anheftet; jedenfalls aber hätte er die seltsam modernen Anspielungen fortlassen müssen, welche nirgend mehr, als in diesem heiligen Sagenkreise stören. So die Scenen unter den Kriegsknechten, besonders wenn der gelehrte Thürsteher des Kanzlers Eginhard sich laut macht; wie dann für jeden, welcher an die historische Entstehung des von Dagobert angeführten Spruches: »Ruh ist erste Pflicht des Unterthanen« denkt, bey diesen Worten alle Wahrheit des Mährchens verschwinden muß.

Alle Wanderer, welche des Pyrenäus Felsenmauern gesehen haben, versichern, daß der süße, heilige Schauer der Sage dort unwillkürlich jeden Beschauer ergreife. Sie lebt noch unter den Bewohnern, wo die geschichtlichen Erinnerungen kaum über drey Menschenalter zurückgehen. Unter den himmelstrebenden, mit Eis und Schnee bedeckten Granitpfeilern, in dem Circus der ungeheuren Felsenwände, die sämmtlich in ihren Benennungen noch die Erinnerung an Karls Paladine tragen, bekommt die Sage Leben, und Zweifel und Kritik verschwinden; hätte doch dem Dichter diese Scenerie im Hintergrunde vorgeschwebt; hätte er uns die Pyrenäen mit dem Aufwande aller Phantasie hingestellt, vielleicht wäre dann auch der Duft des Mährchens über alle Gestalten ausgegossen, deren größere Zahl, wie sie jetzt erscheinen, ganz fremden Regionen angehört. Auch die Sprache, nicht so präcis als in späteren, entbehrt dieses Duftes. Vielleicht wäre hier der Reim, welcher im Cardenio und Celinde so unangemessen verschwendet scheint, von günstigerer Wirkung gewesen. Doch zeigen mehrere lyrische Partien, daß der Dichter schon hier die Fähigkeit besessen, jenen zarten Duft durch die Verse walten zu lassen. So die Gesänge der drey Mohrenknaben, welche im zweyten Akt, Geschenke bringend, zu Kaiser Karl kommen; so die Umschreibung der in Krystallschalen dargereichten Goldkörner:

Unter des Nigers
Wogengerolle
Schliefen die goldnen
Eyer der Fei
Süß hinträumenden, ahnenden Schlaf.

Siehe, da nahen
Maschige Netze
Suchender Fischer,
Fahn die Geborgnen.
Und auch die Wellen
Unwillig rauschend,

Ob der Schützlinge
Frecher Entführung,
Gehet der Rückzug
Pfeilschnell empor:
Bis sie erwachen am Lichte des Tags.

Jetzo erkennen sie,
Welche Gewalten
Günstige Geister
Ihnen verliehn.
Siegend durchzieht
Schlösser und Städte
Das blinkende Gold,
Funkelt an Kronen,
Pranget an Zeptern:
Gold ist der leuchtende König der Welt!

Chor.

Aber dem Helden,
Welcher zerbrochen
Städten das Thor,
Schlössern die Mauer,
Dienet auch Gold.
Und zu den Füßen
Des schlachtengewaltigen
Ehernen Herrschers
Sinket der leuchtende König der Welt.

Aehnlich der Gesang von der Entstehung des Weihrauchs und der Perlen.

Unter den Charakter-Schilderungen nähert sich dem vom Dufte des Orients geschwängerten Mährchen am meisten Zoraide. Sie wird lebendig in ihrer orientalischen Gluth und der Kraft der Liebe. Etwas ausgeführter, und die Heldin des Mohrenlandes müßte unsere ganze Theilnahme in Anspruch nehmen. Durch ihre Bekehrung tritt sie nicht aus ihrem Charakter heraus. Ihr gegenüber, aber unausgebildet, steht Roland. Er ist der träumerische Mährchenheld; die wenigen Züge, die ihn als strahlenden Paladin der Christenheit in seiner gebornen und früher bewiesenen Kraft und Herrlichkeit hinstellen sollen, genügen nicht. Vor seinem Tode könnte der Aufschwung des Heldengeistes kräftiger seyn. König Karl tritt ganz aus der Mährchenwelt, wie er uns dort geschildert ist, heraus. Er hat, nach der ausgesprochenen Absicht des Dichters, Glanz und Ceremoniell seiner gothischen Majestät von sich abgeworfen, und steht wieder in rüstiger Kraft halb als ritterlicher König, halb als umsichtiger Monarch da. Am ausgeführtesten erscheint der Verräther Ganelon. Seine eingewurzelte Feigheit und Nichtigkeit darzuthun bedurfte es keiner besondern Kunst; denselben Feigen aber, gestützt auf

sein Recht im Gegensatz gegen den allzeit gerechten Kaiser, stolz und kräftig darstellen zu können, verräth den Dichter. Auch wie er zum Verräther wird, und sein Ausgang, harmonieren mit dem Ganzen.

Bischof Turpin ist würdig gehalten; die Seite der Mohren kommt bis auf Zoraiden wenig in Betracht. Die Franken stören den Eindruck des Mährchens, ohne das Dramatische zu fördern. Dagobert, Thürsteher des Kanzlers, als Vertreter des pedantischen Rechts in seinen juristischen Formeln, soll zwar auf die Hauptidee hinarbeiten, dieß hätte aber auf andere Weise besser geschehen können. In welchem Zusammenhange steht endlich die verabredete Subpartie einiger fränkischen Marodeure gegen den Magus im Walde mit der Haupthandlung? An sich ist sie zu unbedeutend, um episodisches Interesse zu gewinnen, es wäre denn die theatralische Vorstellung, wie die Bösewichter, vom Magus gefoppt, zu Grunde gehn.

* * *

Zur folgenden Tragödie Edwin finden wir eine Zueignung an Göthe, in Ottaverimen, welche uns über das Verhältniß des Dichters Licht geben soll. Sie gewinnt selbst daran bey mehrerem Durchlesen. Verschwindet aber auch die Unklarheit, so tritt doch jene gerügte Anmaßung hervor, welche in den Götheschen, in Form poetischer Selbstbekenntnisse geschriebenen Gedichten, die offenbar Immermann hier vorgeschwebt haben, sich so selten ausspricht. Hr. Immermann möchte jetzt vielleicht manchen Vers gestrichen haben, wie so manchen Dichter in spätern Jahren die stolzen Selbstbekenntnisse in Prologen und Vorreden reuen, die er früherhin für höchst nöthig erachtete, um ja die ästhetischen Richter mit den Selbstkämpfen, die er zu bestehen hatte, bekannt zu machen. Hier bricht noch der Wanderer zum alten Meister in folgende Klagen aus:

Ist das des Rufes hohe Zauberkraft,
Der zu dem Dienst des Tempels mich beschieden?
Hab' ich mich darum freudig aufgerafft,
Und Spiel und Tanz, sorglose Lust gemieden,
Daß mir verdorren müssen Mark und Saft,
Weil im erhitzten Fleisch die Adern sieden?
Daß ich versprengt in diesem Sande stehe,
Dahin und dorthin schweifend untergehe?

Ihr Götter wißt, wie ich seit frühen Zeiten
In keuscher Stille mich zum Werk gespart,
Wie ich vor leerem Tand und Eitelkeiten
Verachtend stolz mein junges Herz bewahrt,

Wie, angestachelt um hinauszuschreiten,
Ich stets durch leise Scham gehalten ward!
Bis mich der Geister übermächtger Drang
In diesen Mantel und zur Wandrung zwang!

An Göthe werden wir in einigen Stanzen sehr lebendig erinnert, aber zum Guten. Nur selten gelingt es indessen dem Schüler, jenen harmonischen Wohlklang seines Musterbildes, den seine didaktischen Ansprüche der Art begleiten, zu erreichen. Am meisten dürfte er sich in folgenden trefflichen Worten des Meisters bekunden:

Ein wackrer Mensch verschwendet an das Irren
Nicht seine Zeit, noch seines Leibes Blut.
Kann das Verdienst des Größern dich verwirren,
So hast du nicht einmal zum Kleinsten Muth.
Was hilfts nach Rauchgestalten matt zu girren?
Am Meister dir erscheint das höchste Gut.
Vernimm anjetzt ein streng Gebot der Geister:
Es ringt der Schüler, es vollbringt der Meister.

Ich werde dich nicht auf die Schulter laden,
Ich stelle dich auf deine Füße hin!
Fällst du, so trägst du selber allen Schaden,
Doch kommst du weiter, hast du den Gewinn.
Und wird dir endlich durch erhabne Gnaden
Ein neuer Pfad gezeigt, folg immerhin! —

Ehe unser Pfad uns zur Betrachtung der Tragödie selbst führt, können wir unmöglich die Kritik unserer selbst, sofern wir unter die Recensentenschaar gehören, stillschweigend übergehen. Sollte der Meister nicht noch dem Wanderer die Weisung gegeben haben, seinem Beyspiele folgend, gegen die »possenhafte Menge« niemals auszuschlagen? Es ist nicht der niedrigste Fußschemmel zu Göthes Größe, daß er, gegen alle Anfälle schweigend, nicht einmal seine Verachtung dagegen laut werden ließ:

Welch eine bunte, possenhafte Menge
In Laub und Gras, in Strauch und Bäumen heckt!
Welch ein Gezwitscher, Treiben und Gedränge!
Welch ein Pygmäenvolk sich hier entdeckt!
Figürchen sind es all von Kindeslänge,
Ein Greisenhaupt auf jedem Rümpfchen steckt.
Am Boden gibt sich Klett' und Dorn zu spüren,
Getreten sticht's und quäkt: Wir recensiren!

* * *

Unter allen Trauerspielen des Dichters ist Edwin das bunteste und zerrissenste. Es hat eine praktische und historische Grundlage, aber vielfältige Nebeninteressen und Absichten lassen weder dem historischen Stoffe Gerechtigkeit widerfahren, noch die Haupt-

fabel des Stückes zur Ausbildung kommen. Diese ist ernster Art, und könnte, gehörig zusammengefaßt und hervorgehoben, von großem Interesse seyn; aber sie spaltet sich selbst; ein großer Moment, auf den man wartet, das Zusammentreffen des Usurpators mit dem königlichen Sohne des Waldes findet nicht Statt. Frostig in jeder Hinsicht geht die lebendig begonnene Handlung zu Ende, und wir müssen uns, statt einer Entwickelung und Wiedergestaltung durch Handlung mit einer Rede voll kalter Resignation aus dem Munde des neuen Königs begnügen.

Der Dichter führt uns in die Zeiten der sächsischen Heptarchie über England, eine Zeit, die freylich an Gräueln reich ist, wo somit das Schuld- und Vergeltungsthema gut abgehandelt werden kann, der aber große Lichtpunkte, mithin die Erhebung, so nöthig zum Trauerspiele, fehlen. Dabey die vorherrschende Barbarey, die weder durch ritterlichen Sinn, noch durch den Strahl des Glaubens, nicht einmal durch allgemeine Vaterlandsliebe, erhellt wird. Selbst die gesundenen Elemente des germanischen Lebens schienen auf einige Zeit unter der Anhäufung blutdürstiger und zielloser Frevel untergegangen, bis der große Alfred einen freyern und reinern Sinn in Wort und That bekundete.

König Aella von Deiri, ein strenger Mann, ist mit Hinterlassung eines einzigen Söhnleins, Edwin, vor drey Jahren gestorben. Dessen Oheim, König Adalfried von Northumberland, ein gewaltiger, grausamer, aber tapferer Fürst, derselbe, welcher historisch die ganze Mönchsbevölkerung des großen Klosters Bangor in einer Schlucht niedermetzeln lassen, bemächtigt sich mit Hülfe des wilden Räubers Redwald, der Vormundschaft über Deiri. Bald nach dem Tode seiner Mutter verschwindet auch der junge Thronerbe; er ist plötzlich gestorben. Das Gerücht sagt, König Adalfried habe ihn einem sächsischen Manne übergeben, um durch die Ermordung des Knaben vom Thronprätendenten und Mündel zugleich befreyt zu werden. Adalfried regiert als Despot und Wütherich. Ein Volksaufstand bricht aus, an dessen Spitze sich der schlaue und verwegene Redwald stellt, weil er sich nicht genug vom Könige belohnt hält, und auch in der Absicht selbst König zu werden. Anhang und den Schein des Rechtes verschafft der Name Edwin dem Rebellen. Edwin lebe, wenn die Zeit gekommen, werde er hervortreten. Die Empörer siegen; der Usurpator schickt endlich seinen Sohn Oswy ihnen entgegen. In seiner finstern, mit jedem Argwohn geschwängerten Besorgniß hat er bey Todesstrafe die Ablieferung aller Waffen befohlen. Da wird Waldmann, der Pflegesohn eines wilden Forstbewohners, des

Sachsen Offa, ein starker, kecker Jüngling, der Sohn der Natur und des Waldes, eingefangen, als er mit seiner Armbrust dem Weidwerk nachgeht. Anfangs vor Oswy, dann vor den Richter von Kendal geführt, wird er zum Tode verurtheilt; seine Riesengestalt, seine außerordentliche Aehnlichkeit mit König Aella, der allgemeine Ruf, er sey der todtgeglaubte Edwin, veranlaßten den Usurpator um so weniger, die erbetene Gnade ihm zu ertheilen. Aber Oswy, ein edler, rascher Jüngling, von Redwald und den Rebellenführern in den Hinterhalt gelockt, ist indessen geschlagen und gefallen. Redwald, nun nicht mehr des vorgeschobenen Namens Edwin bedürfend, ist eben im Begriff die Maske abzuwerfen; er erklärt, wie Edwin gestorben sey, als von Waldmanns Pflegebrüdern die mit Blitzesschnelle verbreitete und überall Glauben findende Nachricht ihm gebracht wird, daß Waldmann Edwin sey, daß es gelte, ihn aus der Hand des Henkers zu befreyen. Da Redwald und seine Schuldgenossen zaudern, verläßt sie ihr ganzes Heer, und Edwin wird in dem Momente zum Könige erhoben, als er den letzten Gang antreten soll. — Edwin, schon früher im Gefängniß, durch eine Vision seines Vaters Aella, von seinem hohen Stande und Berufe unterrichtet, handelt sogleich als geborner König, Redwald und seine Genossen, deren Tücke er durchschaut, werden zurechtgewiesen; doch dankt er ihnen für ihre geleisteten Dienste, er vergibt seinen Feinden, und beschickt seinen Oheim Adalfried, um für die Handlungen seiner Vormundschaft Rechenschaft zu fordern. Dieser ist verstockt, der Krieg geht fort, Redwald und sein Genosse Ugly wollen den rüstigen Fürsten, der so ganz ihre Plane kreuzt, ermorden, werden aber ergriffen. Ein verrätherischer Northumbrier, der, von Edwin aus seiner Gefangenschaft entlassen, zu Adalfried zurückkehrt, raubt jenem den einzigen Sohn, einen Knaben, und bringt ihn dem Usurpator. Adalfried, im Grimm über den Verlust seines Oswy, durch Gewissensbisse und Schmerz zur Starrheit des Wahnsinns gebracht, ermordet das Kind. Da dringt Edwin, ohne Widerstand zu finden, ein, fordert persönlich Rechenschaft von dem Oheim und Vormund. Ein Zweykampf, wird ausgemacht, soll entscheiden. In diesem fällt Adalfried, und Edwin erhält die Kronen von Deiri und Northumberland. Den Leichnam seines Kindes sendet er dessen Mutter, die, eine Tochter Offa's, sich von ihm geschieden hat, und tröstet sich mit den die Tragödie schließenden Worten:

Und ich? — —
Allein wer sagt dir, eigennützig Herz,
Daß dieser Erde Bau in Trümmer falle,
Weil dir dein kleines Glück zu Trümmern ward.

Gewiß, ein so reichhaltiges Thema als je das einer Tragödie. Aber dem Dichter dünkte es nicht genügend, und er stattete das Stück noch mit mannigfachen Episoden aus. Adalfrieds Sohn, Oswy, tritt Anfangs ganz so auf, als sollte er, wo nicht der eigentliche Held, doch eine Hauptperson im Drama werden. Er ist der edle Sohn des bösen Vaters. Die Phantasie des Lesers kann erwarten, er werde wirksam dem rechten Erben des Thrones, Edwin, gegenüber treten, sie kann auf einen schönen Konflikt hoffen, des Edelmuthes und des Rechtes. Vergeblich. Oswy lebt, und wird zur Hälfte nur deßhalb mit allen Rittertugenden begabt, damit sein Vater über den Tod des Lieblings in Starrsucht und Verzweiflung versinken könne.

Die andere Hälfte seines Lebens ist der Liebe gewidmet. Ein sinnlich inniges Verständniß knüpft ihn an Rosalinden, des Kanzlers Edmund Tochter. Eine Abschiedsscene, und sie folgt ihm verkleidet als Knappe, um bey seinem Tode zu seyn, und endlich für ihn kämpfend vom Rebellen Redwald erstochen zu werden. Statt des nicht unbedeutenden Raumes, den diese Liebesgeschichte des Prinzen einnimmt, jenes vorhin angedeutete Verhältniß hervorgehoben, und nichts wäre verloren! Für die Entwickelung der Haupthandlung ist die Episode von keiner Bedeutung, und an sich nicht lebendig genug ausgebildet, um selbstständig zu fesseln. Das Beste ist noch Rosalindens Lied, im echten deutschen Balladenton:

Es wirbt ein schöner Knabe
Da über'm breiten See
Um eines Königs Tochter;
Nach Freud geschah ihm Weh!

Ach Knabe, lieber Buhle,
Wie gern wär' ich bey dir!
So fließen nun zwey Wasser
Wohl zwischen mir und dir.

Das eine sind die Thränen,
Das andre ist der See,
Es wird von meinen Thränen
Wohl tiefer noch der See.

Dazu tritt noch der Vater der Rosalinde hervor, als Leidtragender und zugleich als Repräsentant einer weisen Staatskunst. Er dient dem Usurpator treu bis zum Tode, nach dem Spruche:

Schlecht ist der König, aber besser er,
Als ohne König ein verwirrtes Land.

Eine, hätte er weiter ausgeführt werden können, ganz interessante Figur; allein in diesem Quodlibet bleibt er versteckt und

würde, wenn er wegfiele, nur die Entwickelung des Hauptinteresse fördern.

Wichtiger dafür ist die Gruppe der Rebellenanführer von Deiri, des Redwald, Ugly und Sharp, der schlaue Ruchlose, der Schurke und der Wohlmeinende. Redwald ist trefflich gezeichnet. Doch mischt sich durch die Ausführung dieser Drey allzuviel Politik in das poetische Gemälde, was freylich Absicht des Verfassers, aber, wie wir unten zeigen wollen, der dramatischen Entwickelung Eintrag thuend ist. Jedenfalls ist die letzte Mordverschwörung der beyden ersten, und die Rettung Edwins durch Sharp viel zu umständlich für das Ganze, ohne durch sich selbst höhern Werth zu gewinnen.

Auch Offa's Familie, in welcher Edwin auferzogen worden, nimmt unser Interesse in Anspruch. Dieß ist wohl nothwendig. Daß die Waldbrüder, welche in ihrem rohen Zustande die höhere Kraft des verkappten Königssohns nicht anerkennen mögen, späterhin verschwinden, ist erklärlich, das Verhältniß zu deren Schwester, seiner Gattin Ethelburga, aber etwas dunkel gelassen. Auch sie wird, wie es scheint, der politischen Tendenz der Tragödie aufgeopfert. Endlich fordert unter den ersten Personen noch der Richter von Kendal, als Repräsentant einer würdigen Justiz, seinen Antheil am Hauptinteresse.

Die Tragödie hat große dramatische Momente, aber es ist kein großes Drama daraus geworden, weil der Dichter, sie verkennend, durch buntes Schnörkelwerk den Grundbau überdeckt hat. Es sind nicht allein jene gerügten Partien; auch noch die komischen, hier ganz besonders hervortretenden Gestalten und Gestaltungen, die wir unten weiter beleuchten wollen, verdunkeln die Handlung, ohne sie zu schmücken. Es sind übrigens alles nur Markirstäbe für Begriffe, wie denn alles Leben, was sich so schön in der Anlage entfalten will, nur dienstbar gemacht wird, um einen weitern Begriff hervorzuheben.

König Adalfried ist ein bedeutender Charakter. Sein erstes Erscheinen ist der großartigsten Tragödie würdig. Es ist der Kampf mit dem Tode, den er zu bestehen hat, und dem der Held erliegen muß. Etwas minder schwarz gehalten, und er wäre weit größer. Der Name Edwin übte noch weit mehr Gewalt, als nun, wo wir wissen, daß so viele andere auf ihm lastende Verbrechen der Tyranney den Eindruck des einen geschwächt haben können. Wie schön sind Adalfrieds Worte auf Edmunds Erinnerung, daß Edwin todt sey:

Reichskanzler, nein, er lebt!
Das Grab hat keine Macht an ihm, er lebt
Ein unvertilgbar Leben! Wer schlug Kerdrik?

Nicht Redwald, Edwin schlug den grauen Feldherrn.
Wer stiehlt die Herzen mir? Derselbe Edwin,
Nicht Redwalds bettelhafte Redekunst.
Wer macht mich schwach in meiner Jahre Mitte?
'S ist Edwin abermals! All überall
Steigt Edwin mit geborstner Schläfe auf —
Siehst du ihn hier? Sieh da — nun sieh ihn dort!
Die Nacht des Mordes gab Unsterblichkeit
Dem Knaben Edwin.

Die Macht des Todten ist ein wahrhaft poetischer Gedanke. Noch schöner entwickelt er sich bey den Rebellen. Redwald beschwört den Namen des Todten, Edwins Name zieht vor seinen Bannern einher, und der Sieg folgt ihm, aber die Lüge rächt sich furchtbar. Im Augenblicke, wo er ihre Frucht pflücken will, verwandelt sie sich zur Wahrheit; der heraufbeschworne Todte lebt wirklich und entreißt ihm den Vortheil. Hätte der Dichter sich bey der Ausführung dieser beyden wahrhaft dichterischen Motive genügen lassen, hätte er den andern lockenden Tand bey Seite geworfen, und alle Kraft auf Entwickelung jener köstlichen Erfindung verwandt, der Erfolg der großartigen Tragödie wäre nicht ausgeblieben. Adalfried, trotz der ihn umschwebenden Geister, hätte der Gefahr sich entgegenstürzen mögen, den Kampf mit dem Phantome suchend, das Phantom träte ihm kühn entgegen, Höllenkraft auf die Macht des Rechtes vertrauend. Welch ein Begegnen des Königs mit seinem alten Blutsgenossen Redwald! Wie konnte sich der Dichter diesen Moment, das Ringen verhärteter Bosheit mit dem Frevel, beyde unter dem Schilde der Tugend und des Rechtes, entgehen lassen! Jeder durchschaute des andern wahre Motive, und jeder durfte doch, um sich nicht selbst zu entblößen, nur die Scheintugend des Andern mit Gründen gleicher Scheintugend bekämpfen. Welche Bedeutung gewönne nach solchem Gegenübertreten die Erscheinung des wahren Edwin! Dieselbe Nachricht vernichtete beyde Streiter, obgleich die Scheintugend beyder dadurch eine echte Waffe erhält. Die Hülle wäre abgeworfen; beyde stünden in ihrer nackten Häßlichkeit einander gegenüber. Gleiches Interesse vereinte wieder die alten Blutbrüder, der ganze Paradegang klingelnder Floskeln wäre im Moment beseitigt, und beyde verständen sich durch wenige Worte. Ja Adalfried könnte gereinigter erscheinen; er sträubte sich, noch einmal sich den finstern Mächten hinzugeben, da er so unverhofft des auf ihm lastenden Verbrechens quitt geworden; aber Noth und Furcht, für die der verhärtete Redwald den Redner macht, zwingen ihn auf der Bahn fortzugehen. Dann möchte, als beyde vereinigt stehen, auf irgend eine Art, heimtückisch oder offen, den echten Königs-

sohn um Anspruch und Leben zu hintergehen, Owys Erscheinung von Bedeutnng seyn. Der Edelmuth reiner Jugend möchte die Antistrophe zu der Vereinigung des Lasters bilden. Edwin würde gerettet, Oswy ginge unter. — —

Es sind Andeutungen, gegen die sich wohl manches erinnern ließe, die aber eher ein abgeschlossenes Drama liefern würden, als dieß jetzt der Fall ist. Der Bau der Handlung zerfällt mit dem Interesse. Die Hauptpersonen stehen diplomatisch von einander getrennt, Lieder und Heere stehen zwischen ihnen. Unterhändler spielen zu bedeutend mit, und, was das allerschlimmste, das Ende paßt nicht zum Anfang. So ist die zweyte Verschwörung Redwalds, und Edwins Rettung durch Sharp äußerst matt, und, wie sie hier hervortritt, überflüssig. Der Wahnsinn Adalfrieds, obgleich an sich ein gutes Tableau, interessirt uns nicht, die Metzeley des Knaben empört nur, und der Auftritt des kalten Edwin, sammt dem Zweygefecht, welches das Stück beschließt, nimmt völlig alle Wärme, die noch seit der Mitte übrig geblieben ist. Dem Allem hätte der Verfasser vorbeugen können, wenn er die Räume beengt, wenn er Zeit, Ort und Handlung näher zusammengedrängt hätte. Ref. ist weit entfernt, ein unbedingter Verehrer der alten französischen Einheitsregeln zu seyn, aber eben so wenig sind sie ohne allen Grund. Der Genius reißt sich durch alle Schranken hindurch, und ebnet sich seine eigenen Bahnen. So hat Shakespeare sich seine Form erschaffen, die, wie sein Geist, hinausliegt über unsern mathematischen Berechnungen. Wer aber nicht so kühn fliegen kann, wer der Anstrengung bedarf, für den ist es gut, wenn er ein Maß vorfindet, nach dem er arbeitet. Shakspeares Form, lediglich als Form betrachtet, ist die Form der Bequemlichkeit. Ohne Anstrengung kann der dramatische Dichter sich der Kreuz und der Quer legen, selbst vollkommen bequem; ob aber der Leser und Zuschauer dieselbe Behaglichkeit empfinde, ob nicht die willkürliche Zerstückelung, Ausdehnung und die frivolen Einschiebsel, die Aufmerksamkeit mißbrauchen und die Langeweile hervorrufen, ist eine Frage, in deren Beantwortung unsere jungen, nicht für die Bühne schreibenden Dramatiker, nicht eben ängstlich sind. Hrn. Immermann würde der Zwang der Einheitsregeln bey Dichtung des Edwin jedenfalls zu statten gekommen seyn. Die Zeit von vier und zwanzig Stunden und der Umkreis einiger Quadratschuh hätte freylich etwas erweitert werden müssen; aber auch nur wenig, und, schon durch die persönliche Zusammenkunft Adalfrieds und Redwalds in denselben Mauern, aus der hundertfältiges dramatisches Interesse erwachsen mögen, die den jederzeit störenden Schlachtfeldern u. dgl. vor-

gebeugt hätte, wäre der Geist des Dichters zur Vollendung eines Drama geleitet worden, welches wir zu den bessern unseres Theaters rechnen könnten.

Aber der Dichter wollte etwas ganz anderes, als unsere Theilnahme durch jenen Konflikt erregen. Es galt ihm, ein ausführliches Gemälde allgemein politischer Verhältnisse, wie sie sich nach seiner Ansicht gestalten, zu geben. Adalfried ist der kräftige Despot, der ein guter Regent seyn könnte, wenn ihn nicht das Bewußtseyn der Schuld niederdrückte. Die Schuld macht ihn zum Wütherich. Edmund repräsentirt den vernünftigen Staatsmann, der im Dienste für das allgemeine Wohl nicht die Stimme des Herzens befragen darf. Der Richter von Kendal ist der würdige Vertreter unparteyischer Justiz in stürmischen Zeiten. Oswy, ein Prinz voll guter Eigenschaften, als Ritter, Jüngling und Mensch, der aber die ernsteren Pflichten eines Thronerben noch nicht studirt hat. Die Rebellen sind geschickte Staatskünstler in gehörigen Abstufungen. Eumer, der edle Northumbrier, gehört zu den unglücklichen Höflingen, deren höchstes Lebensziel die Gunst ist, selbst aber wird sie ihm nur zu Theil, indem er das Unglück hat, sie in dem Augenblick zu erwerben, wo sie keinen Werth mehr hat, d. h. wenn es mit der Macht des Gönners aus ist.

Der Held, weniger des Drama als des Dichters, ist der Königssohn Edwin. Ein unverdorbener Sohn der Natur, begabt mit königlichem Geiste der Gerechtigkeit, Billigkeit, mit richtiger Einsicht, wird zum Thron berufen, und handelt und denkt sogleich, wie, was man im gewöhnlichen Leben ein Ideal nennt. Zuerst vertheidigt er sein natürliches Recht, als man ihm die Waffe nehmen will, die ihn gegen die Anfälle der Thiere des Waldes schützen soll, dann, mit Aufwand aller Kräfte, Weib, Kind und heimatlichen Herd. Geprüft vom Unglück vergrößert sich seine Heldenkraft. Zum Könige ausgerufen, ist sein erstes Geschäft den Richter, der ihn nach dem Gesetz zum Tode verurtheilt hat, vor der Wuth des Pöbels zu schützen; sein zweytes, die Empörer durch richtige Beurtheilung ihres Verdienstes in Erstaunen zu setzen. Des Sieges gewiß verlangt er nur sein Recht auf das Erbkönigreich Deiri, und will nichts davon wissen, seines mörderischen Oheims Reich Northumberland an sich zu reißen. Nur Rechenschaft von dem Vormunde begehrend, bewältigt er sogar seinen Zorn über die Ermordung seines Kindes und schließt die Tragödie, indem durch Resignation der König in ihm völlig über den Menschen siegt. Das ist alles ganz klar abgehandelt, allein als poetische Frucht bleibt wenig oder nichts bey dieser kalten Klarheit des Begriffes.

Deutlicher noch wird dieser durch die Masse komischer Personen. Alle Parteyen, welche in der letzten aufgeregten Zeit zum Vorschein gekommen sind, werden hier zur Belustigung vorgeführt. Zwey alberne Liberale in der Person der Bürger Dull und Dumb sind mit so grellen Farben hingekleckst, daß sie selbst die Gränze der Karikatur zu überschreiten drohen. So schreyt Dull:

Heuochsen sind wir, Dumb, wenn wir noch schweigen,
Schwächlinge, wenn wir länger uns verbeugen!
Ich wiegle auf! Das Joch der Tyranney,
Vom Nacken muß es, ja, dann sind wir frey!
Verfassung, o Verfassung, Menschenrechte!
Was? sind wir Hunde, sind wir Fürstenknechte?

Nachbar Dumb bittet ihn, die Stadt nicht unglücklich zu machen, und schiebt den ganzen Freyheitsgeist des Nachbars auf die zu sich genommenen Pomeranzen:

Sie wollen unsre heil'gen Rechte kränken:
Northumberlands, Northumberthum verrenken,
Hört Nachbar, was sie jetzo wollen wehren;
Sperrt eure Ohren auf, Entsetzliches zu hören:
Wir sollen nicht wie sonst — wer darf's uns heißen?
Mehr unsern Kehricht auf die Straßen schmeißen.

Auf der andern Seite erscheint ein närrischer Ritter, als Vertreter der poetisirenden Ritterlichkeit, wie sie sich wohl in unsern Tagen gezeigt hat. Junker Dunst ist ein zu offenbarer Narr, daß man auch hier die Karikatur sogleich erkennen muß. Man will Portraitähnlichkeit mit einem geachteten literarischen Namen finden, dessen unbestreitbare Verdienste im Gebiete der Poesie neuerdings durch den zu strengen Glauben an die Existenz selbst erzeugter Begriffe und Gestalten etwas verdunkelt worden sind. Mag es die Absicht des Dichters gewesen seyn, oder nicht, er hat jedenfalls zu stark aufgetragen. Junker Dunst ist früher einmal der Vernunft ganz nahe gewesen, die Furcht vor dem keinen Spaß verstehenden Despoten hat ihn aber wieder mit Hals und Kopf in die Narrheit hineingetrieben. Er liebt in sittig ritterlicher Minne ein Dämchen, deren Name Pandemchen ihr Metier zur Genüge anzeigt, indem er sie für ein züchtig hohes Fräulein, oder gar eine Prinzessin ansieht. Im Wechselgespräche, mit dem Anfange der Nibelungen beginnend, strahlt es von Redensarten, wie:

Woll'st holdes Bild dich meinem Blicke zeigen,

von »lichtem Dunkel,« »sittgem Neigen,« »süßes Frauenlichtlein,« »minnerfülltes Düften.« Der Recke nimmt Abschied von dem süßen Frauenlichtlein, um in den Krieg zu ziehen. Da heißt es:

Dunst.
Mein hohes Lieb, nun will es von uns geklaget seyn.
Pandemchen.
Um Gott, was sieht bedrohlich ins lichte Leben ein?
Dunst.
Risch, risch, du Schwert zur Seite, sehnst dich nach Schlachtendrang!
Pandemchen.
Halt, kühner Siegeseber, machst scheuer Hindin bang.
Dunst.
Dein Eber zeucht hinausser auf blut'ge Oswy's Fahrt!
Pandemchen.
O all ihr Asgardsgötter! O Asen dichtgeschaart!
Dunst.
Ha grimmer Redwaldsrecke; verstörst so holde Blüthe?
Pandemchen.
Ach daß dich Thor der Starke, daß Odin dich behüte.

Den Knappen, der ihm die Augen öffnen will, jagt der Recke in Zornwuth von sich. Die Leichtfertige geht aber mit demselben Knappen durch, und als der Ritter nach der Schlacht aus ihrem Munde so kräftig derbe Sentenzen vernimmt, daß selbst sein Felsenglaube erschüttert wird, ersticht er sich, um mit ihm unter zu gehen. Als Repräsentant einer verkehrten Richtung mag er so in das politische Gemälde gehören. Sein Verhältniß zu Pandemchen und deren in den Krieg Ziehen mit dem Knappen, als Gegensatz zur treuen Liebe Rosalindens und Oswys gedacht, ist für diese poetische Episode wenig vortheilhaft.

Der Richter aus Kendal hat einen dienstbeflissenen und gelehrten Gerichtsdiener, Namens Tribonian, der sich mit seinen aufgeschnappten Rechtsfloskeln überaus breit macht. Als Vertreter aller leeren Formen, jubelt sein Geist über den neu aufgefundenen Gajus, den er in allen Nöthen und Verhältnissen des Lebens citirt. Für einen Juristen, der die Kollegien des Professors von Savigny gehört, oder sich sonst mit den Antiquitäten des römischen Rechtes beschäftigt hat, ist dieß ganz unterhaltend; was sollen aber diese, so ganz speziellen Anspielungen in dem vor uns liegenden Gemälde? In ein Wiener Lustspiel, wo Humor und Lust ohne allen Tendenzzwang walten, möchten sie, wenn sie verstanden werden können, gehören; hier ruft uns der Gerichtsdiener mit den tollen Phrasen nichts anderes zu, als daß es mit dem Ernste kein Ernst ist, und der Leser um Edwins Schicksal, der zum Tode geführt wird, nicht besorgt zu seyn brauche.

Die beyden Aufpasser sind schon humoristischer gehalten. Der eine stirbt für den Gedanken, Verschwörungen auszuwittern, und lebt seinem hohen Ideal, worauf der zweyte erwiedert: »Aal eß' ich gern. Was ist der Ide Aal für 'ne Sorte?« Der erste

erklärt es ihm: »Das Ideal — das ist, wie soll ich sagen — das ist ganz was Ungeheures, was Enormes, so was abscheulich Großes. Es kann's kein Mensch sehn, greifen, essen, trinken, fühlen, riechen, und nimmst du ganz Northumberland, du mißt damit das Ideal noch nicht aus. Das Ideal ist nun so das Ideal.« Auf welche bündige Definition der zweyte ausruft: »Muß ein gefährlicher Fisch seyn der Ide Aal.«

An einzelnen gelungenen Partien ist das Stück überhaupt nicht arm. So ist der Introduktionsmonolog des aus der Verbannung heimkehrenden Northumbrier Eumer meisterhaft in sich; nur gehört er weder zum Charakter des Eumer, noch dem des Stückes. Als gelungene Nachbildung eines Sophokleischen Styles möge er aber hier einen Platz finden:

Erhabne Hallen, königliche Pfeiler
Der alten Burg Carlisle, so grüß ich euch
Nach langem Elend der Verbannung wieder!
Seit zwanzig Jahren wärmte mich der Strahl
Der heimschen Sonne nicht, um kleinen Fehler.
Doch dieses ist die Macht der Könige,
Daß sie vollbringen frey des Herzens Lust,
Uns aber bleibt Gehorchens schwere Pflicht.
Wie fühl ich mich so fremd im Vaterland!
Wo ist der Mann, der mir Vergangenes
An's Gegenwärt'ge knüpft durch treue Kunde?
Denn was in diesem Reiche sich bewegt,
Indessen fern in Schottland ich geirrt,
Blieb mir umhüllt. Verbannten murmelt nur
Gerücht mit Lippen, die der Trug besudelt.

Gewiß ein erhabener Anfang, den man mit Lust und Erwartung überliest. Auch die nächstfolgende Erscheinung des Junker Dunst, der den Erklärer alles Vorgefallenen spielt (freylich etwas seltsam, indem das Gerücht von so gewaltigen Thronveränderungen auch zu dem Verbannten, wenigstens in den rohesten Umrissen, müßte gedrungen seyn), stört den Eindruck nicht, da uns der Grund der Narrheit sogleich offenbart wird. Freylich wünscht man Eumers Erwähnung von der einstigen Modethorheit des Junkers, daß er die Zwiebel verstohlen ins Schnupftuch wickelte, um in Thränen erscheinen zu können; daß er seinen Hut auf Felsen suchte, die er nie zuvor bestiegen hatte, und Dunstens Exklamation darauf: »O mein Werther, welche Erinnerung! Lotte! Lotte!« hinweg; so wie des Junkers Bemerkung: daß es gut thue, in den bedenklichen Zeiten einen guten Regenmantel von Narrheit umzunehmen, indem, wenn Northumberland keinen Stoff bieten sollte, Deutschland mit reichem Vorrath aushelfe, nur als Großmuthsrepliken auf ähnliche Anspielungen im Hamlet erscheinen. Allein König Adalfrieds erstes Auf-

treten führt uns sogleich wieder ganz in die Würde der Tragödie, und spannt die Erwartung noch höher auf verwandte Durchführung. Wolffs Bericht von der Auflösung des Heeres durch Redwalds Kühnheit ist ein Muster klarer, anschaulicher Erzählung. Trefflicher noch ist des Königs Rede, halb Monolog, halb Anrede an den gegenwärtig halb vertrauten, Selbstbekenntniß und Entschuldigung zugleich:

Wie sich des Denkens ungetrennter Faden
Durch lauter tiefe, schmutz'ge Höhlen schlingt!
Von Wänden träuft es und es quillt vom Boden;
Wohin ein streifend Licht fällt, grinsen mir
Gespenster, deren Eines schon den Sinn
In Unsinn wandelte, Verstand in Wahnwitz!
Da liegt ein König auf dem Sterbelager,
Sein Eidam steht dabey — Sorg' für den Knaben!
Ich will es, lügt der Mund — im Busen klingts:
Hab' ich ihn erst, geht über seine Leiche
Der Weg zu Deiri's Throne! — Schnödes Heucheln!
Morddinger nun, und Mordgehülfe Offa —
Triff mir ihn wohl! — Ich will ihn treffen wohl —
Verschwindet mit dem Kinde — freye Bahn!
Jetzt deckt sich auf das künstlich schlaue Spiel,
In Deiris Busen heimlich angestiftet —
Verborgne Hände, die den Aufruhr mehren,
Und wie wir nun so lange rütteln, schütteln,
Bis daß dem Fuchs die Frucht in Rachen fällt —
Dem Chester — Bangor —
— — — Vollbracht' es Offa?
Vollbracht' er 's nicht? Gesehen hat es Niemand.
Er that es nicht, sonst hätt' er sich gezeigt
Und seinen Lohn gefordert —
Den Göttern Dank, der Frevel unterblieb!
Nein wehe! wehe! wenn er unterblieben —
Dann dann muß Adalfried vor Edwin knien,
Selbst Edwins Fuß auf seinen Nacken heben
Und in den Staub sich bücken! Rechtes Lauf
Ist nicht zu hemmen, ist ein Riesenquell,
Mit Silberarmen aus dem Schutte dringend,
Den aufgeworfnen Trug und Uebermacht. —
Nein, Offa hat's vollbracht! — O dreymal wehe,
Wenn das geschah — du wünschtest dein Verderben.
Es wogt ein Strom aus Edwins Wunden her,
Roth unversieglich — Schließt die Pforten zu —
Gewissen öffne nicht! — Hinweg ich dämme
All meine Laster auf — der Damm wird halten —
Umsonst es sintert schon durch jene Ritzen —
Die Wellen mehren sich, der Estrich schwindet!
Es tritt — es tritt zur Brust — Ich bin verloren!
O wär ich nie geboren! — —

Solche Stellen, und es finden sich manche damit verwandte, erhalten den Wunsch rege, Hr. Immermann möge sich einmal

vornehmen, nach der Regel eine Tragödie zu komponiren und auszuführen. Daß es ihm nicht schwer werden dürfte, seinen Humor und Laune zu fesseln, wo sie wider Gebühr heraus wollen, davon legen die meisten burlesken Scenen unseres Erachtens genügendes Zeugniß ab.

* * *

Petrarca. Unter den drey zusammengegebenen Tragödien verdient der Petrarca, ob er gleich am wenigsten die Bedingungen eines Drama erfüllt, den Vorzug, weil er sich wenigstens am meisten einem vollendeten Gedichte nähert. Ihm geht das Haupterforderniß zu jenem, die Handlung ab, während eine gewisse Anmuth über die Dichtung hingeweht ist, die uns manche Mängel und Schwächen übersehen läßt.

Hugo von Sade, der provenzalische Edelmann, Gutsbesitzer bey Avignon, wünscht vor der brillanten Gesellschaft der Hauptstadt nicht allein durch sein überaus tugendhaftes und schönes Weib, Laura, zu glänzen, sondern begehrt auch noch insonderheit nach dem versprochenen Besuche seines Universitäts-Freundes, des berühmten Francesco Petrarca. Er will (um es mit dem alten prosaischsten Ausdrucke zu bezeichnen) sich bey der Gattin mit der Freundschaft eines solchen Freundes, bey dem Freunde mit dem Besitz einer solchen Gattin wichtig machen. Petrarca kommt in Begleitung seines Freundes, des Spötters Luigi, in Staatsgeschäften aus Italien nach Avignon. Er verweilt, ehe er der Einladung des Freundes folgt, in dem Gasthause des lustigen provenzalen Sanssouci, und spinnt hier mit dessen Tochter Jeannette eine Liebeley an, wobey er zugleich dem Freunde seine Ansichten über das weibliche Geschlecht mittheilt. — Er hat sein (sogenanntes) Ideal noch nicht gefunden, deßhalb betrachtet er sie mit leichterem Sinne, als sonst mit seinem ernstsinnigen Streben verträglich. Bey der Morgenandacht in der Stadt soll er jenes hierauf wirklich finden. Unter ihm kniet im Schiff der Kirche das engelgleiche Wesen; er läßt einen Lorber hinabfallen. Sie, Laura, richtet sich auf und erblickt auf dem Chore über sich, Petrarca. Beyde haben sich gefunden, beyde erstaunen als sie sich bey Hugos glanzvollem Feste als Petrarca und Laura erkennen. In einem, von Hugo selbst approbirten Minnespiele zur Ehre provenzalischer Liebeshöfe, erwählt jeder Ritter sich eine Richterin, ihr zarte Gewissensfragen der Liebe vorzulegen. Petrarca enteilt mit Laura. Sein liebeglühend Herz strömt Fragen aus, welche die fromme nicht beantworten sollte. Sie verweist ihn abwehrend auf den mildesten aller Segensboten, die Neigung

einer reinen Frau, und enteilt. Petrarca schließt daraus mehr als er sollte. Luigi, obgleich anscheinend Satyr und Thersites, fürchtet den Sündenfall des geliebten und verehrten Freundes, er warnt den sorglosen Ehegatten. Petrarca will vor der, von Staatsgeschäften nothwendig gebotenen Abreise das Aeußerste wagen, er will zu Lauren in's Fenster steigen, denselben Weg, welchen der noch immer der Tage des Studentenlebens gedenkende Hugo häufig in läppischem Scherz zu seiner Gattin nimmt. Er läßt sich nicht zurückschrecken von einer Erscheinung der aus Liebe zu ihm wahnsinnig gewordenen Jeannette. Hugo aber tritt ihm entgegen, das Gefecht wird durch Luigis und Lauras Dazwischentreten unterbrochen. Hugo von Sade tritt ab nach einer ernsten Strafrede, und überläßt den treulosen Freund den Vorwürfen seines Gewissens, Argwohn zwischen die glücklichsten Ehegatten gestreut zu haben. Lauras sanfte Worte sind noch eindringender auf den aus dem Fieber der Gluth Erwachenden. Sie scheidet mit den Worten:

Mag's dich beruh'gen, wenn ich dir verzeihe,
So sey's dir zugesichert. Lebe wohl!
Ich hatte nicht gefürchtet so zu sprechen,
Doch muß es seyn: Und ob wir uns auch künftig
Begegnen werden, sind wir doch getrennt;
Denn wie dein Leid mich tief ergreifen mag,
Ein Grauen werd' ich fühlen, schau ich dich.
Zerstörte Tempel kindlichen Vertrauens
Stellt dir kein Meister aus den Trümmern her.
Du hast's verwirkt, ich durft' es nicht verschweigen.

Nun wird noch Jeannettens Leichnam, die sich selbst den Tod gegeben, herangebracht, um Petrarcas moralische Vernichtung zu vollenden. Luigi zieht ihn fort. Auf welche Weise er sich daraus wieder erheben würde, ist nur angedeutet.

Wir sagen nicht, daß die Tragödie ohne Handlung ist; denn wenn auch wenig geschieht, was eine in die Augen fallende Wirkung hat, so zeigt sich doch eine innere, aus dem Willen entspringende Handlung. Aber sie zeigt sich nur, sie entwickelt sich nicht. Es ist noch alles dunkel, als schon die Lösung, etwas ungefüge, herbeystürzt. Jedenfalls ist die Handlung nicht von solcher Bedeutung, daß sie solches Umfanges, solcher Apparate bedarf, oder aber sie ist von einer Bedeutung, daß die Massen ringsum sie erdrücken. Göthes Tasso mag dem Dichter vorgeschwebt haben. Der ist ein Meisterwerk, als Dichtung eines Meisters, aber kein Musterbild eines Drama. Wohl aber ein Musterbild, wenn man denn doch dergleichen Themata in den dramatischen Kreis ziehen will, wie sie klar und einfach zu behandeln. Göthes Tasso wird immer nur für ein gewähltes Publikum von In-

teresse seyn, für dieses ist er aber auch ganz befriedigend. Da findet sich kein Anstoß, nichts Rauhes, nichts irgend wie zarte Ohren Beleidigendes; alles geht unmittelbar auf die Haupthandlung zurück. Nicht dasselbe läßt sich von Petrarca sagen. Der Dichter hat hier die Gewählten und die Lebenslustigen (wer diesen Unterschied des Publikums anerkennen will) zugleich bedacht. Die Harmonie eines Götheschen Tasso hineinzubringen, ist ihm nicht gelungen.

Und doch ist es gerade diese Seite, von welcher sein Petrarca sich von den beyden erstgenannten Tragödien auszeichnet. Ihn durchhaucht eine angenehme südliche Wärme, die wohlthätig auf die Abrundung der Charaktere und besonders der Sprache in den fließenden Versen gewirkt hat. Jene sind gut gehalten. Lauren möchten wir den Vorzug geben, nicht ohne den Wunsch, daß es dem Dichter gelungen wäre, sie mehr handelnd auftreten zu lassen. Hugo von Sade steht ihr, nicht ethisch, aber als Schöpfung der Phantasie des Dichters würdig zur Seite. Es ist der Mann, der Laura's nicht werth, und doch ein guter, verständiger Mann ist. Durch wenige Züge gelang es dem Verfasser, ihn in seiner dreisten Gutmüthigkeit, in seinem gedankenlosen Selbstvertrauen, in der schwer zu erregenden Beweglichkeit bey burschikosen Rückerinnerungen sonstiger Rüstigkeit lebendig zu machen. Luigi ist mit kräftig kühnen Pinselstrichen hingeworfen. Sein persiflirender Humor wird niemals matt und ist immer auf der Stelle, am meisten in dem trefflichen Liebesgespräch mit dem Fräulein von Miraval, über die qualvolle Frage, welcher Tod vorzuziehen, der Hunger- oder der Liebestod. Auch das Fräulein ist dem Leben entnommen. Petrarca selbst spricht zwar quantitativ genug und auch schön, aber nicht qualitativ genug, dermaßen um plastisch zu uns herauszutreten, daß wir selbst über ihn so klar wären, als über die andern Gestalten. Was er Seite 325 über das traurige, seinem Vaterland gefallene Loos sagt:

O Freund, es will der Wein nicht munden,
Da ich ihn eben an die Lippen bringe!
Denn ihn versäuert plötzlich der Gedanke,
Der, halb zurückgedrängt, mich wieder faßt.
Dieß heitre Volk, die blühenden Gefilde,
Der Schmerz ergreift mich, wenn ich sie betrachte,
Der Schmerz um's Vaterland! — u. s. w.

ist an sich ganz gut, nur sollte es nicht ein zurückgedrängter, hier zufällig aufflackender Gedanke bleiben. Noch lebendiger ist seine begeisterte Schilderung von dem ersten Erblicken Lauras in der Kirche:

In einem Betstuhl, züchtig hingegossen,
Lag auf den Knieen meine Würdige. u. s. w.

Sehr schön das von ihm bey jenem Liebesspiele durchgeführte Gleichniß von der Lilie und dem Schwan, in welche beyde reine Geister aus dem hohen Land der Seelen gebannt worden; wie denn überhaupt das Stück an schönen Einzelheiten reich ist, die nur zu keiner dramatischen Schönheit des Ganzen geworden sind.

Unter den humoristischen und Nebenpartien wollte uns der Wirth Sanssouci und seine Tochter Jeannette weniger zusagen, obgleich dieß nur Geschmackssache seyn mag. Das Gespräch der alten Edelleute über die Inkommodität der neuen Zeit, die, ohne sie zu beachten, ihren eigenen Weg fortgeht, ist gut und an seiner Stelle, wie dieß überhaupt der Humor des Verfassers ist, sobald er in einem unserer Zeit näher liegenden Thema sich bewegen kann.

* * *

König Periander und sein Haus, erschien 1823. Daß Immermann in der That von dichterischem Geist durchhaucht werden könne, bekundet die Zueignung an zwey Freunde. Daß er Fortschritte seit den drey oben durchgegangenen Tragödien gemacht, verräth diese jüngere. Die antike Richtung, welche sich schon hie und da aussprach, hat sich in so weit Luft gemacht, daß er hier einen Stoff aus der älteren Geschichte des Peloponnes zum Vorwurf des Drama erwählte. Eine wohlthuende Klarheit und Ruhe waltet durch die Tragödie, man könnte den Geist des Dichters danach lieb gewinnen; aber die Erhebung fehlt.

Wie viel auch die attischen Tragiker unter den Mythen der hellenischen Vorwelt umher gesucht haben, daß dem Euripides wenige Fabeln mehr übrig geblieben schienen, um sie neu für die griechische Bühne zu bearbeiten, so dürften doch unsere Dichter noch manchen Stoff eben in der Mythenwelt finden, der sich zur tragischen Behandlung nach antiker Art, wollte sich jemand diese Aufgabe setzen, eignete. Selbst im Homer finden sich noch dergleichen Fabeln. Immermann hat die seinige, ohne es anzugeben, im Herodot gefunden. Allerdings ist die Geschichte dort interessant, auch tragisch; ob aber zu einer Tragödie im antiken Sinne geeignet, zweifelhaft. Eine solche beabsichtigte aber der Verfasser auch nicht. Hier ist es ein großes Schicksalsstück geworden, dem der Verfasser mit Recht den Titel: König Periander und sein Haus, gegeben, da ein einfacher Titel nicht den Inhalt umfassen würde. Faßt doch auch der Leser kaum nach Beendigung der, eben nicht zu starken Tra-

gödie, den geistigen Inhalt des Ganzen anders, als daß es ein Gemälde der Vernichtung ist, der Zerstörung eines Königshauses durch das erbliche Schuldthema. Und so schwankt das Drama zwischen dem Antiken und Modernen, erinnernd an das Haus des Oedipus und die Tragödien Müllners.

König Periander von Korinth hat in der Aufwallung der Eifersucht seine Gattin Melissa getödtet. Deren Bruder, König Prokles von Epidaurus, bezieht den Mörder mit einen Rachekriege, läßt sich aber besäuftigen, unter der Bedingung, daß Periander ihm seine beyden einzigen Knaben bis sie ihr Mannesalter erreicht haben, anvertraue. Prokles, ein milder Mann, hat beyde Knaben auferzogen, da sendet Periander nach ihnen, als sechzehn Jahre verstrichen sind. Prokles bedauert, kein Recht zu haben, sie zurückzuhalten. Als den Jünglingen die Rückkehr zum Vater verkündet wird, malt der träumende Lykophron sich die Wonne des Wiedersehns mit den glänzendsten Farben, seine Phantasie versetzt den Vater unter die Götter; der über solche, seine eigene Liebe wenig vergeltende Aeußerungen gekränkte Pflegevater beschließt, den beyden Neffen die bis dahin ihnen verschwiegene Unthat des Vaters zu entdecken, um, wenn sie später durch Zufall davon unterrichtet würden, den raschen Folgen vorzubeugen. Thrasyll, der halb stumpfsinnige, erschrickt und fürchtet den Zorn der Götter; die Nachricht daß Periander alle Weihen, Ehren und Opfer, die Erynnien zu versöhnen, verrichtet habe, beruhigt ihn indessen; Lykophron, der Bruder, äußert dagegen keinen Laut, sein Zustand aber wird so beschrieben:

Zitternd steht er da!
Bleich wie die Wand, erloschnen Auges, keuchend,
Gesträubten Haars, Schweißtropfen auf der Stirne.
Wie Todeskampf zuckt's um die blauen Lippen,
Hör seine Brust arbeiten! Sieh die Finger!
Wahnsinnig spielen sie in Mantels-Falten!
O welch ein Seufzer! Wie aus hohlem Abgrund.
Nun ballt er beyde Hände — Lykophron,
Ich bitte dich! — Er reißt die Tunika
Sich von der Brust, und schlägt die Nägel ein,
Grimmig zerfleischend sich.

Ein grauer Flor umhüllt ihm Erd und Himmel, und der Träumer sinkt, wahnsinnig faselnd, in Ohnmacht auf den Boden.

Periander empfängt statt zweyer hoffnungsvoller Söhne einen kindischen und einen stummen Träumer. Lykophron stößt, als der Vater ihn umarmen will, diesen von sich. Als der König den Grund erfahren, beschließt er, da ein solcher Herzpolyp immer stärker wird bey fetter Nahrung, im Mangel

aber das Geschwür zu vertrocknen pflegt, der Sohn solle das väterliche Haus nicht eher betreten, bis er geheilt sey und sprechen könne. Deßhalb ruft ein Herold das Edikt aus, wer dem jüngsten Sohne des Königs

Nahrung und Obdach reicht, ja nur mit Worten
Und mit Gebärden Vorschub ihm verleiht,
Der ist Apollen hundert Minen schuldig.

Lykophron duldet und schweigt; er träumt über Seyn und Scheinen, als ihn die Bürger verlassen; aber er gefällt sich im Unglück. Rhadamist, ein quasi Pädagog, meldet, als Periander fragt: »Bat er nicht um Vergebung?« von seinem Zustande:

Wenn er noch könnte sprechen, würd' er's thun.
Doch seine Lippen, schwarz und aufgesprungen,
Versagen ihm den Dienst, und heisres Krächzen
Stößt glüh'nden Athem aus der trocknen Gurgel.
Er schleppt sich auf dem Markt an Bogen hin,
Und jeder Fröhliche macht einen Umweg
Um diesen Jammer nur nicht zu erblicken.

Selbst sagt Lykophron von sich, als er zerlumpt und abgefallen auf der Bühne umherschleicht:

Ein Mann, der sich läßt nennen meinen Vater,
Hat, scheint es, Eile, diesen schwachen Leib,
Aus Fleisch und Blut geronnen, zu zerstören!
O Wehe! Wehe!
Hunger, du Unthier, laß vom Nagen ab!
Durst, glühend Eisen, brenne nicht zu Pulver
Das schaudernde, empörte Eingeweide!
O Sonne, entsetzlich Scheusal, lecke nicht
Mit deiner Feuerzunge mir das Fleisch
Ganz von den Knochen! Wehe! Wehe! Wehe!
O ich Gequälter, unbillig Gequälter!
Ach alles rauh und blutig, zitternd, dampfend!
Ach alles Riß und Wunde, Beul und Eiter!

So findet ihn (dieß alles trägt sich im zweyten Akt zu) sein Vater. Periander schaudert, daß solcher entstellter Bettler in seiner Stadt leben könne, er gibt ihm Geld. Da erkennt er, daß es sein Sohn ist. Er malt ihm den Unterschied zwischen einem beglückten Königserben und seinem qualenvollen Zustande, und fleht ihn an, zu ihm zu kommen. Lykophron aber erwiedert: »Du bist Apollen hundert Minen schuldig, weil du mit mir dich in's Gespräch gelassen.« Da sendet der König den Ehrenmann nach seiner Kolonie Korcyra, eng dort gehalten in der Verbannung zu leben, selbst aber will er an Prokles Rache nehmen, weil dieser ihm die Vaterfreuden durch die, seinen Söhnen ertheilte, Erzählung so verbittert hatte.

Lykophron verlebt Tage des Elends auf der Insel, Periander aber zieht aus und überwindet den Prokles. Indessen ist Korinth aufgestanden und der mit dem gefangenen Könige von Epidaurus heimkehrende Sieger mußte erst die Pöbelherrschaft der Stadt nach blutigem Kampfe überwinden. Den Prokles, als Anstifter alles Unglückes, verdammt er zu lebenswieriger Gefangenschaft, worauf dieser ihm den Fluch auf die Seele legt:

Du wirst dein Haus nur immer mehr zerstören,
Und bätest du auf's flehendlichste den,
Der jetzt verbannt ist, nimmer kehrt er dir.
Und räumtest du ihm alles ein, und gäbest
Ihm deinen goldnen Thron, verbanntest dich,
Er wird dir doch nicht kehren, und verzweifelnd
Fährst du zum Erebus, keins deiner Kinder
Ist dir im Sterben nah, empfängt den Hauch!
Ein Frevel war's, daß du sie mir gegeben,
Ein Frevel war's, daß ich sie dir genommen,
Die Götter rächen ihn an uns durch sie,
Schlimm ist es schon, und schlimmer wird es noch.

Die Prophezeyung geht sogleich in Erfüllung; der Bote aus Korcyra kehrt mit der Nachricht zurück, daß Lykophron selbst die Bitte des Vaters heimzukehren verachtungsvoll von sich gewiesen habe. Perianders Tochter, Melissa, erscheint auf seinen Ruf, ihm die Wunden zu verbinden. Er hofft hier die Liebe zu finden, welche die Söhne ihm nicht gewähren; aber Melissa zeigt sich als kalt verständiges, ihrer Pflicht pünktlich nachkommendes, aber liebloses Wesen. Auf die Anschuldigungen des Vaters deßhalb weiß sie schlagende, aber dessen Brust zerreißende Antworten. Sie erklärt, nicht Vater, nicht Brüder zu lieben, nur ihre Amme, die ihr Liebe erwiesen:

Du (der Vater) hast dich höchst unväterlich betragen!
Du hast mich in dem einsamen Gemach
Seit frühen Jahren Sclaven überlassen,
Du hast mich kaum gesehn, so wuchs ich auf,
Ein vaterhabend, vaterloses Kind.
Du zogest in den Krieg, ich wußt' es nicht,
Du kehrtest wieder heim, ich wußt' es nicht,
Die trübe Pflanze kränkelte sich hin
Vom Strahle deines Auges unerquickt,
Im letzten dunklen Winkel deines Hauses
Lebt ich vergessen, wie ein alt Gerüll.
Glaub nicht, o König, daß ich mich beklage,
Melissa ist zu stolz, um je zu klagen,
Du kannst mich tödten, nicht erniedrigen,
Ich sage dieses nur, daß du nicht klagest
Ob meiner Kält' und Herzenshärtigkeit,

Viel könnt ihr Männer, doch aus einem Boden,
Worin ihr nicht die Neigung sätet, sie
Nach eurer Laune augenblicks zu schlagen
Dazu besitzt ihr nicht den Zauberstab.

Es ist ein völlig neues Element, das in Melissen auftritt, den Jammer des Königshauses noch zu vergrößern; ja ihre Kälte schneidet so furchtbar den nach Liebe verlangenden Vater, daß er ausruft: »O Lykophron, schütz' mich vor diesem Mädchen.« Melissa erklärt den Grund ihrer anscheinenden Gefühllosigkeit, welche sie nicht einmal auf des Vaters Aufruf des eignen Hauses Schicksal beseufzen läßt:

Die griech'schen Töchter haben keine Häuser,
Wir kochen, weben, spinnen nur für euch,
Allein das Haus wird ohne uns berathen,
Was geht uns drum des Hauses Schicksal an?
Ich will gestehen, das Geschlecht verdient
Im Ganzen diesen unerhörten Schimpf;
Allein die großen Seelen, die Natur,
Grausam sich irrend nur, zu Weibern schuf,
Sie müssen sich aus so unwürd'ger Knechtschaft
Zum Stolz, zum Haß und zur Verachtung flüchten.

Doch macht sie dem Vater Hoffnung, ihr Bruder, »der überspannte Mensch,« werde dem wiederholten Andrange der Bitten nicht widerstehen, und Periander beschließt, sie selbst, wie sie sich auch dagegen sträubt, nach Korcyra abzusenden.

Melissa kommt nach Korcyra. Der Bruder überläßt sich dem Jubel der Freude, als er sie erkennt. Ihre Vernunft setzt ihn in Erstaunen, ihre Kälte in Aufzählung der Staats- und Klugheitsgründe, weßhalb er zurück nach Korinth müsse, rufen bey dem Schwärmer den Wahnsinn hervor. Die Ueberverständige weiß diese Geister nicht zu bannen. Lykophron wüthet, er tödtet seinen treuen Rhadamist und beschließt den Akt mit dem im Fieberwahn erlassenen Befehl, Periander habe lange genug in Korinth geherrscht, er solle ihn, den Sohn, aus der Verbannung ablösen, während er als Regent nach Korinth heimziehen wolle.

Lykophrons Wahnsinn hat den höchsten Grad erreicht, als er absegeln will; er wünschte mit den Schädeln der Ahnen Kegel zu schieben, und in der höchsten Götter Tempeln Trinkgelage zu halten. Als man ihm vorwirft, daß es unnatürlich, wenn die Jugend sich gegen das graue Alter auflehne, antwortet er:

Das läugn' ich dir in deinen Hals hinein!
Fort mit dem alten Ballast, wenn es Zeit ist,
Damit die Welt nicht in das Stocken komme!
Das ganze Reich der Wesen gibt ein Beyspiel.

Im Walde keimen junge Stämme auf,
Und drängen bald die Alternden hinweg,
Die jungen Thiere beißen ihre Alten
Ab von dem Futter, daß sie sterben müssen.
Wohin ich blicke, seh' ich ein Gesetz,
Daß Nachgebornes wegräumt Früheres,
Welle verschlingt die Welle, Jahr das Jahr,
Und Periandern Lykophron!

Schon längst sind die Vorsteher der aufsäßigen Korcyräer, aus Furcht, Periander möge kommen und sie unterdrücken, mit dem Vorsatz umgegangen, Lykophron zu tödten, um, wenn jener Rache schnaubend nahte, das ganze Inselvolk zum Kampf der Verzweiflung zu nöthigen. Da Lykophron ihnen jetzt selber mit harter Knechtschaft durch seinen Vater Periander für die ihm angethane Schmach droht, erstechen sie ihn. Sein Wahnsinn flieht mit dem Blutverluste, doch vergibt er nicht dem Vater. Melissa, zum ersten Male bewegt von solchem Seelenleiden, bringt Periandern diese Nachricht nach Korinth, als dieser, im Uebermaß des Schmerzes, im Begriffe steht, den wahnsinnigen Befehlen des Sohnes Folge leistend, selbst in die Verbannung nach Korcyra zu gehn. Nichts, selbst die erwachte Liebe und Theilnahme der kalten Tochter nicht, vermag ihn zu trösten, er weiset Melissens Anerbieten, ihn, gleich wie Antigone den Vater führte, zu begleiten, ab, weil Oedipus nur im Elend war, ihn aber ein Verbrechen drückt und verschwindet mit göttlich leuchtendem Antlitz, wie König Oedipus bey Kolonos.

Rührend ist die Geschichte des Periander von Korinth in der einfachen Erzählung des Herodot (Lib. III. cap. 50—53) zu lesen. Man wird unwillkürlich dahin geführt, solchen Zusammenfluß, solche Entwickelung von Leiden, alle entspringend aus dem Willen der Individuen, solche Katastrophen in den Lebensläufen der Charaktere für die Aufgabe einer Tragödie zu halten. Immermann ist mit einer musterhaften Treue ans Werk gegangen, Zug für Zug, Charakter um Charakter stimmt in seinem Gedichte mit der Historie, selbst die einzelnen Reden, die sehr wirkungsreich in der Tragödie die Hauptpersonen halten, hat ihnen bereits Herodot dem Wesentlichen nach, in den Mund gelegt.

Periander ist in seinen Handlungen und Gesinnungen der würdige und besonnene Mann, dem aber vom Schicksal bestimmt scheint, durch Unglück in seiner Familie unterzugehen. Ob er aus Eifersucht seine Gattin Melissa umgebracht habe, sagt Herodot nicht grade zu, doch deutet er darauf hin. Nur der Umstand ist umgeändert. Prokles war nicht der Bruder, son-

dern der Vater der Gemordeten; nicht durch das Schwert, sondern aus großväterlicher Zuneigung hat er die Söhne zu sich genommen. Dieß mußte der Dichter, seiner Absicht gemäß, umändern. Periander verlangt nach der Liebe seines Sohnes Lykophron. Weil dieser ihn zurückstößt, weil er nicht abstehn will, gibt er das harte Gebot den Korinthiern, um den Sohn zur Rückkehr zu zwingen. Als er ihn nach vier Tagen im Elend »ohne Trank und ungebadet« auf dem Markte umher schleichen sieht, und er ihn anredet, hat die Härte den Trotz gesteigert, der Vater wird von dem Sohne mit den Worten des Verbotes: »Du bist Apollen eine Sühne schuldig« zurückgewiesen. Der Trotz erweckt in dem Vater die Rachsucht, nicht gegen den Geliebten, sondern gegen den, welcher durch aufregende Worte die Ursach der schweren Mißhelligkeit geworden, gegen Prokles. Er nimmt die beschriebene Rache an diesem; aber die Liebe des Sohnes ist damit nicht zu gewinnen. Periander sendet Boten über Boten nach Korcyra, um die geliebte Stütze für sein Alter zur Rückkehr zu bewegen. Je mehr der Trotz des Sohnes steigt, um so gewaltiger wird Sehnsucht und Liebe in dem alternden Vater. Er sendet die Tochter, und deren Vorstellungen gelingt es, den Sohn zur Rückkehr unter der Bedingung zu bewegen, daß er den Vater nicht mehr in Korinth antreffe. Der König Periander, der kräftige Held, entschließt sich, selbst diesem wahnsinnigen Verlangen nachzugeben, er will in die Verbannung nach Korcyra gehen, aber die Korcyräer, aus Furcht vor seiner Ankunft, ermorden den Jüngling.

Auch dieser ist ganz getreu in seinen Handlungen und faktischen Aeußerungen dem überlieferten Berichte geschildert. Der Tiefsinn überkommt ihn, und artet in den Trotz aus, welcher der ganzen Familie den Untergang bringt. Auch der zuerfundene Wahnsinn ist nur das Symbol der erzeugten Gemüthsstimmung. Selbst von der Tochter des Periander dürfte man annehmen, der Dichter habe ihren Charakter psychologisch mehr aus den Andeutungen entwickelt, welche sich in ihrer Rede an den Bruder vorfinden.

Und dennoch, trotz der Wahrheit der Thatsache, trotz der Wahrheit der Entwicklung der Charaktere, trotz der hohen Tragik der Situationen, verläßt uns nicht ein störendes Gefühl, welches die ganze Tragödie als widernatürlich, als unmotivirt erscheinen macht.

Es ließe sich die doppelte Behandlung des Sujets, auf antike und moderne Weise denken. Griechische Tragiker haben unseres Wissens niemals den Stoff behandelt. Außerdem, daß die Handlung so viele durch Ort und Zeit getrennte Ereignisse um-

faßt, wie sie kaum durch seine trilogistische Behandlung ausgedrückt werden könnten, liegt die Begebenheit schon über die mythische Zeit hinaus, aus deren Kreisen die Tragiker ihre Stoffe wählten. Letzteres ist nicht ohne Bedeutung. Die Zeit, wo die Götter unmittelbarer in das menschliche Leben einwirkten, ist vorüber, jene Zeit, wo die Motive zu außerordentlichen Thaten durch ihren Einfluß natürlicher, wo die Leiden durch ihr Mitwirken großartiger erscheinen. Vieles, was in jenes Alter hinausspielt, ließ man sich gefallen, wenn es auch nach den Ansichten der Gegenwart unnatürlich oder irgend eine Sitte beleidigend dünkte. Der Kreis der Heroenwelt, anderen Gesetzen, als denen durch Vernunft und Erfahrung entstandenen unterworfen, adelte. Doch auch die Heroenwelt hatte ihre Normen; auch hier herrschte nicht die Willkür. Vergehen der Kinder gegen die Aeltern erscheinen unter mannigfachen Gestalten, ob aber Periander und Lykophron wären gewürdigt worden in diese Kreise gewaltiger Männer zu treten, ist sehr zu bezweifeln. Mancherley Gräuel und mancherley Frevel bezeichnen das Haus der Labdakiden und Atriden, auch Aelternmord kommt vor, aber es ist eine unwissend begangene oder in der Aufwallung des Zornes rasch verübte That, und zugleich ist es — das allersträflichste Verbrechen. Oedipus schlägt unwissend seinen Vater Lajus todt und heiratet unwissend die Mutter Jokaste, und doch wird der allergerechteste, hochgerühmte Mann deßhalb der unglücklichste Sterbliche. Orestes tödtet auf Geheiß des Delphiers die eigne Mutter, weil sie aus ehebrecherischer Lust seinen Vater hinterlistig umgebracht hat. Es ist eine rasche, eine gerechte That, auf Befehl des Gottes unternommen, und doch wie wird sie gerächt! Es ist eine That, die so über das Menschliche hinausgeht, daß sie in den Kreis der Götter gezogen wird, weil der von Zweifeln befangene Mensch nicht mehr entscheiden kann. Welcher Erfindungen, welcher Umwege bedurfte es selbst in jenem Heroenkreise, die That des Orestes zu motiviren, und sie späterhin zu entsühnen. Wie anders Lykophrons That! Sein Vater ist kein Verbrecher wie Klytemnestra; aus Eifersucht hat dieser Periander Melissen umgebracht, was er allenfalls als König hätte mit Recht thun mögen; endlich ist die That vor langen Jahren geschehen; Orestes hat selbst über Unmütterlichkeit zu klagen; Lykophron wird vom liebevollsten Vater empfangen! Der Geist des Zorn's überkommt den Sohn des Agamemnons und die blutige That ist das Werk des Augenblicks; Lykophron ermordet nicht den Vater, aber er begeht größeren Frevel, er maßt sich das Richteramt über den Vater an. Er spielt den Zürnenden,

und diese Rolle spielt sein ganzes Leben hindurch. So möchte Lykophron aus doppeltem Grunde kein Held der antiken Tragödie geworden seyn, einmal, weil sein Verhältniß zum Vater selbst hier als ein widernatürliches gegen die ewigen Normen erschienen wäre, das andere Mal, weil seine ganze Handlung nur in einer Negation besteht. Die darin ausgesprochene Willensstärke ist zwar ganz dem antiken Charakter angemessen; die Aeußerung aber ist wie dem romantischen Leben entnommen. Warum sollten auch nicht solche Erscheinungen ausnahmsweise dort vorkommen? Melissa sagt von ihm:

So sieht der Jüngling aus, der, müßig träumend,
Sich eine Welt voll lügender Gedanken
Mit leichter Mühe schuf, zu schwach und träge,
Um Arm und Füße je zur That zu regen,
Ein schreckenloser Held der Einbildung.
Als seiner Phantasieen Seifenblase
Stieß an den rauhen Fels der Wirklichkeit,
Zerplatzte sie, und ließ ihm nichts zurück,
Als nur ein winzig Tröpfchen Schaum und Wasser,
Das er seitdem verzweiflungsvoll betrachtet.

Die antike Tragödie konnte diesen Helden nicht brauchen; es ist die Frage, ob er sich für die moderne, oder sogenannte romantische eignete. Hier schien der Schwärmer eben so interessant, als die ganze Entwickelung romantisch. Wie überall im Antiken die Handlung, plastisch ausgeprägt, mehr in ihren Erscheinungen als in ihren Motiven sich zeigt, so findet die Gemüthswelt mehr Raum in den romantischen Dichtungen angewiesen. Lykophron verbannet den Vater, das natürliche Pflichtgefühl des Sohnes hindert ihn aber, seinen rächenden Unwillen anders als durch Schweigen und Nichtsthun auszudrücken; er vernichtet sich daher selbst. Dieser Kampf widerstreitender Verpflichtungen, endigend und sich äußernd in einer Selbstaufopferung ist ganz für die romantische Tragödie. Es liegt zu Tage, daß dem Dichter Calderons Standhafter Prinz vorgeschwebt hat. Nicht allein dessen Entsagung und Aufopferung, einer Idee wegen, sondern auch der spezielle Umstand, daß beyde Prinzen verschmachten im buchstäblichen Sinne des Wortes, während ein einziges Wort ihr Elend in Ueberfluß verwandeln könnte, knüpft eine nahe Verwandtschaft zwischen Lykophron und Don Fernando. Trotz dieser Verwandtschaft ihrer Schicksale, wie weit stehen sie von einander!

Was gab dem Portugiesen Kraft zu jenem Heldenmuthe, und was dem Sohne des Korinthischen Tyrannen? Der Glaube, und zwar ein ganz spezieller, besonders ausgeprägter, flößte jenem Dulder die Kraft ein, welche bis zu seinem Tode mit Freu-

digkeit und edler Sitte gepaart ist. Stellen wir uns auf den Standpunkt dieses Glaubens, und die That verliert, nicht ihre Größe, aber das Unnatürliche und Wunderbare verschwindet. Alles dieß ist anders beym Lykophron. Weder Glaube noch Liebe konnten ihn begeistern, er kannte beyde, auch die Hoffnung nicht. Er hatte nichts zu erwarten, als das düstre Schattenleben unten in den stygischen Fluren. Was gab ihm nun Kraft? Nichts als die Idee der todten Gerechtigkeit. Uns friert, wenn wir es lesen. So gar kein Strahl erleuchtet das trübe Heidengemälde. Jener Göttin opfert der Jüngling sein frisches Leben, ihr sein ganzes Haus. Er schwelgt im Gefühle und verschwelgt dabey seine Kraft. So trägt er das Schlimme beyder Zeiten in sich, den starren Trotz des Alterthums und das gefällige Liebäugeln mit Hirngespinnsten, den Kindern eigener Laune, das Unkraut unserer Zeit.

Es ist keine Kollision zweyer gleich berechtigten Wesen, wie man es wohl nennen möchte, das Recht des Sohnes ist nie vorhanden gewesen. Sein Anspruch ist eine Krankheit. Weder die Mythe, weder der Glaube der alten Welt, noch der der neuen, gibt dem Sohne ein Recht — auch nur ein poetisches — so mit dem Vater zu rechten. Auch die Romantik des Mittelalters kennt das Verbrechen. Es gibt Volksballaden, wo der Sohn an dem Vater die der Mutter angethane Schmach rächt. Immer aber unter den auch in der antiken Welt angegebenen Bedingungen. So hat z. B. der Vater einen wirklichen Frevel begangen, er hat die von ihm verführte Mutter heimlich umgebracht, damit der Fehler mit seinen Folgen nicht an's Tageslicht komme. Der Sohn, in rascher Aufwallung des Zorns, ersticht den Vater. Immer sind die Furien bereit. Jenes langwierige, versteckte Zürnen, jene Dauer der richterlichen Exekution findet sich nirgend. Lykophron kann nur als Heide, oder Bekenner des alten Testaments, dem die Erfüllung des strengen Wortes das höchste ist, so das Leben der Grille opfern. Darum ist die Sache wieder so ganz antik, daß sie als Fabel einer romantischen Tragödie widernatürlich wird.

Nicht der Sohn, der Vater steht berechtigt da; der Trotz des Sohnes wird, je länger wir es betrachten, um so unnatürlicher. Wenn diese Wage, auf welche das Interesse der Tragödie basirt ist, somit völlig um und das Interesse auf die eine Seite zurückschlägt, so zerfällt der ganze Bau der Dichtung. Was wir Anfangs unbestimmt fühlen, wird bey genauerem Eingehn immer klarer — die Widernatürlichkeit. Das es wirklich so in der Geschichte sich ereignet hat, beweist noch nicht, daß dieß ausnahmsweise Faktum auch für die Tragödie geeignet sey;

wie ja so vieles höchst Wunderbare aus dem wirklichen Leben zu wunderbar für die Kunst ist. Der Dichter hat durch Hervorhebung des Schuldthema das Gleichgewicht wieder herstellen, und eine höhere Idee in dies Schicksalsdrama bringen wollen. Perianders Schuld wetteifert mit der des Prokles, »welcher aus Eigennutz, statt den Mörder seiner Schwester zu bestrafen, dessen Kinder an sich nimmt, um sie, wie die seinigen zu erziehen.« Daraus rechtfertigt sich allenfalls, wenn es ein Verbrechen von Seiten des Prokles war, daß er den Gattenmörder nicht umbrachte, seine nachherige Gefangennahme, und das ihm bereitete Elend, sonst aber bleibt es ohne Einfluß.

Wir überlassen den Tages-Kritikern, welche es lieben, ohne mit dem Dichter zum Quell' und zur Wurzel seiner Dichtung zurück zu steigen, über die Unnatürlichkeit der Einzelheiten in der Erscheinung loszufallen, alle Unnatürlichkeiten, die aus dieser Vermischung der Prinzipe entspringen, hervorzuheben. Die Anzahl der unmotivirten Stellen scheint sehr groß. Man kann fragen: Warum bleibt der von seinem Vater verstoßene, seinen Vater verachtende Lykophron in Korinth, wo ihn der Hungertod quält, während er nur über die Gränze des kleinen Gebietes zu schreiten brauchte, und beym Oheim in Epidaurus die freundlichste Aufnahme fände? Hunger und Durst quälen so unausgesetzt, daß auch der fanatischste Schwärmer den Vorsatz umzukommen, wenn ihm andere Mittel offen stehen, nicht auf diese Weise durchsetzte. Dem Lykophron stehen noch außerdem die Thore offen. Warum kehrte er überhaupt nach Korinth zurück, da er nichts dort that, als den ihm entgegen eilenden Vater zurück zu stoßen? Wie mochte der Vater nach Verlauf von so kurzer Zeit den Sohn nicht wieder erkennen? Wie konnte ein Periander, der so erstaunlich weich in jenem Moment geschildert wird, daß er über den Anblick eines aussätzigen Bettlers zurückschaudert, so gegen den Sohn handeln?« u. s. w.

Trotz der Unwahrheit im Prinzip ist die Tragödie doch voll ergreifender Wahrheiten im Einzelnen. König Periander ist in der Inkonsequenz, zu der ihn die Liebe zum Sohne verleitet, am besten gehalten. Seine Härte bey Erlassung des Befehls und bey Durchführung desselben ist nicht unnatürlich. Der von ihm angeführte Grund läßt sich vollkommen hören:

Wohl weiß ich, Aeltern dieser weichen Zeit
Freun sich der Kindlein, die mit ihnen rechten,
Der jungen Klüglinge. Es wird sie reuen.
Der Mund, im sechsten Jahre widersprechend,
Wird Lästrer in dem zwanzigsten, und Sclaven
Zu seines Vaters Tode dingen. Alles,

Was groß und fest ist, ruht auf Unterwerfung,
Verehrung, Ordnung, hält ein Haus zusammen,
Und viele Häuser bilden eine Stadt.
Wer einen Grundstein dieser Welt verrückt,
Der hüte sich, daß ihn das stürzende
Gemäuer nicht erschlage.

Daß er ihn in die Verbannung schickt, daß seine Wuth gegen Prokles und die Empörer ausschlägt, daß er in krankhaft erwachender Sehnsucht den Sohn bitten läßt, zurück zu kommen, daß er sogar selbst sich entschließt, statt des Trotzigen in die Verbannung zu gehn, alles ist, wenn auch zu den seltenen Erscheinungen gehörend, doch psychologisch in Ordnung. Jenen kleinen Zug übergroßer Weichheit, zu einer Zeit, wo auch er dem Phantom strenger Gerechtigkeit nachjagt, abgerechnet, ist Periander ein meisterhaft durchgeführter Charakter. Wen ergreift nicht heilige Rührung bey den Klagen des Königs über die Gefühllosigkeit Melissas und Thrasylls bey seinen Leiden?

Das Drama ist an Gegensätzen reich, Periander und Prokles, Lykophron und Thrasyll, der ganz von Liebe erfüllte Vater und die drey Kinder, welche der Liebe gegen ihn ganz abgestorben scheinen. Am bedeutendsten der Kontrast zwischen dem träumenden Jünglinge und dem thätig verständigen Mädchen. Melissa ist nicht minder gut durchgeführt als Periander. Ihre Herzlosigkeit zerreißt in den ersten Scenen dem nach Liebe verlangenden Vater gegen über. Die angeführte Entschuldigung ist schlagend, ihre Thätigkeit versöhnt uns bald, ihr Herz gewinnt beym Anblick der brüderlichen Qualen Macht, und der Gedanke des Dichters bey der Entwerfung des Charakters erscheint gerechtfertigt.

Der Schwärmer ist so gehalten, wie er bey dem unsichern Boden, auf dem er basirt ist, gehalten werden kann. Die Ausartung seines dumpfen Tiefsinns in offenbaren Wahnsinn, als sein warmes Gefühl dem kalten Verstande begegnet und sich von diesem überwältigt fühlt, ist ein Hülfsmittel, womit der moderne Dichter die Lücken des zerfallenden Gebäudes verbarg. Die Rede gewinnt hier eine außerordentliche Kraft, die Bilder scheinen selbst vom Wahnsinn eingegeben. Das kalte trostlose Raisonnement, was früher obwaltet, wird durch diese, freylich furchtbare Wärme niedergeschlagen. Welch ein Spiel des entsetzlichen Wahnsinns mit der Leiche des von ihm ermordeten Rhadamist:

Den alten Menschen hatten sie, wie ich
Befahl, zu Tisch gesetzt, und fest gebunden.
Allein er war ein schlechter Mahlgenosse,
Denn immer saß er stumm und grämlich da.

He, sag' ich, Mann, du bangst wohl um dein Leben?
Dir hat geträumt, ich habe dich erschlagen?
Komm, laß uns darum würfeln! Wirfst du höher,
Stich mich danieder, aber werf ich höher
So stech' ich dich. — Er schien damit zufrieden.
Drauf mußt ein Knecht ihm seine Hände führen,
So schwach war dieser Greis — und eins und zwey
Entrollten ihnen — holla, nun kam ich!
Drey Sechsen, wie geschossen um den Bogen!
In Staub mit dir, schrie ich den Alten an,
Und stieß ihn von dem Stuhle, todt lag er,
Ich mußte ihn zu hart getroffen haben,
Rechtschaffen aber war das Spiel erfüllt.

Auch diese Tragödie hat einzelne Scenen von großer dramatischer Wirkung, ohne daß diese dramatische Thätigkeit durchgeführt wäre. Eignete es sich irgend für die Bühne, würde die Rolle des Lykophron für unsere modernen Schauspieler von großem Reize seyn. Am Versbau tritt besonders die antike Bildung der Immermannschen Sprache hervor, hier natürlich angemeßner, als in dem altsächsischen Trauerspiele. Die wohl mit unter zu lang ausgedehnten Wechselgespräche in einzelnen Fünffüßlern haben oft einen Euripideischen Anklang. Auch ein antiker Chor wird laut, jedoch nur einmal, und zwar im Munde des alten Rhadamist:

Völker wimmelnde Stadt Epidaurus,
Augapfel du dem heilenden Gotte,
Vielen Siechen von nahe und fern
Gibst du Gesundheit!
Ach und jetzo
Ist in deinen segnenden Mauern
Einer, ich fürchte, unheilbar erkrankt.

Die komischen Scenen der Köche und Sklaven hätten füglich ganz wegbleiben können.

* * *

Cardenio und Celinde ist die neueste Arbeit des Dichters. Ueber diese dem alten Bußedrama des Gryphius gleiches Namens nachgebildete Tragödie sind die Meinungen sehr getheilt. Wir können eben so wenig, als ein älterer Literator, den alten Cardenio und Celinde mit Recht für das schlechteste Drama unseres Gryphius erklärte, den neuen für das mißlungenste unter Immermann's bisher bekannten ansehen. Man verwirft es als roh und blutig; freylich kommt Rohheit und Blut darin vor, theils aber wo sie an ihrer Stelle sind, theils bekundet grade dieß rohe blutige Gemälde die originelle Kraft eines Dichters, der zwar noch vom Ziele, ein vollen-

detes Kunstwerk zu schaffen entfernt, unter günstigen Umständen aber seinem Berufe folgend einer schönen Ausbildung fähig ist.

Bey einmaligem Durchlesen tritt das Grelle der Farben, die scharfe eckige Zeichnung so stechend hervor, daß Wenige das Buch ohne ein bitteres Gefühl weglegen werden. Die Gestalten treten marionettenartig vor, man glaubt auch die Drahtfäden zu sehen, an denen sie gehen, und nach der Willkür des lenkenden Dichters erscheinen und abtreten müssen. Die Scenen kreuzen sich nach der Bequemlichkeit des Marionettenspielers. Je mehr aber diese Steifheit den im Ganzen herrschenden Charakter bildet, um so erfreulicher wird es, wenn hie und da zwischen den steifen gedrechselten Mauerwänden ein lebendiger Quell von selbst hervor sprudelt. Es ist Poesie in der Tragödie, und die innigen, tiefer aus dem Gefühle und lebenvoller Anschauung der Natur hervorgehenden Stellen erquicken unter diesen Umgebungen mehr, als wo der Dichter in der ganzen Anlage weicher geblieben ist.

Cardenio, ein junger Spanier, sieggekrönter Soldat, jetzt der Studien wegen in Bologna verweilend, liebte Olympia, des Kanzler Viren Schwester. Auch war ihre Verbindung beschlossen, als ein scandalöser Vorfall Virens Familie erschreckt. Man hört in der Nacht Olympia's Hülfsgeschrey, ein Mann ist in ihr Schlafgemach gedrungen, aber als die Leute herbeyeilen, unentdeckt entschlüpft. Olympia sagt im ersten Schreck auf Cardenio aus. Dieser, vorgefordert, läugnet; ein Zwist zwischen den Liebenden folgt, und ein früherer Bewerber, Lysander, eine Magistratsperson, wenig begünstigt von Olympien, erhält jetzt, als Jedermann sich zurückzieht, ihre Hand. Cardenio, anfangs die in ihm kochende Wuth übertäubend, beschließt, nicht eher Bologna zu verlassen, bis er das Problem gelöst, und die Geheimnisse jener Nacht enthüllt habe. Er schwört dem nächtlichen Besucher den Tod, da ihm, dem damals Olympien Verlobten, die Rache obliege. Olympia gewährt dem dringend Ansuchenden eine feyerliche Zusammenkunft in der Nacht, und entdeckt ihm, wie der nächtliche Störer kein anderer als ihr jetziger Gatte Lysander gewesen. Cardenio enteilt in unschlüssigem Schwanken. Er will Bologna verlassen, er will nach Spanien zurück. Aber ihn liebt die Gräfin Celinde, dem Rufe nach ein leichter Charakter, aus einer mit gleichem Makel behafteten Familie. Trotz ihrer hohen Bildung, ihrer großen Klugheit kann Celinde ihre unerwiederte Gluth nicht unterdrücken. Sie fällt in die Netze einer Beschwörerin und Giftmischerin. Ein Schwachmatikus, der sie liebt, ohne von ihr beglückt zu werden, der Johanniter Marcellus muß beym letzten Abschiedsbesuche sein

Blut lassen. Indessen Cäcilie schläft, mordet Tyche den Ritter. Aus dem Herzen des Treuerliebenden wird das Pulver zum Trank bereitet, der das Herz eines Andern gewinnen kann. Aber nur während der Trinkende von bösen Gedanken heimgesucht wird, hat der Trank die besprochene Wirkung. Cardenio von Tychen heimgesucht, und durch sie in systematischer Steigerung zur Erregung seiner Wuth von Olympiens ehelichen Verhältnissen zu Lysander unterrichtet und gereizt, ruft endlich aus:

Hier schwör ich mich den lichten Mächten ab,
Und weih mich ganz den Untern!
Satan steig auf, und sey mein Herr und König!
Die Gesetze Gottes begreif' ich nicht —
Geheiligt wird das Unheilige, und des Himmels Segen träuft
Auf Schlamm und Moder!
Leben keimt in Sünd und Schande, und reines Wesen
Wird furchtbarlich zerstört!
Gilt es der Schlechten Schlechtster seyn, so kann ich
Auch ringen um den Preis. — Unschuld fahr hin!
Recht, Ehre, fromme Keuschheit, fahret hin!
Du Kupplerin, lehr mich die Höllenkünste,
Womit man Weiber fängt! Sie ist noch mein —
Genießen will ich, im Genuß zerstören.

Nun wirkt natürlich der Trank, der spröde Cardenio ist sterblich in Celinden verliebt, sie geht in Liebe zu ihm auf. Er verschwindet den Augen der Welt gleich dem Johanniterritter. Aber mitten im Gekose der Herzen entspinnt sich ein Streit. Celinde will ihn lieben, ganz lieben, aber ihre Liebe soll durch den Zwang keiner Formen gebunden werden. Sie trennen sich, um sich wieder zu suchen. Cardenio stößt aber auf ein anderes Wild. Er lauert dem verreisenden und allein heimkehrenden Lysander auf. Vor der Thür des eignen Hauses durchbohrt er den Räuber seiner Braut. Sein Schwert, das er als Zeichen der Vehme in die Hausthür gebohrt hat, findet Cardenios Freund Pamphilio, und der Wächter, der ihn damit überrascht, stößt ihn in der Meinung, es sey Lysanders Mörder, nieder. Auf Bolognas Marktplatz treffen sich zwey Flüchtige, Cardenio und Celinde. Der Stolz der Schönen ist entwichen, sie fleht den Geliebten nur um Schutz. Er, von jedem Rausche durch die Blutthat frey, weißt sie nur nach Rom, dort mit ihm Sühne zu finden. Allein als beyde dahin aufbrechen wollen, treten ihnen die Geister des gemordeten Marcell und Lysanders blutig in den Weg. Ihnen folgen die Leichen der Gemordeten, aufgestellt zur Leichenschau. Celinde sinkt mit dem halben Geständniß nieder. Cardenio entfaltet dem herbey eilenden Viren die ganze Verkettung der Umstände und

ersticht sich mit seinem herbeygebrachten Ehrenschwerte, um dem Henkertode zu entgehn. Der Kanzler hält darauf eine Ermahnungsrede an die studierende Jugend, worin er sie bedeutet daß, nach Cardenios Wort,

all die blut'gen Dinge
Sind einer Kette festgefügte Ringe,

und daß der Lehrsaal solle heut geschlossen seyn, damit jeder prüfend bey sich einkehren möge:

Denn tiefre Lehren als des Lehrers Mund
Zu geben weiß, macht dieß Verhängniß kund.

Der Kanzler sagt es, der Kritiker kann es aber nicht unbedingt zugeben. Zwar zählt Cardenio die Ringe dieser Unglücks-, und Schuldverkettung her, allein die feste Zusammenfügung geht daraus noch nicht hervor. Die Begebenheiten sind hier wohl mehr zusammengedrängt und gerundet, als in den drey ersten Tragödien, die wir betrachteten; dennoch stehn die Partien zu vereinzelt neben einander, und bleiben es bis zu Ende. Olympia und Celinde scheinen als Gegensätze und zwey Sonnen der Liebe im Drama leuchten zu sollen; die erstere verschwindet aber, als man kaum angefangen, sich für sie zu interessiren, und Celinde leuchtet allein bis zum trüben Ende. Da nimmt sie unsere ganze Theilnahme in Anspruch.

Weil Lysander durch eine schändliche Handlung Olympias Besitz erlangt hat, treibt sich Cardenio in Bolognas Straßen eifersüchtig träumend umher, begehrend den Störer seines Glückes zu ermorden. Weil hierauf Olympia den Fehler begeht, ihn nächtlich bey sich einzulassen und ihm den Namen des nächtlichen Eindringers zu nennen, erwächst die Möglichkeit für ihn, sich zu rächen. Weil Celinde ihn liebt, und er der Liebe zu Olympien und des Rachebrütens gegen Lysander halber, sie nicht wieder liebt, wird Marcellus ermordet, und Cardenio trinkt, weil er aus Ingrimm über Lysanders freche Berechtigung sich der Hölle widmet, den Liebestrank aus Marcellus Herz mit der Wirkung ein, daß er zu Celinden sofort in brünstige Liebe verfällt. Weil diese ihn aber nicht heiraten will, und der anderen Weils wegen, erwacht der alte Haß, durch den höllischen Trank nur gestärkt, gegen den Räuber seiner Olympia, die ihn heiraten wollen, und er mordet Lysander, weil dieser in dummdreister Sicherheit den Schutz verschmäht hat. Weil hierauf Pamphilio das stecken gebliebene Schwert herauszieht, wird er für den Mörder angesehn und erstochen. Celinde stirbt, weil sie an Marcellus Tode Schuld ist, und Cardenio ersticht sich, weil er

aus obigen Ursachen dem Henkertode entgegen gehen würde! Wo sind da die eng zusammengefügten Ringe? Wie hängt namentlich Cardenios Verschuldung mit Celindens Verbrechen zusammen?

Eben so wenig tritt die geistige Wahlverwandtschaft klar hervor. Es soll ein Gemälde der Liebe seyn, wie Zucht mit Unzucht kämpft. Auf solchen Hintergrund deuten die Personen des Chors, die Studenten, und der weisheitsvolle und ermahnungsreiche Kanzler Viren. Die beleidigte Zucht rächt sich furchtbar, aber der Zusammenhang der Personen im Vordergrunde ist ganz undeutlich. Olympia, Celinden gegenüber, kann nicht das Hauptthema bilden, der Gegensatz ist nicht durchgeführt. Cardenio zu Lysandern. Der keusche Cardenio fällt in die Netze der Buhlerin, während der lüsterne Lysander die ehrbare Gattin erhält. Beyde haben ihr Schicksal nicht verdient, das ist hier die einzige Brücke; denn wie wirkt die Verschuldung Lysanders sonst auf Cardenio ein, daß er, den Trank genießend, Celindens Sclave wird? Er übergibt sich zwar, gleich König Yngurd, den finstern Mächten, ist aber dieser Moment wohl natürlich herbey geführt? Der Unwille des Edlen, des Besonnenen sollte noch vor dem Tranke dahin ausarten! — Cardenio und Celinde endlich, der Keusche, Reine und die Leichte, die das Spiel des Geschickes zusammengewürfelt hat, die aber doch, vermöge ähnlicher Seelengröße, nur in verschiedenen Richtungen, zu einander passen. Soll endlich das Spiel mit den Heirathen Bedeutung haben? Cardenio verwarf im Unmuth die Eheverbindung mit Olympien, weil er sie für falsch hielt, und wird unglücklich, weil die leichte Celinde ihm alles, nur nicht ihre Hand reichen will. Alle diese Verbindungen lassen sich immer ohne das unglückselige Mittelglied der Verschuldung Cardenios durch den Triumph gegen den Himmel nicht denken. Wir sind weit davon entfernt, einen mit dürren und wenigen Worten auszudrückenden Begriff als das Skelett eines ganzen Drama zu fordern, ein solcher Vorsatz lähmt sogar nur die dichterischen Kräfte; allein wo der Leser, wie hier, überall auf eine solche Hauptwahrheit angewiesen zu seyn scheint, und wo die Magnifizenz zum Schluß auf die durch das Verhängniß kund gewordnen tiefern Lehren hindeutet, ist das Verlangen nach einer solchen faßlichen Lehre wohl billig, das aber nicht befriedigt wird, man müßte denn meinen, die Lehre heiße: Niemand müsse, um ernsteren Anträgen Gehör zu erpressen, Nachts in die Kammern der Geliebten schleichen!

Der Ausgang insonderheit wird matt, und ermangelt des dramatischen Zusammenhanges. In der Erzählung ist es ganz an seiner Stelle, wenn aus dem Zwist zwischen Cardenio und Celinde nichts anderes entspringt, als daß die Liebenden nun umherschweifen und bey ersterem gelegentlich der alte Vorsatz erwacht, er auch gelegentlich von der Abreise Lysanders erfährt, und nun beschließt, ihm aufzulauern. Im Drama, das schon so weit geführt ist, — der Liebesrausch zu Celinde ist die Katastrophe — hier, wo er schon enttäuscht, wenn auch noch nicht frey von den Einwirkungen des Giftes ist, darf er nicht neue Plane machen — noch viel weniger so weit aussehende, — es muß zur Handlung, zur raschen Entwickelung sofort kommen. Auch daß Olympia nicht thätiger gegen den Schluß eingreift, ist eine dramatische Sünde; in der Erzählung mochte man sie immerhin gegen das Ende nicht mehr erblicken, es genügte von ihr zu erfahren. Die letzte Scene ist nicht ohne dramatisches Interesse, Todte und Lebende treten zusammen, und das Gericht wird abgehalten; durch wenige Zusätze hätte indessen die Handlung der letzten Scenen mit diesem Ausgange näher, örtlich und zeitlich, verknüpft werden können. So wenig wir sonst die Forderungen des heutigen Theaters billigen, die auf nichts anderes ausgehen, als daß, wenn die Handlung sich zu Ende neigt, alles zu den Thüren hinausstürze und kein Moment der Entwickelung, der Ruhe und des Nachdenkens Platz finde; eben so wenig dürfen die Erörterungen so ausgedehnt und das Faktische der Ereignisse zu einer moralischen Schlußfolge bringend, wie hier auf dem Markte durch Cardenio geschieht, ausfallen. Trotz der Umständlichkeit bey diesem Gerichte, wird der Zusammenhang doch nicht klar, denn was gehört Pamphilios Tod in die Reihe, obschon Cardenio sagt:

Gleichgültig mäht der Tod so Schuld als Unschuld!

wenn hier das Gemälde der dramatischen Folgerung von Vergehen und Strafen, worauf es doch angelegt scheint, hingestellt werden soll? Auch wird die Beruhigung, derenwegen wir gern von jener dramatischen Entwickelung abstehen, durch dieser Ausgang nicht herbeygeführt. Cardenio ist nicht der Mann, der durch Selbstmord unterzugehen verdient. Sein reines Streben, sein großartiger Sinn ließ einen andern sühnereichern Ausgang als den römischen erwarten. Wie hätte Olympia in dieser Beziehung versöhnend am Schluß auftreten können! Die zur ernsten Betrachtung auffordernde Rede des Kanzler Viren scheint uns wenig mehr als eine längst präparirte und memorirte, um sie bey nächster Gelegenheit, wo es zu Evenements käme, vorzubringen.

So erinnert vieles an das Leben und Treiben einer Universitätsstadt. Wir könnten uns vorstellen, daß der Dichter die ganze Anschauung dieser Bologneser Ereignisse aus Halle entnommen hätte, obgleich es dort niemals so blutig, züchtig und zuchtlos mag hergegangen seyn. Die Koketten, die läppische Magistratsperson, der wortreiche Kanzler, das gute Mädchen, das, einmal beschrieen, froh ist einen Mann, sey es auch welcher es ist, zu bekommen, — uns ist, auch abgesehen von den Philister- und Studenten-Scenen, welche nichts anders als Kopien unserer heutigen Universitätswelt seyn sollen, als treten uns die figurirenden Personen unter den Honoratioren einer Universitätsstadt entgegen. So auch der, von den Studenten im Anfange geschilderte Ball, die Abschiedsscenen bey Celinden, die auf Klätschereyen beruhenden allgemeinen Kenntnisse von den speciellen Verhältnissen. Hier ist dieß ganz an seinem Orte, man mag sich die Bologneser Studentenwelt als ein Vorbild der heutigen denken; nur hat sich der Verfasser zu wehren, daß sich diese in ihrer Beschränkung vollendeten Gestalten nicht in Kreise hineinstehlen, wo ein freyerer Verkehr auch die Kräfte und Ansichten der Einzelnen freyer erscheinen läßt.

Der mannigfachen gerügten Mängel ungeachtet hat die Tragödie so viel Treffliches und einzelne Schönheiten, daß man nur bedauern kann, wie dem Dichter der Guß zu einem Ganzen nicht gelungen. Weßhalb mußte Pamphilio sterben, weßhalb wurden die Geisterscenen nicht mehr ausgebildet? Schon das Hervortreten des todtgeglaubten Marcellus hat einen großen Effekt, noch größern könnte ihr nur angedeutetes Erscheinen im letzten Akte hervorbringen. Obgleich der Schluß beym Gryphius für uns nicht mehr paßt, scheint der Moment dort doch bedeutender aufgefaßt.

Auch der Einzelheiten zu erwähnen, wie sie uns aufstoßen, so begegnet uns im Anfange eine gut parodirende Erklärung des gewöhnlichen Schicksals, wie es im Munde der Menge als unerklärbares Mittelding zwischen Vorsehung und den Wirkungen freyer Willensthätigkeit so häufig eine Rolle spielen muß:

Schicksal? Der Trunkenbold zerstößt die Nase
An einer Mauereck' und ruft: Ey Schicksal!
Der lockre Lucio holt sich eine Krankheit
Vom Kuß der Dirne, und beklagt sein Schicksal.
Der Spieler sieht den schmutzigen Gewinn
Ihm untreu werden, und verflucht das Schicksal. —
Das arme Schicksal hat ein schlimm Geschick,
Man schickt es hin, wo Niemand selbst will stehn.

Derselbe Pamphilio, auf der Straße der Marculins gehend, eine Figur, die wir gern weiter ausgebildet sähen, spricht

sich über die Frauen zum ernst liebenden Cardenio in leichtfertiger Anmuth aus:

Frauengunst
Ist eine Rose, an den Hut gesteckt,
Zum Schmuck beym Pfingstreihn, eine Eintagslust.
Nur nicht getrauert, wenn sie welkte! Blumen
Die Hüll' und Fülle bietet dir der Lenz.
Des Lebens bunte Blas', ein schönes Nichts,
Siehst du so ernst an, wie ein Staatsgeschäft.
Das soll demantenfest gediegen seyn,
Was wollenweich, und flüchtig ist, wie Luft,
Und darum grade so bezaubernd ist.
Nimm du den Weibern ihren Wankelmuth,
Und all die tausend zierlich schönen Sünden,
Du rupfst die Vögelchen.

Als Gegensatz mag man Olympias Vertheidigung ihres Verfahrens gegen Cardenio ansehen:

Du bist ein Mann und kannst es nicht begreifen,
Wie sehr ein armes Weib abhängig ist.
Ihr geltet, was ihr seyd, wir, was wir scheinen,
Nur wenn wir etwas scheinen, sind wir etwas.

Auch was Tyche über die Vereinigung fremdartiger Wesen zum Liebes- oder Gattenbunde sagt, gehört in dieß Kapitel in seiner barok parodirenden Weise:

Es hat mit Lieb ein sonderlich Bewenden.
Siehst du nicht Paare auf der Straße wandeln,
So toll gefügt, als hätten sie mit Würfeln
Zusammen sich gespielt? Narren mit Gesichtern,
Wie Möpse, dächselbein'ge Entensterze,
Heirathen Mädchen, schlank wie junge Cedern,
Und Jungen, blond gelockt wie Cherubim,
Vergaffen sich in sommersproß'ge Vetteln.
Haß schmilzt in Liebe, Liebe springt in Haß um,
Das kommt nicht aus der Luft, 's ist Sympathie.

Ein schöner Charakter ist der Cardenio's; es ist einmal ein sogenannter idealer Held, der doch in menschlicher Kraft individualisirt dasteht. Der gerade, stolze Spanier, tief und innig liebend, dabey züchtig im Adel seines Gemüthes, in jeder seiner Handlungen das Gepräge der Festigkeit tragend. Dieser Charakter verläßt ihn selbst nicht, als er, vom Zauber des Liebestrankes befangen, seine vorige Liebe vergißt und in Celindens Armen schmachtet. Er denkt darüber hinaus und will die, welche sich ihm geopfert hat, als Gattin heimführen. Da der sittliche Adel den Grundzug seines Charakters ausmacht, ist es erklärlich, daß ihn der Gedanke, wie die Unzucht den Lohn davon trage, am tiefsten empört; dennoch schreitet diese feyerliche Gelöbniß, den Höllenmächten anzugehören, über die Gränzen,

welche selbst jener Exaltation gesteckt sind. Daß er dem Verbrecher auflauert, um als heimlicher Rächer den Wehrlosen niederzustoßen, läßt sich auch nur durch die fortgesetzte Einwirkung der infernalischen Kräfte vertheidigen. Selbst bey dem eisernen Beharren im einmal gefaßten Entschluß ließ sich sonst ein anderer Ausgang erwarten.

Wenn auch Celinde aus den kleinstädtischen Elementen ursprünglich hervorgegangen, entfaltet sich doch bald ihr über diese Verhältnisse hinausgehender Sinn. Es ist eine große Seele, die, nur der einen Leidenschaft lebend, alles aufgibt, was, dieser im Wege stehend, sonst geschätzt wird. Dieß innige Hingeben dem einen Gegenstande ist allemal, wenn auch ethisch nicht zu billigen, für die Poesie der schönste Vorwurf. Cardenio sagt in der Klarheit der Sterbestunde von ihr:

Sie war ein einzig wunderbares Weib.
Weil sie zu hoch stand, fiel sie allzutief;
Und weil sie unaussprechlich hat geliebt,
Wird Gottes Gnadenhuld unendlich seyn.

Die Kraft ihrer Seele bewährt sich im Abschiedsgespräche zwischen ihr und Cardenio mit Pamphilio am deutlichsten. Wie sie die tief wogenden Gefühle im leichten Gespräche über die gleichgültigsten Gegenstände verbirgt. Die Scene gehört an sich zu den gelungnern. In ihrem glückseligen Liebesrausche zeigt sie die Scene im Walde; die mehr in der Neigung verklärte, welche, auch losgerissen vom Gegenstande, selbst ohne Eigennutz, davon nicht lassen will, erscheint in den letzten Scenen. Die Eigensinnige in ihrem durchgeführten Charakter des Leichtsinnes spricht sich in der Rede aus, als Cardenio Gründe für ihre Weigerung, ihn zu heirathen, verlangt:

Weil ich nicht bin geschaffen, Vettern, Basen,
Mein inniges Geheimniß zu verrathen,
Weil Neigung welkt am grellen Tageslicht,
Weil ich vor Scham müßt' in die Erde sinken,
Trät ich mit dir zum Altar, tauschte Ringe.
Ich liebe dich, du weißt, von ganzem Herzen,
Allein dein Ehweib werd' ich nimmermehr!
Die Eh' ist mir verhaßt, sie deckt mit Schatten
Des Lebens sonnenhellen Garten zu;
Die Dichter fabeln viel von Dolch und Gift,
Als Feinden zarter Liebe, sie vergessen
Die schlimmste Feindin stets, die Heirath, drüber,
Jedwedes Schönen kläglich Trauerspiel.
Es sage Ja, wer Nein im Herzen trägt,
Ich brauche nicht das Wort, dir zu gehören,
Und liebe dich zu tief um es zu sagen.
Soll Gunst vom steifen Recht ertrotzet werden?
Bannt der Besitz das Göttlich-Flüchtige?

Frey will ich seyn, nur in der Freyheit fühl ich,
Die Zärtlichkeit muß sich stets neu gebären,
Die Zung der Wage muß beständig drohn
Mit Ausschlag, und in jedem Augenblick
Sich für den Glücklichen aufs Neu entscheiden.

Olympia ist im Ansatz stehen geblieben. Sie hätte gut werden können. Tyche ist charakteristisch, nur zu roh. Einige minder grelle Ausdrücke gebraucht, und die Wirkung wäre nicht minder stark gewesen. Zu Lysandern, dem läppisch rohen Ehemann, lassen sich viele Vorbilder im Leben finden; etwas artiger hat ihn auch der Verfasser schon in seinem Petrarka als Hugo von Sade auftreten lassen. Die Studentenscenen sind ebenfalls derber Natur, deren Elemente noch heut zu Tage sich finden lassen, wenn sie gleich selten so eng verknüpft erscheinen.

* * *

Auch im Gebiete des Lustspiels hat sich Hr. Immermann versucht. Obgleich er sich hier noch weniger als in den Tragödien an die bisher mehr oder minder anerkannten Regeln gehalten, und seine Lustspiele in polarischer Entfernung von denen, wie sie auf unserer Bühne Zutritt gewinnen, stehen, so ist er doch hier mehr auf dem Wege, etwas Selbstständiges zu erschaffen, als in den Tragödien. Wir fühlen nichts von der Verhärtung und dem Stolze, beydes Eigenschaften, die uns in jenen mit dem Zweifel anhauchen, ob es dem Dichter gelingen werde, den paradiesischen, von der Gärtnerin Anmuth gepflegten Garten der Poesie zu gewinnen. Wenn wir auch nicht überall dem Geschmacke des lustwandelnden Dichters beypflichten können, so sehen wir doch, daß er wirklich lustwandelt, und sich nicht bloß anstrengt, es uns glauben zu machen. Zwar ergehen sich seine beyden Komödien nicht in jenes bunte Feld des Phantastischen, wo es der Laune erlaubt ist, ihre Blüthen aus allen Zeitaltern und Regionen zusammen zu pflücken zu einem scheckigen Quodlibet: er hat noch einen bestimmten Boden gewählt, dort seine Hütten aufzuschlagen; die Gestalten sind aber nicht so feste glebae adscripti, daß es ihnen nicht vergönnt wäre, einzelne Bockssprünge aus dem Antiken in das Moderne und umgekehrt zu unternehmen. Hier vergibt man ihnen das, was in der Tragödie störend war, zumal wenn ihre Persönlichkeit an sich so humoristisch ist, daß sie von Geburt zu jener Freyheit privilegirt erscheinen.

Wie sehr der gebildete Deutsche neuerdings, nachdem seine Heroen unter den Kritikern so manches fremde Vorurtheil niedergestoßen haben, sich der Aristophanischen Dramatik günstig bezeugt, wäre es doch zu wünschen, daß auch im Lustspiel — und

mehr als in der Tragödie — die Berufenen sich strenger an die Regeln der Möglichkeit hielten, d. h. sich bemühten, auch im Aeußern der Natur einen Spiegel vorzuhalten. Nach einer solchen gelungenen Zerstörung war es natürlich, daß die Sieger einen Hymnus anstimmten, möchte er hier und dort auch noch so übermüthig aus Thal und Schlucht wiedertönen. Allein ob es nicht gefährlich, eine neue, dauernde Gattung aus diesen Erzeugnissen des Moments zu machen, die doch immer nur in der Vernichtung Wurzel findet? Auch Aristophanes, mit den wenigen ihm zur Seite, war nur die Blüthe einer bestimmten Zeit. Seinen Komödien war nur der Stempel aufgedrückt der Entartung, die, in ihrer vollen Sündenblüthe, doch noch im Kampf begriffen war mit den Resten großartiger Gesinnung eines eben dahin schwindenden Heldenalters. Für die Dauer konnten solche gigantische Kunstwerke, wie mächtige Mühlenwerke, mit Felsen und Bergen genährt, nicht bestehen, wäre es auch nur deßhalb, weil ihnen der Stoff abging. Unsere Literatur hat schöne Blüthen und Früchte getragen, seit Lessing unsern Geist aus den französischen Klammern befreyte, und mehr oder minder begabte Nachfolger andere Hemmketten ästhetischer Vorurtheile sprengten; allein das Gebiet des Lustspiels ist am allerwenigsten kultivirt worden, die übermüthige Lust ergoß sich in jenen phantastischen Geburten, wohl nicht allein der Freyheit, sondern auch mit des umfassenden Gebietes wegen (konnte doch die tiefere Philosophie hier nicht berührt werden), das sich dort aufthat. Wie schwelgte hier L. Tieck. Der eben so reiche als tiefe Humor, der dem Deutschen nicht fremd ist, wenn er nur das gefundene Gold nicht als Messing bey Seite wirft, fand in Jean Paul einen Repräsentanten; die Ironie in ihren vielfältigen Abstufungen und Bedeutungen sprach sich überall, nur nicht im Lustspiel, wie es auf unserer Bühne kam, aus. Die hausbackene Wirklichkeit mit den wenigen Körnlein von Lustigkeit und Witz, wie er im Alltagsleben erscheint, betrat, nachdem der Hanswurst verbannt war, die Bühne, und bald schlich sich der Familienjammer dazu ein, daß auch hier auf den Bretern die Heiterkeit der Lust verdrängt wurde. Durch die ganze Ifflandische und Kotzebuesche Periode wurde diese Herrschaft der trübseligen Wirklichkeit so bestärkt, daß alle Versuche, dem deutschen Lustspiel einen freyern Aufschwung zu geben, scheiterten, bis dann neuerdings die französischen Vaudevilles und andere Kleinigkeiten den Geschmack von Grund aus verderbt haben.

Nach dem Shakespeareschen Lustspiele hinzustreben, wie es in so vielen seiner Dramen, am vollendetsten aber in Was Ihr wollt sich ausgebildet hat, wäre ein Ziel gewesen, frey-

lich für Shakespeares Zeitgenossen leichter als für uns Deutsche zu erreichen. Jene phantasiereichere Welt, jene Beweglichkeit und bunte Mannigfaltigkeit, heut zu Tage erst von den Dichtern zu erschaffen und in prologisirenden Expositionen dem Publikum erklärbar zu machen, existirte damals noch in der Wirklichkeit. Die Galanterie des Ritterthums, der Geistesschwung der gefeyerten Frauen, der Humor der untern Volksklassen, die Mannigfaltigkeit der Stände, die Existenz kleiner Staaten, kleiner Fürsten; es vereinte sich Hundertfältiges, um, wenn auch der Dichter nichts mehr that, als der Natur einen Spiegel vorhalten, schon ein lustiges Gemälde zu entwerfen, ohne daß er nöthig hatte, sich seine eigene Welt zu bilden, oder die allergemeinste Erscheinung der wirklichen zu kopiren. Zwischen beyden Extremen wäre noch jetzt die Aufgabe des Deutschen, einen festen Grund zu suchen. Das Phantastische wird nie ins Leben greifen, da dessen Elemente jetzt allzuentfernt von jenem stehen. Zu Shakspeares Zeit war es anders, wo selbst das untere Volk noch so befreundet mit den Wunderklängen der Vorwelt war, um phantastische Stücke, wie den Sommernachtstraum, das Wintermährchen und den Sturm zu verstehen. Nicht daß bey uns das Verlangen nach dem Wunderbaren verloren wäre, — dieß läßt sich nicht, so lange Menschliches waltet unterdrücken, — es hat nur andere, grellere Auswege gefunden, als daß man es jetzt noch im Regenbogenspiel der Phantasie verstehen sollte. Aus dem gemeinen Leben heraus muß wohl entwickelt werden, die Entwicklung ist schwierig, aber nicht unmöglich. Hr. Immermann hat dieß nicht gewollt.

* * *

Die Prinzen von Syrakus heißen ein romantisches Lustspiel. Wird unter dem Romantischen nichts weiter verstanden, als daß sie sich von dem Terrain unseres gewöhnlichen Lustspiels absondern, auch etwa, daß sie im sogenannten Mittelalter spielen sollen, so ist gegen die Benennung nichts zu erinnern; sonst dürften wir an ein romantisches Lustspiel im Sinne jener Shakspeareschen und Spanischen andere Forderungen machen. Es ist überhaupt weniger ein Drama, als ein Spiel der Laune, eine Kleinigkeit der Handlung und dem Sinne nach, aber eben weil es so absichtslos dasteht, erfreulich für die Freunde der Poesie, zu denen der prologisirende Komus spricht:

Thät't Ihr nicht euch in Thee verzagen,
Schaut, ob Euch meine Sprüng' behagen.

Die Handlung ist eigentlich so nichts, daß man die Fabelskizze kaum hinstellen kann. Der alte Fürst von Syrakus hat

von seinen drey Söhnen, weil die drey Brüder sich durchaus schon als Kinder nicht vertrugen, und er Wiederholung des auf ihm lastenden Brudermordes fürchtet, beyde jüngere auf und davon ins Elend gejagt. Nachdem er indessen gestorben, wandelt den Prinzen Fernando die Sehnsucht nach den Brüdern Carlo und Arminio an, und er wandert selbst aus, um sie zurück zu holen. Schon in Salerno fesselt ihn jedoch die Tochter des Fürsten, Angelika, wie auch der Gelehrte es sich nicht gestehen mag, und er unterläßt die weitern persönlichen Nachforschungen. Unterdessen treibt der Zufall beyde Brüder, Carlo und Arminio, die sich zwar unter einander, aber nicht als Prinzen, kennen, herbey, und Fernando nimmt die drolligen Käuze in seine Dienste. Als er sie aber auf Anrathen des mißtrauischen Dieners Fedrigo wieder entlassen will und entläßt, kommt die Entdeckung allmälich heran und heraus, und allgemeine Versöhnung und Angelikas und Fernandos Verlobung beschließen das Spiel.

Das ist freylich nichts; aber die Entwickelung der Laune läßt sich eben so wenig skelettiren. Den Kontrast der drey Brüder, des gelehrten Fernando, des Phantasten Carlo, und des Landstreichers Arminio bildet die Lust. Der alte Fluch blutiger Zwietracht im Königshause hat sich ergötzlich in eine völlige Differenz der Gesinnungen und Ansichten aufgelöst, welche bürgerlich ganz vortrefflich neben einander bestehen können. Der prinzliche Dichter und Phantast neben dem gelehrten Fürsten, der prinzliche Possenreisser neben beyden und zu allen ist sehr belustigend. Es versteht sich, daß hier der Ort war, wo sich komische Reminiscenzen aus allen Zeiten zur Belustigung einflicken ließen, wie denn Arminio nicht aus der Rolle fällt, wenn er erklärt, seinen Jagdunfall, daß er als Trappe angeschossen worden, episch vortragen zu wollen, und beginnt:

Draußen im schattigen Garten der zwo breitblättrigen Linden,
In des gewaltigen Korns braunwogigem Aehrengewoge,
Ruht ich und dachte an Hunger dabey, und hungerte denkend,
Wie ich gewohnt bin zu thun zur Mittagsstunde der Tage.
Plötzlich tortelt daher dies unglückselige Metrum,
Versifex, Bruder Parnaß, o daß mir die Namen nur kämen!
Haupt erhoben im Nacken, die Augen erhoben zum Karren des Phöbus,
Trägt vermuthlich dem werthen Papa zerrissene Schuh vor,
Rennt mich über und über und stößt mir die zärtliche Seite.
Ich enthebe mich fluchend dem Korn. Da ziehet vorbey just
Jagdzug und Meute. Der vorderste Mann hat kaum mich erblicket,
Als er schon ruft: Ein Trappe! Ein Trapp! Gespannete Sehnen,
Und der bräunliche Pfeil — ich hatte das Loch in der Schulter,
Eh ich's erwartete, konnte verhindern nur eben den Irrthum
Daß mich die Hunde sofort der Jagd als Trapp apportirten!

Der ganze Arminio wäre überhaupt ein ergötzlicher Charakter für das Lustspiel. Er ist neuer, wenigstens frischer als der graciosirende Fedrigo, dessen Situation in den letztern Auftritten zwar drollig, aber weniger von dramatischer Wahrheit ist. Die kurze Liebesscene zwischen Fernando und Angelika trägt einen so frischen anmuthigen Charakter, daß wir wünschten das Liebesverhältniß durchdränge mehr das ganze Lustspiel. Es ließen sich viele anmuthige Scenen zwischen Angelika und den Brüdern denken; jedoch es soll nur ein Spiel der Phantasie seyn, und wir müssen uns mit dem zufrieden stellen, was diese bietet.

* * *

Obgleich auch das Auge der Liebe von den meisten der gerügten Fehler nicht frey ist, möchten wir es doch die gelungenste Dichtung des Verfassers nennen. Mit aufrichtigem Wohlgefallen haben wir das Lustspiel von Anfang bis Ende gelesen, weil wir einen echten Erguß poetischer Laune darin fanden, welche auch der dürftiger entwickelten Handlung bis zum Schluß ein lebendiges Interesse leiht

Als Staffage hat der Dichter unverändert die Shakspeareschen Elfen des Sommernachts-Traumes gebraucht, ja der Grund, weßhalb Oberon zürnt, ist ganz derselbe geblieben, ein nicht zu tadelndes Plagiat, wo in solcher Offenheit die nicht leicht zu erreichende Meisterschaft des Originals anerkannt wird. Shakspeare hat dieser Geisterwelt, wie sie durch den Volksglauben allmälich auf ihn gekommen war, eine Type im Sommernachts-Traume ertheilt, wie außer ihm es keinem Dichter gelungen, Wesen ohne Fleisch und Bein zu individualisiren in Lieblichkeit und Anmuth. Im letzten Akte treten sie überdies so keck und munter in die Handlung hinein, daß auch ihr Mitwirken Lust und Leben in der letztern befördert.

Weil Titania, Oberons Liebling, den er zum Weisen im Lande der Braminen erziehen wollen, ihn zur Liebe bethörend verführt hat; beschließt auch der Geisterkönig den Liebling der Gattin, Amanden, ihr und der Liebe zu rauben; er befiehlt seinem Diener Droll:

Alle Seuchen, alle bösen Dünste,
Alle unheilvollen Zauberkünste
Stürze auf der Jungfrau zarten Leib,
Und entstelle mir das schöne Weib.
Blattern müssen ihre Wangen decken,
Mähler ihre glatte Haut beflecken,
Ihres Busens Fülle soll ermatten;
Häßlichkeit sie gänzlich überschatten,
Allem deinem Muthwill geb ich Feld,
Fort mit ihr dann in die weite Welt!

Schleudre sie vom Hof in Wüsteneyen,
Dort verkomme sie mit sich allein!
Droll, du mußt mit solchen Körperplagen
Mir das Kleinod dieser Thörin schlagen,
Daß der eigne Bruder sie nicht kennt,
Wenn er sie aus Zufall irgend fänd'.

Dieser Zauber soll auf der Unglücklichen lasten:

Bis das Aug' der Liebe sie entdeckt,
Und als Scheusal Liebe sie erweckt.

Amanda ist eine Prinzessin von Deutschland, welche durch irgend einen Zufall an den Hof von Neapel gekommen, um dort erzogen zu werden. Der neapolitanische Prinz hat sich sterblich in sie verliebt, als die Elfenkatastrophe eintritt, und die Prinzessin verschwunden ist. Dem König von Deutschland ist dieß ein erwünschter Grund, Neapel mit Krieg zu überziehen. Das neapolitanische Heer unter dem jungen Erbprinzen und dem Jägermeister Klaudius zieht den Deutschen entgegen; als plötzlich der Prinz an der Hecke eines Bauern ein Scheusal findet, welches der Bauer kaum aus Mitleiden als Pflegetochter aufgenommen. Der Liebende erkennt die Geliebte und vergißt im Entzücken der Liebe Vaterland, Kriegsheer und Schlacht. Diese geht schief durch die meisterhaft verwirrten Anordnungen des Jägermeisters, bis der Prinz aus seinem Rausch erwacht und durch einige besonnene Anordnungen das verlorne Treffen wieder herstellt und gewinnt. Er bietet dem Feinde den Frieden und kehrt heim zu dem seiner harrenden Vater. Titania mahnt Oberon an das gegebene Wort; dieser setzt aber die Erlösung bis dahin aus, wenn der Prinz das Scheusal vor dem versammelten Hofe als Braut werde anerkannt haben. Auch dieß erfolgt; der bisher als träumerisch und unfähig verschriene Thronerbe zeigt sich als umsichtiger weiser Richter, er erklärt, wie die Entstellte kein anderes Wesen als Amanda seyn könne, und der Zauber ist gelöst.

Gleichen Schritt mit diesem Laufe der Haupthandlung hält eine burleskere Liebesgeschichte. Klaudius, ein ärmlicher alter Geck, hat eine junge Frau vom Lande geheiratet, deren Name Frigida ihr Temperament anzeigt. Sie lebt nur für Haushaltung und Wirthschaft. Dennoch gelüstet es den eitlen Ehegatten, ihre Tugend auf die Probe zu stellen, und er trägt zweyen Kammerherren, die noch alberner als er selbst sind, auf, seine Gattin auf ihrem Landsitze während des Krieges zu besuchen, und ihm, wenn ihnen die Eroberung gelänge, Ring und Kette Frigida's als Zeichen des Sieges zu übersenden. Thymian und Seybold bestechen den dummpfiffigen Hausverwalter des Klau-

dius, und er läßt sie beyde zu, stellt ihnen jedoch statt der gnädigen Frau die von Literatur und Liebe verschiedentlich gebildeten Mägde derselben, Ottilia und Willan, beyde, wie sich versteht, im Kleide der Gebieterin, vor. Die Eroberung fällt bey so bewandten Umständen nicht schwer, und jeder Ritter sendet das errungene, von den Mägden der Herrin gestohlene Kleinod dem alten Eheherrn. Ein furchtbares Gericht soll beginnen, als der König auf dem Gute Frigidas die heimkehrenden Sieger und unter ihnen den angeblich besiegten Klaudius, jetzt als Kläger erscheinend, empfängt. Die richterliche Klarheit des Prinzen enthüllt die Verwirrung, die beyden Kammerherren, welche nur, um ganz im Laster des Hoflebens zu erscheinen, einer vornehmen Dame die Cour machen wollten, werden durch Verbannung vom Hofe und Vermählung mit den Mägden bestraft, und die ernste und parodische Ausgleichung erfolgt.

Jene Haupthandlung ist an sich dürftig, auch diese burlesken Nebenereignisse scheinen, so nackt aufgezählt, nicht eben reich; wir möchten auch nicht gerade deren Verschmelzung mit jener als das Vorzüglichste am Lustspiele rühmen; allein das Beste an einem phantastischen Lustspiele ist gewöhnlich das, was sich nicht wieder erzählen läßt. Gewiß ist der Grundgedanke, eine Variation des Thema: »Liebe blickt durch allen Zauber,« ein glücklicher; das Auge der Liebe erkennt die Geliebte auch in der furchtbarsten Entstellung; nur wäre es zu wünschen gewesen, der Dichter hätte ihn mehr plastisch hervorgehoben. Was hierhin gehört wird nur erzählt. Der Prinz sieht Amanden, stürzt auf sie zu, und verschwindet mit ihr. Es hätte ein schönes Spiel der Liebe werden mögen, wie die Dämmerung zum Lichte, die Ahnung zur Ueberzeugung wird. Da der Gegenstand durch die Poesie, deren Organ die Rede ist, behandelt worden, hätte auch hier die Rede ihren Antheil haben müssen. Aus der Rede hätte sich eben so gut, als durch den Schein ihrer glanzvoll erhaltenen Augen und den Silberklang ihrer Stimme aus der Häßlichen die Schöne gestalten mögen. Zwar kann man einwenden: das sey die eigentliche Macht oder der Zauber der Liebe, daß der Prinz beym ersten Anblick wisse, wer die Gestalt sey? Allein diese Erklärung geht über die psychologische Wahrheit und die eigene Erklärung des Prinzen hinaus, welcher sie am Auge und an der Stimme erkannte. Ungleich dramatischer wäre es gewesen, wenn zuerst Entsetzen (wie jeden, der sie sieht) aber verbunden mit einer leisen Ahnung ihn ergriffen hätte. Im Kampfe wäre letztere immer lauter geworden und hätte jenes endlich überwältigt. Wie der Verfasser die Erkennung behandelt, wirkt sie überraschend für den Moment; die Liebe erscheint aber dadurch nicht geadelt,

im Gegentheil trägt sie mehr den Charakter des rohen Instinktes an sich, der um so widriger wird, wenn man an die häßliche Schale denkt. Vermuthlich verführte ihn zu solcher Behandlung die Vorstellung, daß ein Scheusal weder auf der wirklichen, noch der ideellen Bühne erscheinen dürfe, und die Person, welche das höchste Interesse einflößen solle, nicht abscheuerregend dastehen könne. Da Immermann aber nur für die ideelle Bühne, d. h. für die Lesewelt schrieb, so hätte er immer durch die Gewalt der Rede die Vorstellung der Häßlichkeit, welche doch nur in dem eingeklammerten Marginalvermerk der Handlung zu sehen gewesen wäre, schwächen können; wie es denn auch auf der wirklichen Bühne Mittel gibt, die Häßlichkeit zu forciren, ohne den Abscheu zu erregen.

Unter allen Dramen des Dichters möchte es das einzige seyn, dessen Aufführung sich denken ließe. Mitten im Spiel der Phantasie hat er es verstanden, Momente zur plastischen Anschaulichkeit hervorzuheben. Freylich würde das theatralische Interesse hauptsächlich auf den komischen Scenen beruhen, von diesen dürfen aber auch einige auf einen ganz besondern Beyfall Anspruch machen. Die Auftritte zwischen Thymian und Seybold mit den Kammermädchen als Damen sind schon beym Lesen belustigend, würden aber erst auf den Bretern ihre ganze komische Kraft entfalten können, während freylich andere witzreichere Einfälle verlieren müßten. Die Einwirkung der Elfen gäbe dem Ganzen Rundung, wie denn ihr neckendes Treiben im letzten Akte zum lustigen Bühnenspiele würde. Es wäre wohl zu wünschen, wenn einmal der so überflüssig an unbedeutende Stücke, und da, wo er die ernstere Poesie nur stört, verschwendete Prunk zur Ausstattung eines solchen lustigen Elfenstückes, wie der Sommernachts-Traum, verwendet würde. Für unsere Bühnen wäre das Auge der Liebe in dieser Beziehung noch geeigneter. Aus dem Dunst- und Wolkenspiel der Geister und dem plumpen Treiben der karikirten Narren träten dann um so strahlender die Hauptgestalten des Prinzen und, zum Schlusse, der Prinzessin, hervor.

Der durchwehende Geist ist frisch und munter; aber solche Frühlingskraft hat er noch nicht erhalten, um im Wachsen sich eine eigene, aus sich selbst bedingte Gestalt zu erschaffen. Die Form schwebt zwischen Calderon und Shakspeare, aber der Dichter hat glücklich gewählt und eingetheilt. Die pomphaften Reden stolziren, ähnlich dem estilo culto, in lang sich ausspinnenden Trochäen. Es sind fünffüßige, ein Metrum, das in dem ernsten Drama schleppend und ermüdend wirkt, hier aber, wo die parodische Tendenz überall vorblickt, angemessen dem

Sinne. Die humoristische Sprache in den prosaischen Scenen unter Hohen und Niedern, unter adeligen und burlesken Gestalten erinnert noch mehr an Shakspeare. Hier ist es aber nicht mehr Parodie, es mahnt zu sehr an dieselbe Entwickelung der Witzesspiele, selbst an dieselben Ausdrücke, deren der Britte sich bediente, als daß nicht der innere Drang, ihn darin nachzuahmen, ins Auge fiele. So werden wir besonders häufig an Falstaff-sche Betheurungen und Gleichnisse erinnert, z. B. wenn der Diener Johann Türk, der schlauste, von seinem Herrn glücklicher Weise für dumm gehaltene, Knecht seiner Herrin durch folgende Umschreibung den Kammerherrn von Seybold anmeldet: »Gnädige Frau, es ist ein freundschaftlicher, zuthätiger Mann. Sein Vater war vermuthlich ein Lohnlakey, davon hat der Herr Sohn noch den Zug, auf den Gassen herumzutraben und an den Hausklingeln zu läuten. Er gehört zu denen, welche, wenn man sie zur Thür hinausgeworfen, zum Fenster hereinsehen, fragend: Was ferner zu Befehl stehe? Eilfmal abgewiesen werden, gibt ihm den Muth, zum zwölften Male wieder zu kommen. In Neapel sind Leute, die sich ein für allemal seine Visiten verbaten. Er versetzte lächelnd: höflicher Scherz! ich mache morgen meine Aufwartung. — Man muß die Schwellensteine seinetwegen mit Eisen beschlagen lassen, sonst läuft er sie vor der Zeit durch. Seine Seele ist die Trödelbude abgetragener Gedanken, und sein Leib läßt Manches zu wünschen übrig, denn ich will darauf schwören, daß drey Nätherinnen seine Waden als Nadelkissen brauchen können, ohne daß er's merkt. Auf dem letzten Hofball waren ihm diese Theile nach vorne gerutscht und der Leibmedikus sann lange über das Spiel der Natur nach. Andere Schelme betrügen nur während ihres Lebens und liefern wenigstens den Würmern rechtschaffen den Braten; unser Ritter der Frechheit wird auch diese unerbittlichen Gläubiger um das Ihrige bringen, und ihnen nichts lassen, als Werg, Baumwolle, Haut und Knochen.«

Die ernsten Personen werden fast nur durch den Prinzen repräsentirt, denn der König ist nicht bedeutend und Amanda gewinnt erst am Schluß bey ihrer ersten Erscheinung Sprache; er ist gut gezeichnet, als Verliebter, als aufbrausender Renomist, als Träumer und als erwachender Held in Augenblicken der Noth, so wie zuletzt als scharfsinniger Richter. Dennoch tritt auch er zu Zeiten in den Kreis der burlesken Gestalten hinab, z. B. in der Anrede an die Soldaten im Augenblicke der Krisis: »Und nun, Freunde, denkt, daß eure Väter Kerls waren, wie sieben Mal geglühter Stahl, und daß wir heut Abend etwas zu

essen haben, wenn wir siegen, aber hungern müssen, wenn wir geschlagen werden.

Das Gemälde der Schlacht ist anschaulich, wenn auch die Burleskerie in den Soldatenscenen in so weit für ein Gemälde nach der Natur zu weit getrieben ist, daß der italienische Soldat mitten in seiner deutschen Rede, als er die Deutschen gedrängt sieht, ausruft: Ahi Tedeschi! povere bestie! Der ärmliche alte Geck Klaudius hat die bedeutendste Rolle, welche von Anfang bis Ende gut durchgeführt ist. Freylich gehört die Erklärung, welche er Frigida von seiner Würde gibt, auch nur in das bunte, bodenlos phantastische Gemälde; dem nähert sich ja aber auch das ganze Spiel am meisten, und sie hört sich trefflich an: »Der Prinz hat zum Schein den Befehl des Heeres, — ich aber — verstehst du wohl? ich mache eigentlich alles aus. — Johann Türk, meine Schlafmütze. — Alles aus. Wenn wir in spätern Zeiten lebten, würde man mich Chef des Generalstabs nennen, weil wir uns aber noch im sogenannten Mittelalter befinden, so weiß ich selbst nicht, wie ich eigentlich heiße.« Kostbar zeigt sich sein Verstand, als er gedrängt wird, Instruktionen zur Schlacht zu ertheilen:

Anweisung! Man holt die Instruktionen
Einen Tag vorher sich ab, ihr Leute,
Gestern hätt' ich sie euch geben wollen,
Heute kann ich nicht die Anweisungen
Mir wie Riemen aus dem Felle schneiden.
Halte jeder vor den Kopf sein Schild,
Stürze sich darunter, ich voran.
Jeder haut und sticht so gut er kann,
Mag er einen oder keinen treffen,
Gibt's am Ende, was man nennt, ein Treffen.

Höchst ergötzlich ist der Bericht über die neapolitanische Gesandtschaft der beyden Kammerherren Thymian und Seybold beym deutschen Könige, so wie die Gesandtschaft' des letztern in Neapel. Thymian berichtet, wie er und Seybold den König in Pavia in Kriegesrüstung getroffen, und Audienz erhalten:

Lächelnd hört uns an der stolze Deutsche
Und versetzte wenig unsern Worten.
Sein Entschluß sey schon bekannt, er werde
Eurer Majestät ihn noch einmal
Klar eröffnen lassen. Darauf wandt' er
Sich fast spöttisch zu der seltnen Frage:
Ob die Maccaroni noch geriethen
In der guten Stadt Neapolis?

Der Prinz ruft in der höchsten Entrüstung aus: Ha er komme sie zu kosten! kaum vom königlichen Vater am weitern Ausbruch

seines Zorns gehemmt. Seybold aber erklärt die spöttische Frage des deutschen Königs durch ein Mißgeschick seines Kollegen in der Legation:

In dem Fortgang seiner Reden hatt' er
Sich in einem Vordersatz verwickelt,
Wie ein Karpfen im gewirkten Netze.
Jeder Vordersatz gebar den zweyten,
Zwischensätze, Nebensätze, Sätze,
Doch vergebens und verzweiflungsvoll
Schaute man entgegen einem Nachsatz.
In der Hoffnung, diesen groß zu füttern,
Ward vermuthlich jenes Maccaroni
Eurem Munde Thymian geboten.

Thymian, darüber entsetzt, erwiedert auf die boshafte Erläuterung des Kammerherrn in einer meisterhaften Replik, die als Muster in der Stylübung für lange Sätze hier ihren Platz finden möge. Nachdem er jenes Erläuterung des Maccaronistreites für Neid erklärt, und daß der trockene Spötter ihn hasse, weil er edel und gut gesinnt sey, und Jedermann ihn verehre und liebe, heißt es:

Wohlbekannt an dem erlauchten Hofe
Ist's, was für Gesichter Seybold schneidet,
Wie er sich emporreckt, dehnt und zerrt,
Mit dem Kopfe wirft und hinten wackelt,
Hustet, pruhstet, räuspert, schnallzt und scharrt:
Ich nun, da ich steh in bester Rede,
Sah mich halben Blickes nach ihm um,
Und gewahre solche Hustung, Pruhstung,
Räuspervolles, schnalz = und scharrhaft Wesen,
Solch ein kopfgeworfnes Hinterwackeln,
Solch ein recksam und gedehntes Zerren,
Solchen schneidenden Gesichterschnitt,
Daß ich die Besinnung halb verliere.
Ganz mich zu betäuben müssen stracks
Alle Regeln der bewährten Meister
Ueber feinen Umgang mit den Menschen
Mir vor's Auge meines Innern treten,
Wie in Erz gehaun, mit Feu'r geschrieben;
Da verlor ich alle Contenance,
Und der Nachsatz kam zu Schaden leider.

Der gegnerische Hof weiß aus diesem Wetteifer der unter einander uneinigen Gesandten politischen Vortheil zu ziehen, indem der deutsche Gesandte behauptet, aus der Differenz beyder Ambassadeure habe klar die Intention hervorgeleuchtet, fingirte Sachen vorzustellen. Der deutsche Gesandte bittet aber, durch solche Beyspiele gewitzigt: in einem Athem bis zum selbstgesteckten Ziele reden zu dürfen, ihn nicht in den Perioden zu stören, weil er

sich sonst nie wieder hineinfände. Der Prinz bittet seinen Vater, jenem diese Gunst zu gönnen:

Denn das ist die Sitte seines Landes.
Als ich mich in Deutschland umgesehen,
Hab' ich's so getroffen, wie er's angibt.
Wenn die Menschen dort zusammen treffen,
Redet Einer ungestört zwey Bogen;
Während dessen setzet sich der Andre
Seine Rede im Gedanken auf,
Die er dann in Seelenruhe hält.
Keiner hört zwar, was der andre spricht,
Aber beyde haben doch geredet.

Nicht minder unterhaltend als diese Gesandtschaftsscenen sind die zwischen den gebildeten und verliebten Mägden der Frigida. Die unglückliche Ottilie wird von ihrer strengen Herrin an der Ausbildung gehindert, indem diese sich alle Bildung verbittet, die nur für Damen ihres Standes geeignet ist. Die Gründe sind:

Erstlich wird mir zu viel Licht verbrannt,
Zweytens kann sie mir das Haus anstecken,
Drittens ist am Tage sie mir schläfrig,
Viertens wird die Trutte davon toll,
Fünftens will ich es durchaus nicht leiden.

Dessen ungeachtet hat Ottilie so trefflich den Schiller, Göthe, Müllner und Grillparzer studirt, daß sie in der Liebesscene mit Thymian, zum Erstaunen des lauschenden Johann Türk, in Redensarten mit dem Galan konversirt, von denen weder der schlaue Diener, noch sie selbst etwas versteht. Die Scene ist belustigend, nur allzu sehr mit starken Zweydeutigkeiten ausgestattet. Auch der Bauer Märten ist unter den drolligen Personen nicht zu vergessen. Ein Beweis der diesem Drama inwohnenden Poesie ist es aber, wenn, aller komischen Personen und des burlesken Interesses ungeachtet, der fünfte Akt in seinem poetischen Interesse nicht verkürzt erscheint. Obgleich nicht neu, sprechen die Elfenscenen doch in ihrer Frische an, und der Hauch des Blüthenlebens weht erquickend zum Schluß des buntdrolligen Spieles uns an.

* * *

Die 1822 erschienene Sammlung von Hrn. Immermann's Gedichten enthält noch viel des Unreifen bey manchem Gelungenen. Im Ganzen leuchtet hier noch mehr als in den Tragödien die Nachbildung nach Götheschen Mustern hervor, namentlich ein Streben, dem an sich Unbedeutenden durch einen dem Meister eigenthümlich naiven Ton des Vortrags Bedeutung zu geben. Das ist aber ein Verfahren, was zur unerträglichen Manier ausarten kann, wo nicht die Form aus dem Geiste des Dichters ent-

springt. Daß der Verfasser sich übrigens auch hier als solcher zeigt, ist nicht zu bestreiten.

Die Sammlung ist seltsam eingetheilt in Scherze, Romanzen, Freude und Wehmuth, Leidenschaft, Wehmuth und Fassung, wohl auch ein Nachklang, wie Göthe seine Lieder ordnete. Die Scherze gehören nicht zu den besten Gedichten; sie scheinen selten aus der frischen Brust des Dichters hervorzuquellen, und erinnern an die epigrammatisch-lyrischen Ergüsse Göthe's aus der Sturm- und Drangperiode, wo die momentanen Kunsturtheile, denen der Meister selbst jetzt nicht eben beystimmen möchte, durch die barocke Form Dauer erhalten haben. In der Zueignung (Uranien) erzählt der Dichter, wie ihm die Poesie erschienen sey:

Da in der letzten Noth
Ich stand bey einer Eichen,
Trat aus dem Abendroth
Die Jungfrau sonder gleichen.

Späterhin sey sie ihm indessen verschwunden,

Ich sah das hohe Weib
Nie mehr seit jenen Worten,
Stücke von Kleid und Leib
Sehn vor an vielen Orten.

So möchten allerdings Stücke von Kleid und Leib der wahren Poesie auch in diesen Gedichten vorblicken, ohne daß Urania, noch ihre irdische Schwester, durch die ganze Sammlung hindurch wandelten.

Die Muse und der Jünger ist nur der Ausspruch von Gefühlen, welche vielfältig bereits von Andern ausgesprochen worden. Doch ist der Schluß gut. Die Muse antwortet dem darüber klagenden Musensohne, wie die Poesie unter den Aktenstößen der Amtspflicht werde erdrückt worden, damit, daß es eben das Zeichen der echten Jüngerschaft sey, sie nicht erdrücken zu lassen:

Und nimmer wird von uns bedauert
Ein Dichter, der im Amt verbauert.

Dennoch drängt sich uns die Frage auf, ob nicht Herr Immermann bey freyerem Verkehr, als ihm vielleicht seine Stellung im Leben mit dem literarischen Treiben unserer Zeit (wie verkehrt es auch sey) erlaubte, auch freyer und anmuthiger seine Dichterschwingen hätte entfalten mögen.

Sankt Antonius erinnert besonders an jene Göthische Periode scherzhaft kritischer Thätigkeit. An dem folgenden Süßliede hat gewiß die Poesie keinen Theil. Der Bänkelsänger ist schon lustiger, der Münstersche Regenhimmel

doch zu momentan und lokal, um in eine Gedichtsammlung (die den Namen des Autors fortpflanzen soll) aufgenommen zu werden, der Dichter müßte denn auch hierin Göthen, — etwa in seinen Lustigen zu Weimar — als Muster genommen haben.

Für Romanzen wußte Herr Immermann wohl den Ton zu finden, allein der Quell, aus welchem diese lebendig hervorsprudeln, möchte ihm nach den hier mitgetheilten Proben noch nicht aufgegangen seyn. Im Jung Osrik hat er eines der köstlichsten Balladenmaße, welches für den geeigneten bedeutungs- und thatenreichen Gegenstand von der größten Wirkung ist, an ein unbedeutendes, halb scherzhaftes Sujet verschwendet. Die Wirkung dieser dichtgereimten zweyzeiligen Stanzen ist auch von der Gedrängtheit des Ausdrucks und der Darstellung bedingt; um den Gegenstand in diesem Maße erfolgreich zu behandeln, hätten die sechs und dreyßig Stanzen vielleicht in zwölf zusammengedrängt werden müssen.

Martins Grab fängt im Göthischen Dithyrambentone an, der sich entwickelnde Gehalt läßt aber das Fremde vergessen. Klausner, Raimund, Farbenmährchen, sind gut vorgetragene Balladen ohne besondern Werth. Das Requiem, die bekannte Geschichte von Mozart, beginnt vielversprechend:

Amadeus sitzt im kleinen Zimmer,
Still und eigen in sich selbst gekehrt,
Durch die Scheiben blinkt des Mondes Schimmer,
Kühl der Nachtwind durch die Blumen fährt.
Stumm ist's allzumal und in süßer Qual
Zucken dumpfe Schmerzen durch die Brust.

Das Thema ist zu breit gehalten, der Dichter verliert sich zu sehr in lyrischen Ausmalungen, als daß der Eindruck, welcher sonst nicht ausgeblieben wäre, der Erzählung aus dem Geisterreiche erfolgen könnte.

Unter den, Freude und Wehmuth überschriebenen, Liedern findet sich viel Artiges, viel tief Gefühltes, jedoch auch des Gezwungenen und Gemachten, wiewohl in weit geringerer Zahl. Daß Göthe auch hier als Muster dem Dichter gesessen, läßt sich nicht verläugnen. Zu den unnützen Poesien, wenigstens im Druck, rechnen wir das Frost und Thauwind überschriebene Gedicht:

Frost spannt die Flügel aus,
Eisig und kalt und kraus,
Kurzer Tag, lange Nacht:
»Mein das Reich, mein die Macht.«

Thauwind schleicht sacht heran,
Fängt lind zu fächeln an,
Zornig ruft Frost sogleich:
»Pack dich aus meinem Reich!«

Ringen und Widerstreit!
Zausen der Erde Kleid;
Keiner weicht, keiner siegt,
Keiner von dannen fliegt.

Frost knirscht in rauhem Grimm.
»Fort! ruft 'ne süße Stimm',
Lenz hat geschmückt das Haus,
Jagt sie zur Welt hinaus.

Wozu dieß? Fr. Rückert vergeben wir es, wenn der in poetischen Gefühlen beständig athmende Dichter jedem solchen Gefühle bey seiner Meisterschaft in der poetischen Sprache Luft macht, und nun auch der unbedeutendste Gedanke gedichtet wird. Da ist es Bedürfniß; nicht so bey dem weit schwerer auftretenden Immermann. Anders verhält es sich mit dem Gedicht: Bey Mondenlicht. Es ist auch nichts, wenn man prosaisch den Inhalt zergliedern will, das Gefühl aber redet mit der Sprache der Innigkeit. Das kurze Gebet (S. 66)

Vater, der du alles hast,
Gib mir Liebe!
Spende andern Ruhm und Gold,
Spende andern Ehren-Sold,
Gieß auf Andrer hellen Wegen
Aus den allervollsten Segen!
Vater, der du alles hast,
Gib mir Liebe!

spricht, ohne besonderes poetisches Verdienst im Ausdruck aus und zu dem Dichterherzen. Im Stern über dem Thurm hört man nur Göthesche Nachklänge. Eigenthümlicher weht die Munterkeit durch das Minnelied (74); das Gedicht (76) Fester Sinn:

Ueber den Himmeln, Himmel,
Ueber den Sternen, Sterne,
Ueber den Geistern, Geister,
Gott über alle!

Mitten innen du,
Schwebend, bangend,
Hülfloser Geist!
Halte dich! Halte dich!

Stäubender Flocken Gewalt.
Wie der Aar in die Gluth sieht,
Fest und stolz und treu,
Blick in's Getümmel!

gehört zu den besseren lyrischen Ergüssen; nicht so die Früh-

lingsphantasie (S. 78), wohl aber (Seite 81) die tiefe Quelle. Im Sommerabendtraum hätte der einfache Gedanke nicht erst der poetischen Hülle bedurft. Die Lieder: Wie es mir am besten gefällt (Seite 84), Auf der Wiese (87) können als anmuthiger Ausdruck lebendiger Empfindungen gelten.

Zwey Elegieen (S. 93 und 95), wohl auch nicht entstanden, wenn wir nicht schon dergleichen Klänge in Göthes Gedichtsammlung fänden, sind uns eines Selbstgeständnisses des Dichters wegen besonders merkwürdig. Er sagt:

Aus der gestilleten Brust quoll manch ernstes Gedicht,
Welches der Markt nicht erkennt; es trägt nicht sein bleyernes Zeichen,
Ich bin zu jung und zu stolz, löse die Schmach mir nicht ein,
Mag sich das leid'ge Geschlecht erfreun an * und *
Freun sich die Freunde an mir, seh' ich die Nachwelt im Geist.

Ein solches Geständniß paßt zu unserer aus des Dichters dramatischen Werken gezogenen Bemerkung. Wie viele hat schon ein solcher Stolz, immer nur entspringend aus einseitigem Dastehn und Absonderung, von dem wahren Ziele der Poesie abgelenkt, und wie wenig stimmt dieß mit der unbedingten Verehrung Göthes, eines Meisters, der das Leben und die Entwicklung desselben in allen Richtungen (auch in denen des zweyten Lebens, des kritischen) von der Jugend bis in sein Alter verfolgt hat!

Zu dem Besten in der ganzen Gedichtsammlung zählen wir die Idylle: Der Baum (S. 111), in Terzinen. Ein schönes gehaltvolles und gediegen ausgeführtes Gedicht. Manche Deutung erinnert auch hier an die Rückertschen Spielereyen mit den feinsten, Andern und in der Prosa unaussprechbaren, Nüancen von Gedanken; das Ganze ist aber zu gediegen gehalten, als daß das Einzelne stören könnte; wie denn schon die ungezwungene Darstellung zu Gunsten spricht:

Der Jüngling saß im Schatten einer Eichen,
Die weit in's Blau die grünen Aeste streckte,
Sie waren kräft'gen Armen zu vergleichen.

Auf luft'gen Kronen nistete und heckte
Ein lust'ger Chor von bunten Vögelschaaren,
Die mütterlich der Blätterteppich deckte. u. s. w.

Vollkommnes Gastmahl und die Weihe des Heerdes tragen bey manchem Guten doch zu sehr den Charakter der Gelegenheitsgedichte an sich.

Unter der Rubrik Leidenschaft ist weniges von Bedeutung; auch paßt der Name in seiner eigentlichen Bedeutung nicht davor, denn es sind nur die Aeußerungen irgend eines Unmuths, die hier zu Gedichten wurden; nicht der brausende Gährstoff lei-

denschaftlicher Aufregung. Der Knabe und der Geist zeichnet sich zwar nicht durch besondere Poesie (der Gedanke, eben weil er etwas ganz unpoetisches bekämpft, läßt sich nicht gut in dichterischer Form wiedergeben), jedoch als originell aus. Es ist der Kampf des poetischen Gemüthes mit den Anforderungen der falschen Philosophie oder jeder Philosophie, in so fern sie der freyen Poesie ihre Begriffsschemen vorlegen will. Hier erscheint sie als der Geist des Ungewissen, indem sie die Lehren gibt:

Du mußt auf Zeit und Raum nicht sehen,
Ganz abstrahiren vom Einzelnen,
Nicht Baum, nicht Strauch, nicht Blume betrachten,
Nicht Mensch, nicht Volk, nicht That beachten,
Nicht um dich, hinter dich, über dich schaun,
Nur grauen im grauen, unendlichen Graun,
Ist alle Erscheinung denn verschlissen,
So keimt das wahre, gewisse Wissen.

Als der Knabe nun in den finstern Geist dringt, ihm mit dürren Worten zu sagen, was er eigentlich darf und soll, entgegnet der Geist:

So mußt Du mich nicht fragen,

und verschwindet. Da dergleichen Geister den Dichtern nur allzuhäufig erscheinen, möge die Bannformel den Poeten immer geläufig bleiben.

Den aphoristisch epigrammatischen Gedichten: Beichte, von Vielen, der Kammerherr, Dilettanten, Rath und Antwort, Regel u. s. w. fehlt bey Göthischer Form die Göthische Anmuth, welche solchen poetischen Stecknadeln unter den Gestalten der Poesie einen Platz anweist. Jedoch fehlt ihnen weder Spitze noch Nachdruck. In dem Gedichte, das Kaffeehaus (S. 160) ist ein alter Unmuth eben nicht neu wiedergegeben, obgleich die Form ungewöhnlich ist.

Der folgende Abschnitt, Vaterland überschrieben, enthält Gedichte, aus der Begeisterung des großen Befreyungskrieges hervorgegangen. Es ist Poesie und Begeisterung darin, wenn sie sich auch nicht so bewährt haben, wie viele aus weniger poetischer Anschauung hervorgegangene, dadurch daß sie kein Eigenthum des Volkes geworden. Manchen Liedern des gefeyerten Körner ist dies glückliche Loos zu Theil geworden, ohne daß ihr poetischer Werth sie dazu berechtigte. Indessen waltet hier als Preisvertheilerin eine launenhafte Göttin ob, die erst der Nachwelt von ihren Grundsätzen Rechenschaft abzulegen pflegt. Häufig begünstigt auch die Rechte des Zufalls, hierin die Musik, eine Begleiterin, welche zwar häufig der Poesie den Dienst leistet, ihre Werke bekannt zu machen, neuerdings aber nur zu häufig der

klärern und reichern Schwester (reicher, weil sie das Gebiet des Verstandes mit dem des Gefühls beherrscht) den Vorrang streitig, und was schlimmer, — durch ihren die Sinne bestechenden Reiz die Nerven zur Verständniß für die ernstern Eingebungen jener schwächt. Der Ernst in diesen Gedichten wird auch mitunter zur Laune, etwas, was freylich unserm deutschen Volke, seinem Grundcharakter nach, bey dergleichen Poesien nicht behagt. Der Heimzug ist sehr parodisch, jedoch wahr:

Als ein Held kehrt mancher um,
Der ein baarer Taps und Dampf
Zog in den Franzosenkampf.

Ernst und würdig schließt dagegen das Grab im Walde diesen Abschnitt.

Fassung ist der letzte überschrieben. Hier können wir uns nicht enthalten, das erste als das Schlußwort zu unserer ganzen Dichterbetrachtung auszuziehen. Es mag für und tröstend zu jedem Dichter sprechen:

Es sind bereitet dir drey harte Schläge,
Wenn du im hohen Orden aller Geister
Willst Ritter seyn, empfahn den Kuß der Meister,

Zuerst trifft dich auf deinem ernsten Wege
Der Menge Spott, die trübe Wuth der Thoren,
Sie schütteln ernsthaft brummend ihre Ohren.

Hast du nun wie ein Mann den Schlag verwunden,
Mag dich der zweyte härtere nicht irren:
Daß auch die Besten sich an dir verwirren.

Und bist du ungebeugt vor ihm erfunden,
Wirst du dich selbst mit schwerem Zweifel treffen:
Ob Gott dich führe, ob dich Teufel äffen?

Heil dir, wenn Du in ihm nicht gingest unter!
Den neuen Bruder bitten ehrne Scharen,
Des heilgen Grabs der Menschheit mit zu wahren.

Und gleich den alten Helden wirst du munter
Dein gutes Schwert zu stäten Siegen richten
Auf Ungeheur im Denken und im Dichten.

Dem Dichter wünschen wir, daß er fernerhin, zwar gerüstet zum Siege aber weniger mit der Absicht zu kämpfen ausgehe. Kampf und Siegesruhm gehören zwar in das Gebiet des Poeten, der Poet aber, welcher zu viel mit den offensiven und defensiven Kriegen beschäftigt ist, versäumt zuletzt über dem ewigen Thatendurst all den stillern Wald- und Wiesenpfaden im weiten Gebiete der Göttin nachzugehn, wo sie doch nur in ihrer echten harmlosen Glorie ihm erscheint.

Art. II. Jus Georgicum Regni Hungariae et Partium eidem adnexarum, commentatus est Carolus Pfahler, Doctor Juris Universi, in Regno Hungariae et eidem adnexis partibus Juratus Causarum Fori utriusque Advocatus, ante Professor Juris et Archon in Instituto Georgicon, nunc ad Directionem universorum Dominiorum Suae Illustritatis Domini Comitis Ladislai Festetics de Tolna, S. C. et R. A. Majestatis Actualis Camerarii (,) Juridico oeconomicam Referens objectorum juridicorum, una et Georgici Assessor. Keszthely, gedruckt bey Franz Perger, 1820.

Der Stammvater der ungrischen Juristen, Stephan von Verböczy, sagte in seinem Tripartitum von dem Rechtsverhältnisse der ungrischen Bauern zu ihren Grundherren nur sehr wenig, und wirklich konnte man in jenen Zeiten, in welchen Verböczy lebte, nicht viel darüber sagen, da die ungrischen Bauern, wegen ihres blutigen Aufstandes unter Dózsa, durch den merkwürdigen vierzehnten Artikel des Reichstagsgesetzes vom J. 1514 ihre persönliche Freyheit eingebüßt hatten. — Huszty handelte in seiner schätzbaren Jurisprudentia practica (1745) nur von den ungrischen Reichsständen; es konnte mithin vom Bauernstande darin nicht die Rede seyn. Der berühmte Professor von Kelemen in Pesth räumte zuerst in seinem stark gelesenen Werke, Institutiones Juris Hungarici Privati (Ofen 1818) diesem Verhältnisse, wie billig, ein eigenes Kapitel ein; allein er spricht von demselben nur in so fern es den Bauer und Grundherrn in dem Königreich Ungern im strengsten Sinne betrifft, und benützte dabey bloß die im Corpus Juris Hungarici enthaltenen Reichsgesetze und das Theresianische Urbarium, mithin nur einen Theil der Rechtsquellen für dieses wichtige Verhältniß. Das von dem ungrischen wesentlich verschiedene wechselseitige Verhältniß des Unterthans und Grundherrn in dem ehemaligen Temescher Banat, welches im J. 1780, und in Slavonien, welches schon im Jahre 1756 ein noch immer fortbestehendes Urbarium erhielt, berührte er nicht. Auch seine Nachfolger, wie Alexander von Kövy, Professor von Szlemenics und Andere haben von den sehr wichtigen königl. Instruktionen für die königl. Commissäre in den Urbarialsachen, Resolutionen und Intimate, durch welche viele Sätze im Corpus Juris Hungarici modificirt, auch gänzlich aufgehoben, die des Urbariums aber näher bestimmt, erörtert und überhaupt durch neue Normen erweitert wurden, keinen Gebrauch gemacht, und so konnte in den Kompendien des ungrischen Privatrechts die so wichtige Lehre von dem Verhältnisse der Bauern zu den Grundherren nicht anders als sehr mangelhaft ausfallen. Dem vorlie-

genden sind nur drey juridische Werke vorangegangen, welche diesen Gegenstand besonders behandeln, die aber denjenigen, der in solchen Werken eine systematische, aus dem Geiste der Gesetze geschöpfte Darstellung erwartet, nicht befriedigen können, von den Herren Csausanszky, Pauly und Ege. Der Extractus synopticus Punctorum et Paragraphorum benigni Urbarii von J. B. Csausanszky (1807) enthält bloß die wörtlich ausgeschriebenen Punkte des Urbariums für das Königreich Ungern (ohne Temescher Banat, Slavonien und Kroatien), durch die ebenfalls wörtlich ausgeschriebenen Sätze der beyden Instruktionen für die königl. Kommissäre und Magistratualen erläutert, in alphabetischer Ordnung der Gegenstände. Die Constitutio Urbarialis Regni Hungariae, opera et studio *Caroli Pauly* (Wien, 2 Bände 1817. XXXII und 672, S. 8) ist zwar eine nicht unbrauchbare Sammlung, aber es mangelt diesem Werke an systematischer und lichtvoller Darstellung. Das lateinische Werk über das ungrische Urbarium von Hrn. Ege in Oedenburg ist ein bloßer Abdruck des für die Pristalden im Keßthelyer Georgikon auf Anordnung des unsterblichen Grafen Georg Festetics verfaßten handschriftlichen Leitfadens, wie in dem Tudományos Gyüjtemény bewiesen worden ist. Die Urbarial-Regulation oder Richtschnur für Ingenieurs zur Regulirung der Unterthanen im Königreich Ungern, von Brechter (Eisenstadt 1804) ist nur für Ingenieurs, nicht für Juristen bestimmt, und auch für jenen Zweck nicht ausreichend. Was der bekannte gelehrte aber zu excentrische, im J. 1822 verstorbene, Gregor von Berzeviczy in seiner Schrift de conditione et indole rusticorum in Hungaria, Leutschau 1806, in 4 im kosmopolitischen Geiste geschrieben hat, wovon ein deutscher Auszug in Hormayr's Archiv für Geschichte, Statistik u. s. w. erschien, gehört nicht hieher, sondern in eine räsonnirende Statistik von Ungern. Uebrigens enthält Berzeviczy's Schrift mehrere irrige, falsche und übertriebene Behauptungen, die der geistreiche Veteran der ungrischen Schriftsteller, Franz von Kazinczy, in Hormayr's Archiv freymüthig und treffend berichtigt und gerügt hat.

Hr. Dr. Pfahler, dem es um eine gründliche, systematische und aus dem Geiste der Gesetze geschöpfte Darstellung des ungrischen Bauernrechts zu thun war, sagt daher in der Vorrede zu seinem Werke: Vestigia, quae sequerer, nulla inveni. Manuscripta et libri, quae exstant, aut nullo sunt ordine scripta, aut nullo fere, videlicet alphabetico, nihilque exhibent praeter verbotenus descripta et truncata praecepta, sine omni spiritu, verba igitur et praeterea nihil.«

Und in der That ohne eine systematische, aus dem Geiste des Urbariums, der königl. Instruktionen und übrigen Gesetze geschöpfte Darstellung des Verhältnisses zwischen den Bauern und ihren Grundherren und ohne gründliche Kenntniß des Unterthansbandes, kann der schöne Zweck der wahrhaft frommen Königin, und Landesmutter, Maria Theresia, den sie durch die Einführung des Urbariums erreichen wollte, die Verbesserung des Zustandes der Bauern und ihrer Nachfolger, nicht vollkommen erreicht werden. Deswegen behauptet Hr. Pfahler, im Gefühl des von ihm redlich verfolgten Zweckes seines Werks, Seite 8, der Vorrede: »Igitur conabar partes disjectas in ordinem redigere et nectere, definitionibus notiones claras reddere, hasque enucleare, fontes diversos inter se comparare, et quid juris statui debeat, ex ipsis distincte et accurate deducere, antilogias conciliare, aut tollere, diversas lacunas quoad eius fieri potuit, ex principiis juris generalibus supplere, spiritum legum accuratius pervestigare, philosophicaque interpretatione litteris mortuis vitam indere, verbo molem legum indigestam scientifice, ut dicunt, pertractare,« und das Werk selbst straft den Verfasser keiner Lüge und Anmaßung. In dem ganzen Werke des Hrn. Pfahler herrscht Geist und Ordnung, Richtigkeit der Begriffe und Ansichten, Deutlichkeit im Vortrage, Korrektheit und Bündigkeit des Styls; die aufgestellten Grundsätze werden nicht nur durch die angeführten Gesetze unterstützt, sondern auch durch die praktische Bildung des Verfassers belebt; er deutet überall an, wie die Praxis die Gesetze versteht, und manchmal auch mißversteht, und gibt dadurch der öffentlichen Verwaltung den Fingerzeug, wo sie besonders nachzuhelfen hat. Er bewährt sich in dem ganzen Werke als echten Juristen, dem es nur um die Richtigkeit seiner Sätze, ohne alle Rücksicht und Partenlichkeit zu thun ist, der, wo es das Recht erfordert, als Vertheidiger des gedrückten Landmannes auftritt, und auf die Lücken in den Gesetzen aufmerksam macht, um die Lage dieser so nützlichen Volksklasse zu erleichtern.

Als die würdigste der Fürstinnen eine feste Bestimmung des Verhältnisses zwischen Grundherrn und Unterthan einzuführen befahl, und zwar zuerst in Slavonien (1756), dann in Ungern (1767), endlich in Kroatien und im Banat (1780), war der gesetzliche Zustand der Bauern fast ganz verschwunden, und der Wille des Grundherrn fast die einzige Rechtsnorm für ihn. Diesem unterlagen sogar die Verträge, die sie mit dem Grundherrn eingingen, wie schon selbst die vielen Mißbräuche, die in den neun Punctis generalibus prohibitis angeführt,

und aufgehoben wurden, deutlich zeigen. Die durch den Halbmond Muhamed's hervorgebrachte Krisis der Verwüstung und Zerstörung in Ungern hat nämlich auf den armen Landmann am nachtheiligsten eingewirkt, und seine Rechtlosigkeit herbeygeführt, ohne daß die hochherzigen Monarchen des Hauses Oesterreich mit allem menschenfreundlichen Streben in jenem Zustande der allgemeinen Verwirrung viel für ihn thun konnten. — Maria Theresia wollte nun dem Landmanne, nachdem er Frieden genoß, auch Recht ertheilen. Um dieß zu bewerkstelligen, war es nothwendig, die jetzigen Rechtsverhältnisse der Unterthanen und Grundherrn genau zu kennen, um nicht vielleicht schon fest gegründete Verhältnisse, selbst zum Nachtheile der erstern, umzustoßen, ferner die Größe der Ländereyen jedes einzelnen Individuums genau zu erheben, um ihn gegen Verkürzung von Seite des Grundherrn sicher zu stellen. Da ferner in diesem Verhältnisse der wichtigste Gegenstand ohne Zweifel die Leistungen (Praestationes), Abgaben und Dienste (Roboten) sind, welche der Bauer für die Benützung des Grundes und Bodens dem Herrn desselben zu leisten hat, war es unumgänglich nothwendig, den Flächeninhalt der ihm zugewiesenen Gründe (das Constitutivum sessionale) in dem gehörigen Verhältnisse zu diesen Leistungen zu bestimmen; und da der Bauer noch außerdem die Kosten der öffentlichen Verwaltung des Komitats, zu dessen Sprengel er gehört, seiner Gemeinde tragen, und endlich für die Erhaltung seines Hauses sorgen muß, so war es ebenfalls nothwendig, diese Lasten genau zu bestimmen, damit der Bauer nicht nur existiren, und diese Lasten tragen, sondern für das mühevolle Tragen derselben sich auch des Lebens erfreuen könne, und zwar, wie der Verf. richtig bemerkt, auch wenn er mit dem kleinsten Maße einer Ansäßigkeit (Sessio) begabt ist, also auch der Achtelbauer. Diese Bestimmung, sicher die wichtigste und, so zu sagen, die Grundlage des erwähnten Verhältnisses sollte nach der Idee der Instructio Commissariorum Regiorum ausgeführt werden, indem durch die Magistratualen, welche unter der Leitung der königlichen Kommissäre Hand an das Werk legten, alle Beneficia und Maleficia jedes einzelnen Ortes, d. i. alle Vortheile und Nachtheile, durch welche der Landmann in dem Bestreben, von der Natur des Bodens und der örtlichen Lage, Nutzen zu ziehen (Gelegenheit, entweder die Naturprodukte besser an Mann zu bringen, oder auch sich sonst durch Fleiß und Industrie Geld zu verdienen), begünstigt oder nicht begünstigt wurde, genau beschrieben werden sollten, und zwar nach gewissen Rubriken, unter welche die gewöhnlichen Vortheile und Nachtheile nach dem in der Instructio Magistratualium vorgelegten Muster gebracht

wurden. Außerordentliche Vortheile, und Nachtheile mußten besonders aufgezeichnet werden. Die speziellen Rubriken der einzelnen Orte sollten dann unter einander verglichen, und die nach denselben im Wesentlichen übereinstimmenden Orte unter eine Klasse gebracht, und auf diese Art so viele Klassen festgesetzt werden, als es deren generelle wesentliche Verschiedenheit nach den Vortheilen und Nachtheilen erforderte; endlich sollte nach Maßgabe dieser für jede Klasse eine gewisse Anzahl Joch Aecker, und Wiesen, welche für die oben erwähnten Lasten und Bedürfnisse des Bauers nach dem Wissen und Gewissen der Kommissäre für hinreichend gehalten wurde, bestimmt werden. Dieß wurde immer nur für eine ganze Ansäßigkeit (Bauernsitz, Sessio) bestimmt; allein es war darnach leicht zu berechnen, was der Antheil für eine halbe, Viertel-Session ꝛc. ꝛc. betragen müßte. Eine Ausnahme fand jedoch in dieser Hinsicht im Banat Statt (siehe 1 Th. S. 60, 61). Der innere, oder Hausgrund wurde allgemein zu einem Joche für die ganze Session berechnet. Das Geschäft der Bestimmung der Klassen leitete ein Collegium von Komitats-Assessoren unter dem Vorsitze des königlichen Kommissärs, das unter dem Namen der Deputatio Classificationalis bekannt ist. Sie wurde für diesen Akt besonders beeidet. Wie weit sie das schwierige Problem gelöst hat, kann hier nicht näher untersucht werden. So viel ist wenigstens gewiß, daß zwischen den Komitaten des gebirgigen und unfruchtbaren Nordens, und denen der südlichen üppigen Gefilde Ungerns nicht das beste Verhältniß in dieser Hinsicht besteht (was auch Berzeviczy in seinem angeführten Werke rügt), dem jedoch wohl abzuhelfen wäre. Ferner wurde bey den Wiesen, wie der Verf. richtig bemerkt, die durch die Instruktion vorgeschriebene Idee nich genau durchgeführt. — Nachdem auf diese Weise das bestehende Verhältniß genau aufgenommen, und der Flächeninhalt der Ansäßigkeiten bestimmt war, schritt man zur Bestimmung der Norm des zukünftigen Verhältnisses des Unterthansbandes für jeden einzelnen Ort. Der Normen gab es drey: das sogenannte Urbarium, welches die allgemeine und gesetzliche ist, der Kontrakt, und das Privilegium. Den Ortschaften (meistens Dörfer, Prädien und verfallene Marktflecken), die keine für immer geschlossene Kontrakte, oder rechtskräftige Privilegien (Privilegia non obsoleta) als Norm hatten, wurde das Urbarium vorgeschrieben, die Ortschaften hingegen (meistens Marktflecken), welche auf immer geschlossene Kontrakte oder Privilegien besaßen, blieben im Besitz derselben; nur wurden die Kontrakte, wenn sie den Zeitumständen nicht mehr angemessen oder strenger als das Urbarium waren, modificirt und gemildert. Hatten die Privilegien

der Marktflecken ihre Rechtskraft verloren, oder waren die Kontrakte derselben nicht auf immer geschlossen; so wurde, falls die Mehrzahl der Einwohner des Marktfleckens aus Handwerkern und Handelsleuten bestand, statt des Urbariums, ein bestimmter Kontrakt für immer abgeschlossen, sonst aber das Urbarium eingeführt. Dies Geschäft leiteten unter Aufsicht der Kommissäre die Magistratuales exequentes mit Beyhülfe des Komitats (der Sedria) insbesondere. Es existirten ferner vor Einführung des allgemeinen Urbariums schon spezielle, oder sogenannte partikuläre Urbarien (Urbaria particularia), welche nur einem einzelnen Orte zur Richtschnur dienten, und welche, wenn sie kein strengeres Verhältniß, als das allgemeine vorschrieben, ebenfalls bestätigt, sonst aber modificirt, und auch in Kontrakte umgewandelt wurden. Die neue Norm wurde, wie es natürlicher Weise geschehen mußte, öffentlich den Unterthanen und Grundherren in jedem Orte durch die ausführenden Magistratualen kundgemacht, das Urbarium oder der Kontrakt in einer solennisirten Urkunde abgefaßt, und beyden mit den nöthigen Beylagen mitgetheilt. Die Beylagen bestanden aus der Urbarial-Tabelle (Tabella urbarialis), der Aufzeichnung der Weingärten und Rottungen jedes einzelnen Besitzers (Conscriptio Vinearum und Exstirpaturarum). und dem Zeugnisse der Magistratualen über die eingeführte Norm. Dieß ganze Geschäft, welches die königlichen Kommissäre leiteten, und die ausübenden Magistratualen mit Beyhülfe des Komitats ins Werk setzten, heißt nun gewöhnlich Urbarial-Regulation (Regulatio urbarialis), und ist als der Mechanismus oder das Vorwerk anzusehen, die neue bestimmte Norm des Unterthansbandes in Anwendung und Ausübung zu bringen, und fest zu begründen. Doch versteht man unter diesem Namen auch die Norm selbst (siehe Th. 2, S. 1). Von jener handelt der Verf. in des zweyten Theils erster Abtheilung, und nennet sie primaeva regulatio urbarialis (vielleicht wäre das epithetum *generalis* statt primaeva besser gewesen); von dieser aber im ersten Theile durchgängig. Da es bey der allgemeinen Einführung der neuen Norm, ohne dieselbe fast in das Unendliche zu ziehen, und daher das gefaßte Ziel endlich ganz oder doch zum Theil aus den Augen zu verlieren, nicht möglich war, die Gründe der Bauern geometrisch ausmessen und aufnehmen zu lassen, ohne geometrische Aufnahme derselben aber die gehörige Zahl an Jochen der Felder und Wiesen nicht bestimmt werden konnte, und daher durch die bloße eidliche Aussage des Bauers, nach welcher der Flächeninhalt indessen erhoben wurde, bald der Bauer, bald der Herr, verkürzt werden mußte, ließ man es beyden freygestellt, nach eingeführter Norm

wann immer eine Berichtigung der Quantität der Gründe durch geometrische Aufnahme vorzunehmen, welche unter dem Namen Rectificatio urbarialis sehr wohl bekannt ist. Von diesen handelt der Verf., des natürlichen Zusammenhanges wegen, gleich darauf in des zweyten Theils, zweyten Abtheilung, I. Hauptstück. — In neuern Zeiten fing man ferner an, auch die Weingebirge, welche dem Weinbergrechte unterliegen, geometrisch aufzunehmen, und dieses nach dem Flächeninhalte genau zu bestimmen. Diese Bestimmung nennt man Regulatio juris montani. Davon handelt der Verf. im zweyten Hauptstücke der zweyten Abtheilung. Endlich brachte es die Sorge für die Erhaltung der Wälder, und einer höhern Agrikultur dahin, daß man den Bauer in Hinsicht der ihm zukommenden Holzung und Hutweide auf eine bestimmte Zahl Fuhren oder Klafter des Brennholzes, und Stück Vieh im Sinne der neuen Norm, und der allgemeinen Forst-Ordnung (Ordo sylvanalis) beschränkte und so Wälder und Weide regulirte. Von dieser Regulirung (Regulatio sylvarum et pascui) handelt das dritte Hauptstück der zweyten Abtheilung. Und damit ist der zweyte Theil des Werks geschlossen.

Es war allerdings gut gethan, dieseGegenstände nach dem ersten Theile abzuhandeln, obgleich die allgemeine Urbarial-Regulation, der Zeit nach, der Norm selbst vorging; da das ganze Geschäft jener viel leichter verstanden werden kann, wenn diese schon bekannt ist. Dieß gilt auch von der Urbarial-Rektifikation, die ohnehin nur eine Fortsetzung der allgemeinen Regulation ist, ferner von der Regulation des Bergrechts, der Holzung und Hutweide, deren Praxis auch größten Theils mit der allgemeinen Regulation oder Rektifikation übereinstimmend ist, und die daher im Zusammenhange vorgetragen werden müssen. Aus dieser Aufzählung der Gegenstände ersehen wir, daß der Verf. im zweyten Theile seines Werkes nicht die Norm des Verhältnisses zwischen Unterthan und Grundherrn abhandelt, sondern bloß die Grundlage, auf welcher jene beruht, erörtert. Die Norm selbst, oder die Rechte und Verbindlichkeiten, welche dem Grundherrn und Bauer zukommen, und obliegen, machen den Gegenstand des ersten Theils aus, der wieder in zwey Abtheilungen zerfällt, wovon die eine von den Rechten und Pflichten, die andern von der Art, dieselben gerichtlich zu verfolgen, handelt. — Dem ersten Theile schickt der Verf. *Prolegomena* voraus, in welchen der Begriff vom Jus Georgicum aufgestellt und entwickelt (§. 1), dessen Quellen angezeigt (§. 2), endlich die Methode, die der Verf. in seinem Werke befolgt (§. 3), angedeutet werden. Eine richtige Definition des Grundherrn und Unterthans ist mit großen Schwie-

rigkeiten verbunden; indem die sicherste Basis derselben, oder die ultima differentia derselben, der Begriff der Bauern-Ländereyen oder des dienstbaren Grundes (fundus rusticanus, colonicalis) sehr schwankend, ja ganz unbestimmt ist. Der achte Artikel des Reichstags-Abschiedes von 1741 enthält nämlich die Verwahrung, ne onus publicum (contributio) fundo quoquo modo inhaereat; und doch ist die Last der Steuer der einzige bleibende und sichere Unterschied (Charakteristik), der zwischen Fundus rusticanus und nobilitaris (curialis, allodialis, adeliger, Allodial-Grund) Statt findet. Der Verf. versuchte daher eine neue auf den nexus subditelae begründete Definition, die er deutlich entwickelt. Unter andern ist des Verf. Entwicklung der doppelten Natur der Rustikal-Gründe merkwürdig. Dieselben nämlich sind Industrial-Censual-Gründe (Fundi industriales, censuales), oder Urbarial-Gründe (Sessional-Gründe, Fundi urbariales, sessionales). Diese sind nach dem Verf. dem Unterthan zur Bestreitung der Staatslasten (Cassa contributionalis und domestica), des dem Grundherrn schuldigen Zinses, der Lasten der Gemeinde, deren Mitglied er ist, und endlich der Bedürfnisse der Familie, welcher er als Hausvater vorsteht, bestimmt; sie gehören, wie man zu sagen pflegt, zur Dotation des Bauers. Jene hingegen sind solche Gründe, welche von dem Bauer aus besonderer Industrie über seinen Bedarf, um seinen Wohlstand zu vermehren, und sich ein größeres Vermögen zu erwerben, bebaut und kultivirt werden. Diese Bestimmung beyder Art Grundstücke beruhet auf der Natur der Sache, und trägt sehr dazu bey, viele Mißverständnisse und Irrthümer zu vermeiden, welche oft aus einer falschen Ansicht von der Sache hervorgehen. Zu den Urbarial-Gründen werden besonders die von der Gemeinde besessenen gerechnet — wie auch die Hausgründe der Inwohner (Inquilini) mit ihren Appertinenzen, nach dem ausdrücklichen Willen der Gesetzgebung. Freylich sollte nach der oben angeführten Bestimmung der Ansäßigkeiten nach dem Maßstabe der Vortheile und Nachtheile der Natur und Industrie, der Urbarial-Grund eigentlich Sessional-Grund, als der durch die Klassifikational-Deputation bey der General- oder Special-Urbarial-Regulation bestimmte oder durch die Urbarial-Rektifikation berichtigte und nach Verhältniß der Ansäßigkeiten zur Bestreitung der erwähnten Bedürfnisse und Lasten dem Bauer zugetheilte Grund (an Acker, Wiesen und Hausgrund) seyn und für das nimmt man ihn gewöhnlich; allein es wurde schon oben angedeutet, und die Erfahrung lehrt es, daß das schwierige Geschäft der Klassifikation nicht in jedem Komitate und nicht für jeden einzelnen Ort gleich richtig ausgeführt wurde.

Es mußte daher, um den Bauer nicht zu Grunde zu richten, nachgeholfen werden, dadurch nämlich, daß man Industrial-Gründe in Urbarial-Gründe verwandelte, oder doch als solche betrachtete, unbeschadet ihrer vorigen Natur in Hinsicht der Leistungen von denselben. Es ergibt sich aus dem Angeführten, daß Urbarial-Gründe regelmäßig aus Acker und Wiesen (in Slavonien doch auch aus Weingärten) mit dem zugehörigen Hausgrunde bestehen, die übrigen Gründe aber, als Wein-, Obst-, Hopfen-, Kraut-Gärten, Tabakpflanzungen rc. rc., und insbesondere die Rottgründe (Rottungen, Exstirpaturae) zu den Industrial-Gründen gerechnet werden. Der Unterschied zwischen Urbarial- und Industrial-Gründen ist übrigens von der größten Wichtigkeit. Die Gesetzgebung regelt die Rechte und Pflichten der Unterthanen und Grundherrn in Hinsicht jener mit Genauigkeit, dahingegen bey diesen, ausgenommen die Weingärten und Rottungen in Rücksicht der Reluition dieser die festzusetzende Norm dem beyderseitigen Uebereinkommen überlassen ist. Die für jene festgesetzte legale Norm der Rechte und Pflichten kann nicht ohne Einfluß der politischen Behörden, auch mit Beystimmung der mitinteressirten Theile, — und weil dieser Einfluß, um die Verkürzung der Bauern zu verhüten, Statt finden muß, nie zum Nachtheil dieser geändert werden; hingegen steht es dem Grundherrn und den Bauern frey, mit beyderseitiger Einwilligung, ohne Einfluß der politischen Behörden, die gesetzliche Vorschrift abzuändern, auch bey der Eingehung neuer Verhältnisse keine Rücksicht auf dieselben zu nehmen. Ferner hat der Grundherr das wichtige Recht, Industrial-Gründe für sich abzuschätzen und zu reluiren, welches ihm bey Urbarial-Gründen, — ausgenommen wenn er keinen Hausgrund (Kurial-Grund) hätte, ferner bey solchen, welche, obgleich sonst Industrial-Gründe, aus oben angeführten Ursachen als Urbarial-Gründe betrachtet und zu denselben gerechnet werden, nicht gestattet ist. Was die durch das Urbarium neu aufgestellte Norm betrifft, wurde dieselbe theils aus den Gesetzen, welche in dem Corpus Juris enthalten sind, theils aus dem bey Einführung des Urbariums bestehenden Gebrauch kompilirt. Was von dem Angeführten bey jedem einzelnen Gegenstande Statt findet, zeigt der Verf., der überall das Gesetzliche zuerst, hernach das, was das Urbarium bestimmt, anführt, bey jeder Lehre deutlich, was ein besonderes Verdienst desselben ist. — Der erste Abschnitt handelt von dem wechselseitigen Rechtsverhältnisse des Grundherrn und Unterthans im Allgemeinen. Der Verf. handelt im ersten Hauptstück, de nexu subditelae legali et ejus proprietatibus, zuerst (§. 4) die Frage ab: welchen Antheil beyde an dem gemeinsamen Eigen-

thumsrecht von Grund und Boden haben, oder welches die Natur des zwischen beyden bestehenden und durch die Gesetze bestimmten Vertrages ist? Er zählt die gesetzlichen Eigenschaften desselben unter gewissen Rubriken auf (§. 5). — Das zweyte Hauptstück beschäftiget sich mit den Gründen, insbesondere mit den Urbarial-Gründen, zieht erstens (§. 6) die verschiedenen Beziehungen der Urbarial-Gründe in Betrachtung, und geht dann bey der Eintheilung derselben in Sessional- und Nichtsessional-Gründe (§. 7) auf die Abhandlung des Ansäßigkeitsbetrages (Constitutivum sessionale) und dessen Bestimmung über. Darauf werden (§. 8) die Verhältnisse der Unterthanen in Bezug auf Sessional- und Nichtsessional-Gründe erörtert. Endlich folgt (§. 9) die Lehre von der Abschätzung der Urbarial-Gründe. Alle diese Gegenstände sind sehr vollständig abgehandelt; indessen wünschte Ref. den Titel des Hauptstückes: De Fundis, praeprimis urbarialibus, wegen des (§. 8) lieber De Fundis et Colonis urbarialibus überschrieben. Das dritte Hauptstück entwickelt die Lehre von den Urbarial-Beneficien (de Beneficiis urbarialibus) und handelt in vier Paragraphen von dem Gebrauche der Weide (§. 10), der Holzung (§. 11), und dem Weinschanke, zugleich auch dem Handel mit Weine (§. 12), und endlich von dem Brantweinbrennen (§. 13). Der Verf. versteht unter Urbarial-Beneficien diejenigen Vortheile, welche dem Besitzer von Urbarial-Gründen nach den Gesetzen (dem Urbarium) außer der Benützung des Grundes und Bodens, welchen er inne hat, durch Mittheilung einiger sogenannten Regalien, welche dem Grundherrn als solchem eigen sind, zukommen. Doch das Recht, Branntwein zu brennen, gebührt, wie der Verf. richtig bemerkt, nicht nur den Urbarial-Bauern, sondern auch den übrigen, und kann daher im strengen Sinne zu den Urbarial-Beneficien nicht gerechnet werden. — Im vierten Hauptstück, de juribus regalibus et dominalibus reservatis, werden im Gegensatze von dem vorigen die Regalien und Rechte, welche dem Grundherrn vorbehalten blieben und den Unterthanen nicht mitgetheilt wurden, erörtert. Es werden aber nur die vorzüglichsten, über welche sich besondere Bestimmungen in den Gesetzen finden, aufgeführt, und zwar folgende: die Jagd, der Vogel- und Fischfang (§. 14), wo auch gleich von der Art, den Schaden, welcher durch das Wild zugefügt werden könnte, abzuwenden, gehandelt wird. Dann das Zehent-Recht (§. 15), welches bisher in keinem Kommentar des ungrischen Privat-Rechtes so richtig und vollständig erklärt ist, ferner das Mauth-Fleischbank- und Markt-Recht, das Rohr- und Mühlrecht, das Recht des Abfahrtsgeldes, das Recht,

mit Natur- und Kunstprodukten Handel zu treiben, und das Verkaufrecht, das Recht, Liqueurs zu bereiten, endlich das Recht, den gefundenen Schatz sich zuzueignen. — In dem fünften Hauptstücke handelt der Verfasser von den Urbarial-Leistungen (de praestationibus urbarialibus), unter welchen er jene versteht, die theils für die Benützung des Grundes, theils für die Ausübung eines Rechtes auf dem herrschaftlichen Boden nach den Gesetzen entrichtet werden müssen. Nur erstere werden hier auseinander gesetzt; letztere nämlich wurden schon, oder werden bey Gelegenheit der Rechte, auf die sie Bezug haben, abgehandelt. Nachdem der Verfasser (§. 17) von den Leistungen im Allgemeinen gesprochen hat, geht er (§. 18) auf den Geld- und Naturalzins über, dann (§. 19) auf die wöchentlichen Dienstleistungen (Roboten), und die sogenannte lange Fuhr. Im sechsten Hauptstücke (de contractibus urbarialibus) wird die Lehre von Urbarial-Kontrakten vorgetragen. Zuerst (§. 20) werden die Grundsätze und die rechtliche Form dieser Kontrakte aufgestellt, dann folgt (§. 21) die Auflösung der wichtigern Fragen in Hinsicht derselben. Das siebente Hauptstück (de vineis), von den Weingärten, erörtert zuerst (§. 22) den Rechtsantheil, welchen Grundherr und Unterthan an dem Eigenthumsrechte derselben nach den Gesetzen haben; dann (§. 23) die Leistungen, welche diesem für seinen Rechtsantheil obliegen. — In dem achten Hauptstücke (de exstirpaturis) wird die Lehre von den Rottungen auseinander gesetzt, und erstens (§. 24) von denselben im Allgemeinen gehandelt, dann (§. 25) die drey vorzüglichen Bedingungen bey der Abschätzung mit ihren Folgen, endlich (§. 26) die Methode (Praxis) der Abschätzung erörtert. — Das neunte Hauptstück (de migratione colonorum) handelt zuerst (§. 27) von der Zeit, Art und Beschränkung der Freyzügigkeit der Unterthanen, dann (§. 28) von dem Verkaufe, der auf dem zu verlassenden Grund vorhandenen Gebäude und anderen Verbesserungen desselben. Mit diesem Hauptstück schließt sich der erste Abschnitt.

In dem zweyten Abschnitte, *de jurisdictione dominali*, wird zuvörderst im ersten Hauptstück der Begriff der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, dann die Bestimmung aufgestellt, wer und wie man ihr unterliege (§. 29); ferner werden die Gränzen derselben in ihren drey Zweigen — der Civil-, politischen und Kriminal-Jurisdiktion in abstracto und allgemein gesetzt (§. 30), dann (§. 31) werden eben diese Gränzen in Hinsicht der grundherrlichen Gerichtsbarkeit in Ungern bezeichnet. Hierauf folgt (§. 32) die Procedur in den Civil- und Urbarial-Rechtsstreitigkeiten; endlich (§. 33) wird von der Ueberschreitung

der grundherrlichen Gewalt (de saevitie) gehandelt. — Das zweyte Hauptstück (de consectariis jurisdictionis dominalis) handelt die vorzüglichsten rechtlichen Folgen der Patrimonial-Gerichtsbarkeit ab, und zwar erstens (§. 34) die Pflicht des Grundherrn, seine Unterthanen im strengen Sinne zu vertheidigen, dann (§. 35), die Erbfolge des Grundherrn in dem Vermögen des eigentlichen Unterthans, wenn derselbe ohne Erben stirbt, oder des Hochverraths (nota) überführt, oder flüchtig wird; ferner (§. 36) die Obliegenheit des Grundherrn für die Waisen der verstorbenen eigentlichen Unterthanen die gehörige Sorge zu tragen; und endlich (§. 37) das Recht der Richterwahl, welches dem Grundherrn zusteht, wo auch gleich von den Obliegenheiten der Dorf- und Bergrichter gesprochen wird.

Dem Jus Georgicum wird die Geschichte desselben vorangeschickt. — Es ist dieß die innere Geschichte der Rechtssätze selbst, wenn wir die Rechtsgeschichte, wie gewöhnlich, in die innere und äußere theilen. — Von der äußern, oder der Geschichte der Quellen und ihrer Benutzung derselben kann ohnehin aus den oben angeführten Gründen keine Rede seyn. Der Verfasser theilte diese Geschichte in fünf Perioden, deren Gränzen durch die wichtigsten Epochen in dem Rechtsverhältnisse des Unterthansbandes gesteckt sind. Die erste Periode fängt in der grauen Vorzeit an, und geht bis zum ersten Könige Stephan dem Heiligen im Jahre 1000, der die vor ihm bestandene asiatische Verfassung in eine europäische, sogenannte monarchisch-feudalistische verwandelte, und durch dieselbe das Rechtsverhältniß seiner Unterthanen im Allgemeinen und der Bauern insbesondere begründete. Die zweyte nimmt ihren Anfang mit der neuen Verfassung, und läuft bis zum Jahre 1298, in welchem den Bauern mehr Freyheit gegeben wurde. Die dritte Periode fängt mit dem Jahre der erlangten, und endigt sich vor dem Jahre der wieder verlorenen Freyheit (1514). Die vierte Periode eröffnet das Jahr der abermaligen Unfreyheit, und endigt sich vor den Jahren der eingeführten Urbarien (1756 — 1780). Die fünfte Periode endlich erstreckt sich von den Jahren der eingeführten Urbarien bis auf unsere Tage. — Der Verfasser äußert in den Forschungen der ersten Ursprünge der Rechtssätze für das Unterthansband und deren weiteren Entwickelung eben so vielen Scharfsinn als Fleiß und Wahrheitsliebe. Er unterstützt seine Behauptungen und Meinungen durch gültige Zeugnisse, meistens jene der Gesetze selbst; welche in den Noten zur größeren Bequemlichkeit der Leser nach dem Originaltexte angeführt werden. — Besonders merkwürdig ist die Schilderung der Volksklassen des deutschen Kaiserthums, ihrer

Entstehung und Entwickelung bis zu den Zeiten, wo sie der erste König der Magyaren als Muster der zu gestaltenden Klassen seines Volkes für die neue Monarchie benützte, und die Parallele, welche der Verfasser zwischen den deutschen Volksklassen und den ungrischen neu errichteten zieht, um die Aehnlichkeit der Züge des Originals in der Kopie desselben darzuthun. Die Hauptmomente, welche der Verfasser bey jeder Periode in Betrachtung zieht, sind: die persönliche Freyheit der Bauern, die Beschaffenheit des Rechtes an Grund und Boden, den er bebaute, des Zinses und Dienstes, den derselbe dafür seinem Herrn zu leisten hatte, die übrigen Gesetze, welche das Unterthansband betreffen.

Das Werk beschließen Formen von verschiedenen Tabellen und Urkunden, die für den praktischen Juristen und auch für den Feldmesser von größter Wichtigkeit sind. Unter den Tabellen verdient die vom Verfasser verfertigte Tabelle der Urbarial-Prästationen nach dem ungrischen (und kroatischen), banatischen und slavonischen Urbarium, welche zur Uebersicht und zugleich zum Vergleich sehr dienlich ist, besonders bemerkt zu werden. — Zum Schlusse machen wir die Bemerkung, daß dieses Werk ganz dazu geeignet ist, nicht nur dem praktischen Juristen auf dem Gebiete der Rechtspraxis zum Handbuche, sondern auch dem Rechtskandidaten zum Lehrbuche zu dienen. Es ist durch dasselbe einem schon lange gefühlten Bedürfnisse abgeholfen; indem dieser Zweig der Rechtswissenschaft in den Cyclus der juridischen Studien bisher aus Mangel eines eigenen Lehrbuches nicht füglich aufgenommen werden konnte, welches für den studierenden Juristen, ja selbst für den Unterthan sehr nachtheilig war; denn nur wenige Rechtsfreunde hatten Gelegenheit, nachdem sie die Unterrichtsanstalten ohne allen systematischen Unterricht in diesem wichtigen Zweige der Rechtswissenschaft verließen, sich durch eine langsame und schwierige Praxis das ganze System des Unterthansbandes anzueignen, und dem Unterthan mit gutem Erfolge beyzustehen. Der lateinische Styl des Verfassers ist korrekt (es versteht sich jedoch, daß die unklassischen lateinischen Ausdrücke der ungrischen Jurisprudenz beybehalten werden mußten), bündig, klar und kraftvoll. Eine magyarische und deutsche Uebersetzung dieses trefflichen Werks ist sehr zu wünschen. Noch muß bemerkt werden, daß dieses erste und (so viel wir wissen) bisher zugleich einzige in der neuerrichteten Buchdruckerey zu Keszthely gedruckte Werk von Bedeutung, sich auch durch eleganten Druck und gutes Papier auszeichnet.

Art. III. Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten. — Im Vereine mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden bearbeitet und herausgegeben durch Joseph Freyherrn v. Hormayr, k. k. wirklichen Hofrath und Historiographen, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Wien, 1823 bis 1825. Im Verlage der Franz Härter'schen Buchhandlung. Gedruckt bey Franz Ludwig. Papier von Anton Strauß. Zwey Jahrgänge. Erster Jahrgang fünf Bände; jeder Band drey Hefte —. Zweyter Jahrgang zwey Bände; jeder Band drey Hefte.

Auf der völkerwogenden Zuglinie zwischen Nord und Süd, — aus dem Nebelgrau der Vorzeit erhebt sich Vindobona als uralte Niederlassung der celtogallischen Vindonen, und sie bleibt als Beherrscherin des mächtigen Stromes, eine von den Römern und allen ihren kaiserlichen Strategen auserseheне, geschätzte Celtenstadt, von dem Römerauge auch in den rauchenden Trümmern nie ganz verlassen, wie auch über ihre Thürme und Wälle hinwüthete der grauenvolle Nachtsturm der Barbarenwanderungen. In Vindobonas Straßen und in den Gefilden umher hatten einst gewandelt des alten Weltreichs Imperatoren, Tiberius, Hadrianus, Mark Aurel, Septimius und Alexander Severus, Gallienus, Diokletian, Galerius, Maximianus, Julianus, Valentinianus I., Gratianus. Vindobonas Soldatenburg hatten gesehen Attila, Odoaker und der große gothische König Dietrich, während der unvergeßliche h. Severin im Drange aller Gräuel auch dieser Stadt ein schützender Engel gewesen. In der grausen Nacht der Barbarey wußte St. Ruperts Licht Vindobonas kümmerliche Ueberreste zu finden; und auf der letzten longobardisch-hunivarischen Zertrümmerung gründete der große Imperator, Karl, auf Fabianas entblößten Grundmauern die vorzüglichste Ankerstelle jenem Einen und Einzigen, dem wahre Humanität und Völkerglück allein nur entkeimen, dem gottgesandten Christenthume; bis durch die ritterlichen Babenberger die römische Fabiana unglaublich schnell emporblühte als Oesterreichs Hauptstadt, als Residenz jenes erlauchten Geschlechtes, als Stadt der Kreuzzüge, Leben und Fülle saugend aus jenen Gotteszügen, als mächtige Ader des großen Welthandels, als lebenskräftiger Leitungspunkt zwischen Aufgang und Niedergang, zwischen Süd und Ost, und als Vereinigungsstelle jeglicher Kultur und Kunst, alles Großen und Edeln unter jenen durch charakteristische Persönlichkeit ausgezeichneten Titanen des Mittelalters, K. Heinrich III, Barbarossa und Friedrich II., Heinrich Jasomirgott und dem Vater des Vaterlandes Leopold dem Glorreichen; so daß das Losungswort bald von Munde zu

Munde flog: »Wer sich zu Wien nicht nähren kann, ist überall ein verdorbener Mann!« — Die hochsinnigen Habsburger — hielten sie diese Stadt nicht wie den Apfel ihres Auges? erhoben sie diese Stadt nicht durch väterlichen Schutz und milde Pflege zur Stadt der Wohlthätigkeit, zur Stadt der völkerbeglückenden Gesetzgebung? und in welchen Charakteren strahlen nicht diese gottbeschützten Fürsten von den Zinnen dieser Strombeherrscherin weit über Länder und Völker hin der aufsteigenden Nachwelt entgegen!! Wie der mächtige Fels im Ocean inmitten der brüllenden Brandung — unbeweglich — stand und steht diese kaiserliche Stadt als Vormauer und Hort der abendländischen Christenheit da, und an ihren Wällen wurde der in drey Welttheilen sieghafte Trotz des Osmanen gebrochen. — In Wiens zweymaliger Belagerung durch Muhameds Barbaren und in der beyspiellos hartnäckigen Gegenwehr; in den ergreifenden Wechselgeschicken jener kaiserlichen Frau, der unvergeßlichen Mutter Theresia und ihres in der Schule der Leiden vielversuchten und als echtes Gold erprobten Enkels, Vaters Franz I., in Wiens zweymaliger Besitznahme durch die gallischen Heere und in der eisenfesten Treue dieser Residenzstadt, — findet sich darin nicht das erschütternde Schauspiel des Riesenkampfes der Tugend gegen das dunkel waltende Fatum in großartiger und glänzender Weise abgespiegelt!

Es ist daher wahrlich eine herrliche Aufgabe, zu schildern die Geschicke Wiens, dieses Seelensitzes eines großen Kaiserstaates, dieses Horts und dieser Burg der ersten Fürsten der Christenheit, dieser Hauptstadt des deutschen Vaterlandes. Und diese schöne Aufgabe auf eine ihrer Wichtigkeit und Größe würdige Weise zu lösen, war wohl schwerlich jemand mehr und eigentlicher berufen, als der sachgeübte Historiograph des kaiserlichen Hauses, der gelehrte Freyherr von Hormayr. Schon vor dem Jahre 1822, in welchem zuerst die Ankündigung, dann der Prospektus des ganzen Unternehmens erschien, hatte sich der Verfasser rüstig gemacht, diesem, so zu sagen, aus dem Munde der Kaiserstadt selbst an ihn gerichteten Aufrufe und der gleich allgemein lebhaften Hoffnung der österreichischen Literatoren auf die vollständigste Weise zu entsprechen. Das vorliegende, an Umfang sehr bedeutende, schöne Werk, ist nun das Resultat der kräftigen Bemühungen des gelehrten Mannes; und wir erachten es als eine vorzügliche Pflicht, für alle patriotischen Literatoren des Vaterlandes, eine genügende Anzeige dieser wichtigen Erscheinung in österreichischer Geschichtsforschung in diesen Blättern niederzulegen, und sie darin mit der Anlage, Ausführung, mit dem Inhalte und mit den Vorzügen

dieses Werkes umständlicher bekannt zu machen. — Das große Ganze zerfällt in zwey Haupttheile, von denen der erste Theil umfasset: die Geschichte Wiens und ihre Verfassung, — der zweyte: Wiens Denkwürdigkeiten. Beyde dieser inhaltschweren Gegenstände werden in zwey Jahrgängen und nach einzelnen Heften umständlich bearbeitet. Wir wollen nun beyde Jahrgänge durchgehen, und sowohl durch die Darlegung des Inhaltes, als auch durch einige wörtlich ausgehobene Stellen das Urtheil, wie dem gelehrten Verfasser die Lösung einer so großen und wichtigen Aufgabe gelungen sey, im Voraus begründen. Theils zur Berichtigung nicht ganz erschöpfender Angaben, theils zur Aufhellung einiger noch in Dunkel gehüllten Ereignisse der vaterländischen Vorzeit, glauben wir uns die besondere Zugabe einiger Bemerkungen erlauben zu dürfen.

Der erste Jahrgang dieses bedeutenden Werkes in fünf Bänden, in funfzehn Heften, oder in zwölf Theilen, umfasset alle, die Kaiserstadt Wien unmittelbar und mittelbar berührenden Ereignisse, in chronologischer Ordnung und im pragmatischen Zusammenhange, aus den grauen Tagen der Vorwelt bis auf den Schluß des Wiener Kongresses, mit beständiger Rücksicht auf innere Verfassung, Bürgerleben, Gerechtigkeitspflege, Polizey, Kirchenwesen, Sitten, Gebräuche, Handwerke, Wissenschaften, Künste, Münzwesen, Handel und Judenthum. Alles dieses vereiniget sich unter der kunstgeübten Hand des gelehrten Verfassers zu einem großen und farbenreichen Gemälde, welches sich immer glänzender vor den Blicken des Lesers entfaltet, seine Gefühle oft mächtig ergreift, und seinem Interesse Belehrung in Fülle darbietet.

Das erste Heft des ersten Bandes umfasset die Vorzeit, bis alle Landestheile zwischen der Donau und den hohen Alpen römisch geworden waren. Die Urzeit, wo alles ungewiß ist, und die Natur allein nur geschrieben hat in ihrem kurzen, aber gewaltigen Alphabet, in weltalten Bergen, kaum ergründlichen Tiefen, dunklen Seen, in Urwald und Sumpf, — wird mit wenigen, aber sprechenden Umrissen bezeichnet. Was von unseren, an der Donau gelegenen, österreichischen Landstrichen die ewigen Alten sagen, der Vater Herodot, Polybius, Appianus, von Hyperboreern, Illyriern, von Jason und von seiner Argonautenfahrt (von welcher uns Strabo hinweiset auf die πολλὰ τεκμήρια τῆς τοῦ Ἰάσονος στρατείας), von Celten u. s. w. alles wird kurz und treffend angedeutet, und mit Recht daraus auf uralte, feste Bevölkerung der Donauufer geschlossen, lange bevor noch das Fischerdörflein Rom sich als Stadt an den Ufern der Tiber erhob. Wir möchten jedoch nicht mit dem gelehrten

Verfasser die Einführung des Eisens, der Schrift und des Geldes in unsere Donauländer der frühen Verbindung derselben mit Griechenland zuschreiben; sondern vielmehr behaupten: alles dies sey schon zum Theil mit den ersten Urbewohnern aus dem mittleren Asien über die kaspischen und pontischen Binnenmeere, über jene Bühne der Völkerwanderung und Völkerbildung für das gesammte östliche und mittlere Europa, an die Donaugestade herangekommen. Auch sprechen ja eben die griechischen Alten schon im siebenten Jahrhundert vor Christus von den, den celtischen Völkern ganz eigenthümlichen Schriftzeichen. — Die Ausdehnung des weiten Landes der Celten oder Gallen, Galater, Gallier, bezeichnet der Verfasser nach Polybius, Diodor, Strabo und Cäsar umständlicher, und beleuchtet die geographischen und ethnographischen Angaben dieser Alten durch die scharfsinnigsten Bemerkungen. Die Ueberwanderung celtischer Völkerheere unter Belloves und Sigoves nach Italien und Germanien wird p. 18 umständlicher angegeben, um auf die wichtigen Folgen derselben, nämlich auf die zahlreichere Bevölkerung der Donauufer durch die sigovesischen, und durch die von den Römern aus Italien über die Alpen wieder zurückgedrängten bellovesischen Celten hinzuweisen. — Worauf sich p. 18 die seltsame Angabe, »der aus Italien nach Gallien entflohene thuszische Arun sey von den Celten als Merkur, als Herkules, unter dem Bilde eines Kaufmanns verehrt worden,« stütze, ist uns eben so unbekannt, als wir sie nicht für erweislich halten. Auch können wir der Behauptung p. 20 durchaus nicht beystimmen, daß das heutige Land Baiern von den aus Italien flüchtigen Bojern bevölkert worden sey. Die erste Bevölkerung und Benennung Baioariens, so wie die des uralten Bojohemums, gehören dem grauesten Alterthume und den Tagen der ersten Völkerzüge von Osten her an. — P. 22 werden über die nächst der österreichischen Donau seßhaften Völkerstämme, besonders über Carnunter oder Carner, Winden oder Windonen, sehr erwünschte topographische Bemerkungen gegeben, wodurch das Andenken an diese uralten Niederlassungen fort und fort erhalten worden zu seyn scheint. — Daß die kleinere Bojer-Wüste nach Versicherung des Verfassers p. 24 auf der theodosianisch-peutingerischen Tafel am Neusiedler-See gegen Sabaria und Skarabantia ersichtlich sey, haben wir nach Beschauung mehrerer Ausgaben jener Tafel nicht bestätiget gefunden. — Die Urgründung Vindobonas wird den sigovesischen Winden, Windonen, Wendonen zugeschrieben, welche, der altergrauen Sage nach, auf dem sonnigen Hügel hart an der Donau Fuß faßten, und von dem Fischfange,

von der Jagd in den Auen und in dem nahen komagenischen Gebirge lebten. Nach der begründeten Meinung des Verfassers aber ist dem nahe gelegenen Orte Karnuntum der Ruhm, die Hauptstadt der rund umher wohnenden celtogallischen Stämme gewesen zu seyn, schwer zu bestreiten. — Er erklärt sich auch mit vollem Rechte gegen diejenigen, welche Vinden oder Venden mit den viel späteren Wenden, Slaven, vermischten. Weder Budinen, noch Wenden des Tacitus sind erweislich Slaven zu nennen, sondern wohl erst die Veneden des Jornandes. Bey der Bestimmung der Umgrenzung des alten Norikums erfreuet uns der Verfasser in der Anmerkung N^ro.^ 9 mit ausführlichen, und früher wohl noch von Niemanden so genau gegebenen Bestimmungen. Jedoch scheint uns die Bezeichnung der celtischen Bergreihe da, wo sie sich von Nordost nach Südwest durch die heutige Steyermark ziehet und an die krainerischen Alpen anschließt, zu undeutlich und unbestimmt zu seyn, und folgende Berichtigung zu verdienen.

Der Zug der cetischen Bergkette geht am natürlichsten von der Rax= auf die Kampalpe und den Semmeringkogel; von diesem herüber auf den großen und kleinen Pfaff, auf die Spitaler= und Predulalpe, auf den Fürsten= und Feichtenkogel, auf das Rennfeld und von dem Uebelstein über die Mur auf die Brucker Hochalpe, auf die Fenster-, Polster=, Frott=, Pöllaalpe, auf den Speikkogel der Kleinalpe, auf die Rack=, Stub= und Deigitschalpe, auf die Pack=, Stock=, Hoch=, Frauen= und Chor= oder Schwanbergeralpe, auf die Feistritzeralpen, auf den Radl, Rennscheick und Bacher, auf die Weitensteiner= und Gonowitzer= Planina, auf den Wotsch, und von dort östlich an der Sotla hinab, bis zu ihrem Einflusse in die Save, den krainerischen Alpen gegenüber. Nur die Höhen dieser bezeichneten Berge bilden vom Semmering bis an die Save hinab eine Linie, und sie mußten den Alten, von der Ferne im Osten angesehen, eben so als eine einzige fortlaufende Bergkette erscheinen, als sie sich heute noch in derselben Gestalt darstellen. Eine genauere Bezeichnung der Norikum von Pannonien trennenden Gränzlinie läßt sich nicht mehr geben, viel weniger noch durch besondere Angaben der Alten nachweisen; und wir stimmen ganz der trefflichen Bemerkung des Verfassers bey, daß in jener altergrauen Zeit die Kunden der Geographie fast immer nur nach den Regeln der Theater=Perspektive genommen werden müssen. Es bleibt aber auch von selbst ersichtlich, daß durch diese genauer bezeichnete Richtung der cetischen Berge keineswegs zugleich auch die absolute Trennungslinie zwischen taurisziscch=norischen

Celten, und den pannonischen Völkerschaften festgesetzt werde. Noch heut zu Tage zeigen Körperbau, Sprache, Kleidung, Sitten und Gebräuche der Bewohner auf den weiten Ebenen um Grätz, in den Thälern der Deigitsch, Kainach, Sulm, Laßnitz, Raab, Safen und Feistritz, welche Gegenden alle durch die bezeichnete Linie von Norikum getrennt und dem Lande Pannonien zugetheilt werden, wie die norisch-taurisz ischen Völker von dem höheren Lande der Alpen herabgestiegen sind, und alle vom Hauptgebirgsstamme auslaufenden Thäler und Vorgebirge mehr oder weniger bevölkert haben. In der östlichen Steyermark liegt nordwestlich von dem Orte Weitz ein Berg, mit dem auffallenden Namen Zetz, Zez (Cetius mons), welcher durch den höheren Berg Raß und die Fischbacheralpen mit den Predulleralpen zusammenhängt.

P. 33 — 37 enthalten ein sprechendes, farbenreiches Gemälde der norisch-pannonischen Celtogallen, wie sie an Körpergestalt, an Charakter, Beschäftigungen, in ihrem gesammten Volksleben mit allen Vorzügen und Härten gewesen waren. — Werden auch gleich die allgemeinen Angaben der Alten über Gallier und Celten nicht ohne Wagniß, ohne Unterscheidung, im Besonderen und im Besondersten angewendet: so gibt es dennoch Wahrnehmungen und Merkmale solcher Art, die mit Ort und Zeit, und mit ihren Verhältnissen genau im Einklange hierdurch die möglichst wahrscheinliche Bürgschaft in sich selber enthalten, wie zum Beyspiel von den sämmtlichen Bewohnern des Hochlandes der Alpen, von ihrem ackerbaulichen und hirtlichen, ewig sich gleich bleibenden Leben. Denn wie sollte auch wohl der Mensch ein anderer werden, selbst in den einzelnen Beschäftigungen des Tages, auf einsamen Alpen, wo Himmel und grasreiche Triften sich selbst nicht ändern, während so viele Menschengeschlechter kamen und verschwanden, und Berge, Wasser und Kräuter immer dieselben geblieben sind! — Unter den eigentlich pannonischen Völkern scheint zwar der Standesunterschied nicht so weit gediehen und ausgebildet worden zu seyn, wie unter den celtischen Stämmen. Nimmt man jedoch alle Aussagen der Alten zusammen: so erhellet daraus das gewisse Resultat, daß einige Pannonier, wie die Segestaner, Breuker, Amantiner, den Centogallen hierin das Gleichgewicht gehalten haben. — Warum der gelehrte Verfasser hinsichtlich der Menschenopfer einen norisch-pannonischen Mittelstand annimmt, und diesen von einem solchen blutigen Gräuel des alten Aberglaubens freysprechen will, — sehen wir wirklich nicht ein! — Daß der römische Mithrasdienst erst nach dem großen Pompejus in unsere Donaugegenden und in das Land der Alpen eingeführt worden sey, be-

hauptet er dagegen mit dem vollsten Rechte; denn alle bisher in unseren Landtheilen und in Pannonien aufgefundenen Mithrasmonumente erscheinen im unverkennbar römischen Charakter. Fremdartiger gekleidete Figuren auf manchen, durch die zerstörenden Einflüsse der Jahrhunderte sehr verunstalteten Denkmalen berechtigen wohl keineswegs, dergleichen Antiken mit den darauf abgebildeten Mithrasopfern in die höhere Zeit der ursprünglichen Freyheit Norikums und Pannoniens hinauf zu rücken.

P. 44 wird gesagt: »Bel ist heilig überhaupt!« Dieß können wir nicht anerkennen. Aelter als alles nachzuweisende Celtenthum, gehört dieses Wort den orientalischen semitischen Dialekten an; בַּל, im Chaldäischen sowohl als ܒܠ im Syrischen, und بَال im Arabischen heißt Herz; und בֵּל zusammen gezogen aus בעל für בְּעַל deutet vorzüglich auf den babylonischen Götzen Belus. Dieser Bel, Belus und Baal ist ganz identisch mit dem syrischen und phönizischen Nationalgotte, welchen auch die Hebräer häufig verehrten, und welcher in dieser Hinsicht in den heiligen Schriften des alten Bundes durchaus mit dem bestimmten Artikel הַבַּעַל ausgedrückt ist. Höchst wahrscheinlich ist dieser Baal auch identisch mit der bey den Griechen berühmten Nationalgottheit der Phönizier, die sie mit ihrem Herkules verglichen, und den tyrischen Herkules nannten. Die Angabe, daß viele alte Votivsteine dem Apollo Bellenus geweihet, in der Steyermark gefunden worden seyen, kann nicht nachgewiesen werden. Mehrere solche Denksteine besitzen jedoch Aquileja und das alte Land Karantanien. Hinsichtlich der alten Celtensprache sagt der Verfasser, daß des großen Cäsars Worte von den Bewohnern Galliens: *Lingua*, legibus, institutis inter se *differunt*, nur auf Mundarten, Dialekte, keineswegs auf radikal verschiedene Sprachen hindeuten. Dazu bemerken wir noch Folgendes: Wenn das *differre lingua* des Cäsars von radikaler Sprachverschiedenheit verstanden werden soll? — wie kömmt es dann, daß in allen Theilen des eigentlichen Galliens, in den Seealpen, in den penninischen Alpen, im Lande der Sequaner, im lugdunensischen, aquitanischen, narbonnensischen, belgischen Gallien, — daß in Helvetien, am Rheine, in Germania prima et secunda, — daß auf der brittischen Inselwelt und im ganzen alten Spanien — überall ganz gleiche, oder doch mit offenbar celtischen Wör-

tern zusammengesetzte Namen von Städten, Ortschaften, von Flüssen und Volksstämmen vorkommen? Und erscheinen nicht in ganz Oberdeutschland, in Böheim bis über Schlesien hin, unterhalb des harzynischen Waldes und der Karpathen bis an die Donau, und von den Ufern des Isters über das weite Hochland der Alpen, in Vindelizien, Rhätien, Norikum und in dem ausgedehnten Pannonien dieselben topographischen Benennungen wieder?! Daß die kleinasiatischen Galater aus mehreren, sowohl im eigentlichen Gallien, als auch diesseits des Rheins und zu beyden Seiten der Donau seßhaft gewesenen celtischen Volkerstämmen bestanden hatten, ergibt sich aus allen Nachrichten der Alten. Und dennoch erkannte der wohlunterrichtete heilige Hieronymus unter allen Galatern in Kleinasien nur eine einzige, und bestimmt nur diejenige Sprache, welche seiner Zeit zu Trier, in der Hauptstadt des, vom großen Cäsar ausdrücklich für cisrhenanische Germanen erkannten, trierischen Stammvolkes, gesprochen wurde.

Der blutige, hartnäckige Kampf der Celtogallen mit den Römern im Hochlande der Alpen bis an die Donau hin, und die Ursachen ihres Falles in römische Knechtschaft — werden voll Leben, Wahrheit und Anschaulichkeit meisterhaft geschildert p. 57; eben so die Heerzüge der Cimbern und Cäsars Kriege. Nur können wir uns in die Vorstellungsweise des Verfassers von dem Beginne des cimbrischen Zuges nicht recht finden; da gesagt wird: »Sie kamen in den herzynischen Wald, übersetzten die Donau; aber die Bojer schlugen sie zurück über den mächtigen Fluß, und nun übersetzten sie ihn weiter unten, brachen in Illyrikum ein ꝛc.«??

Nach diesen farbenreichen Schilderungen voll Charakteristik, wendet sich der Verfasser zu Wiens unmittelbaren Geschicken, und zu den Wien betreffenden bestimmten Aussagen der Alten. Mit Recht werden verworfen (p. 76) die vielen Fabeln vom alten Wien: die phönizischen Hebräer als Ureinwohner Wiens; die jüdischen Grabsteine zu Wien und Haimburg, ungefähr aus dem Jahre der Welt 2560, also gerade aus jenen Tagen, wo Moses mit den Juden durchs rothe Meer gezogen ꝛc. ꝛc. Ueber die Identität der alten Vindobona mit der von Ptolomäus genannten Stadt Juliobona (oder nach einer andern Leseart: Viliobona), erklärt sich der Verfasser nicht ganz bestimmt; er neigt sich jedoch zur folgenden Annahme: Tiberius, sehr wahrscheinlich der Umstalter Vindobonas zur römischen Uferwache, zum Brückenkopf, Observationsposten und Waffenplatz vom zweyten Range, mag auch hier, wie an andern Orten geschah, Namen und Gestirn des unsterblichen

Ahns verewiget haben in Juliobona, welcher Name nach Nero, entweder einem neuen Kaiser- oder Siegesnamen weichen, oder dem alten, den ursprünglichen Namen Vindobona (Windenwohnung) sein früheres Recht wieder geben mußte. Nach den Stellen der Alten über Vindobona werden nun auch alle bisher aufgefundenen Antiken, Steine, Inschriften, Meilensäulen, Ziegel, Särge rc., welche nur immer einige Beziehung auf die Kaiserstadt und ihre Geschicke haben, erschöpfend aufgeführt, erklärt, und sowohl die Zeit, als die Standpunkte bezeichnet, auf welchen man in dem heutigen weiten Umfange der Kaiserstadt römische Antiken ausgegraben hat. Daraus, und weil schon ein Gesetz der XII Tafeln bestanden hatte, welches auch von mehreren Imperatoren wiederholt war, eingeschärft worden, sowohl die Leichenverbrennungen, als auch die Begräbnisse außerhalb der Städte vorzunehmen, — wird mit gehörigen Rücksichten ein gewichtiger Beweis für die Ausdehnung der alten Vindobona geschöpft. Das erste Heft schließt der gelehrte Verfasser mit folgenden, jedes österreichische Herz bewegenden Worten: »So viel ist es, oder richtiger, so wenig, was die Steine »reden von dem alten Wien. Schon nach seinem frühesten Be»ginn möchte man Wien und Habsburg für einander präde»stinirt achten! Es erhob sich eine Windenwohnung (Vindonissa) »an der Aar, wo später die Habsburg emporstieg, minder durch »Thürme und Mauern, als durch tapferer Männer Lieb und »Treue stark; und es erhob sich eine Windenwohnung (Vindo»bona) an der Donau, durch ein halbes Jahrtausend der Habs»burger Kaisersitz, als sie auf das kleine Land Oesterreich das »große, das Erzhaus Oesterreich gegründet. Das kleine Land »Oesterreich war dreygespalten, dreyfach zerrissen, dem Nori»kum im Westen und Süd, ostwärts Pannonien, nördlich der »großen Germania, dem Reiche Bojohenum, dem furcht»baren Marbod gehörig! Die Reiche, in deren weitem Um»fange damals das Land Oesterreich ein nicht bedeutender »Gränzstreif gewesen, prangen jetzt als Kleinode im Diadem des »Hauses Oesterreich, das allen Dreyen, dem Ungerlande, »Böhmen und Germanien Könige gab, und ein und zwan»zig seiner Fürsten sitzen sah auf dem Throne Karl des Gro»ßen! In den Zeitbüchern zum ersten Male genannt, erscheint »Wien als der werthe Sitz eines Kaisers, dessen jedem Ver»hängnisse mit erhabener Ruhe und Geduld entgegentretender »Gleichmuth, dessen väterliche Milde, dessen ernste Besiegung »Seiner Selbst, seinen Namen mit dem der Tugend auf dem »Throne sprichwörtlich gleich gemacht haben, bis ans Ende der »Tage. — Er, den unser aller Herzen gleich gerne als Vater

»und Herrscher begrüßen, der der Schmeicheley um so weniger »hold ist, je weniger Er ihrer bedarf; Er kann durch eine Ver»gleichung mit dem kaiserlichen Menschenfreund und Weltweisen »nichts gewinnen, nichts verlieren. Wo ist die Zeit, die binnen »eines Vierteljahrhunderts furchtbarere Stürme gesehen, locken»dere Versuchungen dargeboten, schwerere Opfer auferlegt hatte, »als die Seinige? Aber Ihn ließ die Vorsicht noch ein Ende des »Kampfes erblicken, und eine Versöhnung der Vorzeit mit der »Gegenwart, und mit der Nachwelt in allen bessern Gemü»thern, — einen wunderbaren Frieden, ein brüderliches Fami»lienleben der Regenten, und einen heiligen Bund!« — Die Anmerkung Nro. 15 behandelt, neben dem Municipium Vindobona, die zwey andern Kolonien oder Schöpfungen Mark Aurels, Laureacum (Lorch) und Ovilabis (Lambach). Daselbst scheint der Hr. Verfasser die beyden römischen Orte des Ufer-Norikums, Citium (Klosterneuburg) und Cetium zu verwechseln, und für identisch zu halten, — was die bestimmten Angaben in der peutingerischen Tafel und im antoninischen Reisebuch nicht zulassen. Die Gedenksteine mit den Siegeln AEL. CETIENSIVM, welche angeführt werden, gehören demnach keineswegs dem, Wien zunächst gelegenen Citium, sondern, entweder dem viel entfernteren Cetium, oder wohl gar einer dritten Kononialstadt, Aelia cetiensis colonia, auf einem westlich auslaufenden Vorgebirge der cetischen Bergkette gelegen, an.

Erster Band, zweytes Heft. Kaum war die wolkennahe Scheidewand der Alpen von Roms Adlern überflogen, so begannen schnell einzuwirken die römischen Institute, um Land und Bewohner durch und durch zu umstalten, und den schlechten Trost der Fremdlingsherrschaft in der That wahr zu machen: Fecisti patriam diversis gentibus unam! — Urbem fecisti, quod prius orbis erat! — Alle neuen Einrichtungen der Römer, von dem großen Donau-Limes bis über die Alpen hinab, werden p. 1—31 umständlicher beschrieben, und mit lichtvollen Bemerkungen, insbesondere über die römischen Itinerarien und die peutingerische Tafel ausgestattet. Unter den Donaustädten erscheint Vindobona als Municipium, — vor anderen also als eine glückliche Stadt, welche in dieser Eigenschaft immer einen Schatten von Nationalität, selbst unter dem neuen Joche errettet hat. — In dem, aus den Quellen gegebenen Ueberblicke über alle römischen Verbindungsstraßen, welche in kriegerischer oder kaufmännischer Beziehung der Donaustadt Vindobona als nächste Umgebung, als Ziel- oder als Zwischenpunkte die wichtigsten seyn mußten, ist uns Folgendes aufgefallen. Der Verfasser hält,

wiewohl zweifelnd, (?) Cetium für Klosterneuburg! Schon die Vergleichung der peutingerischen Tafel, noch mehr aber ein Blick auf die von Vindobona bis nach Cetium angemerkte Zahl der M. P. verweisen das gedachte Cetium weit weg von der Stelle des heutigen Klosterneuburg. Asturis auch nur zweifelhaft (?) auf Stockerau zu versetzen, erlauben keineswegs die scharf kombinirten Andeutungen in der severinischen Biographie. In der Anmerkung Nro. 20 p. 134 wird dieses Asturis auf das heutige Greifenstein versetzt? — Wie zu der, zwischen dem alten Juvavum und dem Radstadter Tauern gelegenen Station, Vocarium, welches wir aus überzeugenden Gründen für das heutige Hüttau, in der Fritz halten, — Wagrein und Straßburg konnten beygefügt werden, ist uns unbegreiflich. — Von p. 31 — 56 beschäftiget sich der Verfasser wieder zunächst mit Vindobona allein, und thut unwiderleglich die historische Gewißheit dar, daß eine Römerstadt im Umkreise des heutigen Wiens gestanden habe; daß man weiters Vindomona und Vindomana, wie Viliobona des Ptolomäus statt Vindobona, für Schreibfehler der Handschriften zu halten habe. In der zweyten Hälfte des fünften Jahrhunderts erscheint Vindobona als Fabiana, Favia, Favianis. Der gelehrte Verfasser zeigt nun quellengemäß, aus den urkundlichen Worten der eigenen Beherrscher Wiens, daß sich die römische Fabiana an das Vienna, Wienne, Wenne, Wien des Mittelalters auf eine solche Weise anknüpfe, wie sie höchst selten den Ursprung irgend einer Stadt bezeichnet, adelt, und über jeglichen Zweifel erhebt. Selbst die scheinbare Schwierigkeit der Identität Vindobonas mit Fabiana und mit Wien, wird durch die genauere Betrachtung des römischen Gränzsystemes nach den bestimmten Aussagen der Alten, mit Berücksichtigung der Zeitverhältnisse und der Ereignisse an der Donau in der zweyten Hälfte des fünften Jahrhunderts auf das befriedigendste gelöset und erwiesen, daß die Citadelle in der Stadt Vindobona den Namen Fabiana höchst wahrscheinlich von der fabianischen Cohorte, welche einer alten Inschrift zu Folge in derselben ihr Standlager an der Donau hatte, erhalten habe; und daß, als Vindobona selbst in der Sturmnacht der Völkerwanderung für immer untertauchte, die Castra Fabiana aber in der That und im Namen noch länger fortdauerten, für die ganze Stelle der alten Stadt deren Name Fabiana allein geblieben und auf die Nachwelt übergegangen sey. — Die bisher von den vaterländischen Historikern geäußerten Meinungen, woher eigentlich dem Standlager der zu Vindobona kantonirenden Legionen, der Citadelle dieser Pflanzstadt der Name Castra Fabiana, Fabiana, gekommen sey, werden kurz ange-

führt und gründlich gewürdigt. Das Municipium Vindobona, welches also mit Fabiana der Steinschriften und uralter Ueberlieferung, mit Favianis der severinischen Legende, mit Fabiana der Karlowingenzeit und mit dem heutigen Wien eins und untrennbar ist, war nach römischem Kriegsgesetz und Kriegsgebrauch, als Citadelle, als Warte und Hauptbeobachtungsposten der fabianischen Gränzkohorte höchst wahrscheinlich auf den Anhöhen um den heutigen Salzgries, wo in der Urzeit, ja noch in den Römertagen, der stärkste Arm der Donau geflossen seyn soll, gelegen. Denkwürdig bleibt es immer, daß, wie schon der gelehrte Abt Magnus Klein bemerkte, noch in den Tagen Rudolphs von Habsburg, auf den Höhen ob dem Salzgries, der Fischerstiege und Maria am Gestade ein altes wehrhaftes Haus, die Vindenburg, die Vinidenburch sich erhob, gleichsam ein redendes Denkmal aus den Zeiten, wo die celtogallische Windenwohnung zum römischen Vindobona wurde. — Lazius und Fuhrmann werden hierauf in ihren irrigen Vorgaben über Lage und Umfang der alten Vindobona gründlich widerlegt. — Ueber die Nordseite der Donau, Germania magna, unserem Norikum und Pannonien gegenüber — haben uns die vortrefflichen Arbeiten Mannert's, Kruses und Reichhards genügend aufgeklärt; wozu der gelehrte Verfasser p. 56 — 61 noch mehrere sehr belehrende Winke gibt.

P. 61—88 werden die Zeiten und die sowohl für unsere Vindobona als die Gegenden umher damals einflußvollen Zeitereignisse von Marbod und seinem Reich im Bojenheim bis auf die Völkerbünde nach dem großen markomannischen Kriege besprochen. — Die Festsetzung Marbod's mit seinem Volke in Böheim war sowohl bey der Ueberwanderung selbst, als auch in den folgenden Zeiten auf Norikum und Pannonien, folglich auch auf unsere Vindobona von vielem Einflusse. Da Tacitus versichert, die altceltischen Bojer wären bey jener markomannischen Einwanderung aus Böheim verdrängt worden, so suchte man die Folgen dieser Bojerflucht auf die südlichen Länder an der Donau möglichst zu ergründen, und zu erforschen, was mit den flüchtigen Bojern damals geschehen sey. Daß diese Flüchtlinge gerade bey Passau auf das rechte Donauufer übergegangen seyen, und daß die Innstadt dadurch den Namen Bojodurum, die Furth der Bojer, erhalten habe?— wird immer unerwiesen bleiben. — Auch dafür, daß, wie p. 62 behauptet wird, die Alten schon einigemale die böheimischen Bojer vertilgen lassen, — finden wir keinen bestätigenden Beleg in den klassischen Autoren. — Was mit den aus Bo-

700091A

jenheim vor dem Andrange Marbod's nicht mehr zu bestehen vermögenden Bojern geschehen sey, und wo die Flüchtlinge ihre neue Niederlassung genommen haben? darüber haben wir folgende Ansicht. Die neue Festsetzung Marbod's in einem vom herzynischen Walde umschlossenen Landstriche wird von Vellejus Paterkulus, und Tacitus charakteristisch bezeichnet, daß gerade in diesem Landtheile der Uransitz der Bojer gewesen sey, daran lassen uns wieder des Strabo und Tacitus Angaben durchaus nicht zweifeln; und eben so gewiß ist es ebenfalls aus Tacitus, daß ein bedeutender Theil der böheimischen Bojer durch Marbod verdrängt worden sey. Auffallend ist jedoch dabey das tiefe und gewichtvolle Stillschweigen Strabos, des Valerius Messala, des Vellejus und anderer gleichzeitigen Alten über eine erzwungene Auswanderung der Bojer aus ihrem alten Lande. Nördlich an der Donau unter Quaden, Jazygen, Gothen, und oberhalb dieser, unter den Lygiern, Ariern, Helvekonen, Maminern, Elysiern, Nahavalern, Marsignern, Gothinen, Osen und Buriern, oder auch unter den noch östlicheren und zahlreicheren Sarmaten, treffen wir in der folgenden Zeitgeschichte nirgend mehr auf Bojer. In die zwischen der Donau, dem Innstrome, zwischen Vindelizien und Rhätiern gelegenen Bojer-Ebenen können diese Flüchtlinge damals auch nicht herübergezogen seyn, und denselben erst die gedachte Benennung gegeben haben; weil der gleichzeitige, genaue und umständliche Geograph, Strabo, von eben jenen Bojer-Ebenen, als von einem, dem Namen nach schon altbekannten, nicht erst etwa zu seiner Zeit durch eingewanderte Bojer neu benannten Landstriche spricht. Oder war etwa ein großer Theil der herzynischen Bojer ins Norikum, in das tiefere Rhätien, oder gar nach Pannonien übergezogen? Sowohl seit dem gothischen Verheerungszuge und der Vertilgung der Bojer an der Donau, und der Taurisker, welche in deren Nähe seßhaft und mit ihnen verbunden waren, als auch nach der äußerst blutigen Unterjochung Rhätiens, Norikums und Pannoniens durch die Römer — war diesseits der Donau Platz genug für neue Ansiedler, und gerade Bojer, aus Bojenheim flüchtig vor Marbod, dem kräftigsten und gefährlichsten Feinde Roms, mochten den Römern in den sehr entvölkerten, dem neuen Reiche Marbod's nahe gelegenen Provinzen an der Donau sehr willkommene Ansiedler und Vertheidiger gewesen seyn. Allein die Festsetzung Marbod's in Böheim geschah erst nach der Eroberung Pannoniens und Norikums; folglich konnten die böheimischen Bojer eben erst um diese Zeit in diese Römerprovinzen gekommen seyn, und sich in römischen Schutz begeben haben. Warum schwei-

gen aber eben wieder alle gleichzeitigen Alten von einem so wichtigen Ereignisse gänzlich; da sie doch minder wichtige Vorfälle an der illyrischen Donau getreulich berichten? Sollten wohl diese neu angesiedelten Bojer bis in das zweyte Jahrhundert schon ihren alten Namen so gänzlich verloren haben, daß der Geograph Ptolemäus durchaus keine Bojer mehr, als an Zahl vorherrschende Bewohner Norikums und Rhätiens kennet, — und nur einige solcher Bojer als Ansiedler im oberen Pannonien, hart an Norikums Ostgrenze, anführet, welche jedoch mit eben so gutem Grunde als Ueberreste der aus Italien an die Donau heraufgeflüchteten Bojer angesehen werden können? — Diesen Bemerkungen zu Folge bleibt nun nichts übrig, als die Worte des Tacitus: *Pulsis* olim Bojis — *ipsa sedes virtute parta*! — *Manet adhuc Boiemi nomen*, significatque veterem loci memoriam, *quamvis mutatis cultoribus*! nicht im buchstäblichsten Sinne zu nehmen, und, was durch ähnliche Fälle kräftigst bestätiget werden kann, zu behaupten, daß der größte Theil der Bojer in Böheim geblieben, dem Marbod sich unterworfen, und dadurch aufgehört habe, daselbst das herrschende Volk zu seyn. Auch folgende Vermuthung dürfte nicht gänzlich grundlos seyn. Nach Angabe des Ptolemäus war unterhalb der Quaden und dem Mondwalde gegen die Donau hin das große Volk der Boemer, Baemer seßhaft gewesen. Nach verschiedenen Lesearten hat sowohl der Name des marbodischen Hauptsitzes als des ganzen von den Markomannen besetzten Landes bey Tacitus — mit der gedachten Volksbenennung im Ptolemäus eine so auffallende Aehnlichkeit, daß sich der Gedanke gewaltig aufdringt, die von Marbod vertriebenen Bojer, ehemals wohl auch Bojohemer, Boiemer, Boiheimer, Boimer, Boemer, Baemer, Bemer geheißen, seyen damals aus ihren alten Wohnsitzen näher an die Donau herabgedrängt worden, und daselbst, im heutigen Lande Oesterreich jenseits der Donau, vermischt mit den wenigen frühern Bewohnern seßhaft verblieben. — Diese Ansichten setzen jedoch voraus, daß die Bojer in Bojohemum damals noch ein sehr zahlreiches Volk gewesen seyen. Aus andern Anzeigen aber dürfte man auf die Vermuthung geleitet werden, daß jene Bojer zu Marbod's Zeit eben nicht mehr sehr volkreich waren. Schon der große Cäsar berichtet, daß während der versuchten Auswanderung der Helvetier mehr als dreyßigtausend waffentragende Bojer, jenseits des Rheins gesessen, ins Norikum eingefallen, und nach vergeblicher Bestürmung der Stadt Noreja, durch Norikum und Rhätien fort, den Helvetiern gegen Römer und Gallier zu Hülfe gezogen seyen. Erwäget man alle Umstände des helve-

tischen Krieges und die geographische Lage der benachbarten Völkerstämme umher: so findet man hinlänglichen Grund, zu behaupten, daß diese Bojer aus Böheim ausgezogen waren. Ferners gelang die Besitznahme Bojohemums dem furchtbaren Marbod außerordentlich schnell, und ohne, wie es scheint, großes Blutvergießen, so daß er bald darauf seine Waffen selbst nach außen wenden und die benachbarten Völker mit Gewalt zur Unterwerfung bringen konnte. Dieser Fall läßt sich aber nur bey Besitznahme eines nicht sehr bevölkerten Landes denken. Auch muß Marbod doch wohl die Stärke der anzugreifenden Bojer und alle anderen Umstände vollkommen ausgeforscht, gewußt und darnach seine Anordnungen berechnet haben. Das damals in Böheim sehr zusammengeschmolzene Volk der Bojer mag also von den Markomannen völlig erdrückt und mit ihrem Volke vermischt worden seyn, so daß sich auch ihr alter Name selbst verloren hatte. Oder die wenigen Flüchtlinge mögen sich dann auch gar wohl in Pannonien, Norikum und Rhätien zerstreut niedergelassen, durch nichts Auszeichnendes unterschieden, selbst ihren alten Namen verloren haben, und später nicht mehr als böheimische Celtogallen erkannt worden seyn. Auf solche Weise ließe sich dann auch das so sehr auffallende Stillschweigen der gleichzeitigen Alten leicht und befriedigend erklären.

P. 77 — 88 wird der große markomanische Völkerbund und der äußerst blutige Krieg, so zu sagen, der erste zerstörende Versuch einer großen Völkerwanderung, — bis auf den Tod des großen Kaisers Mark Aurel zu Vindobona am 17. März J. C. 180 — in sprechenden Hauptumrissen dargestellt. Diese Fehde charakterisirt sich mehr durch einzelne verheerende Ausbrüche und durch die angestrengte Defensive von Seiten der Römer am illyrischen Reichslimes, als durch einen regelmäßigen Fortgang und durch Eroberungen im südostlichen Germanien. Wir theilen daher vollkommen die Behauptung, daß Vindobona durch seine Lage dem Imperator Mark Aurel höchst wichtig, deßhalb von ihm sehr erweitert, befestiget und als ein vorzügliches Oppidum besonders begünstiget, mit Siegesdenkmalen geschmückt und zu einem Municipium erhoben worden sey. Der Verfasser sagt zwar, daß dieser Krieg sehr mit Unrecht der Markomannen Krieg heiße! — Allein er heißt dennoch mit allem Rechte so, nach den von so vielen Alten wiederholten Ausdrücken, und weil die neben anderen mitverbundenen deutschen und nicht deutschen Völkern namentlich so ausgezeichneten Markomannen der anfangende, der ausdaurendste und zahlreichste Theil, — und der im ungeheuren Völkerbunde alles treibende und leitende Geist gewesen sind, Diese Ansicht ist in

den Angaben der Alten, vorzüglich des Dio Cassius und des Capitolinus fest gegründet, welche Alten auch die wahren Veranlassungen jenes Völkerbundes deutlich genug erscheinen lassen; weßwegen man auch der Behauptung des Verfassers: »die rückwärtigen nordöstlichen Nationen mußten diese gesunkenen Donauvölker (Quaden und Markomannen) erst wieder aufrütteln aus dem knechtlichen, weichlichen Schlummer,« keinem Beyfall geben kann. — Der letzte Abschnitt dieses Heftes umfaßt p. 88 bis 120 die Völkerbünde nach dem markomannischen, und die Ereignisse an der Donau bis auf Kaiser Konstantin den Großen, — alles mit zahlreichen, geistvollen Bemerkungen beleuchtet. — Kaiser Alexander Severus ist für den illyrischen Reichslimes an der Donau, und folglich auch für alle Donaustädte immer ein sehr wichtiger Mann, insbesondere für unsere Vindobona durch zwey berühmte Männer, den tapfern Feldherrn Varius Makrinus, welchem er den Oberbefehl über die illyrischen Legionen an der Donau anvertraut hat; und durch den berühmten Historiker Dio Cassius, welchen er als Präses über ganz Pannonien bestellte; welcher Mann, Land und Bewohner seines Verwaltungskreises genau zu studieren und alles daselbst einer ernstlichen Betrachtung zu würdigen, sich die Mühe gegeben hat. — Die Abtretung eines Theils von Oberpannonien, welchen der Imperator Gallienus an den Markomannen-Fürsten Attalus um dessen Tochter, die Prinzessin Pipa Salonina, überlassen hatte, hält der gelehrte Verf. für ein gewisses historisches Faktum; — und er glaubt, daß in diesem abgetretenen Landtheile eben die Städte Vindobona, Carnuntum, Sabaria gelegen waren. — Wir haben nach den Aussagen der Alten jenes sonderbare Ereigniß genau und mit steter Hinsicht auf die, wiewohl sehr verwickelten Verhältnisse jener Zeit betrachtet, und daraus gleichfalls die geschichtliche Gewißheit jener Thatsache geschöpft. Ueber den Landtheil des obern Pannoniens jedoch, welchen Gallienus dem Markomanen-Fürsten Attalus abgetreten hat, schwebt zwar großes Dunkel; es ergibt sich aber dennoch aus der genauen Betrachtung der damaligen Zeitverhältnisse folgendes mit großer Wahrscheinlichkeit. Es ist aus den klassischen Nachrichten unwidersprechlich gewiß, daß der große Volksstamm der Markomannen fort und fort noch bis auf den allgemeinen Völkersturm unter Attila im alten Lande Bojenheim, neben den mit ihnen stets verbundenen Quaden seßhaft verblieben sey. Attalus war demnach wohl nur das fürstliche Oberhaupt eines vom Hauptstamme abgerissenen Trosses von Markomannen, welche freywillig ausgezo-

gen, oder vertrieben aus Böheim, auf dem nahen Römerboden ein neues Vaterland und Schutz suchten. Daß diese neuen Ansiedler vollkommen unter römisch-illyrischer Herrschaft gestanden seyen; daß die neue Besitzung des Attalus keineswegs als ein Staat im Staate angesehen, und daß noch vielweniger behauptet werden dürfe, Attalus habe seinen Hauptansitz jenseits der Donau gehabt, und die neu erlangten dießseitigen oberpannonischen Landtheile sammt den Städten Vindobona und Carnuntum seyen ihm als unumschränkten Herrn und Gebieter unterworfen gewesen und dadurch die römischen Gränzvertheidigungsanstalten am wichtigsten Punkte durchbrochen worden: — dieß scheint uns auch über den geringsten Zweifel erhaben zu seyn. Denn tief schweigen die Alten von einer sogestalteten Landabtretung an dem hochwichtigen, gerade damals so oft bestürmten pannonischen Donaulimes an die erklärten Feinde des römischen Namens; das durch einen solchen unpolitischen Frevel gewaltig aufgeregte edle Gemüth der Alten, welche alle Laster des Gallienus aufdeckten, würde auch dieses verderbliche Opfer, einer wüthenden Leidenschaft gebracht, durchaus nicht verschwiegen haben. Unläugbar hat Gallienus wider die ins große Illyrikum eingefallenen Barbaren einen energischen, ja heroischen Charakter gezeigt; er kannte die Wuth und Stärke, den Drang und die Wünsche der Barbaren, insbesondere der mit den Quaden, deren Kraft er eben selbst erst empfunden hatte, auf das engste verbundenen Markomannen. Sollte er wohl in seiner damals an der Donau äußerst bedrängten Lage einem mächtigen Theile jenes Volkes einen Landstrich in Oberpannonien, unmittelbar an der Donau, und damit die Hauptübergangs-, die Hauptvereinigungspunkte so vieler Reichsheerstraßen, die Schlüssel des Reiches, Vindobona und Carnuntum, auch in der Wuth einer verblendenden Leidenschaft, auch nur mit einem Scheine von Unabhängigkeit, barbarischen Händen anvertraut haben? Ueber die Zeiten und Einrichtungen von Aurelianus bis auf Konstantin den Großen p. 100 — 112 gibt der Verfasser sehr wahre und ergreifende Winke. P. 112 wird Veranlassung genommen, über die Einführung des Christenthums in Pannonien und Norikum, und folglich auch in Vindobona, zu sprechen. Hierüber ist das Gesagte wohl zu allgemein, manche alte, schon lange gründlich widerlegte Vorstellung begünstigend, und oft wirklich befremdend, z. B. was p. 115 nach der im dreyzehnten Jahrhundert erdichteten Legende von dem H. Maximilian erzählt wird. Ueber diesen vorgeblichen Erzbischof zu Lorch, — über das historische Gewicht der Sage, Markus und Lukas hätten zu Lorch das Evangelium geprediget, — über die In-

schrift auf dem Stadtthurme zu Enns — haben doch wohl schon die gelehrten Kritiker, Winter und Kurz, auf das gründlichste abgesprochen! — Unter den diesem Hefte am Ende beygegebenen Anmerkungen zeichnen sich ganz vorzüglich p. 129 — 156 jene über die ufernorischen Römerorte, Comagenis, Citium, Cetium und Asturis, — Arelate, Augustana, Fasiana, Arriana (castra) und Namare, — Locofelicis, Lauriacum, — Juvavum und Lentia, — Pirotorto, Pontes Isis und ad Muros, Carnuntum aus durch die nähere Bezeichnung der dermaligen Oertlichkeiten, durch die Angabe und umständlichere Erklärung der daselbst überall jetzt noch sichtbaren römischen Ueberreste, oder der früher schon dort aufgefundenen Antiken. Die Anmerkung Nr. 28 beschäftiget sich vorzüglich mit jenen inschriftlichen Denkmälern, auf welchen die Sigel: L . ANNIUS FABIANVS und FABIANA . COHORS . M . VINDOBON . vorkommen; worunter insbesondere zwey Schwerter merkwürdig sind, welche bey den Arbeiten am Wiener-Kanale neben andern Antiken ausgegraben, nach Grätz auf den Trödel, von da in die schöne Waffenkammer des Herrn von Dietrich zu Feistritz gewandert, und von dort dem gelehrten Verfasser zur Beschreibung und Abbildung mit der größten Liberalität mitgetheilt worden sind. Da nach der bestimmt ausgesprochenen Ueberzeugung des Verfassers die Aufschriften dieser Schwerter nicht den geringsten Umstand jetzt erst erweisen, der nicht durch andere Denkmale längst schon außer Zweifel wäre: daß Wien ein Municipium, und daß dort eine fabianische Cohorte postirt gewesen sey: so scheinet uns alles über die Echtheit oder die Unechtheit dieser Schwerter Gesagte zu sehr und zu ermüdend in die Länge gesponnen zu seyn.

Im dritten Hefte des ersten Bandes wird die Geschichte verfolgt vom Kaiser Konstantin dem Großen bis auf die Stiftung des ostgothischen Reichs in Italien durch den großen Theodorich. — Konstantin war in seinen letzten Tagen noch einmal im Kampfe wider Gothen und Sarmaten; einem Theile der letztern hatte er innerhalb der Gränzen des Reichs, und wie der gelehrte Verfasser sich bestimmt ausdrückt, in Pannonien Wohnsitze angewiesen, p. 7. Diese Bestimmung und der wiewohl zweifelnde Beysatz, daß die Sarmaten-Limiganten *Slavi Vinidi*? — gewesen, scheint zu verrathen, daß der Verfasser der Behauptung beystimme, jene Sarmaten-Limiganten hätten im Jahre 334 ihre neuen Wohnsitze an den julisch-karnischen Alpen erhalten, und sie seyen die Stammväter der heutigen Slaven, der Wenden oder Winden in Krain, in Kärnten und in der untern Steyermark. — Allein ungeachtet nach Linhart auch

der gelehrte Professor Richter in Laibach diese Meinung vertheidiget hat: so läßt sich dafür doch weder aus den Angaben der Quellenschriftsteller, des Eusebius, Hieronymus, des ungenannten Biographen K. Konstantin des Großen, der Chronik des Idatius, noch aus den damaligen Verhältnissen des römischen Westreiches ein haltbarer Grund dafür angeben. In dem Ausdrucke: Sarmatae limigantes — ist limigans keineswegs synonym mit limitaneus, in limine constitutus; daher auch nicht synonym mit dem slavischen Krajnzi, Kraini, Gränzslaven, Markslaven; folglich können auch von jenen Limiganten die *Slavi Krajnzi* im heutigen Krain keine Abkömmlinge seyn; und eben so wenig jene in der untern Steyermark und im südlichen Kärnten. Vor dem K. Konstantin war bereits seit mehr denn einem halben Jahrhundert keine einzige Barbarenhorde mehr bis an die adranischen und julisch-karnischen Alpen hinabgekommen, oder gar durch jene Gebirgsschluchten in Italien selbst eingebrochen. Sollten wohl von den frühern Barbareneinfällen her im Jahre 334 die Abhänge und Thäler an jenen Ketten der südlichen Alpen so gänzlich entvölkert und kultivirender Bewohner so sehr bedürftig gewesen seyn? wo seit der Urzeit schon celtisch-illyrische, thuszische und euganeische Völkerstämme fest angesiedelt waren; wo so viele aus früheren und spätern Tagen herstammende Römermonumente römische Niederlassungen erweisen; und wo lange nachher noch die blühende Kolonialstadt Aemona im römischen Prunke, in römischer Sprache und Sitte erglänzte: — daß K. Konstantin der Große es erst in seiner Zeit für nöthig erachten mußte, den großen Fehler der älteren Imperatoren wieder gut zu machen? Und sollte wohl dieser, zur Wiedererhebung des tief gesunkenen Reiches so allthätige und alles klug berechnende Imperator gerade jene strategisch so überaus wichtigen Landtheile an den julisch-karnischen und adranischen Bergketten, die Pässe und die Hauptübergangspunkte aller Verbindungsstraßen zwischen dem großen Illyrikum und Italien, die Schlüssel zum Herzen des Reiches — mehreren Tausenden von barbarischen Fremdlingen anvertraut haben, deren höchst zweydeutige Treue eben er selbst bitter genug hatte erfahren müssen? Eine so unvorsichtige und den Grundsätzen römischer Strategie so ganz widersprechende Politik können wir dem weisen K. Konstantin eben so wenig zumuthen, als sie auch von allen älteren großen Imperatoren weit entfernt gewesen seyn würde. Wollte man sich aber auch an die Aussage des ungenannten Biographen, daß ein Theil der flüchtigen Sarmaten-Limiganten nach Italien verpflanzt worden sey, welches sich damals bis an die

adranischen Gebirge, über Aemona hinauf, hart an die norisch-pannonischen Gränzen erstreckt habe, festhalten; so bedenkt man nicht, wie ausgedehnt Italien überhaupt war; und daß man, den damals noch durchaus nicht aufgegebenen Grundsätzen römischen Strategie zuwider, gerade den ungünstigsten Theil Italiens für diese sarmatischen Einwanderer ausersehn. Wären endlich diese Sarmaten wirklich in den Landstrichen des heutigen Krains mit Wohnsitzen begabt worden, so würden die Alten gewiß nicht die allgemeine Bezeichnung, Italien gebraucht, sondern, wie es sowohl die an jenen Alpenketten stets schwankenden Gränzen forderten, als es auch der ihnen gerade bey Vorfällen in jenen Gebirgen sonst immer sehr geläufige Sprachgebrauch erheischte, ganz bestimmt von den Gegenden der julisch-karnischen, der adranischen, oder wohl auch der apenninischen Alpen gesprochen haben. Will man zu diesem allen noch bedenken, daß unter den 300000 unter K. Konstantin über die Donau her auf römischen Boden eingewanderten Sarmaten, Weiber, Kinder und Greise mitgerechnet waren; daß ein großer Theil der Waffengeübten unter die römischen Legionen zerstreuet, daß der ganze Haupttroß in vier Theilen durch Thrazien, Kleinscythien, Mazedonien und Italien zersplittert worden sey, so mag man es doch wohl als entschieden ansehen, daß die Abstammung der heutigen innerösterreichischen Slaven, weder ganz noch theilweise, auf die im Jahre 334 von dem K. Konstantin dem Großen innerhalb der Donau und selbst in Italien als neue Ansiedler aufgenommenen Sarmaten-Limiganten zurückgeleitet werden könne.

In Folge der, durch die Kaiser Diokletian und Konstantin begonnenen und vollendeten Provinzenabtheilung — glaubt der Verf. p. 9 — sey Vindobona zum Sitze des Präses von Oberpannonien erhoben worden; weil die Quellen bereits Karnuntums tiefen Fall ausdrücklich angeben (??) —; weil der Notitia Imperii zu Folge die Donauflotte von Karnuntum nach Vindobona übersetzt war, und weil eben daselbst auch der Tribun der Markomannen seinen Sitz hatte. Dieses letztere, daß der Tribunus gentis Marcomannorum zu Vindobona seinen Sitz gehabt habe, ist nicht so ganz ausgemacht. Die beste Handschrift der Notitia Imperii scheint hier eine Lücke zu haben; sicherer jedoch ist es, die Stationem equitum Maurorum und den Praefectum gentis Marcomannorum auf den Ort Quadrata unterhalb Carnuntum zu setzen. — Zur Vermuthung p. 13, daß Vindobona unter den zahlreichen Veränderungen von Konstantin bis Valentinian I. für einige Zeit von dem oberen Pannonien losgerissen und dem Ufernorikum zugetheilt worden

sey, — zeigt sich nirgend ein haltbarer Grund; am allerwenigsten in der gleichfalls gewagten Angabe, daß der Lorcher Bischof wohl schon unter dem großen Konstantin Metropolite der norischen Donaugegenden gewesen sey? —

Von p. 16 — 51, vom Tode Konstantin des Großen bis zum plötzlichen Hintritte Attilas, werden fast alle Norikum und Pannonien betreffenden Begebenheiten, ja selbst auch entferntere Vorfälle mit der dem Verfasser eigenthümlichen Lebhaftigkeit, oft bis in die Details und wohl zu umständlich vorgetragen.

Indessen ist der sehr dunkle und verwirrungsvolle Zeitraum vom J. 378 bis 410, hinsichtlich auf unsere Donauprovinzen und unsere Vindobona nur nach den allgemeinsten Umrissen bezeichnet. Aus den scharf kombinirten, wiewohl äußerst sparsamen und kurzgefaßten Nachrichten, welche uns über jene verhängnißvolle Zeiten, von dem Uebergange der Gothen über die Donau bis auf das erste Erscheinen des heil. Severinus in unserem Oesterreich, annoch übrig sind, läßt sich mit Bestimmtheit Folgendes behaupten. Ueber den grauenvollen Zustand aller Länder zwischen Byzanz und den julischen Alpen vom Jahre 378 — 412 erheben alle Gleichzeitigen jammervolle Klagen. Daß Gothen und andere zahllose Barbarenhorden über ganz Illyrien ausgegossen waren, und daß sich diese innerhalb der Donau in Mösien und in beyden Pannonien fort und fort erhalten hatten, bald als barbarische Feinde wütheten, bald wieder beschwichtiget als ruhige Ansiedler ihre Viehheerden weideten, — ist, leider! aus den Berichten der Gleichzeitigen nur zu gewiß! Dem ungeachtet aber war die römische Oberherrschaft auch in Pannonien keineswegs aufgehoben und unwirksam gemacht, sie bestand fort und fort noch in so vielen von den Barbaren nicht eroberten und zerstörten Städten, unter den kräftigern Imperatoren Gratianus und Theodosius und unter dem tapfern west-illyrischen Generalstatthalter Generidus vom J. 409 bis ungefähr 423. Die auffallende Nachricht des Marcellinus Comes, welcher in seiner Chronik beym Jahre 427 schreibt: Hierio et Ardaburo Coss. Pannoniae, quae per quinquaginta annos ab Hunis retinebantur, a Romanis receptae sunt, — darf durchaus nicht in dem Sinne genommen werden, als hätten die (nachher Attilaischen) Hunnen durch so lange Zeit in Pannonien die fürchterliche Oberherrschaft ausgeübt. Denn bis ungefähr zum Jahre 408 spielten Alarichs und Ataulphs Gothen im westlichen und östlichen Illyrikum, außerhalb der befestigten Städte größtentheils die Herrn und Meister, und in ihrem Völkerheere waren hunnische Genossen wohl noch die wenigsten an Zahl.

Mit der Ueberwanderung Alarichs und Ataulphs nach Italien, und mit dem Rückzuge der von dem Usurpator Johannes jenseits der Donau herbeygerufenen Hunnen — waren auch größtentheils alle seit dem Jahre 378 im großen Illyrikum ausgegossenen Barbaren entweder wieder abgezogen, oder vertilgt worden; wonach das westliche Illyrikum ganz und völlig wieder beruhiget für einige Zeit in die Hände der weströmischen Imperatoren gekommen war. Die Lage der Dinge und alle diese Ereignisse so zusammengenommen, hat die Aussage des Marcellinus allerdings etwas wahres an sich; und in diesem einzig richtigen Sinne, welchen auch die nachfolgenden Ereignisse sowohl, als andere Quellenberichte bestätigen, muß sie auch genommen werden. — Bis zum Jahre 432 hatten die Hunnen ganz sicher noch keinen festen Fuß in Pannonien gefaßt. Im Jahre 437 geschah die Vermählung des Imperators Valentinian III mit der byzantinischen Eudoxia; bey welcher Gelegenheit dann, entweder in Folge dieser Heirath oder früherer Verträge wegen, auch das westliche Illyrikum an das byzantinische Reich abgetreten, und folglich auch unsere Vindobona byzantinisch geworden seyn soll, — wie Jornandes, Marcellinus, Cassiodorus und Sokrates ausdrücklich versichert. Seit der Reichstheilung zwischen Arkadius und Honorius begriff das westliche Illyrikum annoch die Provinzen an der Donau, Rhätien, Norikum und die beyden Pannonien in sich, — welche also damals dem byzantinischen Reiche einverleibt worden wären. Allein dieses Ereigniß ist weder an sich, noch in seinen übrigen Umständen so ganz unbezweifelt. Ist eine solche Einverleibung wirklich geschehen? — so erstreckte sich die ausübende byzantinische Herrschaft höchstens nur über Pannonien bis an das cetische Gebirge herauf; weiter gewiß nicht. Vom Norikum unterliegt unsere Behauptung nicht dem geringsten Zweifel. Der ausdrücklichen Versicherung des Priskus Rhetor und des Grammatikers Hierokles stand Norikum (die Ἐπαρχία Νωρικοῦ) ganz bestimmt noch im Jahre 479 unter weströmischer Herrschaft, und unter dem eigenen Stadthalter Primutus. Eben auf gleich bestimmte Versicherungen treffen wir in der überaus wichtigen Quellenschrift, in der Biographie des heil. Severinus. Soll aber auch Pannonien und damit unsere Vindobona wirklich byzantinisch geworden seyn, so gieng die neue Herrschaft an diesem Lande that- und spurlos vorüber; indem dasselbe in wenigen Jahren eine Beute der Hunnen geworden ist. Aber auch die Einverleibung Pannoniens zum byzantinischen Staatskörper bleibt, als historisches Faktum, immer zweifelhaft und unerwiesen. Nicht vom byzantinischen Hofe, sondern von dem

Imperator des Westreiches wurde Pannonien vertragsmäßig an Attila abgetreten, — wie der oben genannte Priskus ausdrücklich versichert. Einen solchen Vertrag, mit einem solchen Feinde, zum entschiedenen Unglücke des Westreiches, über Länder, die nicht seinem Scepter angehörten, hätte der morgenländische Imperator niemals schließen können. Auch werden in den Supplementen zum Hierokles die beyden Pannonien als Provinzen des Westreiches bestimmt aufgeführt. Aus allem diesem scheint nun das Resultat gar nicht mehr zweifelhaft: die Abtretung des westlichen Illyrikums ist zwar wohl im Jahre 437 vertragsmäßig geschlossen, jedoch nie wirklich zur Ausführung gebracht worden; folglich konnte auch Vindobona nie unter unmittelbarer Herrschaft der Byzantiner gestanden seyn. — Im Jahre 441 begann Attila den Krieg mit den Oströmern, dessen überaus wichtige Folge war die feste Besitznahme der Gränzlinie zwischen dem Ost- und Westreiche, mitten im großen Illyrikum, in Mösien, im unteren Pannonien und in dessen Hauptstadt durch die hunnischen Barbaren. Priscus Rhetor inter script. Byzant. Tom. IV. P. I. p. 33—34, 37, 49, 57, 68. Der neue Heerzug Attilas mit vielen zinsbaren Barbarenkönigen, der Alanen, Gepiden und Gothen, in die Länder diesseits der Donau setzte das ganze römische Westreich in allgemeinen Schrecken; und zuverläßig ist damals, im Jahre 447, ein großer Theil der Hunnen auch gegen das obere Pannonien herauf siegreich vorgedrungen, worauf Attila die Abtretung des ganzen Pannoniens als Hauptbedingniß zu Abwendung weiterer Verheerungen von den Weströmern gefordert hat. So war nun um das Jahr 448 das ganze große Pannonien bis an die cetischen Gebirge herauf und bis an die Pforten Italiens, an den apenninischen oder adranischen Alpen, und damit auch unsere Vindobona vertragsmäßig in die Hände der Hunnen gekommen. Unwiderleglich erhellet dieses aus mehreren Angaben in dem Gesandtschaftsberichte des Priskus, in der zweymaligen bestimmten Versicherung, daß damals schon ganz Pannonien dem Attila unterworfen war, und aus den Berichten des Idatius und Gregorius von Tours. In Folge der Abtretung Pannoniens auf dem friedlichen Wege des Vertrages wird auch das bessere Geschick unserer Vindobona, das unversehrte Fortbestehen dieser Donaustadt und ihre öftere Erwähnung in den severinischen Biographien ganz begreiflich; was immer Andere dagegen sagen mögen, welche den Untergang aller norischen und pannonischen Städte, folglich auch Vindobonas, dem fürchterlichen Attila zuschreiben wollen. Es kann daher auch über die weiteren Geschicke Pannoniens und Vindobonas bis zum Tode Attilas

im Jahre 454 kein Zweifel mehr obwalten. Für die Ausführung seiner nächsten Plane auf Gallien und Italien konnten jenem außerordentlichen Manne wohl keine Länder wichtiger seyn, als die auch schon von den Römern dafür anerkannten, strategisch so natürlich gelegenen west-illyrischen Provinzen; Pannonien, Norikum und Rhätien. Bey seinen beyden großen Heerzügen mußte Attila den festgesicherten Besitz von Pannonien und Norikum, nicht als rauchender Wüsten, sondern als regelmäßig verwalteter und jährlich kultivirter Länder, für den möglichen Fall eines Rückzuges fest im Auge behalten. Pannonien und das demselben jenseits der Donau gegenüber gelegene Land achtete er auch immer als die offene und sichere Stätte zum Rück- und Heimzuge. Daher heißt es auch immer in den ältesten Nachrichten: Chuni *e Pannoniis* egressi. — Attila — ut pro ingenio suo *Pannoniam* repedaret. — Attila *Pannonias repedavit.* — Ab Dacia et *Pannonia* provinciis, in quibus tunc Huni cum diversis subditis nationibus insidebant, egrediens Attila! Deutlicher könnten die Quellen nicht sprechen! — Und waren nicht alsogleich nach Attilas Tode vorzüglich Pannonien, und dann auch Rhätien und Norikum der grauenvolle Tummelplatz unzähliger, von seinem Joche losbrechender Barbaren geworden? — Nach Attilas Tode, wohl schon im Jahre 455, setzten sich im ganzen weiten Pannonien, und somit auch um und in Vindobona die zahlreichen Ostgothen fest. Hinsichtlich Vindobona bezweifelt zwar der Verfasser p. 52 diese Besitznahme; — allein der ostgothische Jornandes spricht hierüber ganz klar, und bestimmt genug. Aus der, in keiner genauen chronologischen Ordnung geschriebenen Biographie des heil. Severinus kann gegen einen so bestimmten Bericht kein Grund hergenommen werden, irgend einen pannonischen Landtheil aus dem Besitze der Ostrogothen auszuscheiden. Die rugischen Könige, welche mit zur großen gothischen Völkergenossenschaft gehört, mochten erst dann aus ihrem, dem oberen Pannonien und dem östlichen Ufernorikum gegenüber gelegenen Rugenlande in die dießseitigen ostgothischen Besitzungen in Pannonien, um Vindobona, — und in das Ufernorikum herübergreifen und daselbst die Herrn spielen, nachdem die Ostgothen, seit dem Jahre 461 mit dem byzantinischen Kaiser Leo I. in Krieg gerathen waren, und sich mit ihrer ganzen Macht dem östlichen Illyrikum zugewendet hatten. Ja die Besitznahme von Fabiana durch die Rugen muß wohl gar in die Zeit nach dem Jahre 473 gesetzt werden; — nachdem nämlich die pannonischen Ostgothen das byzantinische Reich und Italien zugleich bedrohten, neue große Entwürfe faßten, in Folge welcher der Fürst Widemir aus

dem untern Pannonien über die julischen Alpen in Italien eingedrungen war, Theodomir aber aus dem obern nördlichen Pannonien mit seinem Volke das byzantinische Illyrien angegriffen und den Kaiser Leo gezwungen hatte, ihm und seinen Gothen alles Land zwischen Pannonien und Thrazien als neuen Wohnsitz einzuräumen. Erst in Folge dieser weit entfernten und folglich auf die im tiefen Westen gelegenen Länder nicht mehr einflußvollen Niederlassungen der Ostgothen, also wohl erst zwischen den Jahren 473 — 476 konnten die rugischen Könige Fabiana und die dortigen Landtheile Pannoniens in festen Besitz nehmen; damals erst konnten sie daran denken, ihr lange schon gefaßtes Vorhaben, dieß- und jenseits der norisch-pannonischen Donau ihr festes Reich zu gründen und nicht mehr unstäten Wanderungen sich hinzugeben, kräftigst ins Werk zu setzen. — Die Severinische Biographie, insbesondere alle, das obere Pannonien, Fabiana und das Ufernorikum betreffende Ereignisse jener grausen Zeiten, von der Ankunft des heil. Severinus in unserem Oesterreich, bis zur Ueberwanderung der norischen Römer nach Italien, beleuchtet der Verfasser mit vielen, schlagenden Bemerkungen p. 55 — 78, und schließt dieses Heft mit der rührenden Bemerkung: »Mitten durch die feuerflackernde »Wildniß schreitet nach Wien, nach Lorch und Passau her»auf, ruhig in der allgemeinen Unruhe, unversehrt in dem ent»setzlichen Würgen, ohne andere Gewalt, als den Honig und »die Donner des göttlichen Wortes, ohne andere Waffen, als »das Kreuz in seiner Hand, ein christlicher Mönch, Severin, »dem die Barbaren-Könige zu Füßen liegen, den die weltstür»menden Völker um Wunder bitten, — ein Bild vom Siege des »Christenthums über alle irdischen Mächte, anschaulich, ergrei»fend, unwiderstehlich wie wenige. — Das Vaterland, das »wir haben und es lieben, und auch Ursache haben, es zu lieben, »dieses gottgesegnete Oesterreich — darf einen Wunderglau»ben fassen, weil so oft schon in der Stunde der höchsten Noth »der Himmel ihm ein Zeichen verheißen und in erhabener Ironie »alles menschlichen Dünkels auch gegeben hat! — Eines der »mächtigsten aus diesen war zweifelsohne ein Bote des Trostes »und der Rettung, wie Severin, in solchem Jammer und »Trübsal!«

Zweyter Band. Zweytes Heft. P. 5 — 26 wird die dunkelste Epoche unserer norisch-pannonischen Donauländer, vom Tode des heil. Severin bis zur Befreyung der Slaven vom Joche der Hunivaren durch den tapfern Samo behandelt. Der Verfasser fühlt und spricht es gleich im Beginne aus, welch eine cimmerische Finsterniß durch Jahrhunderte über

die näheren Geschicke unserer Vindobona und die umliegenden Landtheile laste. Als Beytrag, diese so dunkle Periode der vaterländischen Historie aufzuhellen, bemerken wir, als Resultat genauer Quellenforschung Folgendes. Mit der Ueberwanderung der meisten Römer aus dem oberen Pannonien und Ufernorikum nach Italien, ward auch der dortige Donaulimes gänzlich aufgelöset, und das Land seinem Schicksale überlassen. Severins erschütternde Weissagung: Haec loca, nunc fraequentata cultoribus — in vastissimam redigentur solitudinem! ging darauf schnell und wörtlich in Erfüllung, wie Eugippius selbst schon, als er Severins Biographie schrieb, bekräftigte: Cujus vaticinii veritatem eventus *rerum praesentium* comprobavit! Die allergräulichsten Verwüstungen, welche in den norischen und oberpannonischen Landtheilen alles bisher noch erhaltene gänzlich zertrümmerten, fallen daher in die Zeit von dem Jahre 489 — 512. Daß in Mitte dieser erschütternden Umwälzungen sich Vindobona, mit ihrem Kastelle, Fabiana castra, erhalten habe, hat kaum einige Wahrscheinlichkeit für sich. In der Severinischen Biographie wird jener Ort als noch bestehend, und zwar immer mit dem Beysatze oppidum, civitas Favianis angeführt. — Nachher ist tiefes Stillschweigen davon durch dreyhundert Jahre. — Wir stimmen zwar der Bemerkung des Verfassers p. 11 ganz bey, daß publizistische (?), strategische und politische Rücksichten vom größten Gewichte den ostgothischen König Dietrich mächtig mahnen mußten, die Donaugränze wieder herzustellen! — Daß er aber deswegen schon auch Vindobona wieder erhoben habe, — ist keineswegs ausgemacht. — Eben aus diesem Grunde, noch mehr aber aus dem klaren Sinne der Severinischen Biographie müssen wir der Angabe des Verfassers widersprechen, daß der vormalige römische Tribun Mamertinus Bischof zu Favianis geworden sey, und daselbst als Oberhirt eine Zeit gelebt habe. Für diese Behauptung spricht weder der Kontext, noch eine andere gediegene Quellenaussage; und dieser Mamertin ist als Bischof von Favianis eben so wenig erweislich, als die beyden andern als Bischöfe von Vindobona durch den leichtgläubigen Lazius angerühmten, Marcianus und Lucillus. Durch zwey Jahrhunderte bis auf Karl den Großen ist Fabiana so gut wie im Meeresgrund, und kein Taucher vermag es, uns Perlen der Erinnerung heraufzubringen aus solcher lebendigen Gruft. — Vorzugsweise in diese Zeiten mag die Ueberlieferung gehören: Am heutigen Stock im Eisen in Wien habe der letzte Baum des Wienerwaldes gewurzelt, — und wo am Burgplatze der Thurm gestanden mit dem Bilde des Jägers und Hirschen, sey noch eine

Lieblingsau für die Jagdlust der älteren Babenberger gewesen. Der Berghof auf dem hohen Markte hieß in derselben Zeit auch der Gejaidhof, und noch ist die alte Sage: Am Platze des fürstlich Esterhazyschen Pallastes in der Wallnerstraße sey Leopold des Heiligen Jagdhaus gestanden, durch eine Gedächtnißtafel verewiget. — Nach der Ueberwanderung der Longobarden aus Pannonien (im Jahre 568) nach Italien drangen die Avaren und mit ihnen vermischt slavische Völkerschaften (Slaven, Slavenen, Sklavenen) von Osten her in die freygewordenen pannonischen und norischen Landtheile an den julisch-karnisch- und norischen Alpen, durch die Thäler der Save, Drave, Mur und an der Donau bis an die Enns hinauf. Wir wissen nur diese Thatsache im Allgemeinen, im Besonderen herrscht sowohl über die Zeit selbst, als auch über die einzelnen Ereignisse bey dieser neuen Wanderung der Völker im großen alten Illyrikum noch große Dunkelheit. Wir geben aus den Byzantinern und aus den fränkischen Schriftstellern über dieses Dunkel folgende nähere Aufklärung, wodurch auch wieder über die Geschicke von Vindobona und die umliegenden Gegenden ein helleres historisches Licht verbreitet wird. Sowohl Prokopius als auch Jornandes versichern übereinstimmend, daß seit der Regierungszeit K. Justinian I. (im Jahre 527) alle Länder zwischen Byzanz und den Buchten des jonischen Meeres durch beynahe tägliche Ueberfälle von Hunen und Slaven verwüstet, und daß eine unzählige Menschenmenge theils durch das Schwert dahingemordet, theils in barbarische Knechtschaft weggeschleppt worden sey. Procop. Hist. Bell. Goth. III. p. 560, p. 496 — 499, 560 — 564. Agathias Procopii continuator. L. IV. p. 129, Jornand. De Reb. Gotic. cap. XXIII. — De regnor. Success. p. 242. — Durch die übermächtigen Türken aus Asien nach Europa verdrängt (Jahr 557) hatten sich die Avaren in zwey Hauptstämme, Var und Chuni (auch unter der allgemeinen Benennung Quarchoniten, *Αβαρεις*, *Αβαροί*), nördlich der Donau mit den Stämmen der Slaven und Anten siegreich herum, und durch alle diese bis an den Ister durchgeschlagen, von wo aus sie dann den byzantinischen Hof in solchen Schrecken setzten, daß man daselbst schon gedachte, ihnen das untere Pannonien förmlich abzütreten. Auf ihren siegreichen Wanderungen aber hatten die Avaren die große Macht und Ausdehnung der slavischen Völkerschaften näher kennen gelernt; sie traten daher mit denselben, als sie sich von den Byzantinern durch leere Versprechungen nur hingehalten sahen, in engere Verbindung, und wurden so der allgemeine Schrecken aller Länder unterhalb der Donau. Theophylact. Simocat. int. Script. Byzant. T. IV.

P. II. p. 175. Menander in Excerpt. de Legat. ibid. P. I. p. 100 — 101. p. 99. Theophanes. ibid. p. 196. Jedoch aus allen Angaben der Byzantiner geht klar hervor, daß alle diese Einfälle und Verwüstungen, anfänglich der Slaven, nachher der Slaven und Avaren, im großen Illyrikum, in den Jahren 527, 531, 537, 540, 547 — 559, durchaus nur das östliche Illyrikum und das untere Pannonien getroffen haben. Erst nach dem Jahre 551 scheinen sich die Slaven noch weiter westlich gewendet, und das obere Pannonien angegriffen zu haben. Dadurch erhält die Ausdehnung der Longobarden in Pannonien, nach Osten zu, einiges Licht. In den Jahren 559 und 560 hatten die Avaren durch die oberen Landtheile siegreiche Heerzüge bis nach Thüringen hin gethan; worauf sie von den pannonischen Longobarden zum Kampfe gegen die Gepiden zu Hülfe gerufen wurden. Nach völliger Vertilgung der letzteren (im Jahr 561) nahmen die Avaren alles gepidische Land zwischen den Karpathen, der Theiß und Donau, als Hauptniederlassung in Besitz, welche sie auch bis auf Karl den Großen behaupteten. Daß sich diese Avaren, gleich nach Abzug der Longobarden, zwischen den Jahren 568 und 590 im ganzen oberen Pannonien bis an die Gränzen des fränkischen Reiches vollkommen festgesetzt, ausgebreitet und von diesen neuen Landtheilen aus gegen die Franken eine sehr drohende Stellung angenommen hatten, erhellet überzeugend aus zwey besondern Quellenangaben. Als der mächtige Avarenchan das byzantinische Sirmium an der Save belagerte, und alles daran setzte, um es zu erstürmen, ließ er aus dem obern Pannonien eine große Menge von Schiffen und Flößen auf der Donau herabbringen, und am Einflusse der Save in die Donau versammeln (*πλοῖα συναγείρας κατὰ τὴν ἄνω Παννωνιαν ἐις τον Ιστρον πολλα, βάρεα, και ου κάτα λογον της ναυπηγικης τεχνης*) Menand. ibid. p. 126 — 132. Zur nämlichen Zeit waren aber auch fränkische Abgesandte in Byzanz angekommen, um Unterstützungsgelder zum Kriege wieder die Avaren zu erhalten. Dieß drohende Verhältniß der Avaren gegen die Franken war also bis zum Jahre 590 schon vollkommen und fest hergestellt: — was also von Osten her ohne vollkommene Besitznahme unserer oberpannonischen und ufernorischen Landtheile durchaus nicht hat geschehen können; weßwegen auch Fredgar, der der Zeit nach allernächste Schriftsteller, nur slavische und avarische Völker als unmittelbare Nachbarn des großen Frankenreiches im Osten kennet. Dadurch ist nun bestimmter und klarer nachgewiesen, daß die Umgegenden von Vindobona bis zum Jahre 590 ganz sicher in avarischen Besitz gekommen waren. Von *Vindobona*, von Favianis oder

Fabiana selbst aber findet sich kein Wort mehr in irgend einer bekannten Quelle. Theophylact. ibid. p. 147, Gregor. Turonens. Hist. Franc. L. X. cap. 2. Fredgar. in Chron. cap. 58.

Von dem berühmten und so vielbesprochenen karantanischen Slaven, König Samo, und über die Ausdehnung seines Reiches, sagt der Verfasser p. 25 Folgendes: »Der oft »erneuerte Streit, ob Samo auch unser Oesterreich, ob »er auch über die Winden der heutigen Steyermark, Kärntens »und Krains, oder nur das slavische Hauptreich an der Elbe und »Oder, in Großchrobatien beherrscht habe? reift wohl nie zur »Gewißheit.« Wir im Gegentheile glauben die feste Ueberzeugung errungen zu haben, daß dieser berüchtigte Slavenkönig Samo aus den Landtheilen unterhalb der Donau, insbesondere aus dem alten Karantanien, gänzlich wegzuweisen, und in die slavischen Länder oberhalb der Donau, nach Großchrobatien zu versetzen sey; und daß dieser Samo über die wenigen in der Ostmark, bis an und über die Enns herauf, zerstreut angesiedelten Slaven in eine directe Oberherrschaft eben so wenig, als über das bedeutendere Volk der karantanischen Winden, an und auf den julisch-karnischen Alpen, ausgeübt habe. Diese Behauptung wird im siebenten Hefte der steyermärkischen Zeitschrift weitläufiger durchgeführt werden; und wir glauben, durch die genaueste Zusammenstellung aller von Samo und seinen Slaven sprechenden Quellberichte, durch streng kritische Prüfung eben dieser Quellensagen, vorzüglich der historischen Autorität des unbekannten Verfassers des berühmten Büchleins: De conversione Baioariorum et Carantanorum, durch die Vergleichung der Ereignisse in allen um Samos Reich herumgelegenen Ländern, des Geistes und des Verhältnisses jener Zeiten, diese unsere Meinung mit so guten und vielen Gründen unterstützt zu haben, daß wenig mehr dagegen wird eingewendet werden können.

P. 26 — 62 umfassen die Zeit von ungefähr den Jahren 650 — 814. Die fränkischen Missionare bis zu den Avaren. Karl der Große, Wiens Wiederhersteller. Einige Hunnenstämme getauft, und unsern Fabiana angesiedelt. Auf seiner Reise in das untere Pannonien soll auch der H. Rupert in die Gegend von Fabiana gekommen, und auf ihren Trümmern herumgewandelt seyn. Einer uralten Sage und einer alten Inschrift zu Folge sollen Ruperts Schüler, Cunald und Gisalrich, abermals Verkündiger des göttlichen Wortes zu Favianis gewesen seyn, und daselbst ihrem Lehrer zu Ehren das älteste Kirchlein Wiens erbaut haben. — Der Mutterkirche zu Salzburg dankt unser Oesterreich beynahe noch mehr, als dem bi-

schöflichen und erzbischöflichen Sitze zu Lorch, Glauben und Sitte, Landbau und Gewerbe und jeden Keim eines bessern Daseyns in jenen Tagen, wo alles Regiment barbarischer Völkerhorden mehr der Zerstörung diente, als der Erbauung oder der Erhaltung. — Daß die merowingisch-agilolfingischen Stammesväter, Ottkar und Adelbert, zwischen den Jahren 737 und 742 zu St. Pölten ein Kloster gestiftet hätten, wird p. 38—39 mit allem Grunde sehr bezweifelt. Denn wirklich sprechen dafür keine Quellenberichte von kritisch erprobtem Ansehen; auch widerspricht eine solche religiöse Stiftung in Mitte des Avarenlandes, in der Nähe ihrer furchtbaren Ringe, gänzlich den Thaten und dem Charakter dieser wilden Nomaden. — Unter den zahlreichen, von Kaiser Karl dem Großen in Oesterreich erhobenen Kirchen werden p. 48—49 ihm vorzüglich zugeschrieben: St. Martin zu Neuburg, St. Peter zu Wien und die Kirche der H. Petronilla auf den Ruinen von Carnuntum. Die Charakterisirung Karls des Großen nach seiner Körpergestalt, nach seinem hohen Geiste, nach seinen trefflichen Einrichtungen und nach seinen Heldenthaten ist, wahrlich! ein ergreifendes, herrliches Gemälde, voll Geist und Leben, dem mit der Biographie so innig vertrauten Verfasser des österreichischen Plutarchs ganz eigenthümlich; und nur zu gerne würden wir diese treffliche Schilderung p. 53—62 hier einschalten, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete.

P. 62—84. Karl der Große, Wiederhersteller von Faviana und des Bisthums daselbst. Faviana war ein äußerster Endpunkt und eine Hochwache christlich-germanischer Kultur, der Sitz passauischer Chorbischöfe, wozu höchst wahrscheinlich auch zu zählen sind Arno, welchem Ludwig der Fromme im Jahre 836 bey Kirchbach hundert Mansen schenkt; Alberich um das Jahr 860, und etwas später Madelwin. — Das Fischer- und Schifferkirchlein Mariastiegen, schon unter den eben gedachten Chorbischöfen zu Faviana, auf dem Hügel hart an der Donau, am Gestade (in landesüblicher Mundart: auf der Gstätten) gegen die obere Donauinsel, jetzt die Rossau, durch die Andacht der Fischer, Kaufherren und Reisenden als eine Kapelle zu unserer lieben Frau entstanden. Von der Stelle, wo die Schiffe landeten, wo die Waaren, vorzüglich das Salz (Salzgries) am kiesigen Ufer ausgeladen worden, am Fuße des Hügels, der das älteste Wien krönte, stiegen Schiffsvolk, Pilger und Reisende, auf dem Steig zum alten Ruprechtskirchlein hinauf, oder näher über die von den Fischern erbaute Stiege zu dieser Marienkapelle am Ufer, am Gestade. — Wenige Jahre später, als nach dem alten Volksglau-

ben (Jahr 882) Marienstiegen sich auf dem Donauhügel erhoben haben soll, lesen wir in Urkunden K. Arnulfs von einer großen jährlichen Messe zwischen der Ostmark und den Marchslaven, und von einer Zollordnung Ludwigs des Kindes über Schifffahrt und Handel auf der Traun, Enns und Donau. Zwey sinnvolle Denkmale alten Handelsverkehrs an unserer Donau, Wiens Kapelle der H. Jungfrau am Gestade und jenes, des Kaufmanns allzuirdisches, nur auf Gewinn und Genuß hinzielendes Streben ernsthaft warnende Kreuz an den Katarakten des Isters, am Strudel und Wirbel! Bald darauf erhob sich dort ein jetzt verfallener Leuchtthurm, nicht Rettung, nicht gesteigerte Gefahr verkündend. Nach der Sage ein Aufenthalt schadenfroher Gespenster, daher der Teufelsthurm genannt. — Streit zwischen Salzburg und Lorch. — Swatopluk und das großmährische Reich. Dessen Apostel Cyrill und Methud. — Bey Erwähnung des von seinen Verwandten, dem mährischen Fürsten Moymar, aus Moravien vertriebenen Fürsten Priwina, schließt sich der Verfasser ganz an die ältere Meinung, und sagt, daß K. Ludwig jenem Priwina ein Gebiet zwischen Saan und Drau, fruchtbare, weinreiche Thäler, manche Trümmer römischer Herrlichkeit gegeben habe. Der Verfasser versetzt also auch Priwinas Besitzungen mit der berühmten Mosburg in unsere heutige untere Steyermark! Wir sind keineswegs dieser Meinung, sondern der festen Ueberzeugung, daß sowohl die Mosburg, als alles übrige, dem Priwina und seinem Sohne Hezilo gegebene Land tiefer im heutigen Ungern, an der Sala und an dem Balatonsee zu suchen sey, wie es die genaue Vergleichung der darüber in dem vielbesprochenen Büchlein: De conversione Bajoariorum et Carantanorum, enthaltenden Angaben unwidersprechlich erweiset. — K. Arnulf ruft die Magyaren, Ungern wider Swatopluk; und über Oesterreich unter der Enns, über unsere Fabiana brach wieder ein halbes Jahrhundert herein, wie jene zwey Jahrhunderte der Hunivaren von der Longobarden Abzug nach Italien bis auf Karl.

P. 84—96. Der Magyaren Verbindung mit Baiern, Rudiger von Pechlarn. K. Heinrich der Städtebauer und Otto der Große. Die Lechfeldsschlacht. Wiederherstellung der Ostmark. Ansiedlungen durch Piligrin von Passau und Wolfgang von Regensburg. Melk, der Ungern Gränzburg. Die Babenberger in der Ostmark. — Recht sehr hätten wir bey dieser Gelegenheit, wenigstens in den Anmerkungen, vollständige Aufklärung gewünscht über die beyden

Rudiger von Pechlarn (Markgrafen?), welche das Nibelungenlied und die Chronik Ortilos von Lilienfeld in die Zeit vom Jahre 907 bis 955 setzen. Allein, selbst zweifelnd, sagt der Verfasser nur: »Ein deutscher Markgraf in dem von »den Ungern eroberten und behaupteten Lande ist undenkbar. »Wohl mag etwa Rudiger ein Koriolan gewesen seyn, zu »den Ungern flüchtig, und von ihnen um seines Kriegesruhms »willen an ihrer Scharen Spitze gestellt?« (?) ——

P. 96 — 194. Christianisirung Ungerns und schwerer Kampf des Evangeliums mit dem Heidenthume. Uraltes Paßauer Archipresbyterat, zu Favianis seit der Christianisirung Ungerns; dessen letzte Denkmale, die Paßauerhöfe bey Mariastiegen, den Verf. zur folgenden Bemerkung veranlassen: »Endlich ver»schwand vor zwey Jahrzehnden auch die letzte Spur, wann die»ses Land und wem diese Stadt das Nöthigste, und das Höchste »verdanken? — In jener unheilsvollen Zeit der Schmach des »deutschen Namens, der tiefen Erniedrigung jener großartig um»fassenden Idee des Papstthums und des Kaiserthums, erschien »als ein gewisses Vorspiel des allgemeinen Sieges der Gewalt »über das Recht, die große Säkularisation aller Hochstifter und »Abteyen, und in eben dem uralten Regensburg waren die »Deutschen selber mit nichts eifriger beschäftiget, als die mürben »Reste des einst so herrlichen Baues vollends zu zertrümmern, und »in egoistischer Kälte, durch Demüthigungen jeder Art, das mög»lichst größte Stück aus der allgemeinen Beute davon zu tragen, »dadurch auf geraume Zeit willenlose Werkzeuge bonapartischer »Willkür!« — Leopold des Erlauchten Sohn Heinrich (994—1018); dessen jüngerer Bruder, Adalbert der Sieghafte, und die Kriege mit den Ungern. Des K. Heinrich III. Hof zu Wien auf der ungrischen Heerfahrt, J. 1042 und 1043. — Ernst der Tapfere und erstes österreichisches Hausprivilegium (4. Okt. 1058). — K. Heinrich IV. und Papst Gregor VII. — Leopold der Schöne, Ernest's Sohn. — Bischof Altman zu Paßau, Stifter und Erneuerer von Göttweih, von Garsten, St. Florian und St. Nikola, St. Pölten und Melk; Oesterreichs Gregor, der Simonie und der Priesterehe unerbittlicher Gegner. Ueber diesen Mann ist die Bemerkung unsers Verfassers zu übertrieben und neumodisch klingend: »Sagen und Legenden schreiben Altman häufig Wunder »und Zeichen zu. Vor ihm waren fast alle Kirchen der Ostmark »klein, nur von Holz, ohne Thürme und Glocken, ohne äußere »Zierde und Würde, ohne Bücher, ohne Schulen und »mitten unter feindlicher Zerstörung hat er das »Alles (??) hergestellt, hat er einen Klerus erzo-

»gen voll Sittenstrenge, voll Selbstgefühl, den »Wissenschaften und eben so der geistschärfenden Betrach- »tung, wie gemeinnützigem Unterricht ergeben!«(?) — Gründliche Widerlegung des dem alten Lazius nachgeschriebenen Irrthums, als hätte Bischof Altman vom Patriarchen Sieghart von Aquileja das wienerische Landgut, oder die Villa Faviana, mit ihren drey Bethkirchlein, zu St. Peter, St. Ruprecht und St. Pankraz, ferner die Kirche von Petronell und jene zu Heunburg erkauft und laut seines Stiftbriefes dem Kloster zu Göttweih geschenkt? — Leopold der Heilige. — Die Kreuzzüge und deren umstaltender Einfluß auf Fabiana. Unstreitig hatten die Kreuzfahrten in ihrer Wechselwirkung auf den Handel, auf den Verkehr mit dem Morgenlande, insonderheit mit Konstantinopel, allwo bereits Stephan der Heilige den Kaufleuten des Ungerlandes eine eigene Kirche erbaute, wo die Freystaaten Italiens, Venedig, Genua, Amalfi, Pisa, zugleich mit dem, durch die Kreuzzüge rasch und gewaltig gesteigerten Umschwunge, durch List und durch Macht um den Vortritt buhlten, mächtigen Einfluß auf die Emporhebung Wiens und auf die Steigerung alles inneren Lebens in der Ostmark, wo sie zuverläßig auch der Leibeigenen Loos gemildert und vielmals wohl gar gelöset haben. Uebrigens ist der Ausdruck des Verfassers: »Weit entfernt diese »Gauen zu erschöpfen an emsigem oder wehrhaf- »tem Volk, hatten die Wallfahrten und Kreuzzüge ꝛc.«, wohl im ganz wörtlichen Verstande zu nehmen; und nicht, als ob dadurch der gerade auf die Verminderung und Verschlechterung der Volksmenge so große und so nachtheilige Einfluß der Kreuzesfahrten verkannt werden wollte. Denn sonst hätte diese Behauptung hunderte von Beweisstellen in den Urkunden und Saalbüchern der vaterländischen Stifte, Klöster und Kirchen gegen sich! — Heinrich Jasomirgott (J. 1142); die Schlacht mit den Ungern zwischen der Leitha und Fischa (1146), und Rückzug des Jasomirgott in das nahe Städtchen Wien, das einst von den Römern bewohnt, Favianis hieß, wie Otto von Freysingen, des Jasomirgott Bruder, sich ausdrückt. — Im Jahre 1147 kam K. Konrad auf seiner Kreuzfahrt nach Wien; auch Jasomirgott begleitete ihn nach Palästina. Von dieser Fahrt brachte Jasomirgott doch noch eine theure Ausbeute heim: ein Bild der Schönheit aus der unseligen, wilden Verwirrung; ein Bild der Treue aus dem treulosen Konstantinopel: Theodora, des Kaisers Flavius Manuel Komnenos Nichte. — Auch der vorletzte, auch der letzte Babenberger erkoren kaiserliche Bräute

aus Byzanz, eine komnenische Theodora und eine Sophie Laskaris. Der Arpaden beynahe unaufhörliche Thron- und Hauszwiste, in denen häufig verfolgte Brüder und Söhne, verstoßene Gemahlinnen und Prätendenten, deren Recht besser war als ihr Glück, in der Ostmark eine Freystätte suchten und fanden, naherten einander, erst unwillkürlich, dann mit Vorbedacht, die Höfe von Wien und Byzanz. Darum sind auch unseres Ostlandes Zoll- und Munizipal-Satzungen, wie die Lieder der von den Babenbergern vorzüglich geehrten Minnesänger, voll bedeutender Spuren der Land- und Stromfahrt gegen Byzanz, und wie viele Reste byzantinischer Baukunst, Geräthes und Sitte an der Donau nicht minder häufig, als unter den Ottonen durch die griechische Theophania am Rhein, schwanden nicht unter dem grausen Tritte hussitischer und türkischer Schrecken, und durch den Vandalismus der Reformation?« — Das neue Herzogthum Oesterreich, nach der Sühnung zwischen K. Friedrich Barbarossa, Heinrich dem Löwen von Baiern und Heinrich Jasomirgott, und das mit des Kaisers goldner Bulle geschmückte und berühmteste der österreichischen Hausprivilegien, welches dem erhabenen Range unserer Ostmark das Siegel der Vollendung aufdrückte (17. Sept. 1156). — Wiedererstehen des römischen Castra Fabiana, als Wien, als Hauptstadt Oesterreichs und als der Babenberger Residenz. Umfang des damaligen Favianas p. 140 — 141, als eines mit Mauern umschlossenen, schutzbietenden Städtchens. Im Jahre 1144 begann Heinrich Jasomirgott durch Oktavian Wolzner aus Krakau ein neues Gotteshaus, dem H. Erzmartyrer Stephan geweiht, außerhalb der Stadt, aber nahe der Ringmauer. Gleichzeitig entstand auch gegen das nordwestliche Ende der Stadt eine Burg mit Mauern und Graben. Obgleich seit lange verlassen, und nachdem sie der alte Herzoghof gewesen, ein Münzhaus, ein Kloster, jetzt das Kriegsgebäude, gibt sie noch dem Platze, den sie geziert, den Namen des Hofes. — Bau des Schottenklosters auf herzoglichem Grund und Boden, zwar außerhalb der damals beym heutigen Heidenschusse geschlossenen Stadt, jedoch im Umkreise Faviana's, das, wie der Stiftbrief sagte, heut zu Tage Wien genannt wird, einzig für Schotten oder Irländer, als Hospital und als Herberge für Pilgrime und Kreuzfahrer, und reiche Begabung dieser neuen Gründung von den Jahren 1155 bis 1161, in drey verschiedenen Briefen bestätiget und erweitert. Ein glänzender Adel war dieser frommen Vermächtnisse Zeuge; Zeuge von Vindobonas und Favianas Wiedererstehen mitten im Völkergewimmel der Kreuzfahrten, in der Kulminationsepoche der Hohenstauffen! — Der Ver-

fasser schließt dieses Heft mit folgenden Worten: »Von tiefem »Fall in unerschöpflicher, unverwüstlicher Jugend, immer kräf- »tiger wieder erstehend, schloß dieses Wien schon in grauer Vor- »welt seiner ganzen Zukunft ausgesprochene Keime in sich, und »die Geschichte seiner vergangenen Tage war eine beständige »Weissagung, ein treues Siegelbild der künftigen. — Eine Welt »in der Nuß, — ein verjüngtes Panoram der Jahrhunderte, »konnte es keiner mächtigen Bewegung der Zeit, konnte es keiner »um sich greifenden politischen oder religiösen Idee fremd bleiben, »im Lande des Aufgangs. Aber dem Frevel des Uebermuths, dem »anmaßenden Ueberholen der nichts übereilenden, nichts über- »springenden Natur, den unaufhörlichen Neuerungen der Ge- »walt und der Selbstsucht, dem voreiligen Mißbrauch blieb es »ein eben so fester Damm, als der Reife, der Ordnung, des »zeitgemäßen Gebrauches Burg und Hort, und stehen blieben »seine Fürsten, solch ewiger Grundregel muthige Verfechter, und »darum und darin, sie zu ihrem Volk und zu dieser ihrer viel- »geliebten Stadt immerdar wie Vater und Kind.« — Unter den diesem Hefte am Ende beygegebenen Citaten ist die eilfte Note die merkwürdigste, in welcher sich der Verfasser, hinsicht- lich der Ankunft des H. Ruperts in Bajoarien, und sei- nes Sterbetags für die Jahre 687 und 718 erklärt. Auch wir glauben, für diese Zeitbestimmung so viele und so feste Gründe aufgefunden zu haben, daß man den schon seit Jahrhunderten dauernden, und seit Hansiz und Petz so oft wieder durchge- fochtenen Streit für gänzlich entschieden und geschlossen ansehen dürfte.

Des zweyten Bandes drittes Heft beginnt mit einer groß- artigen Schilderung des Kampfes zwischen Papstthum und Kai- serthum, des Antheils der Babenberger an demselben, des Lom- bardenthums, welche die Gefühle des Lesers mächtig ergreift, sie überrascht und dahin reißt durch schlagende Bemerkungen: »Dem für Glauben, Liebe und Ehre entbrennenden Gemüthe »nie eine Stimme zu lassen in den großen Geschäften, gilt und »galt, manchmal dem Adlerblicke wahrhaft erhabener Gleich- »muth, sehr oft aber der ausgewitterten Ohnmacht und der vor- »nehmen Trägheit als aller Staats- und Lebensweisheit Ge- »heimniß und Gipfel; kaum daß die Letzteren noch in einzelnen »Augenblicken der Noth das Ungestüm kriegerischer Begeisterung »dulden! Oft hingegen bewährte es wieder der Ausgang, der »allezeit ein Gottesurtheil ist, höchste Klugheit sey es, im beson- »deren Fall von aller Klugheit zu weichen, und keinen Gesetzen »zu folgen, als des Herzens mächtigem Schlag!« Wie in dem alles erbitternden Streite Herzog Jasomirgott väterlich ge-

schützt habe die Gauen ob und unter der Enns, aufrichtig bemüht, zu geben dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist; nicht gestattend, in seinem Lande weder Rache noch Gewalt gegen Papst Alexanders Anhänger; aber auch nicht, daß irgend ein Interdikt die gläubigen Gemüther mit Bann und Sorge um das Zeitliche und Ewige erfüllten. — K. Friedrich Barbarossa (J. 1165) zu Wien, als Herzog Jasomirgott seine Tochter Agnes Ungerns jungem König Stephan III. verlobte. In einer mit so ergreifenden historischen Blicken ausgestatteten Schilderung der Geschicke Wiens, hätte p. 14 der Streit zwischen dem Stifte Melk und den Schotten wohl füglich wegbleiben sollen! Tod des H. Heinrich Jasomirgott 13. Jän. 1177; ihm folgte sein Sohn Leopold der Tugendhafte. Friede zwischen Kaiser und Papst. Heinrich des Löwen Fall, bey welcher Gelegenheit Folgendes bemerkt wird: »Einheit im Staat und Kirche, war der Hohen»stauffen Ziel. Vielleicht daß sie es manchmal (bewußt oder un»bewußt) mit Alleinherrschaft verwechselten? Einheit der Kirche »wollten auch die Welfen, aber nur als Mittel zur Vielheit im »Staate, um nämlich die Kaisermacht aufzuhalten durch die Für»sten und durch den Papst (??). — Die Stauffen sind auch in»dividuell, die Welfen fast nur generisch (?) aufzufassen. Jeder »Stauffe hat eine eigenthümliche, scharf umkreiste, große Per»sönlichkeit. Sie geben, die Welfen (wie fast alle Oppositio»nen) empfangen den Impuls.« — Oesterreich und Steyer vereinigt. — Daß das alte Karantanien, als solches, jemals sammt Krain auch einen Theil der adriatischen Küsten in sich geschlossen habe, wie p. 24 gesagt wird, können wir nicht anerkennen, in der Ueberzeugung, daß alle urkundlichen Belege dafür mangeln. Eben so hat sich p. 25 ein gar arger Druckfehler eingeschlichen: »die untere karantanische Markgrafschaft an der Donau,« soll heißen: an der Drau. H. Leopold erbaut auf steyerischer Erde eine neue Stadt, Wienerisch-Neustadt. — Der dritte große Kreuzzug. — Leopold der Tugendhafte vor Ptolomais, — wo er der Erste sein Banner auf die hier und da schon gebrochenen Mauern aufpflanzte. Im mörderischen Kampfe war sein weißer Wappenrock ganz vom Feindesblute roth, bis auf den Streif, den quer um die Hüfte das Wehrgehänge bedeckte: des österreichischen weißen Querbalkens im rothen Felde — höchst romantischer Anlaß. — Richard Löwenherz zu Wien und auf Dürrenstein gefangen, wird ergreifend geschildert, voll romantischer Gefühle und Hinweisungen, welche Partie auch im

österreichischen Plutarch recht oft schon unser Herz innigst bewegt hat.

P. 42 — 47 würdigt der Verfasser die alte, seit dem, jenem Ereignisse ziemlich nahe stehenden Ennenkel, von den meisten Zeitbüchern, von Arenbeck, Cuspinian, Hagen, Haselbach, Lazius ꝛc. nachgeschriebene Meinung, welche Wiens Erweiterung dem Herzog Leopold dem Tugendhaften, und dem für Richards Freylassung erhaltenen englischen Lösegeld zuschreibt. Tod Herzog Leopold des Tugendhaften, 31. Dec. 1194. H. Friedrich des Katholischen Kreuzfahrt und frühes Ende, 16. April 1198. — Herzog Leopold des Glorreichen Herrscherleben, eifrig und unabläßig dem Glauben, der Liebe, der Ehre geweiht, begann in seinem achtzehnten, endigte in seinem vier und funfzigsten Jahre. Für den Glauben stritt er wider die Albigenser, wider die Araber in Spanien, wider die Saracenen in Palästina, in Aegypten. — Ehrensache war es, den Nachwehen des alten Zwistes zwischen Stauffen und Welfen zu steuern; Ehre war der Schutz der Bedrängten in manchem arpadischen Thronstreit und Hauszwist. — Liebe zog ihn endlich zu den letzten Stauffen, und zur Vermittlung zwischen des ersten Friedrich nicht geringerem Enkel, dem zweyten und zwischen dem heiligen Stuhle. Nicht eine dieser Verwicklungen blieb ohne nahe und folgenreiche Beziehung auf unser Wien. — Zwiespaltige Kaiserwahl zwischen dem Stauffen Philipp und dem Welfen Otto. Konstantinopel von den Kreuzfahrern erobert. — Leopolds Kreuzzüge nach Spanien, ins Morgenland. Folgen alles dessen für Wien: »Ohne jene gottbegeisterte Heldenzeit, ohne jene far»benglühende Romantik des Christenthums, ohne die Kreuzfahr»ten, welche Straßen und Ströme mit Glaubigen bedeckten, den »Kerker der Leibeigenschaft und Dienstbarkeit weit aufthaten, das »Abendland ins Morgenland führten, und diesem gleichsam die »Völkerwanderungen zurückgaben, hätten Fabianas Trümmer, »Trotz aller Vorliebe der babenbergischen Fürsten, sich nimmer»mehr binnen einem halben Jahrhundert zu einer der ansehnlich»sten Städte des deutschen Vaterlandes aufgeschwungen!« — Geistliche Ritterorden vom Tempel, vom Spital und vom deutschen Hause in Wien, welche H. Leopold der Glorreiche vorzüglich im Herzen trug, und sie reichlich beschenkte; daher auch in ihrem Abendsegen und Gebetzeddul die tägliche fromme Bitte stand: Auch helft mir gedenken Herzogen Leopolds zu Oesterreich ꝛc.!

Gerard, ein Geistlicher, Arzt, Pfarrer zu Felling an der Piesting, H. Leopolds Kaplan, stiftet am Wienerflusse ein

Hospital zum h. Geist, im Jahre 1208 — Die Zwiste der Arpaden und deren Rückwirkung auf Oesterreich. — Wiens Erweiterung und Befestigung, gründliche Widerlegung mancher hierauf Bezug habenden älteren Meinung. — H. Leopold der Glorreiche erbaut eine neue Burg an der Stätte der heutigen (des Schweizerhofes und der Stallburg, ein zweytes Viereck mit vier starken Thürmen, ein verjüngtes Fabiana), sammt einer neuen Kirche, welcher pfarrliche Rechte über alle Diener und Hofgesinde, die in der neuen Burg wohnen, und über alle Bürger und Dienstleute, die umher gebaut haben und ferners bauen, gegeben wurden. — Minoriten und Dominikaner in Wien. — Anregung des alten Bisthums Fabiana, und wie H. Leopold des Glorreichen ernstliches Bemühen, in Wien ein neues Bisthum zu gründen, bey den einleuchtendsten und überzeugendsten Gründen, durch das kräftigste Gegenwirken von Seite der Paßauer-Bischöfe für dießmal vereitelt worden ist. — Herzog Leopold gibt seiner theuren Stadt Wien ein eigenes Stadtrecht, — eines der ältesten im gesammten Deutschland. Stadtrichter, Bürgermeister, der Ausschuß der vier und zwanzig, der weitere Ausschuß der hundert Genannten — stehen darin als Grundlage der Gesammtverwaltung und des heutigen innern und äußern Rathes. Witwen, Waisen und Fremdlinge finden darin gar milden Schutz. Für den Handel ist Wien Hauptstapelplatz und Niederlage; und einzelne Satzungen sorgen für Unverbrüchlichkeit in Maß und Gewichte, für Hebung des Gewerbfleißes, wie für Erhaltung der Sitten. — Durch diesen im Namen und in der That glorreichen Leopold erhält Oesterreich auch ein Landrecht über bürgerliche, peinliche und Lehenssachen. Leopold, dieser Fürst ohne Gleichen unter seinen Zeitgenossen, und in väterlicher Weisheit und Milde durch mehrere Jahrhunderte vor und nach ihm kaum übertroffen, hat aber nicht Wien allein, er hat auch der Stadt Enns (J. 1212) ein Stadtrecht ertheilt, welche Satzungen zum Theil jene für Wien erläutern und ergänzen müssen, auf die sie unbezweifelt, wenigstens zum Theil, anwendbar sind, von denen aber leider nichts auf uns gekommen ist, als das Stadtrecht von 1198 in einer spätern Uebersetzung. Rücksichtlich dieser Gesetzgebung ist es eine höchst merkwürdige Wahrnehmung, wie häufig in Oesterreich die Berufungen auf des Landes Sitte und Gewohnheit; wie selten dagegen (geistliche Sachen und die Verhandlungen der in Oesterreich mächtigen Kirchenfürsten von Salzburg und Passau ausgenommen) die Spuren des kanonischen und des vom großen Barbarossa doch so sehr begünstigten römischen

Rechtes sich zeigen, während z. B. das nahe Baiern und vollends bey der Nähe Italiens, Tyrol, noch unter den Stauffen, fast von jedem Senatuskonsult, von jeder Authentik oder Gesetz, Beyspiele aufzuweisen haben!? — Die Sittengesetze für die fremden Kaufleute unterscheiden sich durch ihre Milde und Nachsicht auffallend von der sonst vorherrschenden widernatürlichen und eben deßhalb auch nie in vollem Umfange gehandhabten mosaischen Strenge. — Von p. 83 bis 92 hat der Verfasser den Gang und die Fülle des Handels von Süd nach Norden, und auf der Donau hinab, über unsere beglückte Stadt Wien mit so erschöpfender Umsicht dargelegt, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Daraus ergibt sich für die Stadt und für die Bewohner Wiens in jener Zeit folgendes Resultat: »Mildere, aber auch weichlichere Sitte, und ein in Hülle und Fülle mächtig aufschießendes Leben, nicht ohne stolzes Selbstgefühl auf sich und auf den Herrn des Landes, nicht ohne eigene Beymischung des Uebermuthes, den ein sorgenfreyes und genußreiches Leben, den leichter und schneller Reichthum, den der Zusammenfluß von Fremdlingen und von Genüssen durch den stromaufwärts, und abwärts auf der Donau wichtigen Handel durch die 1096, 1099, 1101, 1147, 1189, 1213 sich zu Wasser und zu Lande hier vorüberdrängenden Kreuzzüge und unaufhörlich fortwährenden Wallfahrten meist gebaren, scheint der Charakter Wiens in den ersten Tagen des zwölften Jahrhunderts gewesen zu seyn! Es dürfte schwer seyn, zu überbieten das Bild der Reimchroniken und Minnesänger von Leopolds Hofe zu Wien und Oesterreichs Glück unter seiner weisen Leitung, wie unter ihm in Oesterreich 32jähriger Friede und ein wahrhaft goldenes Alter, und bey diesem Leopold, Pfennig, Silber und Gold und alles Edelgestein ganz gewöhnlich war, und gemein bey ihm alle Freude und Ehre und tugendliche Lehre, bey ihm war Tanzen und Springen, und Rosse mit güldenen Decken und darauf die stolzen Recken und schöne Frauen, und viele Gefahr der Minne, welcher Leopold mit Treue hold und sie ihm lieber war, denn alles Gold — und die Herrlichkeit seines Wien, der Wohlstand, das Selbstgefühl, die Prachtliebe seiner Bürger, wie die Künstler und Liederdichter von allen Seiten an seinem Hof sich versammelten, — Walter von der Vogelweide aus Kärnten zu ihm eilt, und in Oesterreich erst recht singen und sagen lernte, an dem minniglichen Hof zu Wien, wo Leopolds Hand immer gibt und dessen nicht erschrak, wo ein Hof ist wie König Artus Hof, und die Milde des Fürsten aus Oesterreich dem süßen Regen gleicht; — selig der Wald und

selig die Heide, mit Blumen schön und wohlgeziert! In Folge alles dessen, und weil in den Tagen Leopolds des Glorreichen Oesterreich erscheint als das Land, wo Milch und Honig fließt, und das Manna vom Himmel niederthaut und der Herzog zu Oesterreich und Steyer bey weitem als der mächtigste Fürst deutscher Lande, sagt der gelehrte Hr. Hofrath vom Nibelungenliede: »So geziemte es denn auch unserm theuern Wien, daß »das erste, älteste, herrlichste Epos deutscher Zunge, — daß das vielgepriesene, vielverkannte Lied von Wien, »daß die erste und größte Urkunde deutschen Dichterruhms, dieser »Stadt gewidmet sey« (?). — Leopold des Glorreichen Haus; sein Mittleramt zwischen Kaiser und Papst, und sein Tod am 28. July 1230. Ganz vortrefflich ist der in seinen treffenden, kurzen Parallelen so wahrheitsvolle Rückblick über die Herrschaft der Babenberger in Oesterreich, p. 113—116.

P. 116—180. Leben und Thaten H. Friedrich des Streitbaren. In dieser, schon aus dem vortrefflichen österreichischen Plutarch allbekannten, hier aber gedrängteren und vor Uebertreibungen mehr gehaltenen Darstellung bewegt sich der Verfasser wie in seinem eigenthümlichen Elemente. Ein großes, herrliches Tableau! Die Umrisse der Hauptfiguren groß und charakteristisch; Kolorit mit Licht und Schatten meisterhaft vertheilt, und alles zum lebenbewegtesten Zeitenbilde gesteigert. Ueber die damaligen Sitten der Wiener vermuthet der Verfasser, daß Handel und Wohlleben und alle Verzweigungen des Reichthums, Leopolds Milde, Friedrichs Jugend, die Aufhetzung der Kuenringer und der Nachbarn, argen Uebermuth und Verfall der Sitten in Wien hätten lustig wuchern lassen, so daß der heilige Vater dem zu Wien neu eingeführten Dominikanerorden gemessenen Auftrag, salbungsvoller Gegenwirkung gab. Kein geringes Bild des Ueberflusses, der Pracht und der freudigen Kühnheit jener Tage (wird weiters bemerkt) geben auch die Abenteuer Ulrichs von Lichtenstein, welcher zweymal durch die Lande zog: einmal von Venedig nach Wien und bis an die Taja, deutscher Erde und Zunge Gränzenmark gegen das slavische Land, als Königin Venus; das andere Mal, als König Artus, der vom Paradiese kömmt, die Tafelrunde wieder herzustellen.—Wahrlich man darf wohl den abenteuerlichen Geschmack jener Zeiten anstaunen, wenn man sich den geschminkten und gefärbten Ritter Ulrich als Königin Venus turnirend denkt, und hinschaut auf den Sänger Zachäus von Himmelberg, welcher der Königin als Mönch, und auf den reichen Otto von Buchau, der ihr als windisches

Weib nachzieht! — Die Mähren der Reimchroniken, wie Herzog Friederich auf den Rath Wolfsgang von Parau die stolzübermüthigen Wienerbürger hart besteuert, wie er sehr nach ihren Frauen und Töchtern begehrt, wie er vorzüglich einer schönen, tugendhaften Wienerin, Brunehilde (nach einigen, ein Edelfräulein vom Hause Pottendorf?) lange nachgetrachtet, und endlich auf einem Balle seinen Zweck erreicht habe? — widerlegt der Verfasser durch geschichtliche und psychologische Gründe vollständig.

Der römische König Heinrich entsetzt. Herzog Friedrich gewählet; in Folge dessen das Ungewitter von allen Seiten über Oesterreich heranzog, und der Kaiser selbst in den ersten Jammertagen des Jahres 1237 nach Wien kam, der Stadt Wien und ihren Bürgern die berühmte goldene Bulle ertheilte, und Wien zu einer unmittelbaren, freyen Reichsstadt erhob. Dieser wichtige Majestätsbrief verordnet unter vielen andern auch, daß zur Bildung des Volkes, und zum Unterrichte der Jugend ein bequemes Studium in Wien bestehen, und der Meister der Schulen gesetzt werden solle von des Kaisers Majestät. Mit dem Rathe weiser Männer dieser Stadt möge dieser die Doktoren oder Lehrer in den Fakultäten verändern. Als Erläuterung und Ergänzung der goldenen Bulle wurde auch noch eine zweyte Urkunde in Italien (August 1238) gegeben, der sogenannte Judenbrief, — über dessen Inhalt und über die Geschicke des jüdischen Volkes und über ihren hochwichtigen Einfluß auf Handel und Wandel in Oesterreich der Verfasser p. 153 — 159 weitläufiger spricht. — Friedrich abermals Herr. Wiens Noth und Unterwerfung. Des Herzogs edles Herz gegen die Wiener. Seine Wiederversöhnung mit dem Kaiser. — Die Mongolen. Friedrichs Sieg und Tod 15. Juny 1246. — Das Zwischenreich.

Unter den diesem Hefte am Ende beygegebenen Anmerkungen erscheinen die vom Archivar zu Admont, Albert Muchar, p. 188 — 194, nicht bloß aus Hansiz und aus Bernard Pez, sondern aus den Original-Saalbüchern und Diplomen des admontischen Archives mitgetheilten urkundlichen Nachrichten über die Salzquellen und Salzsiederenen im Admontthale in dieser Zusammenstellung hier wohl zum ersten Mal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. IV. The seven seas, a Dictionary and Grammar of the persian language by His Majesty (hier folgt persisch geschrieben der Namen Abul-Musaffer Muiseddin Schah seman Ghasieddin Haider Padischah Ghasi) the King of Oude, in seven parts. Printed at his Majesty's press in the city of Lucknow 1822. Sieben Folio-Bände. I. 354 Seiten. II. 242 S. III. 245 S. IV. 179 S. V. 180 S. VI. 161 S. VII. 227 Seiten.

Der Verfasser dieses in mehr als einer Hinsicht wahrhaft königlichen Werkes ist der dermalige König von Aude, Haider oder Ali Schah, Sohn Seadet Ali's, des Verbündeten der Engländer, welcher in dem letzten Kriege derselben wider die Pindaris und Gorkas aus seinem aufgehäuften Schatze von 18 Millionen Pfund Sterlingen der ostindischen Gesellschaft auf den bloßen Empfangschein des Vicekönigs-Statthalters Marquis von Hastings dritthalb Millionen Sterling lieh [1]) und dessen Sohn Schah Haider theils dafür, theils, weil es die englische Politik erheischte, den Nabob (Nuwwab) von Aude, als den erblichen Groß-vesir der ehemaligen Großmogolen mit den noch übrigen Abkömmlingen derselben vollends zu kompromittiren, zu Ausgang des Pindari-Kriegs von den Engländern nicht mehr als Wesir des Großmogols, sondern als König und unumschränkter Herr von Aude anerkannt ward. Haider Schah trat in seines Vaters Seadet Ali Fußstapfen, welcher der einzige von allen indischen Fürsten wahre Neigung für europäische Bildung bewies [2]), indem er nicht nur die von seinem Vater angefangenen Bauten und Verschönerungen seiner Residenz Lekhneo [3]) vollendete, sondern auch in selbem Jahre, wo er den Thron bestieg (1813), die Verfassung des vorliegenden Werkes begann, und, wie er in dem Vorberichte (I. S. 7 l. Z.) erzählt, in dem Zeitraume von zwey Jahren zu Stande brachte. Die über

---

[1]) The Honourable Company was accommodated with above two millions and a half sterling on my simple receipt. S. 16, in dem als Manuscript gedruckten Summary of the administration of the Indian Government, from October 1813, to January 1823. By the Marquess of Hastings, Governor-General. London: William Earle, Berkeley Square 1824. Reprinted at Malta.

[2]) He possesses superior abilities to the generality of his countrymen, and is the only native prince who ever appeared to have a real taste for European conveniences. *Hamilton's* East Gazeteer, London 1815. S. 133.

[3]) So und nicht anders muß der von den Engländern Lucknow geschriebene Namen der Residenz ausgesprochen werden. Siehe V. Band, Seite 70.

allen Begriff kurze Zeit von zwey Jahren, in welcher es einem gewöhnlichen Gelehrten, der auch von allen anderen Geschäften befreyt sich einzig und allein lexikographischer Arbeit widmen könnte, kaum möglich wäre, sieben Folianten zu schreiben, berechtigt schon allein zur Voraussetzung, daß der königliche Verfasser wenigstens die mechanische Arbeit der Zusammentragung des Stoffes den Gelehrten der zahlreichen Akademien seiner Residenz aufgetragen und seinen (bey der vorwaltenden Sorge der englischen Verbündeten freylich minder verwickelten) Regierungs-Geschäften unbeschadet, sich blos die Auswahl und Anordnung des gesammelten Stoffes vorbehalten haben werde, weil er im Vorberichte (I. S. 3 vrl. Z.) ausdrücklich als der Verfasser des Werkes genannt wird. Ohne hier weiter auf die Untersuchung eingehen zu wollen, wie viel von diesen sieben Folianten den Professoren und Akademikern, und wie viel Sr. Majestät dem Vater des Sieges, dem Beehrer des Glaubens, dem Schah der Zeit, dem Glaubenskämpen, dem Löwen, dem Padischah (dieß ist die Uebersetzung des dem englischen Buchtitel eingeschalteten persischen Königstitels) angehören, so ist es gewiß, daß seit dem größten der indischen Großmogole, seit Kaiser Ekber, kein anderer indischer Fürst der Wissenschaft so wesentliche Dienste geleistet habe, als Schah Haider, welcher nicht nur die Herausgabe und den Druck dieses Werkes, im größten Folio mit größtem (zur Auswerfung der einzelnen Wörter benützten) Rande mit typographischer Pracht besorgt, sondern auch mit königlicher Freygebigkeit eine Anzahl von Exemplaren der ostindischen Gesellschaft zur Vertheilung an die ersten Bibliotheken und Orientalisten Europa's übersendet hat. Nicht sowohl der größere Reichthum an Wörtern ist das vorleuchtende Verdienst dieses großen persischen Wörterbuches vor den bisherigen besten, nämlich vor dem Ferheng Dschihangiri, Ferheng Schuuri[1]) und Burhani kati[2]), sondern vielmehr die genaueste Bezeichnung der Aussprache jedes einzelnen Wortes, Buchstab für Buchstab und Vokal für Vokal, so, daß fortan jeder in Europa durch die falsche Aussprache von Reisenden so oft veranlaßte Streit über die wahre Aussprache eines Wortes künftighin aus dieser Quelle unwider-

---

[1]) Ferheng Schuuri, gedruckt zu Konstantinopel 1555 d. H. (1742) in zwey Folio-Bänden.

[2]) Burhani kati, gedruckt zu Konstantinopel 1214 (1799) 1 Folio-Band, und Boorhani Quatiu, a Dictionary of the Persian Language, explained in Persian, by Capt. Thomas Roebuck. 4to. Calcutta 1818, 1 kl. Folio-Band.

ruflich entschieden werden kann [1]). Der größere Reichthum von Wörtern ist mehr ein scheinbarer als wirklicher, denn, wenn gleich der Burhani kati nur 22004 Wörter, der Ferhengi Schuuri deren 22550, das vorliegende Werk aber deren 22777 aufführt, so besteht dieser größere Reichthum meistens nur aus arabischen oder griechischen Namen von Pflanzen und Medikamenten und ein paar hundert Sendwörtern (wofür der Ferhengi Schuuri ein paar hundert dschagataische gibt), während andere theils im Ferhengi Schuuri, theils im Burhani kati aufgeführte echtpersische Wörter fehlen, welches in dem als Anhang dieser Anzeige gelieferten Wörterverzeichnisse mehr als einmal zu bemerken Gelegenheit seyn wird.

Den ganzen Wörterschatz eines Lexikon zu mustern und zu sichten ist die mühsame aber unerläßliche Pflicht eines sprachfähigen Beurtheilers desselben, wenn er anders eine gründliche und belehrende, und nicht blos oberflächliche oder unterhaltende Anzeige davon zu liefern gesonnen ist [2]). Wirklich hat die hier ge-

---

[1]) Wie z. B., gleich in der Aussprache des Namens Lekhneo (V. S. 70) welches die bisherigen Anzeiger dieses Wörterbuchs, in der Leipziger Literatur-Zeitung, in den Göttingischen gelehrten Anzeigen und in dem Konversations-Blatt, ja selbst in dem Journal des Savans keiner an der Quelle selbst zu berichtigen sich die Mühe gegeben, sondern blos mehr oder weniger die bisherige englische Schreibweise nachzubeten für gut befunden haben, indem die Leipziger gelehrte Zeitung Luknau, die Göttinger gelehrten Anzeigen Lucknow und das Convers. Blatt Lekehnou st. Lekhneo schreiben. Es heißt B. V. S. 70: Mit Feth auf dem ersten Buchstaben, der zwente ruhend, so daß das h mitgehört wird (Lekh); das Nun mit Feth und das Waw mit Dhamm (neo); also Lekhneo.

[2]) Oberflächliche Anzeigen dieser Art sind in jüngster Zeit in deutschen recensirenden Blättern nur zu sehr Mode geworden, und um nur bey dem vorliegenden Werke stehen zu bleiben, gehören darunter namentlich die Anzeigen desselben in der Leipziger Literatur-Zeitung und in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, deren Verfasser, sey es aus Flüchtigkeit, sey es aus Unkunde, bey der bloßen Schale und dem Aeußeren des Werkes stehen geblieben sind, ohne im Geringsten den Gehalt selbst zu erfassen, über welchen sie vielmehr noch zum Theile irriges Licht verbreiten, wie z. B. über die große, 22 Folio-Seiten füllende Episode des V. Bandes (S. 140 bis 162), welche einen im höchsten Schmuck persischer Redekunst ausgeführten Apolog mit eingeschalteten Erzählungen nach dem Muster der sogenannten Fabeln Bidpai's enthält, dessen Lehre einzig und allein dahin geht, die Nothwendigkeit des gemeinsamen Vereins von Kräften zur Erreichung großer Zwecke einzuprägen; ein Apolog, der allem Anscheine nach in früherer Zeit von dem königlichen Verfasser in der guten Absicht geschrieben seyn mochte, indischen Radschas die Nothwendigkeit von Einigkeit zu predigen, wenn wider den gemeinsamen Feind etwas mit Erfolg ausgeführt

lieferte Anzeige des lexikographischen Schatzes der ersten sechs Folianten des Siebenmeers (der siebente enthält blos Grammatik, Metrik, Rhetorik und Poetik) den Recensenten nicht weniger als sechs Monate lang ausschließlich literarisch beschäftigt, indem es nicht genug war, die sechs Folianten bloß zu lesen, sondern weil dieselben zum Behufe dieser Arbeit auch ausgezogen, die Auszüge wieder theils alphabetisch, theils nach den Materien in Ordnung gebracht, und dann erst wieder mit dem Inhalte der bisherigen besten persischen Wörterbücher, dem Ferhengi Schuuri und Burhani kati (der letzte des Dschihangiri vermehrte Bearbeitung) verglichen werden mußten, um zu dem erwünschten Resultate eines gründlichen Urtheils über den Reichthum (nicht nur den nominellen des Wörterbuchs, sondern auch den reellen des Sprachschatzes selbst) und einer erschöpfenden Anzeige (nicht nur der Wörter, sondern auch der Sachen) zu gelangen. So ist diese Anzeige denn die Frucht sechsmonatlicher literarischer Roboth *), dergleichen Recensent für die Anzeige keines andern Werkes je unternommen, noch wieder sobald zu unternehmen gesonnen ist, und auch für dieses

---

werden sollte; welchen der Verfasser aber, nachdem er sich selbst den Engländern ganz in die Arme geworfen, blos als ein Muster seiner Uebungen in persischer Redekunst dem Drucke übergeben zu haben scheint, um damit die Seitenzahl des V. Bandes, der sonst zu mager ausgefallen wäre, in gleichem Verhältnisse mit den übrigen anzuschwellen. Die Hauptperson dieses Apologs ist die Ringeltaube (Mutawwaka). Diese Episode nennt die Anzeige der Leipz. L. Z. »eine ganze Abhandlung mit beträchtlichen Auszügen aus Erzählungen, und Dichtern«, und Herr Ewald, der unterschriebene Verfasser der Anzeige in den göttingischen gelehrten Anzeigen (1825, Nro. 169) sagt gar, daß der Verfasser hier eine lange Abhandlung über eine seltne Taubenart einschiebe! Die zweyte Episode beym Worte Menische (V. Bd. S. 167 bis 173), von welcher die beyden erwähnten Anzeigen gar nichts melden, ist die vom Verfasser neu bearbeitete Liebesgeschichte Menische's, der Tochter Efrasiab's mit Bischen, dem Sohne Kiw's, welcher bekannter Maßen eine der schönsten Episoden des Schahname bildet, mit welchem der königliche Verfasser also hier im persischen Verse wie durch den Apolog der Ringeltaube in der reich gereimten Prosa des Enwari Suheili (die persische Bearbeitung der sogenannten Fabeln Bidpai's) rühmlichst wetteifert.

*) Roboth, oder Robath (siehe Heinsius) für Frohne, welches man insgemein aus dem Slavischen herleitet (in welchem robota mit dem deutschen Arbeiten zunächst verwandt scheint), ist das arabische Rubath, welches die Pflicht des Gränzwächters im heiligen Kriege, Besorgung des Schlachtrosses, und auch jedes mit Geduld und Beharrlichkeit ausgeführtes Gott gefälliges Werk bedeutet.

gewiß nicht unternommen haben würde, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, durch eine erschöpfende Anzeige des Gehalts des vollständigsten persischer Wörterbücher, die bisher von so vielen deutschen Sprachgelehrten aus Unkunde der persischen Sprache noch bezweifelte nächste Verwandtschaft derselben mit den germanischen Sprachen überhaupt und zunächst mit der deutschen gründlich darzuthun. Dieses soll durch das dieser Anzeige als Anhang folgende Verzeichniß von 3000 persischen Wörtern geleistet werden. Ungeachtet dieses reichhaltigen Ergebnisses der sechs Folianten entlang durchgeführten Sprachfrohne würde die Anzeige des Siebenmeers mangelhaft seyn, wenn nicht der Inhalt des siebenten Folianten eben so gründlich und erschöpfend gewürdiget würde. Dieser poetischen Frohne hat sich ebenfalls aus Liebe zur Sprache und Sache ein deutscher Dichter ersten Ranges (als Orientalist über persische Sprache und Poesie eben so sitzfähig und spruchbefugt, wie als deutscher Dichter über die eigene, und aus diesem Grunde unter allen europäischen und außereuropäischen Orientalisten gewiß der kompetenteste Kunstrichter über persische Metrik und Prosodie), Herr Rückert unterzogen, dessen Anzeige des siebenten Bandes in einem der folgenden Hefte sich dieser der ersten sechs Bände anschließen wird, so wie in der Folge dem Anhange des Verzeichnisses der mit den germanischen verwandten 3000 persischen Wörter ein zweyter Anhang folgen wird, der in dem Siebenmeer enthaltenen 3000 botanischen, deren in allen bisherigen Wörterbüchern fehlende oder irrig angegebene Bedeutung Herr Regierungsrath und Professor Freyherr von Jacquin mit Gewißheit oder wenigstens nach der größten Wahrscheinlichkeit auszumitteln aus Liebe für die Pflanzenkunde (in welcher der Name Jacquin als leuchtendes Gestirn nie untergehen wird) auf sich genommen hat. Vor der Musterung des Materiales selbst seyen hier noch einige Worte über die äußere Form und die dem Titel des Werkes im Worte nachspielenden Titel der einzelnen Unterabtheilungen vorausgesendet, was um so kürzer geschehen könnte, je ausführlicher sich die bisherigen Anzeigen dieses Werkes blos mit dem Aeußeren beschäftiget haben, wenn es sich nicht auch hier um Genauigkeit und Berichtigung handelte. Jeder der sieben Bände führt den Titel Kulsum, welches am füglichsten mit Ocean zu übersetzen ist, wiewohl Kulsum eigentlich der von dem griechischen Namen der Stadt Κλυσμα hergenommene Namen des rothen Meeres oder vielleicht umgekehrt der Name Klysma aus dem arabischen Namen des rothen Meeres in griechische Form umgewandelt ist. Jeder dieser Oceane ist in Meere und Flüsse,

d. i. in die einzelnen Buchstaben des Alphabetes untergetheilt und diese wieder in Quellen oder Rinnsäle nach der Folge der Endbuchstaben, so daß, Kraft der auch von andern arabischen und persischen Wörterbüchern beliebten Anordnung, nach dem ersten Buchstaben jedes Wortes auf den letzten und dann erst auf den zweyten zu sehen ist. Diese sonderbare und allen europäischen Begriffen von alphabetischer Buchstabenfolge zuwider laufende Anordnung hat wohl keinen anderen Grund, als die natürliche Reimliebe der Morgenländer, sowohl in gebundener als ungebundener Rede, indem durch diese Zusammenstellung der Wörter nach den gleichen Endbuchstaben die Aufsuchung der Reime ungemein erleichtert wird.

Der erste Ocean, d. i. der erste Band, begreift vier Meere (Bahr) und einen Fluß (Nehr), und diese unter 92 Quellen 5800 [1]) Wörter in sich. Die vier Meere sind die Buchstaben Elif, Be, Pe, Te und der Fluß The. Der zweyte Ocean fünf Meere, einen Fluß, d. i. die Buchstaben Dschim, Tschim, Ha, Chi, Dal, als Meere und Sal, als Fluß, zusammen 4107 Wörter. Der dritte Ocean vier Meere und einen Fluß, nähmlich: die Buchstaben Re, Se, als Meere, Sche als Fluß, dann Sin und Schin wieder als Meere, zusammen 4147 Wörter. Der vierte Ocean: sechs Meere und drey Flüsse; nämlich: die Flüsse Ssad, Dhad, das Meer Thy, der Fluß Sy, die Meere Ain, Ghain, Fe, Kaf. Kief, 3917 Wörter. Der fünfte Ocean die drey Meere Gief, Lam, und Mim, zusammen 2505 Wörter. Der sechste Ocean die Meere Nun, Waw, He, und Je, zusammen 2233 Wörter, sammt einem Flusse von nachträglichen 68 Wörtern, welche zusammen die Summe von 22777 Wörter geben [2]). Man sieht hieraus, daß von den zwey und dreyßig Buchstaben des persischen Alphabetes 26 als Meere und 6 als Flüße angeführt sind. Die ersten sind in Quellen (Tscheschme) die zweyten in Rinnsäle

---

1) Keiner der bisherigen Anzeiger hat einen ungeheuren, nur in der Entfernung von einem Blatte vorhandenen Zahlenwiderspruch bemerkt, indem S. 6 die Zahl der Wörter des ersten Bandes auf 5800, und Seite 8 auf 6742 angegeben ist; die Mühe der Zählung der Wörter des ganzen Bandes gibt das Resultat, daß die letzte Angabe ein (in den erratis nicht ausgesetzter) wesentlicher Druckfehler sey.

2) In den Anzeigen des Journal des Savans und den Göttinger gelehrten Anzeigen ist also die Gesammtsumme irrig mit 22709 angegeben, weil die 68 des Anhangs nicht dazu gerechnet sind.

(Dschui) abgetheilt. Der Grund dieser verschiedenen Benennung, welchen keiner der bisherigen Anzeiger angegeben*), ist kein anderer, als der des größeren oder kleineren Umfangs der Buchstaben, und nicht wie man vermuthen könnte, ein tiefer in dem Wesen des persischen Alphabetes gelegener. Zu dieser Vermuthung würde man berechtigt durch die für die Scheidung ursprünglich reinpersischer und erst aus dem Arabischen herübergenommenen Wörter außerordentlich wichtige, im Ferhengi Schuuri mehr als ein Mal gemachte, und namentlich im II. Bd. Blatt 155 Ende der zweyten Seite ausführlich auseinander gesetzte Bemerkung, daß die Buchstaben The, Ha, Sal, Ssad, Dhad, Thy, Sy und Ain in dem altpersischen Alphabete nicht vorhanden, und folglich die Wörter, in denen sie sich befinden, aus dem Arabischen eingewanderte seyen. Von diesen acht Buchstaben befinden sich zwar fünf unter den sechs als Flüsse benannten Buchstaben, aber der sechste, das Sche (das französische j) ژ, ist der allereigentlichste persische Buchstabe, welcher im arabischen Alphabete nicht ein Mal vorhanden ist, so, daß jedes Wort, in welchem sich derselbe befindet, durchaus kein arabisches seyn kann; außerdem fehlen die von Ferheng als eingewandert angegebenen drey Buchstaben Ha, Ain und Thy. Es ist also für die besondere Benennung der sechs obigen Buchstaben als Flüsse kein anderer Grund vorhanden, als der mindere Umfang, welchem der Verfasser den Titel eines Meeres nicht zuerkannt hat. Richtiger hätte er aber die Meere in Flüsse und die Flüsse in Quellen untergetheilt, als umgekehrt; denn ins Meer strömen die Flüsse zusammen, und die Flüsse entstehen aus Quellen. Logischer sind die Benennungen der Unterabtheilungen im siebenten Bande durchgeführt, wo die Meere in Gestade (Sahil), Furthen (Maaber), Untiefen (Pajab), Teiche (Abgir), Flüsse (Rud), Wogen (Mewdsche), Schiffe (Sefine), Nachen (Sewrak) u. s. w. eingetheilt werden. Die Wörter selbst unterscheidet der Verfasser durch Lughat, d. i. eigentliche Wörter, und Künajat, d. i. Redensarten, welche in diesem Werke untereinander in der oben

*) In der Anzeige der Leipz. L. Z. Nr. 267 v. J. 1825 heißt es noch überdieß ganz irrig: »die mit diesen Buchstaben (The, Sal, Sche, Ssad, Dhad, Sy) endenden Wörter und Redensarten heißen Dschui.« Nicht die mit diesen Buchstaben endenden Wörter heißen Dschui, sondern die Unterabtheilungen dieser Buchstaben selbst, mit welchem Buchstaben des Alphabetes sie immer enden mögen.

angezeigten alphabetischen Anordnung aufgeführt werden, während der Verfasser des Ferhengi Schuuri dieselben in einem besonderen Abschnitte gesammelt dem ersten Buchstaben des Alphabetes vorausgeschickt hat.

Bey genauer Musterung des in dem Siebenmeer enthaltenen Schatzes von 22777 Wörtern und Redensarten ergeben sich die folgenden Abtheilungen des gesammten Wortschatzes. Beyläufig 3000 eigene Namen von Personen, Oertern, Festen, Idolen u. s. w., eben so viele von Pflanzen, dann Redensarten und bildliche Ausdrücke 3700, d. i. um zwey Tausend mehr, als im Ferhengi Schuuri, wo die dem ersten Buchstaben vorausgesendeten bildlichen Ausdrücke sich nur auf 1700 belaufen. Ein halbes Tausend von wiederholten Formeln eines und desselben Wortes, sey es durch Verwechslung verwandter Buchstaben, sey es durch die Wiederaufführung eines und desselben Zeitwortes in den verschiedenen Formen der Zeit und Personen. Dritthalb Hundert eigene Namen von Medikamenten und Steinen, und eben so viele Sendwörter. Nach Abschlag dieser Myrias von wiederholten, zusammengesetzten, fremden Wörtern und eigenen Namen kann das eigentliche Stammgut der persischen Sprache nicht höher als auf beyläufig 12000 Wörter angeschlagen werden. Dieses ist beynahe die Zahl, welche von den besten alten persischen Wörterbüchern nicht überstiegen wird, denn nach dem ausdrücklichen Berichte des Verfassers des Ferh. Sch. (II. Bl. 405, Z. 28) enthält keines derselben mehr als die Summe von 10000 Wörtern. Von diesen 10000 oder auf das Höchste 12000 Wörtern, aus welchen das Stammvermögen der persischen Sprache besteht, sind ein Viertheil rein germanische, welche theils unverändert, theils nur mit der für den Etymologen ganz gleichgültigen Verwechslung der Vocale und der Konsonanten in verwandte, in den ältesten und neuesten Zweigen des germanischen Sprachstammes von dem Gothischen angefangen, bis herunter auf die landschaftlichen Mundarten deutschen Volkes, sich vorfinden. Um diese nächste Verwandtschaft des Persischen mit dem Gothischen, Englischen, Dänischen, Schwedischen, Holländischen und Deutschen nachzuweisen, wird in dem Anhange dieser Anzeige und dieses Heftes das Verzeichniß von 3000 persischen Wörtern geliefert, welche sich theils unverändert, theils nur mit unwesentlicher*)

---

*) Wer nur einiger Maßen mit dem Gange der Sprachenbildung und den wesentlichen und unwesentlichen Bestandtheilen der Wörter bekannt ist, weiß, daß im etymologischen Prozesse erstens

Veränderung in den genannten Zweigen germanischen Sprachstamms wiederfinden. Außer dieser Identität eines Viertels des gesammten persischen Sprachschatzes mit dem germanischer Sprachen wird die nächste Verwandtschaft derselben mit der persischen noch durch den Genius der Sprache, der sich in den Endsylben der Zeitwörter, in den Ableitungssylben und in der Zusammensetzung der Wörter als einer und derselbe ausspricht, unwiderleglich beurkundet. Selbst der Artikel, sowohl der bestimmte (das t in der, die, und ins englische the erweitert) als der unbestimmte, das s (im deutschen als das ausgebildet, und auch im bloßen s oder es erhalten) findet sich schon in vielen persischen Wörtern, nur mit denselben vereint so, daß aus solchen Wörtern (deren mehrere im angehängten Verzeichnisse bemerkt werden sollen) klar wird, wie im Gange der Sprachenausbildung der Artikel durch das Trennen der Anfangsbuchstaben der mit t oder s anfangenden Wörter entstanden, und dann als selbstständiger Redetheil in der Sprache stehen geblieben ist. Alles dieses sey nur im Vorbeygehen bemerkt, weil die Darstellung des nächsten Zusammenhanges deutscher und persischer Grammatik nicht zur Anzeige des sechsten, sondern des siebenten Bandes gehört, welcher die Grammatik behandelt. Hier soll von der Verwandtschaft nur auf lexikographischem Wege die Rede seyn, und daher das eben Gesagte von der Identität germanischen und persischen Sprachgenius nicht nur am Schluß durch das Verzeichniß verwandter Wörter, sondern gleich hier durch einige Beyspiele ganzer Redensarten dargethan werden, wenn auch die einzelnen Wörter derselben im Persischen und Deutschen nicht dieselben sind. Wenn der Deutsche den Begriff in mentem venire mit einfallen ausdrückt, so gebraucht der Perser eben so dafür deruftaden (der heißt in, darin, und uftaden, fallen). Das lateinische attonitum esse, procidere ex stupore,

---

von Bildungs- und Ableitungssylben gar nicht die Rede ist, daß zweytens die Vokale, in so weit sie nicht selbst Wurzelbuchstaben, ganz gleichgültig, und daß drittens verwandte Buchstaben, nämlich von den Zahnbuchstaben, Lippenbuchstaben, Gaumbuchstaben, die harten und weichen, so wie die flüssigen untereinander verwechselt werden, ohne daß deßhalb das Wort den Etymologen dasselbe zu seyn aufhört. Der Profane wird freylich lächeln, wenn man ihm sagt, daß das persische Per und das deutsche Feder eins und dasselbe sey; aber dem Etymologen gilt P und F gleich, und aus dem Dänischen, wo das Wort Faer lautet, weiß er, daß das d im Deutschen nur euphonisch eingeschaltet worden.

drückt der Perser durch der ameden (wörtlich intravenire) aus, und der Oesterreicher sagt dafür noch wie der Perser derkäma. Der Deutsche sagt: das Blatt hat sich gewendet, was wörtlich übersetzt (la feuille s'est tournée) weder der Franzose, noch der Italiener verstehen würde; aber der Perser sagt wörtlich so in demselben Sinne: Werak gerdanid (Siebenmeer VI. Thl. S. 87. Z. 27) das Blatt hat sich gekehrt. In den Sack geschoben, sagt der Perser wörtlich, der dschowal kerd (Siebenmeer II. S. 166, Z. 12). Das deutsche: was hat er im Kopf? wörtlich tschi der ser dared (Siebenmeer II. Bd. S. 40, Z. 21). Zur Hand seyn, wörtlich: bedest buden (Siebenmeer I. Bd. S. 202, vorl. Z.). Es ist besser ausgefallen, würde der Franzose als mieux tombé dehors nicht verstehen, im Persischen wörtlich: bih uftad (I. Bd. S. 108, 1. Z); eben so wenig verstünde der Franzose; sich in die Brust werfen, se jetter dans la poitrine, für brüsten, was dem Perser sine kerden, wörtlich Brust machen heißt (III. Bd. S. 163, Z. 20). Beutelschneider, auf persisch wörtlich: kise perdas (IV. Bd. S. 122, Z. 14). Einen Floh ins Ohr setzen, persisch: keik der patsche effenden, wörtlich: einen Floh in die Patsche (Hand) setzen, für beunruhigen (IV. Bd. S. 153 Z. 12); Rücksicht für égard, wörtlich rui diden (III. Bd. S. 33, l. Z.) u. s. w.

Die Zahl der in persischen Wörterbüchern, und namentlich in dem Richardson's unter den persischen aufgeführten Wörter, welche mit germanischen augenscheinlich verwandt sind, könnte noch leicht um ein ganzes Tausend vermehret werden, welche aber entweder zweifelhafter Abkunft oder unbezweifelt arabischer, hier, wo es sich blos um rein persische handelt, zurückgewiesen worden sind. Dieselben sollen entweder besonders in der Folge des persischen Wörterverzeichnisses geliefert oder füglicher auf eine, so Gott will, künftige Anzeige des arabischen Sprach-Oceans, des Kamus verschoben werden, weil dem Deutschen doch vor Allen daran gelegen seyn muß, die mit den Wörtern seiner Muttersprache verwandten, seyen es nun ursprünglich persische oder arabische, kennen zu lernen. Aus diesem Gesichtspunkte hat sich Recensent bey der Anzeige und Beurtheilung des persischen Sprachschatzes die nächste Verwandtschaft derselben mit dem deutschen als vorzüglichstes Ziel gesteckt, und vor Allem auf die Sammlung und Ordnung des im Anhange folgenden Verzeichnisses die größte Mühe verwendet. Dieselben sind in der Folge des arabischen Alphabetes jedoch nicht in der Anordnung persischer Wörterbücher, wo nach dem Anfangsbuchsta-

ben des Wortes der letzte gesucht werden muß, und hernach erst der zweyte aufgeführt, und dieselben sind nicht nur aus dem Siebenmeer, sondern auch aus dem Ferhengi Schuuri und Burhani kati zusammengetragen, indem, wie schon oben gesagt worden, die größere Wörterzahl des Siebenmeers keineswegs eine erschöpfende Vollständigkeit beweiset. Bey dem ganzen von allen Seiten her erworbenen Reichthume (im Siebenmeer 22777 Wörter) und bey dem nach obigem Abzuge auf beyläufig 12000 Wörter zurückgeführten Stammvermögen der persischen Sprache ist dieselbe an Zeitwörtern, welche doch die eigentlichen Wurzeln des Handelns und Wandelns jeder Sprache sind, verhältnißmäßig sehr arm, indem das Siebenmeer deren nicht mehr als 600 aufführt, und ihre Gesammtzahl (die im Siebenmeer ausgelassenen dazu gerechnet) schwerlich an 700 reichen möchte. Bey dem einfachen Bau persischer Wörterbildung leuchtet weit eher noch, als bey dem künstlichen der arabischen auf den ersten Blick ein, wie die Wurzel aller Handlungswörter nirgends anders als in der dritten Person vergangener Zeit, und nicht im Infinitiv zu suchen, welcher aus dem Wurzelworte vergangener Zeit erst durch Hinzusetzung des Buchstaben n (die griechische Sylbe *ειν* und das en des deutschen Infinitivs) entstanden ist. Bey der Wichtigkeit, welche die Zeitwörter als Grundbestandtheile jeder Sprache behaupten, fordern dieselben vor allem auch die Aufmerksamkeit des Etymologen auf, und im Ganzen tritt bey denselben gerade das oben angegebene Verhältniß der Verwandtschaft, nämlich des Viertels ein, indem von den obigen 600 Zeitwörtern hundert und einige funfzig mit germanischen Sprachen die innigste Verwandtschaft darthun. Bey einigen Buchstaben steigt das Verhältniß vom Viertel zum Drittel, zur Hälfte, ja in dem Buchstaben Ghain sind alle persischen Zeitwörter rein germanischen Stammes *). Diese Armuth der persischen Sprache an Zeitwörtern ist bisher von den Orien-

*) Gharaschiden, scabere, kratzen: gharschiden irasci, kreischen; gharanbiden, vehementer exclamare, greinen, engl. to groan; ghiriden, clamare, engl. to cry; ghiriwiden, lamentari, engl. to grieve; ghuschiden, natibus insidentem prorepere, knotzen; ghaliden, volutare, wälzen; ghunuden, dormitare, gähnen; ghanuwiden, dormitare, gähnen; ghisiden, dasselbe wie ghuschiden, knotzen. Das einzige gharetiden, praedari ist nicht germanisch, aber auch nicht rein persisch, sondern vom arabischen gharet abgeleitet. Da das persische Ghain (G mit nachlautendem h) im Deutschen durchaus in g übergegangen ist, so erhellt auch hieraus, wie

talisten eben so wenig gehörig erwogen worden, als der Reichthum derselben an Synonymen. Was man bis jetzt von persischer Synonymik kennt, ist in dem kleinen Werke des Kemalpaschasade enthalten, wovon in den Fundgruben des Orients, III. Bd. S. 47 ein Auszug geliefert worden. Es handelt sich dorten aber nur um eine kleine Zahl sinnverwandter Wörter, welche von dem wirklichen Reichthume der Sprache von dieser Seite gar keinen vollständigen Begriff gibt. Das Persische kann sich hierin zwar keineswegs mit dem Arabischen vergleichen; aber die Fülle seiner Synonymik ist doch bey weitem größer, als man bisher in Europa geahnet hat. Wir sprechen von der eigentlichen Synonymik einfacher Wörter, und nicht von der der bildlichen Ausdrücke und zusammengesetzten Metaphern, welche der Tropik anheim fallen. Die Synonymik und die Tropik sind die beyden Arme des paradiesischen Flusses der persischen Sprache (deren reinste Mundart nach Mohammeds Ueberlieferung im Paradiese gesprochen wird)*); womit derselbe das ganze Ideengebiet menschlicher Denkkraft befruchtend überschwemmt. Nach dem in den Anhang zurückgewiesenen Beweise der nächsten Verwandtschaft der persischen Sprache mit den germanischen sind also persische Synonymik und Tropik die beyden Gränz-Säulen, auf welche der Blick des Beurtheilers des Sprachschatzes geheftet seyn muß, und erst wenn uns dieselben von dem Sprachschatze des vorliegenden Werkes einen richtigen Begriff gegeben haben werden, wollen wir von der andern Hälfte seines Reichthums, nämlich von dem Schatze der Sachen, die nöthigste Kenntniß nehmen. Indessen belehren selbst Synonymik und Tropik nicht nur über die Sprachen, sondern zugleich über den Genius und die Einbildungskraft, über die Lieblingsneigungen und den Aberglauben, über die Sitten und Gebräuche des Volks, und das Resultat derselben ist daher keineswegs etymologische Spitzfündigkeit oder philologische Wortklauberey.

---

unrichtig diejenigen Orientalisten daran sind, welche statt g blos für Ghain und Giaf zu schreiben, das Dschim damit ausdrücken wollen.

*) Lisan ehlil-dschennet fil-dschennet el-arebietun wel farsietun, d. i. die Sprache der Bewohner des Paradieses im Paradiese ist das arabische und persische Deri (Ferh. Sch. I. Bd. 432, S. 2, Z. 9), die Thür oder Thor, d. i. die Hofsprache, als die reinste Mundart, entspricht ganz der italienischen Benennung der reinsten Mundart Italiens, als: lingua corteggiana.

A Jove principium! unsere Synonymik beginne also mit Gott: Choda, Ised, Bari, Barchudai, Aferidekiar der Schöpfer, Perwerdekiar, der Ernährer, Tengbar, der Dankbare, Dschandschan, die Seele der Seele, Hullegeri chak der Begrüner des Staubs, Hullibendi ab, der Schmücker des Wassers, Dadaferid, der die Gerechtigkeit schuf, Dad küster, der die Gerechtigkeit ausbreitet, Dawer, der Herrscher, Daweri asüman, der Richter des Himmels, Daddih, der Gerechtigkeitsgeber, Dad fermai, der Gerechtigkeitsbefehlende, Rastchidiw, der rechte Herr, Kirdkiar, Gerger, Geuger, der Wunscherfüller, Lerler, Laaltaraf, der Bildner des Rubins, in der Sendsprache Mana, der Mahner, Jesdan, Jehan, dann mit arabischen Wörtern umschrieben Ssahibi ewwel, der erste Besitzer, Amili dschan, der Wirker der Seele, Katibi dschan, der Schreiber der Seele, Mudschahisi erwah, der Schmücker der Geister, Nakschbendi hawadiss, der Anordner der Begebenheiten, Nuri bisewal, das unvergängliche Licht.

Zahlreicher als die Namen Gottes sind die seines Stellvertreters auf Erden, des Herrn, Fürsten und Königs. Derselbe heißt: Chidiw, der Herr, Chuda Kischwer, der Landesgott, Kesbud, der Vorsteher, Kenareng, aus den Byzantinern bekannt als χαναραγγης, Chudawend, der Herr, Keihan chidiw, der große Herr, Kai, der Kaiser, Chunkiar, der König, Kitiban, der Welthüther, Külahi mulk, die Haube des Reichs, Külehdar, der Haubenhalter, Tadschdar, der Kronehalter, Kuhkin, der einen Groll groß wie ein Berg hat, Kahreman, der Rächende, Kiarkia, der Befehlshaber, Ispehbed oder Ispehbed oder Isfehbed, der Herr der Reiterey, Tadschdih, der Kronengeber, Tadsch sitan, der Kronennehmer, Tadschwer, der Kronenbegabte, Tadschtasch, der Kronenkollege, Dschihandar, der Welthalter, Dschihangir, der Welteroberer, Dschihanban, der Welthüther, Dschihanarai, der Weltschmücker, Dschihandschui, der Weltsucher, Dschihankei, der Weltkaiser, Chawend, Chudawend, Chawendkiar, Chudawendkiar der Herr, der Herrscher), Chidiwer, Chidisch, Chiriw statt Chidiw, der Herr, Chosrew, der Chosroes, Chuda jekian, der einzige Herr, Chieltasch, der Anführer der Reiter, Chawer chudai, der Erdenherr, Chodscha, der Meister, Dara der Erhaltende, Darius, Dewletchuda, der Glücksher, Dewletkia, des Glückes Vorstand, Dadwend, der Gerechtigkeitswender, Daddih, der Gerechtigkeitsgeber, Dawer, der gerechte Richter, Daddig (Δικαιος), der Gerechte, Datsitan, der Gerechtigkets-nehmer, Salar, Salber, der Anführer, Sipehsalar, der Anführer der Reiter, Sirnischin iilm der unter der Wissen-

schaft sitzt, Sajei rebbinnaim, der Schatten des Herrn, des Allergnädigsten, Serhenk, Serahenk, Serbak, Serdar, Anführer, Serdari hemealem, das Haupt der ganzen Welt, Seri chiel, das Haupt der Reiter, Mend, der Begabte, Mih, Herr, Meleki hest semin, wilajet sitan, jadendan, der Weltmonarch, Ilchan der Landesherr, Schehriar, der Stadtfreund. Dann die Namen der Fürsten besonderer Länder, als die indischen Fur (Porus) Ra oder Radscha, Mehra und Mehradscha, der große König, Tschipal, der Beherrscher Lahors, Faghfur oder Fachfur der sinesische Kaiser; die tatarischen: Chan, Kaan, Nujan; die türkischen: Jamak, Atabeg; die echtpersischen: Scheh, Schah, Padischah, Schehinschah, König der Könige und die Beherrscher einzelner persischer Landschaften, wie Ichtistan der Beherrscher von Schirwan, Schar, der Beherrscher von Ghardschistan. Von den Frauen, als Beherrscherinnen des Harems, nimmt das Siebenmeer keine Notiz, und es fehlen darin z. B. die in dem Burhani kati befindlichen Banui Harem die Frau des Harems, Banui Aasem, die größte Frau, Tirem (Burhani kati Konstantinop. Ausgabe S. 260) Chudisch, (S. 316) Chatuni büsürk die große Frau, Bibi (die Hausfrau S. 179), dann die auch im Burhani kati fehlenden, aber im Ferhengi Schuuri gegebenen Chanwade (Ferh. Sch. I. Bl. 2-8 und Terka I. Bd. S. 279). Der Reichthum von Synonymen für abstrakte Begriffe beweiset die philosophischen Studien des Volks. So heißt die Zeit: An, Awan (αιων), Dem (tempus), Seman, Tschokan, das letzte das indische Juk, fehlt im Siebenmeer, steht aber im Burh. k. S. 302, Z. 12). Die Ursache heißt: Kejud, Kamud; und Aknum. Die Weltseele, Manistar, Manisto, Tahmuras, Dschehendsche, die erste Vernunft, Nuri, Ispehbed; die Substanzen, O tschisi, das Daseyn, Fertasch, das Nothwendige, Gerwer oder Wabest, das Mögliche, Nawer oder Naweran die Ewigkeit, Niusad, die Unterscheidungskraft des Guten und Bösen, Nesput, Nimad, die Geschöpfe, Niwer die Gesammtheit derselben, Hemegin, Hemadi, die einfache Substanz, Dschewheri ferd, der Zeitgeist, Dschewheri semane, die Natur, Dschihisch, Chui sürüscht, Chital (im Burh. kat. S. 364) Chim (eben da S. 364) außer welchen reinpersischen Wörtern noch die arabischen Tabiat, Chulkat, Tinet, Siret und Dschibilliet gebraucht werden. Sinnliche Gegenstände: Peiwestegian, Tenbed, das letzte der Weltleib, im Gegensatze der Weltseele. Sinnliche Gegenstände auch Pudat, Pulab; die Denkkraft heißt: Sigal, Sigalisch, Hemrad, Senbad; die Vernunft Nus, νυς, Fernad, Chired, Us, Dschem,

Kerwis; die Urtheilskraft Kinkadsch, Kinkasch; die Seele Dschan, Rewan, Hules; die Form Walad; die Eigenschaft Sab, Tschaschni; die Sinne, Setrsa, Setrsai; die Einbildungskraft, Chial und Serwikiar; das Unmögliche, Sawer fertas; Zustand, Dschawer; erste Weltbewegung Dschünbüschi ewwel; das Gesetz, Chuare, Kanun, Tora. (Das mogolische Dschengischans nach der mosaischen Tora) Jasa (das tartarische Timur's); Destur, Ajin. Das letzte überhaupt für Brauch, wie die Synonyme Rewisch; Tarſ, Kuwasch, Kerasche, Kuwasime, Kuwaschime; ein Gedicht heißt: Tschekame, Tschegame, Tschane, Tschame, Tschemras, Pesawend, Serwa, Surud und umschrieben Sadeichatir, d. i. Gemüthsgeburt, unter welcher Rubrik Bd. IV. S. 55 die eilf persischen Dichtungsarten, so wie auf derselben Seite unter Sirefkend die zwölf persischen Musikweisen aufgezählt werden.

Die Synonymen, welche abstrakte, intellektuelle und moralische Ideen ausdrücken, beweisen nicht minder für die Kultur des Verstandes und der Ethik; für Verstand hat die persische Sprache die Wörter: Ferheng, Niwend, Husch, Huschu, Waba, Keilmus; der Verständige, Erfahrne, Kluge, heißt: Eschir, Berhemend, Furuhide, Chiredmend, Kiadschur, Meilan, Wischkul, Huschjar, Kew, Huschumend, Huschwar, Weschkerde. Unter den Meistern (Ustad heißt der männliche Lehrer, Atun die weibliche Lehrerin) haben der Arzt, Dichter und Dolmetsch als drey morgenländische Hofämter die meisten Synonyme. Der Arzt heißt: Bidschischik oder Pitschischik oder Bisischik; der Dichter, Tschamegui, Suchanſen, Chialperest, Dagh; der Dolmetsch, Terdschüman, Terſüfan, Teſſan, Betschwak, Peschwak, Tadschran und Tilmadschi, das letzte das altdeutsche Tulmatsch. Das Schickliche heißt: Ferochor, Endachore, Kisaisch, Esder. Stärke, Kraft, Macht: Tab, Tuwan, Pajab, Pawer, Pai u per, Per u pai, Tusch, Tenu, Peschkul, Schirse, Gudsch. Kerkam. Die Tapferkeit: Jara, Jaregi, Tehm, Niwad; der Tapfere, Delir Dilawer, Diwdil, Dehrege, Neberde, Hero, (ἥρως) Hesu, Tschalischger, Arghand, Perchaschchuar; der Hurtige, Schnelle, Fertige; Tschapuk, Tschalak, Perader, Tiſrew, Suwarpa, Paswar, Sebükdest, Schekerde, Dschild, Schekrwede, Sebüksar. Verlangen, Wunsch, Hoffnung, Sehnsucht, Begehren, Begierde, Erwartung finden sich mit allen Abstufungen in folgenden Wörtern: Chuast, Ineſt, Tachdschem, Schirh, Teſse, Telne, Permu, Permuse, Ajase, Paschech, Puschhan, das letzte die Begierde etwas

zu besitzen, ohne Jemanden darum neidig zu seyn. Permur, Altschacht, Antschacht, Chuahisch, Chaldschan, Derchosch, Hawes, Girai; Pracht und Glanz, Erwend, Efrend, Efrugh, Pertew, Sib, Sin, Araisch, Schukuh, Uschkuh, Dab, Darab, Barname, Darat, Baksch, Dime, Tumturak, Kirufir, Leghune, Nemak, Sibaji, Permun, Berafisch; Werth und Würde: Ferdsch, Erdsch, Hamun, Ferbare, Fere, Schan, Paje; Gut und Schön haben kaum zwey oder Ein synonymes Wort, aber desto mehr fett, das im Persischen für schön gilt: Pieh, Perware, Eubanbar, Ferbih, Beschbiun, Ferbi, Fachres, Kurut, Liuk, Lemter, Kende. Da, wie bekannt, die Perser eben so listig als lustig sind, so darf die Menge der Synonyme, welche sich auf die eine oder andere dieser beyden Eigenschaften beziehen, nicht Wunder nehmen. Scherz, Spaß, Possen, Fröhlichkeit heißen: Bisbas (Spaß), Lagh (Lachen), Tetrebuh, Tetrebu, Temachere, Chadschare, Rischchandi, Fisus, Budsch (Possen), Kulmasch, Herse (Scherze), Jawe, Latsch, Güfafe, Gengel, Leklek, Besle (Späßle), Eime, Bihude, Terehat, Terchande, Tans (Tanz), Derghast, Derai, Dehlisi; Vergnügen, Frohsinn, Fröhlichkeit: Schadi, Firach, Ramisch, Turb, Ruchach, Chital, Musch. Kaghek, Churremi, Choschi, Neschat, Kerus; List und Betrug heißen: Durugh (Trug), Tersend (der Fund), Ferfendsch, Tersende, Terkande, Daghal, Riw, Schalheng, Fend, Schid, Kersch, Kersche, Keris, Kerise, Kenbur, Kenur, Hernut, Nemsch, Chatule, Dagha, Esmend, Echmend, Ewrend, Ehisan, Denda, Belus (beluren), Palas, Pelmes, Pelwas, Pelmese, Turb, Tebend, Terwend, Tenbel, Tital, Tschemasch, Dschowal, Chaspusch, Dewal, Daghuli, Dewi, Dele, Schekil, Schem. Da böse Eigenschaften weit zahlreicher als gute sind, auch die Benennungen für jene weit vielfältiger, als für diese; so heißt Schimpf, Spott und Schande: Chuarkari, Düschnam, Bulkander, Post, Tefschel, Senisch, Dscherschakat (eigentlich Satyre), Chuluh, Rüswa, Derwach, Dehlderide, Saghpa, Sirfuf, Siluf, Kehib, Güwasch, Niguhisch, Hemdscha, Peighare. Der Zorn: Ard (hart), Sitigh, Gharasch, Chischm, Gharsch, Garwasche, Ghürm (Grimm), Ghuschm, Ghusm, Kin, das letzte eigentlich Groll. Der Zank: Dschenk, Tschach, Dschewise, Daweri, Sitise, (engl. teezing); Sikise (e. squeezing), Newsire, Ghargasche oder Charchasche, das letzte was die Franzosen querelle d'Allemand zu nennen belieben. Der Krieg und Kampf: Awerd, Berchasch, Peikar, Wagha, Erdeb, Kiarsar, Kialdschar,

Nawerd, Nebred, Dschidal, Resm, Dschenk; der Stolz und Hochmuth: Tschalisch, Peghar, Pudsch. Besonders hat die persische Sprache an unsittlichen Eigenschaftswörtern synonymischen Ueberfluß: Störrig, halsstarrig, empörerisch heißt: Pelid, Peleschi, Chiredest, Chirekesch, Rischek, Feschgen, Feschagen, Feschagin, Kalefte, Bermach, Bermachide, Bulbaniwakt. Hart, heftig: Tif, Tünd, Chund, Düschend, Kermend, Kertmend, Henkiar, Henkiard; der Feige erhält die Schimpfnamen: Bed dil, Ghardil, Fejid, Kaltban (engl. Calliban), Dujus, Kart, Kalt (das deutsche kalt), Kartbus, Kartban, Kaltbus, Karte, Keschchan, Keschichan, Kun, Kerdenk, Kersendsch; der Unwissende, heißt: Belid (Blöde), Perwend, Chuile, Nadan, Das u Delus, Uspur, Ghatfer, Ghat, Ghadeng, Ghatfere, Ghaliw, Gharatsche, Ghartsche, Fernas, Kafa, Kafar, Kerdengel, Kalus, Kewden, Kaliw, Kaliwe, Kumle, Kuchbele, Gündsch (Kunz), Gawrisch, Gerdengel; Grob: Sitebr, Abaft, Berkend, Peschwin, Hurg, Hurag, Müscht, Ferwisch, das letzte die Grobheit selbst. Häßlich: Petire (das petiare der Sendbücher), Peschagen, Tschirkin, Sischt, Berchatsch, Awarin, Perghune, Schoch, (das deutsche schiech), Tschachin, Dschusak, Ferchadsch (verhaßt), Fesche Gescht, Werchadsch Huder. Meschenk, die Häßlichkeit selbst sonst auch Werchadschi, Werdschachi, Nachoschi, Sischti. Der Arme und Elende heißt: Peswi, Peschwi, Bamüs, Baschusch, Tenkdest, Dagha, Kalasch, Mendbur, Furumaje. Chas, Nabehre, Leftere, Kemine, Sifle, Dschibladsch, Chasis, Nangur, das letzte eigentlich geizig. Schmutzig heißt: Fesak, Feschak, Fese, Kirift, Kalide, Tschelendschu, Tschirkin, Telatuf, Tschiblek, Murdar, Napak, Alude. Unverschämt heißt: Kustach, Bustach, Masi, Biperwa, Bibak, Kur, Chireser. Sehr zahlreich sind die Synonymen für verwirrt, zerstreut, schwindlich, verwüstet und verkehrt. Verwirrt: Schifte, Aschüfte, Chire, Perischan, Schewist. Perakende. das letzte auch zerstreut, verwundert, wie Petech, Hairan, Perischide. Peraschide. Pischulisch, Sergeschte, das letzte auch für umgekehrt, wie Derwa, Delwa, Derwasch, Baschgun, Agun, Agin, Sernigun, Enderwah. Enduch, Warun, Waschun, Fertur; wüste, zerstört: Kendmend. Tewa, Alüfte, Aschüfte; ein zerstreuter Mensch heißt: Gidsch, Kescheft, Gidsche, Gidschide. Keraschide, Harund. Haschujid, Har (das landschaftliche Gari), Hubre, Medhusch, Hekui. Mühe und Sorge heißen: Tab, Rendsch (Kränkung), Endehan, Sahmet, Mescha-

kat, Ghissa; der Gram: Gham, Ghisch, Kesa, Dschefa, Mihnet, Tengi. Sachti, Musche, Enduh, Meste (moestus), Belbele, Giriftegi, Edrenk, Esrenk, Bardil, Sisegi, Siregi Schmerz und Leid: Derd, Dschigerchuari, Pelasek, Nikbet, Felaket, Pescheng, Sitem, Bewas, Rach, Susisch, Pewasi; Angst und Qual: Tas, Tase, Talwase, Telwase, Tachs, Elem, Tepisch, Agefte, Asar, Afet, Dilgiri, Tapak, Bikarari, Kiara, Efsus, Kerb. Von unmittelbaren Eindrücken der Sinne zählen die des Gehörs die meisten Synonyme. Der Schall heißt: Ssada, Nale, Newa, Awas, Chudschaw, Bang, Naare; die zwey letzten aber auch schon Geheul, wie Saghar, Saghand, Schaghale, Schigare, Schekare, Dschendsch, Ferjad, Sentsche, Dchelb, Ghawgha, Schemi, Ifghan, Au, Sfurah, Ssur, Ssubuhgiahi (Morgengeheul), Ssur nimschebi (Mitternachtsgeheul), Gharischt, Neschghar, Gülbang, welches auch bloßes Geschrey bedeutet, wie Schur, Ghalghala, Teladsch, Telanedsch, Dehar, Dehasch, Teradsch (Tratsch), Damugh, Fighan, Tschagbulg, Schaf, Sitihi, Schechar, Schedar; Lärm und Getöse heißen: Achrusch, Bulghak, Tub, Debdeb, Tufid, Tui, Tschernak, Tschawtschaw, Chalagusch, Chalalusch, Sitihed, Chalisch, Sermutek, Serutek, Aschub, Schor, Ghak, Ghaw, Tharak, Ghiw, Ghiriw, Ghih, Fetu, Kik, Kuk, Nufe, Niwe, Welwele, Helalusch, onomatopoisch sind Ghalghala, das Gluglu, Tschakik, das Gekrächze; Tschekatschek, das Geklirre; Schaghschagh, das Geknitter; Feschafesch, das Gewetze; Demdeme, Kedkede u. s. w

Wir gehen nun zu den sinnlichen Gegenständen selbst über und beginnen mit den Waffen und der Kleidung. Das Schwert heißt: Tigh, (Degen), Schimschir (engl. scimetar), Belaleh, Belarek, Bekunek, das letzte blos für das hölzerne Schwert oder Pritsche, wie Belune und Bekune und Belunek, dann Perend (engl. brandish), Perendwar, Peralek, Pelarek, Pulad hindi, d. i. indischer Stahl, Chuarmihr, das letzte Salomons Schwert, Duwal, Dirne (Durindana), Düdesti, das letzte ein langes Schwert, und Deschne ein Dolch, das Schwert weiter: Ghaftschi, Ferend (Freund), Karatschur, Karatschuri, Kalatschuri, Mehlend; der Glanz des Schwertes Kenecht, Muriane, Nehenk, d. i. das Krokodil, welches aber schon zu den figürlichen gehört. Der Speer: Bunif, Supin, Nife, Peigal, Durbasch, Deschaheng, Seti, Sinan, Kupe, Makani, Natschech, das letzte die zweyspitzige Lanze und Mar, d. i. die Schlange, was aber figürlich. Der Pfeil: Pilek, Tir, Toehmar, Peikan, Tekmar, Tachsch, Tula, Tatard-

sche, Chadenk, Sutsch, Senburek, Senbure, Ghadare, Ghaidaki, Filek, Fial, Nawek, Lorek, Nemuk, Jeb, Jasedsch, Jafedsch, Segsen und Akabi, ahenin, minkar, d. i. der Adler mit eisernem Schnabel, was aber figürlich, wie Krokodil für Pfeil und Schlange für Speer. Der Bogen: Keman, Lusum, und Lisem ein weicher Bogen zur Uebung. Die Sehne des Bogens: Sih, Tschermkur, Tschelte; die Battiste: Mendschenik, Helek, Jelken, Küschkendschir und Mendschil, das erste Bd. V. S. 115, das zweyte Bd. VI. S. 111, mit ausführlichen Erklärungen. Der Köcher: Kisch, Schagha, Schaka, Schaghah, Hule, Tirkesch, Nimleng, d. i. der Halblahme figürlich wie der Bogen: Nimtscharch, d. i. der halbe Kreis heißt. Der Schild: Siper, Tschekad; der Panzer: Dschewschen, Tschoghal, Changel, Charategin, Ranin, Kedschin, Keschin (die Schienen), sonst Destwane wie der Pferdharnisch: Berkestan oder Berkestüwan, der Harnisch überhaupt aber Diwtschame, d. i. Teufelskleid. Der Helm: Nimdürk, Tarek, Baghtak (Pickelhaube), Churahe, Ghultasch, Lirt; die Schleuder: Destseng, Destaseng, Destschenk, Felachun, Felasenk, Fedurenk, Ghasban, Felachan, Ghut, Felachman, Felmachun, Felman, Felaseng, Kelaseng, Kelmaseng. Der Schleuderstein selbst: Mildschech, Mildschach. Die Schleuder auch noch: Muschtaseng. Die Keule: Kürs, Kürse, Kopal, Serpasch. Serpas, Mokl. Besondere Arten von Waffen: Tschomak und Scheschpere, eine Art Morgenstern, Dschenbie oder Dschemder, eine besondere Art von indischer Waffe. Die Waffen überhaupt: Dschane, Selih, Lird, Kedrek, Kedr. Der Belagerungs-Wall heißt: Eleng, und die Festung Enbachun.

Jedes Kleidungsstück vom Kopf bis auf den Fuß hat mehrere Benennungen. Die Kopfbedeckung heißt Sewraki, d. i. die Nachenförmige, wenn dieselbe dem Kopfbunde des jüdischen hohen Priesters ähnelt; Chud, gewöhnlich für Panzerhaube, ist das deutsche Hut. Die Haube der Weiber heißt Seragedsch, Seragetsch, Seragodsch, Seragotsch, Seragosch, Serakosch, Serakusch und Sirisch. Die Kopfbedeckung überhaupt Serpuschte, die Nachthaube Schebrusch oder Schebani, der Bund Destar, das Unterhäublein Araktschin; die verschiedenen Arten von Staatshauben Kulah, wenn mit Gold verbrämt, Serkulah (das Σερκυλλα der Byzantiner), Taki, Kuka, Kulute (das französische Calotte). Das Kopftuch der Frauen Letschek. Die Haube der Könige Jelek; der Federbusch Dschiga, Kilki, Kelel; das Ohrgehänge Guschwar, Sirgusch, Werguschi;

das Halsband Kerdenbend, Sihbend; der Kragen Jekdane, Jaka, Giriban; das Brustband: Berbend, Balsdend, Balrenk, Samatsche, Samachtsche, Samaktsche, Sematsche, Semachtsche, Semaktsche, Samaki, Schamaki, Schamach, Schamak, Schamachtsche, Schamaktsche. Diese letzten Wörter sind zugleich ein praktisches Beyspiel von der Verwechslung verwandter Buchstaben in demselbem Worte ohne Aenderung seines Sinnes, so auch die folgenden für Armband, welchen allen das griechische περιζωνιον zu Grunde zu liegen scheint: Ebrendschen, Ebrendschin, Ewrendschen, Efrendschen, welches bald Fußband, bald Armband heißt, je nachdem Pa oder Dest vorgesetzt wird. Das Armband heißt auch noch: Ajare, Jare, Ghuslulawer, Ghusiwer, Gewhergish, Werendschen, was auch eine bloße Verwechslung von Ebrendschen ist und Destiane. Der Knöchelring Chalchal; die Fußfessel der Pferde aber Kemend und Tature. Der Gürtel Kemer, Sonar, Berhun. Der Busenausschnitt des Frauenkleides Nefdsch; die Gürtelschleife Nife. Der Schleyer, Ajasi, Baschame, Baschume, Paschmak, Damek, Dameni, Rubend, Rupusch, Seraju, Nikab, Sirisch, Sirischguwan, Sirischgun, die zwey letzten der Brautschleyer, Seraperde, Schar (das Volk sagt im Deutschen S ch l a r statt Schleyer), Kuwalghondscha, Ghase (das englische gauze und das französische gaze), Kumkum, Kerdek, Wesnuk, Nime, und außerdem noch die zwey arabischen Borkaa und Mokannaa. Das Handtuch: Mandil (mantile), Destar, Schukub, Schüste, Destardsche, Meiser, Rupak, Rumal, Derk, Desk, Dastpak. Die Tücher, welche bey festlichen Gelegenheiten bey den Fenstern ausgehängt werden, wie noch heute bey allen festlichen Aufzügen in Italien, heißen Feresb. Die Schürze Pischtemal, Pischschach, Beruse. Der Aermel Asitin, Chust. Der Saum: Damen, Weseng, Peiwend, Bine, Wassle, Taraf. Der Knopf: Tikme, Achguschne, Bendime, Dschewsek. Der Knopfring oder das Knopfloch: Engule, Engele, Gulgere, Guwangule. Kleider verschiedener Art: Dschamei nachdschiwani, Dschamei Katrani, Barani, Dschamei Jd, das letzte Festkleid, so auch Dscheb Badsch, was die Könige am Neujahrsfeste anziehen. Tensib, ein kurzes Unterkleid; Terlik und Tilik, mit kurzen Aermeln; Tefsile, ein Winterkleid; Pertas, der Pelz; Urmek und Uschturabe, ein wollenes Kleid; Elpak, Ischtik, neues Kleid für Kinder; Agharde und Ebiari, zartes Kleid; Beliad, schwarzes Kleid; Behrame, roth- und grüngestreiftes; Puschti, kurzes Kleid; Dschulach und Dschulak, Kutte; Tschiken, abgenähtes Kleid; Hunik und Dschalachi,

Derwischen-Kutte; Rimaſ, zartes Kleid; Runas, ein ſeidenes; Sir, Unterkleid; Senlach, mit kurzen Aermeln; Seifur, ſehr ſchönes ſeidenes; Sare, eine Art Weiberſchürze in Dekan; Sutsche oder Suſe, Schulterblatt des Kleides; Saltaki, Kleidungsſtück der Kalendere; Scherdag und Schirdag, kurzärmlichtes; Schanebaf, leichtes Kleid; Tharade, Fahnenkleid (cravatte de drapeau); Ghulale, Unterwamms, ſo auch Chaftan (Kaftan); Kabadsche und Kabadschai (dieß ſind die Cabadia, welche unter den Kleidungsſtücken der byzantiniſchen Kaiſer vorkommen); Kebl und Kewl, Pelzverbrämung; Kurdin (Cortine), wollenes Kleid; Kulapuschte, grün- und ſchwarzgeſtreiftes in Gilan und Maſenderan getragen; Laini, leinenes der Derwiſche; Maschad, wollenes; Nermdest, ein beſonders weiches; Nerdschul, ein ſeidenes aus Aethiopien; Nihagedi, Feſtkleid; Wachschi, aus reichem Stoff; Hud, halbverbranntes; Jekun, aus vielfärbiger Seide; Jelme, Oberkleid; Lebad, Regenmantel, ſo auch Lebatsche, Lebade, wie oben Barani. Nicht minder zahlreich ſind die Benennungen der Fußbekleidung, aus welchen Papusch und Toban als *babouche* und T o p a n k e auch in die weſtlichen Sprachen übergegangen ſind, ſo wie von den Beinkleidern Schalwar als Schariwari. Paiefschar oder Paeſſar, Pahenke, Paiefschan, Dschemschak heißen alle S ch u h; Tschepdaſ und Tscheidar ſind die Ueberſchuhe in Transoxana. Tschamusch, Tschemusch gleichbedeutend mit Papusch. Tscheregh und Tscherugh, Holzſchuhe der Bauern. Ein und dasſelbe für Schuh, nur mit verwechſelten, verwandten Buchſtaben iſt: Tschemtak, Tschemtek, Tschemschak, Tschemschek, Tschemnak, Tschemnek, Tschumtschum; eine Sandale mit Lederriemen, Tschatschele und Giwe; Keschkele, Kourier-Stiefel; Schuhe heißen auch noch Lacha, Muse, Memlacht, Hemlacht und Weschmek. Die Handſchuhe: Destewan, die zur Falkenjagd gebrauchten Nikiaſ.

Stoffe, aus denen Kleider gemacht werden, ſind: Eksun, ein ſchwarzer; Beſjun, Berbun, ſeidene, reiche; Behramen oder Behreman, ſiebenfärbiger ſeidener; Bernew, Badame, Perend, Perendin, Pernun, Pernian, Pernew, Petule, lauter Namen für ſeidene Stoffe; Perwende und Pelwende, die Auslage derſelben in einem Bündel vor dem Waarenlager. Tscharchi, eine Art von Atlas; Chara, ſeidener Stoff; Diba, Dibatsch, Dibah, Dibeh, Dibaki, ſchwerer Seidenzeug. Dakki Rumi und Dakki Miſsri, das erſte ein griechiſcher, das zweyte ein ägyptiſcher Zeug. Sindibitschi, ſehr grob gearbeiteter Zeug. Sai, Kumasch, Tharaſ, Kemcha, ſeidener Stoff; Kuliun oder Geliun, ſiebenfarbig gewebter; Kemli, grober Wollenzeug

für Derwische. Lales, Machmel, Melham, Mischti, lauter Seidenzeuge, und Heftreng, ein siebenfärbiger, wie Behramen und Geliun. Nicht minder namenreich sind die Teppiche: Berk; Tiwasi, ein gestickter; Dschadschem, einer aus farbigem Filz. Silu, Silutsche, ein kleiner Teppich; Schadwerd, Nach; Lukin, Kotze aus Schafwolle; Jub, kostbare Tapeten. Eine Puppe heißt: Luhuft, Luhuftan, Luubet, Luubetan; dieselben dienen im Morgenlande nicht nur Kindern, sondern auch erwachsenen Frauen die Langweile des Harems zu vertreiben; so erzählt Aische in den Ueberlieferungen von den Puppen, mit denen sie sich, wenn sie den Propheten auf einem Feldzuge begleitete, unterhielt. Wie sehr in den Haremen der Anstrich in der Mode sey, beweisen die vielen Namen desselben, besonders des rothen: Alghune, Belghune, Behramen, Ghase, Dschighase, Sighase, Scheghale, Surch, Surchi, Ghandsch, Ghandschar, Ghandschare, Ghandsche, Ghunab, Ghütgune, Gülgune, Gendschare, Gülagune, Gendschar, Gendschere, Gnlgandsche, Welghune. Zwey Lieblingsspiele von Weibern und Kindern sind die Schaukel und der Kreisel. Die Schaukel heißt: Ewrek, Badpidsch, Baspidsch, Banudsch, Behne, Tscheptschele, Tschendschuli, Kas, Kase, Guwatsche, Nermure, Waspidsch, Hulutschin (Hutsche). Ein hölzernes Rad, womit die Kinder auf dem Wasser spielen, heißt: Hiliui und Helini; der Kreisel aber: Badber, Badfer, Badfirenk, Badefrah, Badefsah, Badafer, Behmene, Tscharhuk, Ferfer, Ferferuk, Fersuk, Latu, Law. Da die Verschlossenheit des Harems den Persern über Alles geht, so ist es auch kein Wunder, daß sie so zahlreiche Synonymen für Schloß und Riegel, und besonders für den letzten haben. Derselbe heißt: Eskendan, Peschawend, Pesawend, Asisch, Pehane, Tebender, Fedreng, Tenbe, Derbend (Thürband), Kelend, Kelendere, Tese, Serfin oder Scherfin (fehlt im Siebenmeer, steht aber im Burhani katii, wie Kelender und Kelendere, Fane, Fehane, Ferdere, Pehane, Tehane nnd Kurara). Dafür stehen im Siebenmeer andere Synonyme des Riegels, welche im Burhani kati und Ferheng Schuuri fehlen, als: Elni, Bischkel, Bischkele, Bischkene, Perawend, Deriwas, Firud, Feldsch, Ferder, Ferund. Ferader, Feldschem, Ferunde, Fesdere, Feschdere, Meters, Mase, Mahdschobe; wenn der Riegel die Thüre versperrt, so daß man nichts zu fürchten braucht (der Name desselben, Meters, heißt fürchte Nichts), so dient das Fensterlein in der Thür der Neugierde, um das, was außen vorgeht, zu beobachten, dasselbe heißt: Eschgehan, Eschgehen, Eschhan, Eschhen, Patscheng, Pascheng, Pa-

leng, Paheng, Pinaseg, Derghilebken. Die Soffa und der Divan, welche so wie das Kanape ihren Namen aus dem Persischen haben (Ssoffa, Chanabe), heißen noch Sitadend, Sitawend. Die Wolle, das Roßhaar oder das Werg, womit Polster gefüllt werden, mit Einem Worte, die Stoppe, heißt: Aagend, Enbir, Aagenisch, Tschaghbut, Tschaghant, Tschangut, Aagende, Dschebgut, Dschaghbut. Der Windfang, um die Zimmer abzukühlen und die Luft zu ändern (auf englischen Schiffen windsail genannt), heißt: Aghre, Badgir, Badghard, Badghar, Badfer, Badgüsar, Badris, Radchan, Badschen, Badschun; der Blasbalg: Badkesch, und Badsen die Kohle, die damit angeblasen wird: Enküsch, Sikal, Sighal, Eschtu (das letzte das englische store). Unter den im Hause gebrauchten Werkzeugen haben Sieb und Hammer die meisten Synonyme. Das erste heißt auf persisch (das umgekehrte deutsche Wort) Bis, Ardbis, Berisen, Perwisen, Perusen, Tengbis (enges Sieb), Tschatsch, Dis, Duperwiseni, Sitachsebe, Ghalbir, Ghalibêr, Gharwisen, Gharisen, Ghermebis, Ghermewis, Maschu, Maschiwe, Helhal. Der Hammer: Tschekidsch, ein großer Tschakutsch der, der Grobschmiede, Pekuk oder Peluk, Chaisek, der der Goldschmiede; Petek (den Unterschied zwischen Petek und Chaisek wird im Ferh. Sch. I. Bd. Blatt 369 durch ein Beyspiel in Versen aus einander gesetzt) *). Der viereckige Schlosserhammer Pedek, der längliche, mit dem die Klämpner die Höhlung der Geschirre ausschlagen, Gesine, beyde zusammen heißen auch Kuben oder Kupen und Dera. Der Schlägel heißt insgemein Mühre, der der Walker heißt Kulutek, Kuteng auch Schachschack (Ferh. Sch. Bd. II. Bl. 117), Peschwan, derselbe Bd. I. Bl. 242, An Bd. II. Bl. 173, Supuch, Bd. II. Bl. 102, Tschembe, Bd. I. Bl. 345, alle diese fehlen im Siebenmeer. Die Haue der Bergleute heißt Külunk, das Beil Tische, die Hacke der Tischler Ehran, die erste auch Mitin, der Schlägel zum Ballenspiel Tschewkan (Czakan) oder Kuibase.

Vielfältig sind die Namen der Geschirre; am vielfältigsten die des Bechers, wovon aber die meisten figürlich in die Tropik, und nicht in die Synonymik gehören. Die Kanne heißt: Kuse, die mit einer Pipe Tschuschek, Tschuschak; Saghrak, Sakrak; voll mit Wasser Balawer, ein Humpen Chum, ein

*) Die Wunde seiner Keule schweißt
Wie der Tinkal die Formen der Löthe,
Die Spitze seines Speeres bohrt
Wie der Hammer den Scheitel des Amboß.

kleiner Humpen Jachte, Chunbere, Chuntsche; weiters Kanne: Sebu, Dula, Kilise; Negeschde, mit weiter Mündung Ghulin, Keschf, Küheste; eine kleine Kanne: Ghule, Beschtek, eine für Kinder bemalte Filschek, Chuluschk; die Weinkanne Kedunime; eine Butte Puschtpest, Kewar; ein Korb Sebed; Arbeitskorb der Frauen Bawin, Tschilali, Sawis, Kulek, Kaledan; großer, aus Weiden geflochtener, Ternian; Korb zur Auslage von Waaren, Tepenku; aus Palmenblättern geflochtener, Dschule; Brotkorb, Chaschekdan, Tschaschekdan, Senbil, Senbir (das lateinische simpulum); Korb der Schlangenbeschwörer, Sele (lateinisch cista mystica); aus Palmenblättern geflochtener, in der Form einer Wagschale, Korabin (das deutsche Korb); Fruchtkorb, Keware, Lewde; ein aus Spagat oder Wolle geflochtener, Guwal; aus Schilf und Gras geflochtener, Gire; ein aus Weiden geflochtener, Newpan. Ein aus Weiden geflochtener Teller Tschepin; ein gewöhnlicher Teller oder Schüssel, Tabak, Tareng; ein kleines Becken, Chanitsche; eine Tasse, Tas, Tascht, Sagha, Tapeng; ein Sack, Dschowal, Elerd. Churdschin; ein aus Stroh geflochtener, Schekisch; ein Kornsack, Tschaweli; ein aus Haaren geflochtener für das Mehl, Nihendsch; ein großer, Garrare; der Mistkorb, Damwef. Ein Butterfaß, Enin, oder, wie es der Siebenmeer erklärt, ein großer Humpen (Chum), in welches der Topfen (Dogh) gethan und gerüttelt wird, um die öhlichten Theile (Rughan, d. i. der Rogen der Milch) von den anderen, welche Mast (die mästenden) heißen, zu trennen. Hier sind alle vier Erklärungsworte deutsch. Der Milchlöffel, Serschir; der Milchnapf, Gewisch, Gawdusch, Gewiste, Gewise, Gewischte; der Knettrog, Laweg; irdenes Geschirr überhaupt heißt, Sofal, Ewend, Eskere, Ewendi, Bardan (daher das türkische Bardak für die bekannten Wasserabkühlungskrüge in Aegypten, welche auf arabisch Kerase heißen, und im Spanischen denselben Namen beybehalten haben); der Topf, Dik, Tian, der zum Backen gebraucht wird, Tawe; Milchtopf, Duschne, Dusche; großer irdener Topf, Sukendsch; ein offener Topf, Lewid; ein Topf für Schmalz (Schmalzthese), Lolawer, Lorawer, Loranek, Lolanek; steinerner Topf oder eiserner, um Zucker zu kochen, Erkiare; eine Pfanne, Jaglawi, Sadsch; ein Kessel, Kas, Kafkan. Ghafghan, Kase; Geschirr für Zuckerwerk (Bonbonniere), Karfan, Kerfan; großes Geschirr, Nadschud; metallenes Newrawer; hölzernes Wend (das deutsche Wanne). Eine Sparbüchse, Ghulek, Ghulledan, um darinnen das Geld zu sammeln. Dieses, in so weit es verschiedene Arten von Münzen betrifft, gehört zu dem Materien-

schatze des vorliegenden Werkes, und wird unter demselben vorkommen; aber in die eigentliche Synonymik gehören der Sold, das Lehrlingsgeld oder das Trinkgeld. Das letzte heißt überhaupt Bachschisch, und ist unter diesem Namen aus allen Beschreibungen von Reisen in Persien, in Aegypten und in die Türkey zur Genüge bekannt; außerdem heißt dasselbe noch, Beremghaſ, Beremghaſe, Schagirdane, eigentlich Lehrlingsgeld, welches, nachdem der Meister befriedigt worden, dem Lehrling gegeben wird. Bares Geld heißt, Pairendsch, Parendsch (Barschaft); das Lehrlingsgeld weiter, Dersteran, Desteran, Schirbeha (eigentlich Milchgeld oder Ammenlohn), Faghjah, Faghjaſi, Maghjaſ, Milawe, Newdaran. Das Honorar für Gedicht oder Gesang, Dschelpele, Dschildui, Newrehan oder Newrahen (das eigentliche Honorar, nur mit versetzten Buchstaben und verwechselten Vokalen: Newrehani, Newdarani, Newdarane. Der Sold, Saljane (das lateinische Salarium von Sal, welches ein Jahr heißt), Muſd, Badasch, Padasch, Teghare, Dschamegi, Dschwedawi, Rustad, Restad, Rastar, Ratibe, Raibe, Ruſi, Ruſine, Sermahi oder Mahiane, das letzte wörtlich Monatgeld, auch Mahwar, Mehware, Dare. Das Geld, Jarmak, das Silbergeld, Kehle, auf türkisch Aktsche oder Aspern. Das Spielgeld, Schetel, das Gold, Ser, mit den mannigfaltigsten Abstufungen, als: geschmolzenes Gold, Serab oder Richteni; Sermiſsri, ägyptisches; Ser dschaaferi, das reinste; auch Ser maghrebi; dann Ser dihpendschi, halbreines; Ser dihdihi, reines Gold; Ser seschseri oder Ser dihmehi, dasselbe wie das vorige; einen Grad minder reines Ser dihnühi; Vergoldung, Serdmal; weiches biegsames Gold, Ser müschteſſar oder Ser nachuni, wenn es der Nagel (Nachun) ritzt, Ibriſ (obryzum), Sadbum, Sersaw; gesponnenes Gold, Serbaste. Golddraht, Serteli, Serdihpendschi heißt eigentlich fünflöthiges; Serdihscheschi, sechslöthiges; Serdihhefti, siebenlöthiges; Serdihheschti, achtlöthiges; Serdihnühi, neunlöthiges; Serdihdihi, d. i. zehenlöthiges, welches ganz rein, ohne allen Zusatz ist; bey dem neunlöthigen ist ein Zehentheil Zusatz, und so hinauf bis zum fünflöthigen, welches die Hälfte Gold und die Hälfte Zusatz enthält. Das reine Gold heißt auch Ser regeni, von Regeni, einem berühmten Alchymiker, dessen Namen unter den Orientalisten aber weniger berühmt, als der Samiri's, welcher in der Wüste das goldene Kalb verfertigte, und nach welchem Seri gaw Samiri, d. i. das goldene Kalb Samiri's, ein aus Gold oder Silber, in der Gestalt eines Kalbes verfertigtes Trinkgeschirr genannt wird.

Schon der alte Perser war vorzüglich **Landbauer**, und der Name des Bauers (Dihkan) ist im Persischen zugleich der des **Geschichtschreibers**; es gibt daher mehrere Wörter für alle Gattungen von Ackerwerkzeugen und Verrichtungen des Ackerbaues. Pflugschar heißt Usturesch, auf indisch **Pehal**, **Schiar**, **Saghenul**, **Chidsch**; Richir, das Holz, woran die Pflugschar befestiget wird, auch Kulbe. Die Egge, **Chakesch**, **Bitken**, **Male**; die Worfel, **Engüschte**, **Bewasche**, **Hid**, **Hesek**, **Tschatsch**; der Kornbrunn, wie denselben schon Xenophon in seinem Rückzuge der Zehentausend beschreibt, **Tschahdschew**, **Peturak**; das Geschirr um Korn aufzubehalten **Tabu**, **Künder**, **Kenur**, **Kenduk**, **Kendu**, **Kendule**; der Kornbrand, **Dschewsen**, **Sipek**, **Susak**, **Sukek**, **Sulek**, **Sik**, **Sugel**, **Sigel**; der Kornwurm, **Suse**, **Sufte**, **Sisek**, **Sisirek**, **Schengerf**. Der Teller, worauf das Korn ausgebreitet wird, **Peteni** (Patene). Der Bauer oder Säemannn heißt, **Berſger**, **Berſgar**, **Berſeger**, **Berſiger**, **Rustaji** (**rusticus**), **Dihkan** (**Decanus**), **Ghaltsche**, **Keschawerſ**, **Werſkiar**, **Werſi**, **Werſe**; *eine* Pflanzschule, **Dardan**, **Danedan**, **Sihdan**; das bereitete Feld, **Kürſ**, **Kürſe**, **Chischawe**, **Schumir**, **Schochn**, **Merſui**, **Pusen**, **Schumiſ**, **Schuniſ**, **Schumliſ**. Das besäete Feld, **Kischman**, **Chuischkiar**, **Basre**, **Gischtsar**, Die gewässerte Saat, **Parjaw**. Die aus Erde erhöhte Einfassung des Kornfeldes, **Pulwen**, **Pulwan**. Braches Feld, **Lagh**. Vogelschreck, **Chuase**, **Chuse**, **Dahul**, **Sitine**, **Herase**. Ein Strick, um etwas aufzuhängen, **Ewscheng**, **Ewdeng**, **Ewen**, **Redsche**, **Rese**, **Resche**, **Rawend**, **Kescheh**. Eine Hütherhütte, **Kuriſ**, **Kuridsch** (Kreinze), **Kulpek**, **Kulbe** (Kaluppe), **Kurtsche**, **Kuritsche**, **Kuriſe**, **Kume**, **Werduk**, **Werduke**, auch überhaupt eine Strohhütte, wie, **Kischchane**, **Chischane**, **Sipendschichane**. Ein Gartenköschk oder Belvedere, **Betschkem**, **Eiwan**, **Bargiah**, **Bülendin**, **Tabdan**, **Perbare**. **Perbal**, **Balachane** (Balkon); **Pekul**, die Altane; ein Sommerhaus überhaupt, **Chanei tabistani**, **Ferwaſ**, **Fer**[illegible]**ar**, **Ferbal**, **Ferwal**, **Ferbale**, **Ferware**, **Ferwale**, **Berware**, eines und dasselbe Wort mit dem obigen **Perbare**, nur mit verwechselten verwandten Buchstaben; eine Grotte oder Höhle, **Ischgeft**, **Daha**, **Sumdsch**, **Sum**, **Sumtsche**, **Schikeft**, **Ghar**, **Ghal**, **Ghaw**, **Ghawe** (englisch **cave**), **Gew**, **Kurischenk**, **Gabare**, **Maghak**, **Mumas**, **Naghum**, **Laghum**. Ein Teich, **Abgir**, **Talab**, **Stachr**, **Eschend**, **Eschir**, **Stel**, **Birke**, **Efschal**, **Abdan**, **Abgiah**, **Berm**, **Barkin**, **Tal** (Thal), **Tihu** (das deutsche Teich), **Schir**, **Schi**, **Sitel**, **Aarem**, **Ghufdsch**, **Kulab**, **Kerd**, **Kalar**, **Kuli**, **Kol**, **Lilu**, **Mahidan**, **Merdab**, **Newrendsche**. Von Hand-

werkern haben der Weber und Wollkrämpler die meisten Synonyme. Der erste, Paibaf, ein zusammengesetztes Wort aus Pai (Fuß) und Baf, welches mit Verwechslung der verwandten Buchstaben das deutsche Web ist. Ahendsche, Kardschob, Weberbaum. Pud oder Fud, Aufzug oder Zettel; Far oder Fane, Felat, der Einschlag; Bischensche. Weberspritzwedel, womit das Stärkmehl (Aahar) aufgezogen wird, auch Betare, Petare, Gharbasch, Kürend, Patschal oder Peitschal, Weberstuhl-Fußgestell; Tschile, Tune, die ungewebten Fäden, welche am Ende der Leinwand herabhängen. Das Weberschifflein heißt Nawdan, Silkek. Der Weberkamm, Defte, Kefteri, Nikende, Metit; das Weberrohr, Maschure, Sagune, Sule; andere Weberwerkzeuge sind, Newrid, Lauhpa und ein Weber heißt auch noch Dschewschir, Dschewschire, Dschulahe, Hef, Hefker; das Weberrad, Dschehre. Der Baumwollkrämpler, Penbesen, Penbebef, Ilbad, Baghende; sein Werkzeug, Tschopkin, Tschoplin, Sschopkesch, Luhenin, Silifen; gekrämpelte Baumwolle, Kenuse, Felchid, Felchud; der Baumwollknaul, Pendik; Baumwollflocke, Tidsch. Zum Schusterwerkzeug gehört die Sohle, Aghase; der Schusterkeil, Bighef, Bikaf, Beraf, Bekar, Peghaf, Pane; Schusterpfrieme, Nischgerde. Zum Spinnen gehören, die Rocken und die Spule, Duschki, Dukdschi, Fermuk, Puse, Tschefreste, Badrise, Senisch, Duk, Senkuk, Senkur, Schibek, Schugel, Schefte. Eisenfeile und Abfall heißt, Akadschnusch, Bihlusch, Rim, Rengredisch, Suhan, Suhen, Sawahen, Sufisch, Siti, Rindisch; die Schlacke, Daschchal, Uskurun (Scoria), Sajed, Tschirk, Dagha, Kadmia, Nachtschend. Nachtsched, Nachdsched, Nachdschend, Char u chaschak. Abfall, Efgane, Ewgane, Kefane, Fegane; an die Schlacke reihe sich der natürliche Auswurf an, für dessen verschiedene Arten es den Persern an Synonymen nicht fehlt, so heißt der Rotz: Chil, Chilm (das englische film), Chim; Eiter, Istim, Sitim, Kirsne, Rim, Kurs, Kurus; der Koth, Kewet, Serin, Kefel, Puschek, Patschek, Pawtschek, Pischkere, Pischkile, Pischkil, Chalab, Tschemin, Tschamin, Tapal, Guneste, Geste, Saghari, Schilka, Schilk; der Schlamm, Eschend, Chalasch, Lai (englisch clay), Gil (das englische Kiln), Ghalisen, Ghalischen, Ghaliwen, Lewesch, Luschnak, Ledschem, Leschem, Ledschen, Weschen, Wesen; der Misthaufe, Keldschan, Schenke, Dünbel, Schule; eine große persische Unart, der Rülpser, heißt, Arugh, Iskirek, Rugh, Redschghak, Retschek, Sugh, Saghleg, Sagheng, Saghenk, Selil, Segile, Segale, Segendschi, Fewak, Gü-

litsche, Werugh, Weruch, Hekbek (Schnackerl), Hetschek, Hektsche, Hekkek (Hoquet), Nuste, Dschestenikelu. Der Schmutz überhaupt heißt, Chim, Rim, Tschirk, Hal; der Augenschmutz oder Augengries, Pich, Pichal, Rime, Schefek, Schelkab, Kermasis, Kigh, Kighe; eine Warze oder Finne, Asach. Esech, Eschech, Taschkil, Such, Schuch. Kekmek, Külen, Külule, Baghre, Kundschde, Kern. Gendüme, Gend, Wirdan (das letzte das deutsche Warze); eine Schwiele, Düschek, Schogh, Schochtegi, Arn (das letzte von Pferden); eine Hitzblatter, österreich. Wimmerl, Tschidschek, Debchal, Tschichek; eine Rittwunde, Kesch, Kulkana, Figal, wenn nämlich Pferde oder Esel vom Reiten oder Tragen wund werden. Kein physisches Uebel hat im Persischen so viele Synonyme als der Alp. Derselbe heißt, Berchafetsch, Berfendschek, Bacht, Chaftu, Chaftek, Chafrendsch, Chorchadschium, Derfendschek, Sitenbe, Sukatsche, Tijaf (die zwey letzten fehlen im Siebenmeer, stehen aber im Burhani kati), Fedrendschenk, Ferandsch, Ferhandsch, Furundschek, Kerendschu, Chafdscha, Chafedsch, Kuschasp, Jarchafedsch, Nideman. Nicht minder beschwerlich als der Alp, sind den Persern die Runzeln. Dieselben heißen, Endschugh, Endschuch, Ascheng, Escheug, Schikendsch, Tebl, Tschin, Tschuruk, Schol, Schiken (im Burh. kat. auch noch), Ghare, Kenak, Kundschluk, Güründsch, Nedschis, Mergul. Ein Schlag überhaupt heißt, Kub, Gewist, Kuftegi (das geklopft seyn); eine Ohrfeige, Sili, Tepandsche, Thabandsche, Ha; ein Schlag auf eine mit Wind angeschwollene Bausbacke, Sabghar, Sabger, Senbel; ein Fuß im Hintern, Pasar, Passiar, Legle, Sihguni. Das Kitzeln heißt, Pachludsche, Pachpachu, Pachlidsche, Dighdigha (das englische tickle), Ghilghilitsche, Kilkitsche (das deutsche Kitzeln), auch Gilchütsche, Gülghitsche, Gidgidi, Ghilghitsch, Ghilghilitsch, Ghilmitsch, Ghilmilitsch; Gähnen, Chamijase (das landschaftliche gamezen), Fasch, Fascher, Fasched; das Schnarchen, Charchar, Bachasten, Bachsiden, Sunanek, Gharang (frank); außer den Synonymen für die Geschlechtstheile, hat vorzüglich der Umfang des Mundes oder Mundkreis sehr viele Benennungen. Derselbe heißt, Aakub, Lembus, Bedsch, Berpus, Berfus, Berepus, Berkabus, Betfus, Tewl, Tawel, Schefre, Fos (das landschaftliche Fotzel), auch Fose, Ferisch, Fesch, Furundschek, Fedrendschek; der Kropf der Vögel, Tschinedan, Saghar, Dschaghar, Schaghar, Sebghar, Sebger, Senkdane, Schanek, Schekanek, Senkdan, Kuras, Kuri, Gnrasch; eine Metze, Be-

labe (englisch a blabe), Chuschini, Dschaf (englisch a jade), Tschagaf, Senbemüsd, Sentschek, Sentsche, Siahe, Saaterbas, Saateri, Schelef, Kumase, Ghafi, Ghar, Ghur (Hure), Kenghale, Gülende, Lum, Lul, Leftschen, Ghartsche (das französische garce). Dieses Letzte auch für Lotterbube, so wie die folgenden, Mikjas (mignon), Mabun, Bagha (englisch buggar), Puscht, Paregi, Puschtpai, Tafbaf, Hif, Ghulambara, Subagh, Sabure (gleichsam der Schiffsballast), Serabili, Sebure, Seghaw, Segharu, Charabat. Die Synonyme der Individuen aus dem Thier-, Pflanzen- und Steinreiche bezeichnen meistens verschiedene Unterarten, und gehören also nicht sowohl in die Synonymik, als in den materiellen Theil des Wörterbuches; doch gibt es auch hier mehrere vollständig gleich bedeutende Benennungen, so heißt die Mandragore, Merdüm kiah, Estereng, Schetreng, Segkün, Mihrkiah, Luubeti mutlaka (Naturspiel), Schedschrei Suleiman (Salomonsbaum), Mendure (das eigentliche Mandragore), Bichi lüfah, Sabisedsch oder Sabisek, Sajebrudsch oder Saijerek. Das Basilikon, Ispergham, Isperem, Isperhem, Siperem, Siperhem, Schahsiperem, Schahsiperhem, Schahsipergham, Schahispergham, Wendschenek. Die Melisse, Badrengbuje, Badrendschbuje, Badrune, Badrenbu, Badrudsch, Badru, Türündschan. Aus dem Mineralreiche die Koralle, Merdschan, Korol, Besed, Charuhek; der Jaspis, Jescheb, Jeschef, Jeschem; der Sapphir, Jakut (bisher durchaus irrig für Hyazinth gehalten), Jakend, Jakuti narewan.

Aus dem Thierreiche der Leithammel, Baschen, Pischwa (dieß ist die Grundbedeutung des indischen Fürstentitels Peishwa), Pischaheng, Pischrew, Dekke, Remek (das englische ram), Reme, Schak, Teke. Das Pferd, Esb, Usk (Kourierpferd), Ischkil (dessen rechter Vorderfuß und linker Hinterfuß weiß), Ergun, Padar (lebhaftes, heftiges), Bidach (ebenfalls), Bur oder Buf (Falbe), Bihaf (edles), Jaregi (Mähre), Paladerek (pullus), Tekawer, Tscheharkame (schnelles), Dschemriwer (weiß an Bauch und Füßen), Kutel (Handpferd zum Schmuck), auch Dschenibetkesch, Dschurde (Wallach), Dscherme (Schimmel), Tschemend (faules Pferd), Tschal oder Tschel (Rothschimmel), Tscheschische (Grauschimmel), Tschewkani (Pferd zum Maillespiel), Kumeit oder Keher oder Heiker (Feuerfuchs), Kuren oder Kurwen oder Keran oder Kurend (halb Falbe, halb Fuchs), Kelus (bösartiger, gefleckter Schimmel), Ghülgun (rosenfarbes), Hedendsch, Hedeng (Schimmel), Jekrisch (Mischung aus zwey Rassen), Jam (Postgeld), Jekran (edles Stammpferd), Schebdif (Rappe),

Schewnik (Rappe mit vier weißen Füßen), Schane (steigendes Pferd), Schigerfende (strauchelndes), Ahenreg und Aheninreg (starkes Pferd), Ahenchai (den Zaum beissendes). Die Rennbahn heißt, Meidan, Esbresp, Esfresp, Espres, Espris, Espresf, Esfref, Kurende (curriculum), Kurenke, Gurab; dieses letzte ist zugleich das deutsche Grab, indem Gurab sowohl curriculum als sepulcrum bedeutet. Mit dem Grabe, als dem Ende der Rennbahn des Lebens, wollen wir auch unsern Lauf durch die weite und wüste Rennbahn der Synonyme beschließen. Dasselbe heißt noch: Gurabe (Grube), Üstudan oder Dachme (das der Gebern), und figürlich Siahchanei wahschet, d. i. das schwarze Haus der Wildniß.

Da wir uns mit der Synonymik ins Grab gelegt, wollen wir in der Tropik, mit dem jüngsten Tage wieder auferstehen. Derselbe heißt, der Tag der Rechnung (III Bd. S. 5, letzte Zeile), der Tag der Rettung (III. 7), der Tag der Rückberufung (eben da), der Markttag (III. 14), der Auferstehungstag (III. 16), der Tag der Hoffnung und der Furcht (III. 26), der Tag der Peinen (eben da). Die Hauptgegenstände, von welchen der Perser seine Bilder hernimmt, sind ein halbes Hundert, als: Sonne, Mond, Sterne überhaupt, und die Planeten insbesondere, Himmel, Welt, Erde, Paradies, die Elemente, die Naturreiche, als kosmische Bestandtheile, oder Glieder des menschlichen Leibes, wie: Kopf, Herz, Auge, Ohr, Kinn, Lippen, Zunge, Zahn, Hand, Faust, Finger, Fuß, Brust, Rücken; oder Thiere, als: Hund, Katze, Löwe, Stier, Wolf, Schlange; oder Theile von Kleiden, wie: Aermel, Kragen, Saum, Schuh; oder Farben, wie: weiß, schwarz, grün, roth; endlich bloße Zahlen, wie: zwey, drey, vier, fünf, sechs, sieben, neun, zehn, oder vom Trinken, wie: Rebe, Wein, Flasche, Becher. Ein großer Theil dieser Synonymik ist bereits bey der Anzeige des im Jahre 1818 zu Kalkutta gedruckten Burhani kati in der allgemeinen Literatur-Zeitung von Halle (Nro. 308 bis 312) gegeben worden, wohin wir, um alle Wiederholung zu vermeiden, verweisen, und hier zu Beyspielen blos die dort übergangenen Gegenstände wählen. In der Tropik zeigt sich besonders der größere Reichthum des Siebenmeers, im Vergleich mit anderen Wörterbüchern, denn indem z. B. der Burhani kati nur eine Centurie von Synonymen für die Sonne liefert, gibt das Siebenmeer deren so viel, als Tage im Jahre sind, und fast dasselbe Verhältniß herrscht bey den übrigen; auch finden sich im Siebenmeer mehrere bildliche Ausdrücke, als Synonyme eigener Namen, wovon in

den anderen bisher bekannten Wörterbüchern nichts zu finden. So heißt z. B. Adam, der Knabe von vierzig Tagen (IV. 17), weil der Leib Adams nach der islamischen Sage vierzig Tage lang die Beseelung erwartete, und der Zustand dieser vierzig Tage, heißt die Wissenschaft der vierzig Morgen (IV. 16), Adam heißt auch noch der Schatz des Staubes (V. 50), der König des Mittags (V. 98). Viel zahlreicher als die Synonyme des ersten Propheten (Adams) sind die des letzten (Mohammeds). Derselbe heißt, der als ungelehrt Sprechende (I. 13); der erste und letzte der Propheten (I. 14), das Wasser von zehn Händen (I. 18); der aufrichtige Idiote (I. 25). Der die erste Fahne hat (I. 138). Die Nachtigall unseres Gartens, welche ein Rabe (I. 180); der Vorstand der Abgesandten (I. 286), die Weltseele (II. 18), der Herr des achten Paradieses (II. 87), der Herr der Messung (II. 89), der Herr der Sendung und Zerstreuung, d. i. des jüngsten Tages (II. 99). Der Vorrufer der Geister, dessen Odem den Schatz eröffnet (II. 163), der Derwisch, welcher der Sultan des Herzens (II. 196), die einzige Perle (II. 200 und 225), der Anführer des Vortrabs (III. 111); der Anführer des heiligen Hauses (III. 144); der Sultan der Derwische (III. 157), Sin, d. i. der Name des Buchstabens S bey den Mystikern (III. 163), der Vogt des vierten (vom Himmel gesendeten) Buchs, des Korans (die drey anderen sind die Tora, der Psalter und das Evangelium), der Vogt des Lärmens der Auferstehung (III 192), der König der Könige der Einheit (III. 194), der Vogt der Nacht und des Morgens (III. 201), der Schah des Mittags (III. 205), der Schah von zwey Wachen (des Himmels und der Erde, oder des Tags und der Nacht III. 208), die erste Vernunft (IV. 23), die allgemeine Vernunft (IV. 23), der Augenschminker des Gesetzes (IV. 101). Der Buchstabe K des Wortes lew lek (IV. 130), um diese Redensart zu verstehen, ist's nothwendig zu wissen, daß nach der Ueberlieferung Gott den Propheten mit den Worten anredete: Lew lek lemma chulikat el-eflak, d. i. Wäre es nicht deinetwegen, so wären die Himmel nicht erschaffen worden. Weiter heißt Mohammed, der Große oder Galante (Kelan) des Gartens, d. i. des Paradieses (IV. 166); die im Hause erstehende Juwele (V. 19), der Juwelen käuende (V. 51), das Siegel des Gesetzes, das Siegel des Prophetenthums (V. 83), der König des Mittags (V. 98), der Bereiter der Geister (V. 84), der Zweck der Schöpfungsworte: Es werde und es ward (V. 122), der Mond von Jemen (V. 176), der lichteste Punkt des Kreises (VI. 20), das einleuchtende Licht, oder das erste Licht (VI. 49), der Mittelpunkt der Kreises (VI. 59), der Leiter der Knaben (VI. 117),

der Paradieses-Vogel des Eyes der Religion (VI. 123), Mohammeds Schwiegersohn, der vierte Chalife Ali, heißt: der Löwe Gottes; der Löwe der Männer; der Löwe der Wahrheit; der Besitzer der Kutte u. s. w. Zahlreich sind die vom Herrn Jesus und seiner Mutter hergenommenen bildlichen Ausdrücke. So heißt, der Wunderhauch Jesuswind (I. 136), der Sonnenhimmel, das Dach des Messias (I. 150), ein geschätztes Lastthier, Jesus-Esel (Palmenesel); Jesus selbst heißt, das Riesen Adams (III. 145), der Besitzer der Krone des Himmels (IV. 5), der Herr des Sabiers (IV. 7); die Weintraube heißt, Jesus aß sie, oder Jesus neun Monat alt (IV. 26); der Wein, Jesus-Bauer; die Sonne, der am Weg sitzende Jesus (IV. 25), der vierte Himmel, Jesus-Gaden (IV. 26); der Wein, Jesus-Kraft (IV. 80); die Sonne, Jesus-Kerze; Jesus selbst, der in der Wiege Sprechende (V. 47), der zur Speisung der sechstausend vom Himmel gesandte Tisch, das Wunder Jesu (V. 84), der namhafte Freudenbote (V. 113) ist Jesus selbst. Der Hausbewohner Jesu (VI. 136) ist die Sonne. Der Vogel Jesu, die Fledermaus, auch der Vogel des Messias genannt (V. 177). Von Maria haben ihre Namen, das Fünffingerkraut und mehrere andere Pflanzen, welche Maria's Rauchwerk (I. 193), Maria's Faust (I. 274), Maria's Baum (III. 219), Maria's Hand (IV. 141), Maria's Klaue (II. 57), Maria's Glas (IV. 88), Maria's Scham (der sich entblätternde Weinstock, V. 93), Maria's Verstand (eine Art Raute VI. 40), heißen. Das Schweigen und der Tod heißen bildlich die Faste Maria's (III. 26), sie selbst, die Tochter Amran's (II. 205). In allen diesen Beziehungen ist nichts Unwürdiges gemeinet, indem Jesus nach dem Koran selbst als großer Prophet, und Maria als die Mutter desselben von den Moslimen verehret wird.

Auf das Liebchen und die Schöne beziehen sich die folgenden bildlichen Ausdrücke. Ihr Mund und ihre Lippen heißen, der Ort des Lachens (II. 130), die zwey Korallen (II. 318), das enge Juwelenkästchen (II. 191), der onyxfarbe Zucker (III. 214), der Stroh anziehende (elektrische) Rubin (V. 52), der glänzende Rubin (V. 58), die feuersprühende Lippe (V. 66), die mit Korallen Erzogene (V. 135), das Salzfaß (VI. 48), der Sapphir (VI. 138), der Zucker regnende Rubin (V. 58), der Rubin von schönem Wasser (V. 54), der wiederholte Zuckerkandel (IV. 83), der Ring des Trunkes (II. 78), die Zucker streuenden Pistazien (I. 282), der enge Zucker (I. 318), das Glas voll von Milch und Wein (II. 31), das Juwelenglas (eben da), die Quelle

Chisr's, d. i. des Lebens (II. 42), der Kanopus verstreuende Ring (II. 120), das Perlenschmuck-Kästchen (II. 174), die Mundkoralle, die Pforte des Tranks (II. 186), das halbe Goldstück (VI. 23), der eingebildete Punkt (VI. 40), das halbe Verderben, der weiche Rubin, im Gegensatze des geschmolzenen, welcher den Wein bedeutet (II 54). Der Wein heißt aber auch noch: das feuerartige Wasser (I. 8), das Wasser der Fröhlichkeit (I. 15), das Feuer voll Wasser (eben da), das Wasser liederlicher Orte (I. 18), das bittere Wasser (I. 26), das zu Feuer gewordene Wasser (I. 27), das Feuer ohne Wind, oder das Feuer ohne Rauch (I. 28), das kühle Feuer (I. 29), das rothe Wasser (I. 37), das Feuerwasser (I. 38), das feuchte Feuer (eben da), das Baumfeuer (eben da), das Wasser der Rebe (I. 48), das reueverbrennende Feuer (I. 41), das Feuer der Rebe (eben da), die judenähnliche Kerze (I 62), das Anemonen-Wasser (I. 65), das feuerfarbe Wasser (I. 66), das weinfarbe Wasser (eben da), das flüssige Feuer (I. 76), das Wasser Marias (I. 76), das farbige Wasser (I. 81), das Wasser des Morgensterns (I. 113), das offene Wasser (I. 114), das feuererzeugende Wasser (I. 131), das feuerzeigende Wasser (eben da), das syringenfarbe Wasser (eben da), das Feuer des quecksilbernen Glases (I. 142), das Feuer des Moses oder das mosaische Feuer (eben da), der in die Fußstapfen Chisr's (als Hüther des Lebensquells) Tretende (II. 153), der Sohn der Jungfrau (I. 243), die verhüllte Jungfrau, die Tochter der Rebe, das Verhüllte der Rebe (I. 259), der alte Bauer (I. 286), das flüssige Meer (II. 225), der Seelen Bratende (II. 20), der Republikanische (II. 32), grünspanfarbe Milch (III. 229), Königsarzneymittel (III. 230). Die granatenfarbe Muschel (IV. 5), der laufende Talk (IV. 15), der laufende wesentliche Talk (IV. 17), Jesus für jeden Schmerzen (IV. 21), die an das Haus gewohnte Jungfrau (IV. 21), Bauern-Jesus (II. 25), Zuckerkandelwasser (IV. 79), Morgentrunk, Kraft des Messias (IV. 80), die Kibla (der Ort wo man sich beym Beten hinwendet) Dschemschid's (IV. 80), das feuerfarbe Pferd der Fröhlichkeit (IV. 128), die Alchymie der Seele (IV. 153), die Rose der Fröhlichkeit (V. 22), der Windling des Herlings (V. 28), der rubinartige Speichel (V. 67), der wandelnde Rubin (V. 67), der gebohrte Rubin (V. 73), der Dreyfache, d. i. der auf ein Drittel Eingesottene (V. 83), der Gedichtartige (V. 103), der Moschusversiegelte (V. 113, l. 3.), der Buchstabe Mim, welcher zugleich die Zahl 40 bedeutet (V. 114), der Gekochte (V. 174, l. 3.), Gemäldeanbau (VI. 14), der schwarze Stamm (VI. 39), das Heilmittel (VI. 54), der süße Trank (VI. 52) die Tochter der Rebe (Dochteri ref), die Tochter des

Humpens (Dochteri chum II. 199), das Hahnenauge (II. 45, l. 3.), die Magenlampe (II. 58), das aufwallende Auge (II. 60), der Bluttropfe (II. 61), Rebenblut (II. 62), die monatliche Reinigung der Tochter der Rebe (II. 77), der kleine Schmelz (II. 74), Hahnenblut (II. 105), Gansblut (II. 109), Humpenblut (II. 120), das Lächeln des Glases (II. 120), das Blut des Glases (II. 120), rohes Blut (II. 120), das Blut der Beule des Leibs der Rebe (II. 132), die Tochter der Sonne (II. 157), das Getränk der Freude (II. 158). Die Flasche heißt: das trockne Wasser (I. 66), das gefrorne Wasser (I. 28), die Gans (I. 189), der Lastort (I. 198), der Elephantenfuß (von der Gestalt; die in der Form eines Löwen und Stieres geformte heißt Teluk, und die in der Gestalt von anderen Thieren gebildete Tukul oder Buluk). Der krystallene Trinkbecher heißt bildlich: Feuer und Wasser (I. 15), der Fuß (I. 24), der stierförmige (I. 289), von der Gestalt; die Phiole (piale, peigule, peimane, tisagh), das Monarchenglas (nämlich ein großes, II. 31), auch Tscheman, Tshemane, Tschemani, Saghar; ein Weinschlauch, Chik, das Rubinmeer (II. 196), das Meer von Basra (II. 225), das schwere Gewicht (III. 30), Steigbügel des Weins (III. 44), der Gürtel des Schenken (III. 58), das Horn (III. 195), das Soghdianische (III. 173), der Muschelfarbe (IV. 4); die Angewohnten der Reben heißen ungeöffnete Weinhumpen; das Schiff Noe's, das goldene Schiff (IV. 194), der goldene Stier, der silberne Stier (V. 29), der irdene Stier, der thönene Stier (eben da). Noch heißt der Weinbecher, Righal, Sighal, Sukure, Sekre, Siki, Sajegi, Schagh, Kadagh, Kedüft, Keladschu, Kemane, Lengeri, Menghuf, Menghufek, Naalek, Naalegi, Nusli, doch diese gehören unter die Synonyme, so wie die verschiedenen Linien des Glases, welche von denen des Bechers Dschemschid's hergenommen sind, eigentlich zu dem materiellen Theile des Wörterbuches gehören. Die im Siebenmeer erwähnten sind, die Linie der Nacht, sonst auch die blaue Linie (II. Thl. S. 58, l. 3.), die Linie Bagdad's (II. 91), die Linie Basra's (II. 144), die schwarze Linie, gleichbedeutend mit der blauen, die vierte in der Ordnung (eben da), die Linie Ferwerdins, die siebente in der Ordnung (eben da), die Linie von Dschur (ein Distrikt von Fars), die erste in der Ordnung (II. 97), die Linie Kaseger, die sechste in der Ordnung (eben da), die Thränenlinie (II. 114), die fünfte in der Reihe. Von den sieben Linien des Bechers Dschemschid's sind also drey geographische, die von Bagdad, Basra und Dschur; eine musikalische (Kaseger, welches eine Tonart); eine ist nach der Farbe blau oder schwarz; eine nach den

Thränen, und die siebente nach dem Namen des Genius Ferwerdin benannt. Ein bis zum Rande gefülltes Glas trinken, was die Engländer a bumper nennen, heißt gülagin. Die Elemente heißen: die vier Drachen, die vier Mütter (II. 41), die vier Grundursachen (II. 35), die vier Wurzeln des Lebens (II. 36), die vier Flüsse der Natur (eben da), die vier Wurzeln (II. 37), die vier Nägel (eben da), die vier Körper (II. 38), die vier Meister (eben da), die vier Substanzen (II. 43), die vier Häupter (II. 46), die vier Rhinocerosse (eben da), die vier Kissen (eben da), die vier Verse (II. 57), die vier Träger (II. 55), die vier Familien (eben da), die vier Säulen (II. 63), die vier Flüsse (II. 74), der Baum von vier Wurzeln (II. 64); die Straßenräuber der Natur; der vierfache Schmuck (III. 48), die Welt der Seele (III. 23), das Lastthier Dschems (III. 113). Die drey Naturreiche heißen: die drey Arten, die drey Resultate, die drey Geister (III. 104), die drey Aeste oder Schachte (III. 105), die drey Entfernungen oder Maße (III. 110), die drey Söhne (eben da), die drey Substanzen (III. 121), die dreyfachen Geburten (V. 173). Aus den drey Naturreichen ist das der Pflanzen das ärmste an bildlichen Ausdrücken, aber das reichste an Synonymen; beym Steinreiche ist es umgekehrt; so sind vom Quecksilber allein im Siebenmeer unter dem Worte Abek folgende bildliche Ausdrücke aufgeführt: das Silberwasser, das Wasser, das Flüchtige, der flüchtige Sklave, die Milch, der Bestand, das ist das in die Sinne Fallende, das Grobe, die Quelle des Lebens, der Merkur, der Sklave, der schnell sich Bewegende, die Lichtwolke, der Stern, der Brunnen Semsem, das Geistige, das Zitternde, der Geist, das Leben des Wassers, die Auflösung des Goldes, das Leben, die Substanz, das Licht, der Diener, das Fliegende, die Mutter, der Körper, der Grund, Vater der Geister, das Widerspenstige, dann auch noch Schiwe, Sakid, Raduk.

Nach der Sonne und den Planeten sind der Himmel und die Welt die reichsten an bildlichen Ausdrücken. Von dem Himmel sind deren acht und sechzig, und von der Welt ein halbes Hundert in der oben angeführten Anzeige des Burhani kati mitgetheilt worden, und wir übergehen daher diese beyden Gegenstände, wiewohl das Siebenmeer davon eine weit größere Anzahl anführt, als das Burchani kati, und wählen zu Beyspielen bloß dort übergangene Gegenstände. So heißt das Paradies: Chuld (die Huld), die hohe Huld (II. 128), der ewige Pallast (II. 32 und III. 152), das Haus des Heiles (II. 159), das Haus der Freude (II. 172), der Wohnort des Idris (Enoch, II. 185), der schöne Garten (III. 5), der be-

liebte Garten (III. 5), der löbliche Pallast (III. 107), der Pallast der Freude (III. 115), der grüne Garten (III. 132), der Gaden der Gnaden, oder eigentlich Gnadengaden (VI. 58), die acht Wohnorte (VI. 95), die acht Gärten der Dauer (VI. 95), die acht Ansichten (VI. 104), die acht Gärten (VI. 112), die acht Tempel Riswan's (Riswan ist der hütende Engel des Paradieses, VI. 121), und die gewöhnlichste Benennung Heschtbihischt, d. i. die acht Segen, auch der hohe Garten (III. 20), der Garten Riswan's (III. 33), der Gaden Riswan's (III. 40), das Haus des Idris (I. 122), der heiligste Garten (I. 173), der weite Garten (I. 179), der wundervolle Garten (eben da), der Garten Irems (I. 193), endlich das aus dem Persischen herübergekommene Wort selbst (παραδεισος) Firdews, nach welchem der große epische Sänger Persiens Firdewsi, welches irrig Firdusi geschrieben und gesprochen wird, heißt. Die Erde heißt, der Springbrunnen des Staubs (III. 211), die Amme des Schwagers (II. 174), die Schmerzfressende (II. 174, l. Z.), die Bittschrift des Staubes (III. 3, l. Z.), die niedrige Indigofarbe, Bittschrift (III. 30, l. Z.), der hohe Mittelpunkt (I 171), die Matte des Staubes (I. 180), die Matte des Himmels (eben da), der hohe Kreis (I. 227, vorl Z.), der Schmelztiegel des Staubes, oder auch die Butte voll Staub (Butei chak I. 234), das staubene Ey (I. 241), die Enge des Staubes (II 229). Mehrere der vorhergehenden Benennungen, wie z. B. die zwey letzten, bedeuten aber auch den Menschenleib; derselbe heißt auch noch dieser finstere Staub (I. 72), die Hügel des Staubes (II. 229), der schwache Staub (II. 109), Staub und Wasser (II 85), der geschichtete Staub und der aufgehangene Staub, auch die Erde (II. 110), der Garten der Zusammensetzung (III. 5). Die Sterne heißen außer den in der allgemeinen Literatur-Zeitung Nro. 312, 1821 angeführten noch: der Hefen der grünen Tasse (des Himmels II. 5), die goldenen Glocken (II. 21), das Herz des Himmels (II. 214), die Hellen (III. 33), die goldenen Narcissen (III. 80), die Himmelsbewohner (II. 148), die Muschel mit tausend Schachbretsteinen (IV. 5), die Braut von Eden (IV. 24), die silbernen Haselnüsse (IV. 63), die Korallen des Himmels, die silbernen Korallen (V. 179). Die Planeten, außer den in der Literatur-Zeitung angeführten bildlichen Ausdrücken noch überdieß: die Faust voll Böses (V. 93), die Schreiber des Himmels (V. 106), die auf den Stationen sitzenden (V. 118), die Verbietenden des bewohnten Erdtheils (V. 123).

Von einzelnen Sternen sind in der allgemeinen Literatur-Zeitung mehrere bildliche Ausdrücke der Planeten aufgeführt worden; doch fehlt dorten der Heerwagen, welcher bildlich die

Muschel des Himmels heißt (IV. 5), die sieben Thronen (VI. 122, l. 3.), die sieben Herrscher (VI. 122), die sieben Brüder (VI. 121), der Siebenfarbige (VI. 113); die drey Sterne, welche die Deichsel bilden, heißen; die drey Töchter, die vier anderen bekanntermaßen die vier Töchter des Sarges, auch die Senfte (III. 134), der Thron des Himmels (III. 138); außer den vielen Synonymen des Himmels, wovon der Burhani kati acht und siebenzig, das Siebenmeer aber eben so viele als von der Sonne, nämlich vierthalb hundert anführt, haben mehrere der astronomischen Himmel des ptolomäischen Sternensystems wieder besondere bildliche Ausdrücke, so heißt der erste oder Mondeshimmel: dieses indigofarbe Dach (I. 138), dieser grünspanfarbe Vorhof (eben da), das Giftkorn oder Schweif und Kopf (II. 11), der Aetherzirkel (Tscharchi essir), der grüne Kreis (II. 24), der mannigfaltige Kreis (II. 59), der Kreis, welcher die Farbe der Sofis (d. i. die blaue) trägt (II. 67), der in der Farbe der Christen gekleidete Kreis (eben da), der Thron des Mondes (II. 149). Der vierte oder Sonnenhimmel heißt: das Dach des Messias (I. 100), am Gürtel des Berges (I. 226), die vierte Ansicht (II. 43), der Kreis des goldenen Kessels (II. 67), der Sonnensaum (II. 165); der achte oder Firstern-Himmel, heißt: das Schloß mit tausend Nägeln (II. 82), das goldene Haus (II. 82), die Festung mit tausend Nägeln (eben da). Der achte Himmel, insgemein Kursi, d. i. der Thron, oder der gestirnte genannt, heißt auch der Himmel der Firsterne, der Himmel der Konstellationen und der Pallast mit zwölf Thoren (IV. 45). Der neunte endlich insgemein Aarsch, oder das Zelt Gottes genannt, heißt auch die Kanzel mit neun Stufen, die Kuppel des Himmels (IV. 87), das allgemeine Gemälde (VI. 38), der größte Himmel, der neunte Kreis (VI. 10). Der Regenbogen heißt: das Halsband des Frühlings (IV. 10), der Bogen Rustem's (IV. 141), der Bogen Sam's (eben da), der Gürtel Rustem's (eben da), der Bogen Behmen's (IV. 149), der Bogen des Himmels (eben da), der niedere Gürtel (eben da), und außer seinem gewöhnlichen Namen Kaus kasah, Kause, Kerkem, d. i. der Kurkuma- oder Safranfarbe, Kulkam dasselbe, Nus, Nuse, Asfendak, Aschsendak, Afendak, Aghlisun, Antalbun, Adinde, Terbese, Tersede, Sedkis, Serkis, Serwise, Suwise, Seschedkis, welche aber alle in die Synonymik und nicht in die Tropik gehören.

So viel mag genügen als Probe von den vorliegenden, ausgezogenen dreytausend bildlichen Ausdrücken, welche das Siebenmeer enthält. Außer denselben müssen von dem eigentlichen Sprachschatze und namentlich von der Synonymik die Formen

eines und desselben Wortes abgerechnet werden, deren Verschiedenheit bloß aus der Verwechslung verwandter Buchstaben desselben Organs, nämlich: der Zungen-, Lippen-, Hauch- und flüssigen Laute in einander entstehen Wir geben hier absichtlich mehrere solche Beyspiele, um die mit etymologischen Forschungen weniger vertrauten Leser von dem (dort wo es auf Verwandtschaftsproben ankommt) ganz gleichgeltenden Werthe dieser Buchstaben zu überzeugen. So heißt ein Bettler: Dschablus, Tschablus, Dscheblus, Tscheplus, Tschalpus, alles das deutschlandschaftliche Tschapel. Eine große Fledermaus heißt: Charbewas, Charpewas, Charbiwas, Charpiwas. Die Schwiegermutter: Chuaschamen, Chuaschlamen, Chuaschdamen, Chuaschamen, Chuaschdamen (Dame); ein Kloster: Chankah, Chankiah, Chankieh; die Summe einer Rechnung: Chabire, Chabiwe, Chapiwe, Chabiwere; was noth thut: Darba, Darwa, Derwa, Derba, Delwa, Derbai, Derbajest, Derwajest; ein Ausruf des Wehklagens: Disalun, Dischalun, Dischman, Dischwan; zornig: Dischagah, Dischageh, Dischangah, Dischangeh, Dische. Der Name Soroasters: Sartuscht, Sardust, Serduhuscht, Serduscht, Serdust, Serdehust, Serduscht, Serdust, Seredust. Der Ring, wo die Kette angehängt wird: Serfin, Sefrin. Selfin, Sorfin, Sorferin, Soflin, Solfin. Der Salamander: Salamand, Semender, Samender, Semendaslar, Semendus, Samendel, Semendel, Sam, Semendun. Ein Zirkel: Perdal, Perkar, Perkal, Berkare, Berkale. Die Röthe im Gesichte: Badischfam, Badischgam, Badischnam, Badischwam. Die Genien der Parsen: Emschaspend, Emschasfend, Emhuspend, Emhusfend. Der Feuergeist: Asurschep, Asurschesb, Asurgeschp, Asurgeschesp. Die Gemäldegallerie des Manes, der die Göttlichkeit seiner Sendung durch die Göttlichkeit seiner Gemälde beglaubigte: Erdeng, Erdscheng, Erseng, Erscheng, Erghang. Diesem Reichthume von mannigfaltigen Formen eines und desselben Wortes hält auf der anderen Seite die vielfache Bedeutung eines und desselben Wortes das Gleichgewicht. So hat z. B. das Wort Bend 22, das Wort Tir 24, das Wort Bar 25, das Wort Reng 33 verschiedene Bedeutungen. Das letzte, das vielbedeutendste aus allen, steht um zwey Drittheile dem vielbedeutendsten arabischen (Aadschf) nach, welches außer den zwey Bedeutungen des lateinischen anus noch sieben oder acht und neunzig andere hat. Eine besondere Vorliebe für reimende onomatopoieische Wörter hat die persische Sprache mit ihren Schwestern, den germanischen, und insbesondere mit der deutschen gemein, nur mit dem Unterschiede, daß der Perser dieselbe Sylbe meistens mit

Einschiebung eines A wiederholt; der Deutsche aber die zweyte Sylbe ablautet; so heißt z. B. das deutsche Zikzak auf persisch Tschekatschek, und wenn der Deutsche: Tiktak, Triktrak, Knikknack, Schnickschnack, Mikmak, Knippknapp, Klippklapp, Pitschpatsch, Klitschklatsch, Wischwasch, Mischmasch, Kliffklaff, Piffpaff, Knippknapp, Krickkrak, Rischrasch, Flischflasch, Nischnasch, Schnippsschnapps, Rippsrapps, Tippstapps, Kribskrabs, Schwippsschwapps, sagt, so sagt der Perser: Berdaberd, Beraber (das englische breast a breast), Destadest, Malamal, Pitschapitsch, Trengatreng, Gengageng (deutsch: eng auf eng), Schepascheb, Tschechatschech, Tschakatschak, Tschematschem, Tschenatschen, Chafachaf, Demadem, Rakarak, Rengareng, Seraser, Lebaleb, Schekaschek, Feschafesch, Keschakesch, Girdagird, Gunagun, Milamil, Lemalem, Jekajek u. s. w., oder auch ganz wie im Deutschen, ohne eingeschaltetes a: Putschputsch, Puschpusch, Keschkesch, Tartar, Riferife, Parapara, Dschafdschaf, Dschikdschik, Tschaktschak, Dschawdschaw, Chischtchischt, Charchar, Chirchir, Rifrif, Schaghrbagr, Schekschek, Ferfer, Kedschmedsch, Kutmut, Kumkum, Kidschkidsch, Kendmend, Geschmesch, Kaghkagh, Ghülghül, Gugu, Letlet, Bachbach. Jachjach u. s. w. Das oben eingeschaltete A ist bloß euphonisch, und entspricht keineswegs dem Bindeworte und, welches im Persischen u lautet. Mit demselben verbindet der Perser ganz wie der Deutsche reimende Synonyme, denn wie der Deutsche sagt: hegen und pflegen, strecken und recken, dunkeln und munkeln, recht und schlecht, kaudern und haudern, kippen und wippen, Handel und Wandel, Lug und Trug, watscheln und quatscheln, sausen und brausen, summen und hummen, pfeilen und speilen, feilen und beilen, schalten und walten, lau und flau, schlau und glau, rauch und schmauch, schnalzen und balzen, schnarren und knarren, murren und schnurren, pfnurren und kurren, schurren und hurren, schwabeln und quabeln, schlank und schwank, drall und prall, Knall und Fall, Hüll und Füll, Gut und Blut, Seil und Treil, Pocher und Socher, strappeln und zappeln, stremmen und stemmen, Schund und Schrunk, Sack und Pack, Gries und Kies, täppisch und läppisch, Ketti und Pletti; sagt der Perser: Tar u mar, Tal u mal, Pek u lek, Tib u schib, Chan u man, Chisch u chasch, chisan u ustan, Def u lef, Dek u lek, Dek u dim, Schib u dib, Schur u mur (Schurimuri), Matsch u mutsch, Kudsch u ludsch, Ghar u ghur, lut u put, Gir u dar, Dar u kub, Dar u berd, Churd u murd, Gesch u mesch, Herdsch u merdsch, Muscht u muscht, Dschusch

u churusch, Das u delus, Def u lef, Sir u sar, Sef u sif, Sib u nib, Saf u baf, Schikest u mikest, Kutsch u pulutsch, Keschmekesch, Schachderschach, Tand u chand, Asuman u risman u. s. w.

Nach durchgelaufener Synonymik und Tropik der persischen Sprache sey vor dem Uebergange zu dem Real-Inhalte des Siebenmeers noch ein wiederholtes Wort über die nächste Verwandtschaft des Persischen mit den germanischen Sprachen, und insbesondere der deutschen gegönnt. Ein Wort so mehr an seinem Platze, als bisher die schätzbarsten deutschen Sprachforscher und Grammatiker, wie z. B. Grimm und Becker (Dr. Karl Ferdinand), dieselben ganz außer Acht gelassen, und es nicht der Mühe werth erachtet haben, in den weiten Kreis ihres Sprachstudiums auch die so leichte Erlernung des Persischen zu ziehen. Wie vieles neues Licht würde nicht dadurch des Letzten vortreffliche Abhandlung, die deutsche Wortbildung, oder die organische Entwickelung der deutschen Sprache in der Ableitung (als das vierte Stück der Abhandlung des Frankfurter gelehrten Vereins für deutsche Sprache), erhalten haben, wenn derselbe die meisten Formen, deren Ursprung ihm dunkel geblieben, aus dem Persischen nachgewiesen hätte, was wir hier so kurz als möglich an seiner Statt übernehmen wollen. Die Formen end und ung oder ing sind nicht, wie es (S. 114) heißt, mundartische Abänderungen des Infinitivs und ursprünglich dieselben; beyde sind im Persischen vorhanden, die erste als die Partizipform ende, wie güsende (kiesende), gujende (kosende), gerdende (kehrende), derende (zehrende), pitschende (biegende), kiristende (kreißende), kefende (klaffende) u. s. w. Die Form ung oder ing ist aber als Ableitungsform von Substantiven vorhanden im persischen eng, als: aheng, aweng, areng, aleng, esteieng, ewreng, peschleng, pineng, peleng, tileng, dschileng, chaleng, deleng, sereng, serheng, schechleng u. s. w. S. 119. Nicht eben so klar ist die Abkunft der Endung sal. Dieselbe findet sich im Persischen, als die Kollektivform sar, lalesar Tulpenbeet, und niß als isch, wie: eflaisch, nuwalisch, küschisch u. s. w. Das deutsche ei ist die gemeinste Bildungsform persischer Substantive in i. (S. VII. Bd. des Siebenmeers. S. 31). Die Infinitivform en ist dem Persischen und Deutschen gemein; nur daß jenes noch meistens ein t vorsetzt. Die Endung bar findet sich im Persischen als *war* und *wer*. Schahwar, guschwar, dschanwer, tatschwer, barwer, danischwer u. s. w. Das Diminutiv *chen* ist das persische ek. Made, eine Magd, und Madek ein Mädchen (noch erhalten im altschottischen lassak, witschak u. s. w.). Keit

und heit bestehen beyde im Persischen, das erste sehr häufig als gi, das zweyte selten als het, z. B. chuanandegi, bachschendegi, ferahet (Freyheit). Die Form ig ist aus der älteren nah oder nacht entstanden, so lautet steinig in oberdeutschen Mundarten noch steinacht; dieselbe ist das persische nak, wie ghamnak, grämlich; senknak, steinig; nemnak, feucht (feuchtlacht). Die Form isch als deutsche Ableitungs-Endung von Adjektiven, wie spöttisch, neidisch ist das persische wesch, welches eigentlich ähnlich bedeutet; so: Senwesch, weibisch; petschewesch, kindisch u. s. w. (S. Siebenm. VI. S. 79). Dieselbe Bedeutung von ähnlich hat die persische Ableitungssylbe lika (das englische like und das deutsche gleich), welche zwar nicht im Siebenmeer, wohl aber im Ferh. Sch. II. Bl. 338 l. Z. und Bl. 339, erste Zeile, in mehreren Zusammensetzungen aufgeführt ist, als: mehlika (moonlike), chorschidlika (sunlike). Die Endung icht, welche Adelung von achten herleitet, ist das persische lacht, so: senklacht, steinicht. Die Adjektivform en lautet im Persischen als in, so: serin, golden; simin, silbern; schirin, süß, wörtlich milchern. Was von den Ableitungs-Endungen gilt, gilt auch von den Vorsylben, das einzige ge abgerechnet, welches die deutsche Sprache wohl mit der griechischen, aber nicht mit der persischen gemein hat. Dafür hat diese das deutsche Be und bei in ba, das er und ver in fer; das vor in furu; das zer in der; das un in na, welche alle in dem Anhange vorkommen werden. In den Zusammensetzungen ist der Genius der persischen Sprache derselbe mit dem der deutschen, wo es auf bloße Verschmelzung ankömmt, welche Hr. Dr. Becker eben so scharfsinnig als richtig von der Zusammenfügung unterscheidet. Bey dem Perser bleibt Königssohn, Königsmörder, Löwenmuth immer getrennt, als Sohn des Königs, Mörder des Königs, Muth des Löwen, auch hat die persische Sprache das Eigenthümliche, daß sie das Verhältniß des Genitivs am Subjekte selbst, und nicht am Bestimmungsworte desselben bezeichnet; nämlich durch ein hinzugefügtes kurzes i, welches der Lateiner für den Genitiv des Bestimmungswortes gebraucht. Fuß heißt pa, Knabe pur, der Fuß des Knaben pai pur, lat. pes pueri. Daß die Wurzeln jeder Sprache (die Empfindungswörter abgerechnet) zuletzt in den Zeitwörtern zu suchen sind, ist schon oben bemerkt worden. Der Verfasser der obgedachten Abhandlung ist auf dem Wege seiner Forschungen ganz zu demselben Resultate gelangt. »Je tiefer man in die Ableitung »der Verbalien eindringt (sagt er S. 180), desto wahrscheinli»cher wird es, daß alle Substantiven und Adjektiven zuletzt nur »Verbalien sind. Wir müssen daher die Stamm-Verben für die

»eigentlichen Wurzeln unseres Sprachvorrathes halten.« Die Wahrheit dieser Aeußerung leuchtet bey der Vergleichung des Persischen mit den germanischen Sprachen noch weit mehr ein, und von dem in der obigen Abhandlung gegebenen Verzeichniß von 485 Wurzeln und Kernformen der deutschen Sprache läßt sich wenigstens ein Drittheil im Persischen nachweisen, so wie umgekehrt von 600 persischen Verben wenigstens ein Drittheil als germanische. Bey solchem hier und im Anhange vor Augen gelegten Beweise der nächsten Verwandtschaft der persischen Sprache mit den germanischen, und zunächst mit der deutschen, steht zu hoffen, daß künftig deutsche Sprachforscher und Grammatiker die Nothwendigkeit, derselben eben so wie anderen Zweigen des germanischen Sprachstammes ihre Aufmerksamkeit zu schenken, einsehen, und das hier kurz Angezeigte in besonderen Werken zur besseren Begründung deutscher Etymologie ausführlich entwickeln werden.

(Der Beschluß folgt.)

Art. V. Ueber Reinheit der Tonkunst. Heidelberg, im Verlage von J. C. Mohr, 1825 und 1826.

In einer jeden Kunst fast hört man heut zu Tage sich auf eine große Vergangenheit derselben beziehen, und in den zeichnenden Künsten zum Beyspiel sind es nicht Gelehrte und Kunstfreunde allein, die auf die Geschichte verweisen; auch die Künstler sieht man, im stolzen Bewußtseyn der Geschicke ihrer Kunst, auf die Monumente fast mehr, als auf das Theorem sich berufen, und dieß letzte selbst, in so fern es in den hier im Auge behaltenen größeren Kreis fällt, ist zur besseren Hälfte ein von jenen Abstrahirtes oder doch daran geprüftes. In der Musik verhält sich dieß alles jetzt scheinbar anders: Musiker, nicht bloß ausübende, auch schöpferische, so wie die handanlegenden Dilettanten, alle sieht man sie im Dienste der ausschließlichen Verehrung der Gegenwart, alle gleich überzeugt von der Herrlichkeit, von der früher unerreichten Klassicität der neuen musikalischen Zeit. Mozart (und das ist die schöne Seite dieser Gesinnung) ist ihnen, man könnte sagen, Gründer und höchste Blüthe dieser Periode zugleich. Nicht nur was ihm vorausgeht, ist durch die von ihm gegebene Richtung und Vollendung antiquirt, sondern, der Meinung gar vieler unter ihnen zufolge, ist das innerste Wesen dieser Kunst durch ihn so rein und vollständig erschöpft, daß sie eine Bereicherung, einen wirklichen Fortschritt, — wie dieß wohl von Beethovens neueren Werken hin und wieder angedeutet worden ist, — eine über Mozart hinausgehende

Musik nur als Folge einer vorhergegangenen gänzlichen Umgestaltung der bisherigen Grundlagen als möglich begreifen. Ref. sind schon völlig ausgebildete Hypothesen vorgekommen, wodurch eben diese Vollendung der jetzigen Musik aus dem gesammten Geiste der neuesten Zeit hergeleitet, und so die Nothwendigkeit dieser Erscheinung nachgewiesen wurde. Dieser Geist, sagen sie, künstlerischer Stimmung und Produktivität — im Sinne der vergangenen großen Kunstepochen — für alle anderen schönen Künste keineswegs günstig, habe sich in diese Kunst gänzlich zurückgezogen, und hier schaffe er auf seinem eigensten Gebiete. Hiermit stimmt denn auch die Skepsis gegen die Musik des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts und der Umstand, daß eine wahrhaft klassische Periode, wie die griechische unweigerlich für Architektur, Sculptur und Poesie anerkannt wird, für die Musik in der That nicht nachgewiesen werden kann. — An denen, die sich der hier angedeuteten Gesinnung näher oder ferner, mit mehr oder weniger Bewußtseyn anschließen, wird nun die vorliegende Schrift keine Freunde finden. Dagegen gibt es, besonders in Deutschland, eine mit den Obigen ganz außer Verbindung stehende Klasse von denkenden Freunden der Musik, bey denen die großen musikalischen Namen der mittleren Jahrhunderte in ungetrübtem Ansehen stehen; mannigfaltige Einflüsse und Theorien, wozu man auch die diesen Jahrhunderten unbestimmt und ein für alle Mal zugeschriebene Gunst für alles den höchsten Geistesschwung Erheischende rechnen kann, wirken dahin, den hier bezeichneten Kreis von Liebhabern die Zeiten jener Meister als die eigentliche Blüthenzeit der göttlichen Musika annehmen zu lassen, wobey es indessen einem Theile derselben keineswegs schwer fällt, die neuere und neueste Entwickelung der profanen, insbesondere der Instrumentalmusik zu würdigen, und ihr im Sinne ihrer Weltbetrachtung die, wie sie glauben, rechte und hohe Stelle anzuweisen. Diesen allen wird nun offenbar die gegenwärtige Schrift höchst willkommen seyn, ja doppelt erwünscht, in so fern darin eine verwandte Stimmung mit vorwaltender Kenntniß des Gegenstandes entgegentritt.

Das kleine Buch zerfällt in folgende Abtheilungen: 1. Ueber ächte Kirchenmusik. 2. Ueber Bildung durch Muster. 3. Ueber das Studium älterer Werke. 4. Ueber den Effekt. 5. Ueber das Instrumentiren. 6. Ueber genaues Studium der Werke großer Meister. 7. Ueber Vielseitigkeit. 8. Ueber Verdorbenheit der Texte. 9. Ueber Singvereine.

In dem Vorworte bemerkt der ungenannte Verfasser ausdrücklich: »Auch habe ich das, was die Kirchenmusik betrifft, bloß abstrakt nehmen wollen, mithin ganz ohne Rücksicht auf ein-

zelne Kirchen.« »Nur so viel, sagt er, sey unbestreitbar, daß die Musik aus der Kirche nicht ganz ausgestoßen werden, daß aber auch auf der andern Seite die Kirche sich nicht in eine musikalische Kunstschule verwandeln darf.« An jener Stelle so im Allgemeinen, und mit dieser Diskretion ausgedrückt, kann man die dadurch angeregten Fragen dahin gestellt seyn lassen, während sie sonst wohl von anderem Standpunkte zu feineren Erwägungen, Distinktionen und Beantwortungen, ohne daß diese eben »von Leidenschaft und Hypochondrie,« wie der Verfasser meint, eingegeben seyn müßten, Veranlassung werden könnten. I. Ueber echte Kirchenmusik. In diesem Abschnitte spricht der Verfasser von den beyden Hauptperioden der echten Kirchenmusik; er bezeichnet als solche die des Ambrosianischen und Gregorianischen Kirchengesangs, und die im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, von deren größtem Meister Palestrina *) der eigentliche Kirchenstyl auch der Palestrinastyl genannt zu werden pflegt, »obgleich vor und neben ihm auch andere in demselben Styl komponirten, z. B. der deutsche Senffel, der Spanier Morales, der Flamänder Orlando di Lasso, und andere herrliche Meister.« Nun wird, leider nur zu flüchtig, erwähnt, wie in den ersten 150 Jahren nach Palestrina dieselben Meister, wie z. B. Cotti, Durante und Scarlatti, die im Fache der belebten Musik sich hervorthaten, zugleich noch in jenem Styl arbeiteten, bis allmälich sich der weltliche, wilde, gemeine Styl hinzugesellte, weiter um sich griff, und am Ende fast ganz die Oberhand bekam, so daß unsere Virtuosen, Komponisten und Organisten in der Regel nicht einmal die Namen der großen alten Meister kennen.« »Nur in der Sixtinischen Kapelle hat sich bis in die letzten Zeiten der große alte Styl vielfach gehalten.« Daß auch bey diesem Institute, sonst so streng seinen alten Gewohnheiten und Satzungen anhangend, in neueren Zeiten, selbst in der Charwoche, Neuerungen vorkommen, die eben keinen großen Sinn und Takt zu Besserungen verrathen, wenn auch eben dem weltlichen Styl noch kein Eingang verstattet ist, wird der Verfasser seitdem in des bekannten Sievers Berichten aus Rom ersehen haben. — Für den Fall unserer Kirchenmusik führt der Verfasser fünf Hauptgründe an 1. Die Welt hat überhaupt das Große nie lange ertragen können. Abgestumpft für die reine milde Herrlichkeit des Alten, empfindet man das Bedürfniß neuer Reize. »So sind unsre neuen Messen und andere Kirchenstücke

*) Pietro Aloisio da *Palestrina*, nach seinem Geburtsorte, dem heutigen Palestrina, dem alten Praeneste, wonach er auch wohl unter dem Namen Praenestinus vorkommt.

oft in ein rein verliebtes, leidenschaftliches Wesen ausgeartet, und tragen ganz und gar das Gepräge der weltlichen Oper, und sogar wohl der gesuchtesten, also der recht gemeinen Oper, welches freylich dem großen Haufen am behaglichsten ist, und den Vornehmen noch mehr wie den Geringen.« Auf die in so harten Worten angeregten Fragen von der Oper kommen wir später zurück. 2. »Die echte, alte Musik ist größtentheils nicht gedruckt, und man erhält die Handschriften nur mit vieler Mühe und großen Kosten.« Daher zum Theil die große Unwissenheit unserer Musiker, ihre Seichtigkeit und Anmaßung in dieser Beziehung, daher ihr Verwerfen der alten Sachen als »altes Zeug,« und ihr Reden vom »Fortschreiten mit dem Geist der Zeit.« »Wenn man in anderen Fächern raisonniren wollte, wie viele unsrer Musiker thun, so müßten auch die Werke von Homer, Dante, Ariost und Tasso als altes Zeug verworfen werden, und man müßte die Peterskirche in Rom, den Münster in Straßburg und den Dom von Köln mit mitleidigem Bedauern ansehen, so wie alle Werke von Michael Angelo, Raphael und Correggio.« Die geistige Verfassung vieler Musiker im angezogenen Betracht ist hier scharf ins Auge gefaßt. Darf man unter die Bezeichneten auch Hervorleuchtende in der Komposition zählen, so ist die Erscheinung an und für sich nicht nur bemerkenswerth, sondern Gründe und Folgen derselben verdienten wohl einmal von in der Sache Bewanderten gründlich erforscht und erwogen zu werden. Sehen wir aber darauf, wie in Deutschland meist die Ausbildung junger Tonkünstler sich ergibt, so erinnert dieß, wie auch manches Andere in den Verhältnissen und dem Verhalten jetziger Musiker an die Art und Weise der Uebung und Fortpflanzung der bildenden Kunst in ihrer Blüthenzeit. Wie damals alles an die Werkstatt einzelner Meister sich knüpfte, so sehen wir es auch heute bey den Tonkünstlern. Um des Instrumentes willen geben eine Anzahl junger Leute, in der Regel aus den mittleren und niederen Ständen, sich einige Jahre bey einem berühmten Virtuosen in die Lehre. Diesem Vorbilde gilt es nun, mit jugendlicher Wärme und Leidenschaftlichkeit nachzueifern, das Nachzumachende und das, was unnachahmlich *) ist, wird imitirt; was ist natürlicher, als daß dieß, wie

*) Taktloses Uebermaß hierin ist oft von den übelsten Folgen. Das Angeborne, das Höchste und Beste des Meisters, das Resultat seines eigensten Sinnes für die Kunst, wird durch die starre Nachahmung des Schülers oft beyden unbewußt parodirt, und des letzteren etwaige, wenn auch nur mäßige Eigenthümlichkeit hervorzubrechen verhindert. Sehr hart fällt dieß auch schon in Beziehung auf die Behandlung des Instrumentes auf. Je besonde-

es zunächst dem Instrumente gegolten — dann auf die Komposition sich erstreckt, unvermerkt in's Thun und Lassen — in's Leben sich verloren, auch auf das künstlerische Urtheil und Vorurtheil übergehet. Sonstige geistige, ja künstlerische Ausbildung (von wissenschaftlicher ist hier gar nicht einmal die Rede) zu erwerben, dazu bleibt — auch abgesehen von der mangelnden äußeren Veranlassung und Aufmunterung — bey den Anforderungen an einen Virtuosen heut zu Tage keine Zeit, denn solche Lehrlinge, die der Uebung ihres Instruments täglich 8 — 10 Stunden widmen, mögen wohl jetzt nicht selten seyn. Nimmt man nun noch Rücksicht auf den verwirrten, haltungslosen Zustand der philosophischen oder ästhetischen Abtheilung der Kunsttheorie, so erscheint einige Einseitigkeit bey den so Herangebildeten uns von dieser Seite wohl erklärlich. Ohne anderen geistigen Besitz, als die erworbenen Fertigkeiten und die etwaige Ausbildung ihres Kunstinstinkts, ohne eine Ahnung des Werths historischer Ergebnisse für die lebende Kunst selbst, wie können sie da in Beziehung auf die gute, alte Musik, die sie nicht kennen, anderes als das seichte Gerede von altem Zeug »im Gegensatz zum fortgeschrittenen Geist der Zeit« wiederholen!« Hat man doch, und es ist noch nicht lange her, dieses unglückselige Verachten des Geistes vergangener Jahrhunderte auch in höhern, ja in den höchsten Fragen und ihrer Diskussion, und von Leuten gehört, die keine so gute Entschuldigung weder des Geleisteten in ihrem Fache, noch der Ignoranz im Historischen für sich anführen könnten. Die erwähnte Art der Ausbildung, ursprünglich ähnlich der der Maler in der guten Zeit, welche, wie wir eben gesehen, und wie näher ausgeführt werden könnte, in einem Theile ihrer Folgen eben so wohl gar sehr von der Gesammtrichtung der Zeit überhaupt abhängt, unterläßt nicht ihre konstant-eigenthümlichen, wie damals auch in unserem Falle hervorzubringen: der Glaube, der unbedingte an den Meister, der wieder eben nur seiner Kunst als dem Höchsten, Werthverleihenden lebt, erzeugt auch im Schüler wieder die unbegränzte und erfolgreiche Hingebung an diese Kunst und die gegebene Lehre. Regelmäßiges, stufenweises und sicheres Fortschreiten in den Lehrjahren ergeben sich so von selbst; nirgends die erkältende, vorzeitige Kritik, und das zweifel- oft martervolle, aber i m m e r unproduktive Schwanken in der Rich-

---

rer und eigener hierin die Trefflichkeit des Meisters ist, je weniger aus der Eigenthümlichkeit des Instrumentes selbst einfach hervorgehend — je mehr wird jene keineswegs heitere Parodie Statt finden, und der Zuhörer in den Fall kommen müssen, dem gefesselten Selbst des Instrumentes die Freyheit zu wünschen.

tung, überall gewiesene, viel betretene Wege, nirgend die überschwengliche Lehre von der Eigenkräftigkeit der Genialität, dagegen Gewohnheit anhaltender, männlicher Arbeitsamkeit und tüchtiges Studium. Zu dem allem am Ende bedeutende Antriebe von außen, durch Brot und Ehre gewährende Veranstaltungen und Institute, wie sie dieser Kunst vorzugsweise durch die Gunst und das ausgebreitete Interesse des großen Publikums zu gute kommen; die Theorie, ich meine die Aesthetik der Tonkunst, recht eigentlich in der Kindheit, die Praxis, die vorausgehende rührig und rasch in Schwange! Und so können dann diejenigen, die in unserer an Intelligenz, Geist und Empfänglichkeit so reichen, aber zerstreuten Zeit, auf Beschränkung, Maß und Tüchtigkeit in einem Fache, selbst mit Vernachläßigung allgemeiner Kultur dringen, an einer gleichzeitigen Erscheinung prüfen, in wie weit dieses System sowohl zur Veredlung des Einzelnen, als zur Verherrlichung einer Kunst heut zu Tage ausreicht. Denn unter den zum Prüfstein Vorgeschlagenen wird dieses System in der That in seiner ganzen Ausdehnung und Konsequenz, und zwar mit der erforderlichen Naivetät befolgt; Skrupel, wie sie in andern Fächern so Manchen unproduktiv machen, fallen hier Niemanden zur Last, und es mögen nur Wenige es wissen, daß ein mit Kenntniß, Fleiß und Talent im gewohnten Gleise hervorgebrachtes Werk eben durch den eingeschlagenen Weg, durch die angewendeten Mittel, durch Maß und Art des dabey wirksamen Gefühls, des dabey beabsichtigten Effekts zwar in vieler Hinsicht in hohem Grade interessant und bedeutend, im Einzelnen aber, wie selbst im Ganzen, völlig verfehlt, ja durch die bloße Ungunst der Zeit für Produktionen einer gewissen Gattung so zu sagen als Kunstwerk ohne allen Werth seyn kann. — Des Verfassers so nahe liegenden Einwurf gegen das Raisonnement vieler Musiker, in Betreff der alten Kirchensachen, daß nämlich dem zufolge auch die Werke Dante's (den Homer lassen wir als nicht hieher gehörend weg), Ariost's und Tasso's, die des Bramante, Erwin und Gerhard, des Buonarotti, Raphael und Correggio als altes Zeug verworfen werden müßten, hat Ref. schon oft ausgezeichneten Musikern vorzuhalten, und die mannigfachen Widerlegungen desselben zu hören Gelegenheit gehabt. Dabey lief am Ende freylich alles auf Mozart's Eingangs erwähnte Umwälzung und auf die, jede Vergleichung mit anderen Künsten ungeeignet machende eigenthümliche, ja höhere, Natur der Musik hinaus, der nun einmal mit Worten und Begriffen, mit Theorie und Aesthetik und Philosophie (und dieß haben wir selbst einmal von einem Philosophen von Profession und von Geist, der aber freylich zugleich ein Dilet-

tante in der Musik war, hören müssen!) überhaupt nicht beyzukommen sey. — Wir kehren zu des Verfassers Gründen des Verfalls der Kirchenmusik zurück. 3. »Die große alte Kirchenmusik ist bloß für Singstimmen gesetzt, und gewiß mit vollem Recht, in so fern man auf vollendete Sänger rechnen kann.« — »Früher entstand daraus in Italien keine Verlegenheit, weil man für gute Singschulen bey den Kirchen das Aeußerste that. Allein allmälich ward man lau dafür; die guten Stimmen nahmen ab, oder man bemächtigte sich auf Theatern der besten Talente, und so war schon damit die Kirchenmusik dem Untergange nahe gebracht.« — »War also auf die Sänger nicht mehr zu rechnen, so mußte man suchen, durch Instrumente nachzuhelfen, und dazu verstand man sich überall leicht, weil in dieser Hinsicht auch mittelmäßige Menschen ihre Finger und Arme ziemlich leicht bilden lassen.« — »Anfangs verfuhr man hierbey mit Klugheit und Bescheidenheit, allein allmälich kam man immer mehr dahin, den Gesang als Nebensache zu behandeln, und der Instrumentalbegleitung die Herrschaft zu überlassen, so daß sie mit ihrem wilden Wesen oft das Gute des Gesangs geradezu zerstört.« — Diese Vorstellungsweise von der Entstehung und Ausbildung der erst begleitenden, dann hin und wieder überwältigenden Instrumentalmusik, so wenig sie dem historischen und philosophischen Forscher genügen mag, bedurfte zu des Verfassers Zweck keiner erweiternden Ausführung; nur was die mittelmäßigen Menschen betrifft, deren Finger und Arme, wie der Verfasser sagt, sich ziemlich leicht zum Spielen von Instrumenten bilden lassen, können wir nicht unbemerkt lassen, daß, tagtäglicher Erfahrung zu Folge, diese Mittelmäßigkeit sowohl, als die leichte Abrichtung für das Mittelgut der Sänger nicht weniger Statt findet. Die Seltenheit charaktervoller, dabey schöner Stimmen, und ihre seltene und schwierige Erhaltung auf einige Dauer möchten wohl die allgemeine Bevorzugung ausgezeichneter Sänger eher motiviren. Für das Theater treten noch körperliche und sonstige persönliche Eigenschaften erschwerend und vertheuernd hinzu. Unter welchen, den erstern Sängern oder den hervorragenden Instrumentalisten sich die höhere musikalische Ausbildung in der Regel vorfinde? überlassen wir Erfahrenern auszumitteln, mögen aber nicht verhehlen, daß wir für unsern Theil diese Frage zu Gunsten der letzteren zu entscheiden uns gedrungen finden. — 4. »Die alten Kirchensachen haben alle einen lateinischen, einfachen, erhabenen Text. Keine deutsche Sprache ist im Stande, das Große, Volltönende, Ernste dieser lateinischen Worte wieder zu geben« (?). »Statt dessen hat man neuerlich nur zu oft freye deutsche Uebersetzungen gewählt mit poetischen Blumen, galanten Wendungen, Affektation und tausend unrei-

nen Stoffen untermischt. Wie kann es aber eine ernste, einfache, erhabene Musik geben, wenn der Text buntscheckig, ganz und gar unkirchlich, und nicht selten geradezu abgeschmackt ist? (!!) Von den Neuern hat fast allein unser großer Händel ganz begriffen, wie unendlich die edle Musik durch einen edlen Text gehoben wird, und immer drang er bey seinen geistlichen Oratorien (obgleich sie nicht im Kirchenstyl geschrieben sind, und seyn sollten) darauf, daß ihn sein Dichter durch biblische Worte unterstützte.« — 5. »Endlich,« sagt der Verfasser, »muß man auch eingestehen, daß der Verfall der Kirchenmusik mit vom Volke selbst ausgegangen ist.« Und hiermit, scheint es uns, berührt er einen Hauptpunkt dieser so wichtigen und interessanten Untersuchung. Er holt indeß weder weit, noch tief genug aus, um dieß auch für so viele andere Fragen wichtige Kapitel der Entscheidung näher zu bringen, doch gewinnt wohl eben dadurch die Frische speziellester Anschauung an Eindringlichkeit und Wahrheit. »Die echte, geistliche Musik ist »weder durchaus mannigfaltig, noch leidenschaftlich, weil ihr »Gegenstand einfach und überirdisch ist. Sie setzt also ein tie»fes, beruhigtes Gemüth, und eine gediegene Macht der Seele »voraus, welche das Erhabene lange unvermischt tragen kann, »und durch die Inbrunst nicht zur weltlichen Leidenschaft fortge»rissen wird. In den früheren Zeiten fand sich überall diese Un»schuld, Einfalt und Kraft. Allein wohin ist man jetzt gekom»men, nachdem alle Stände durch Luxus, leichte Sitten, Ro»manleserey, Tanzwuth und die weltliche Musik, welche man »überall in Kirchen, Opern und Konzerten zu hören bekommt, so »unruhig, üppig und nervenschwach geworden sind, daß die, »welche die volle Weihe der neueren Künste empfangen haben, »das Große der alten Zeit weder fassen noch halten können?« Die Frage nach Sängern, und besonders nach Zuhörern für das Veredelte, führt natürlich »auf betrübte Mängel, welche man nun einmal nicht läugnen kann,« aber es soll damit nicht ausgesprochen werden, »daß an keine Hülfe gedacht werden könne.« Der Verfasser ist bekannt dafür, an seiner Zeit nicht zu verzweifeln, vielmehr ihr etwas zuzutrauen, und »in der That,« fährt er fort, »ließe sich mit leichten Mitteln schon sehr viel bewirken,« und nun folgen sehr verständige und zweckmäßige Wünsche. Die Schilderung der Gesellschaft in den Konzerten ist durchaus treffend — dahin gehören dann die Kirchensachen nicht, so wenig wie in das Theater; eben so richtig ist die Beobachtung, daß der besten Privatgesellschaft wißbegieriger Kunstfreunde das fehle, was für das Große wach erhält, es auf die Dauer ertragen macht; er sagt, »Tempel und Gottesdienst fehlen, welche zur Erhebung

der Seele unvermerkt hinführen.« Dabey tritt einem Jeden der tiefste Grund der Sache wohl von selbst entgegen. »Die Kirche »soll man also mit größtem Ernst rein halten!« Am nächsten kommt der Verfasser wohl dem Gegenstande, den er im Auge hat, in folgenden Worten: »Diese musikalische Reinheit der Kirche »aber würde von unendlichem Nutzen seyn; denn unsre gut erzo- »gene Jugend erscheint gewöhnlich in den Bildungsjahren nur in »den Kirchen gleichsam öffentlich. Bekäme sie also hier ihre er- »sten großen musikalischen Eindrücke, so würde dieß für das ganze »Leben wirken« u. s. w. Sehr schön ist noch der Schluß: »Ge- »fühlvolle Menschen, welche die echte Kirchenmusik ganz begriffen »haben, werden gewiß auch die genievolle, veredelte »weltliche Musik in hohen Ehren halten; aber je reiner sie fühlen, »desto mehr wird ihnen jede Mischung widerwärtig seyn« u. s. w. »Niemand kann zween Herren zugleich dienen. Dieß gilt überall, »wo von etwas Tüchtigem die Rede ist, und so auch im Fache der »Musik, welche veredelt die höchste Poesie, und verdorben das »gefährlichste aller moralischen Gifte ist.« Wie mancherley ist nicht hier berührt, worüber den Freunden der Musik eine wesentliche Belehrung zu empfangen Bedürfniß wäre. Wer würde die dabey sich aufdringenden Fragen gedankenvoller auf ihren Grund zurückgeführt, wer sie besser aus der Fülle kunstgeschichtlichen Wissens beleuchtet, und mit wärmerer — an den großen Meisterwerken fortwährend genährten — Kunstliebe beantwortet haben, als unser Verfasser? »Veredelt ist also die Musik die höchste Poesie? eine höhere vielleicht als die Poesie, die höchste selbst?« Wenigstens glauben dieß gar manche. Die Frage wird vielleicht von vielen — von Poeten wie Musikern — von ihrem besonderen Standpunkte aus als unerheblich — ja ihre Aufwerfung schon als eine Stockung künstlerischer Empfänglichkeit und Produktivität betrachtet. Dem sey wie ihm wolle; es gibt nun einmal eine Art von Menschen, denen das Denken auch in diesen Dingen Bedürfniß ist, und die Erforschung der Natur und Abstammung einer Kunst, die Untersuchung über Endzweck und Gewalt derselben überhaupt, wie einer jeden insbesondere, erfordert auch Produktivität. Schade nur, daß zu einer befruchtenden Aesthetik der Musik vorläufig so wenig Aussicht vorhanden ist. Auch die oben angeregte Frage nach dem ersten Platze unter den Künsten ist, mannigfacher Vorarbeiten ungeachtet, was Musik betrifft, nicht zum Spruche reif. Indeß die Poesie wird wohl — und eben nach der tiefsten und ausgreifendsten Erforschung, den Platz der Führerin der Schwestern ungetrübt behaupten. Es gefallen sich viele darin, der Musik im Allgemeinen das Beste und Höchste nachzurühmen — sie gleichnißweise sehr hoch zu stel-

len, im Besonderen aber hat sie wenigstens in Deutschland seit und in ihrer gegenwärtigen Entwickelung, so viel Ref. bekannt ist, sich nicht des Antheils an der geistigen Pflege, wie z. B. Malerey, Bildhauerey und selbst Architektur, von Seiten der ersten Geister der Nation zu erfreuen gehabt. Das muß einen Grund haben und von Folgen seyn! Was ist z. B. Göthe noch jetzt für die Malerey! Wie bewarben sich die ausgezeichnetsten Leute in ihrem Fache, um die unter seiner Autorität zuerkannten Preise! Wie ablehnend ist dagegen das Verhalten der Musiker gegen das Urtheil auch der Besten, wenn sie nicht vom Gewerbe sind, und muß man nicht in gewisser Beziehung sagen, mit Recht; denn welcher ausgezeichnete Laie hat sich denn von unserer Musik angezogen genug gefühlt, um sich mit den in ihr geltenden Grundgesetzen so weit vertraut zu machen, daß ihm ein Urtheil möglich wäre oder zustände? Selbst von dem der allgemeinsten und reinsten Ausbildung seiner Selbst lebenden, von Göthe läßt sich dieß nicht behaupten. — Nun vergleiche man, was einem Nichtkünstler (Winkelmann) für eine andere Kunst zu leisten verliehen war! Und wenn wir in unseren Tagen die fast verlorene Hoffnung auf eine neue Epoche der, in Form und Gehalt zur Kunst sich erhebenden, Malerey wieder aufblühen sehen, dürfen wir dabey der Namen Friedrich Schlegel und Tieck vergessen? — Die Musik scheint für solche Einflüsse nicht empfänglich, ihr scheint eine solche — wenn der Ausdruck hier verstattet wäre — äußere Anregung nicht bevorzustehen! Worin hat denn dieses wechselseitige Abstoßen seinen Grund? etwa in der derzeitigen Gestaltung dieser Kunst? — Aber nun höre man nur, wie herrlich es lautet, wenn von der hohen, der göttlichen Musika im Allgemeinen die Rede ist, von Shakespeare an bis auf Novalis und die Nachfolgenden herab; es scheint dabey oft eine Verehrung, eine Entfernung, mit einem Worte ein Gefühl zu Grunde zu liegen, welches auf eine hohe, unvergleichliche und besonders geheimnißvolle Natur der Verehrten hinweist. Vergleicht man die Gleichgültigkeit gegen alle unter uns eben ausgeführt werdende Musik mit der erwähnten Verehrung derselben Leute gegen Musik im Allgemeinen, so schaint es fast als gelte ihre Gunst einem gar nicht Vorhandenen, einem (verschleyerten oder erträumten) Ideale, dem sie dann aber anmuthen, das Sublimste, Geheimste, ja das Beste im Menschen, was noch, nachdem schon alle Schwester-Künste die menschliche Natur ausgelegt haben, zurückbleibt, auszusprechen —: das Unaussprechliche eben soll also diese keusche und geheimnißvolle Sprache auszudrücken vermögen. Bey näherer Befragung haben die so Gesinnten denn doch ein Jeder von einem Stück der existirenden sich

eine Brücke zu jener eingebildeten Musik geschlagen. So weisen z. B. die einen auf die Macht und Dauerhaftigkeit der Volkslieder hin. Finden nun oft unsere Musiker — wir haben dabey die besten im Sinne — an solchen nicht Einen musikalischen Gedanken, so enthalten nach jenen diese Lieder gerade durch die Abwesenheit solcher pikanten Wendungen ihre höhere musikalische Natur am wirksamsten. Andere bauen zu jenem Ende auf die Gewalt des Tons an und für sich; wer je die alles übertreffende Macht einzelner Töne an der rechten Stelle und im rechten Augenblicke empfunden hat, begreift es kaum, sagen sie, wie eine Kunst mit diesen und anderen alles bewältigenden natürlichen Mitteln — in ihrer Ausbildung verhältnißmäßig so geringe Wirkung hervorbringt. Und, fügt man hinzu, verdankt nicht die Palestrina-Musik vielleicht die Hälfte ihres Ruhmes der, vorzugsweise auf dieses Element genommenen, Rücksicht? (hiemit stimmt die Bemerkung des vorzüglichsten unter den neueren Schriftstellern über Musik, wonach diese Gattung unter allen die vollkommenste Ausbildung des Tones von Seiten der Sänger erheische) und kommt nicht ein Theil der neuesten, fast überfeinen und detaillirten Musik durch ihre übertriebene, von der Mozartischen keineswegs in dem Grade und der Art erforderte, Anwendung des Piano und Forte, auf etwas ähnliches zurück? — Noch andere und die vielleicht größte Anzahl sieht in der alten geistlichen Vokalmusik am meisten von der transcendenten und spiritualistischen Natur jenes Ideals. Dagegen ist ihnen die beste heuttägige Instrumentalmusik schon etwas in diesem Sinne Unschönes — zu körperlich, malend und leidenschaftlich — während sie vom anderen Standpunkte aus das tüchtigste und karakteristischste Kunstwerk seyn kann u. s. w. Sey es nun mit dem allem wie es wolle, so bleibt das wahr: es gibt Augenblicke im Menschenleben, in welchen auch ein kräftiger und edler Geist des Trostes der Erhebung durch Poesie und Kunst nicht mehr fähig ist, wo diesen der Zugang zu dem schon erfüllten Gemüth verwehrt ist, oder dieses selbst doch sie nicht ertragen kann. Das Bedürfniß aber bleibt; hier tritt Musik vielleicht am ersten hülfreich ein, vorsichtig, milde, erhebend, ausgleichend und stärkend. Ein Rückblick auf die vorhandene von hier aus würde eigene Gattungen feststellen, und selbst interessante Betrachtungen über das menschliche Herz und seine Eigenheiten eingeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. VI. Sammlungen für die Heilkunde der Gemüthskrankheiten. Herausgegeben von Dr. Maximilian Jacobi, königl. Preuß. Obermedicinalrath und Direktor der Irrenheilanstalt zu Siegburg (bey Bonn). Elberfeld, Schönian'sche Buchhandlung. Erster Band (XIV u. 484 S. mit zwey Steinabdrücken) 1822. Zweyter Band (X u. 426 S.) 1825, gr. 8.

Wie Künste und Handwerke die Unbehülflichkeit, mit welcher sie anfangs ausgeübt werden, nicht eher ablegen, bis ihre verschiedenartigen Verrichtungen unter mehr Arbeiter vertheilt worden sind, so ist unstreitig auch für die Ausbildung der einzelnen Wissenschaften an sich eine immer fortschreitende Theilung der Arbeit überaus förderlich. Indeß stehen doch die verschiedenen Gebiete des Erkennens in weit innigerer Beziehung zu einander, als die verschiedenen Gattungen körperlicher Fertigkeiten. Eine zu spezielle Theilung wird deßhalb der Entwickelung der Wissenschaften schädlich werden können, und dieselben bedürfen eines Mittelpunktes, von welchem aus ihre vereinzelten Thätigkeiten übersehn, und für die Erreichung ihres gemeinsamen Zieles geregelt werden. Dieß nun ist die Aufgabe der Philosophie, und zwar eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben, wenn sie nicht in müßige Spekulationen sich verirren, sondern wahrhaft mit dem Leben in Verbindung bleiben will. Durch ihre tiefere Einsicht in die Natur des menschlichen Geistes und dessen Verhältniß zur Welt wird sie eines unparteyischen Urtheiles über die allgemein-menschlichen Interessen, und einer klaren Voraussicht des, von jeder wissenschaftlichen Bestrebung zu erwartenden, günstigen oder ungünstigen Erfolges in höherem Grade fähig, als die auf diese oder jene einzelne Wissenschaft Beschränkten; und indem sie das ganze Gebiet des menschlichen Erkennens mit aufmerksamem Blicke überschaut, ist sie, auch ohne spezielle Mitwirkung, hier von einem unfruchtbaren Felde die Arbeiter zurückzurufen, dort den Eifer derselben für ein reiche Früchte verheißendes Werk anzufeuern im Stande.

Diese Bemerkungen glaubte Rec. voranschicken zu müssen, theils zur Entschuldigung, daß er, ohne selbst Arzt zu seyn, der Beurtheilung eines der Seelenkrankheitkunde gewidmeten Werkes sich unterzogen, theils zur Bezeichnung des Gesichtspunktes, aus welchem diese Beurtheilung abgefaßt worden ist. Das in der Ueberschrift bezeichnete Buch gehört zu den interessantesten, welche dem Rec. seit langer Zeit vorgekommen sind. Der Verfasser, ein würdiger Sohn des berühmten Jacobi, hat seine Untersuchungen mit einer Ruhe und Gründlichkeit, und zugleich mit einer Vorurtheilfreyheit angestellt, wie man dieselben leider nur sehr selten findet; und zeigt überall eine warme Begeisterung für

die Vervollkommung seiner Wissenschaft, so wie eine edle Humanität im Verhältniß zu den Unglücklichen, welchen dieselbe Hülfe bringen soll. Hiezu kommt das ausnehmende Interesse des Entwickelungspunktes, auf welchem jetzt die Seelenkrankheitkunde sich befindet. Bisher, mit wenigen Ausnahmen, auf eine blinde Empirie beschränkt, glaubte man genug gethan zu haben, wenn man die in einer oberflächlichen Erfahrung wahrgenommenen Erscheinungen, psychische und somatische in bunter Mischung, wiedererzählte, und darauf, eben so ohne Zusammenhang, die Heilmittel namhaft machte, welche in diesem oder jenem Falle, oder auch wiederholt, bey der Genesung von einer Seelenkrankheit angewandt wurden; ohne genauer zu untersuchen, ob auch wohl wirklich diese Heilmittel, oder ob nicht vielmehr andere, von denselben unabhängige, Entwickelungen diese Genesung herbeygeführt, und ob diese Mittel nicht vielleicht in anderen Fällen Ursache der Verschlimmerung oder des Todes gewesen seyen. Dieses unverbundene und unverstandene Aggregat wurde von Geschlecht zu Geschlecht, von Lehrbuch zu Lehrbuch fortgepflanzt, ohne alle kritische Sichtung und ohne allen Zweifel an den zum Theil ziemlich abenteuerlichen Erzählungen und Heilveranstaltungen. Seit einiger Zeit nun hat sich dieses Verhältniß geändert. Die ausgezeichneten Fortschritte anderer Naturwissenschaften veranlaßten eine Vergleichung dieser mit der Seelenkrankheitkunde, welche, in Bezug auf die Methode, wie in Bezug auf die Resultate, nicht anders, als zum großen Nachtheile der letzteren ausfallen konnte, und so ein lebhaftes Gefühl von der Nothwendigkeit ihrer Umgestaltung hervorrufen mußte. Die auf den ersten Anblick so unzusammenhängenden, so unerklärlichen Erscheinungen der Seelenkrankheiten müssen mit einander in Zusammenhang gebracht, müssen ihrer Natur und ihren ursächlichen Verhältnissen nach aufgeklärt werden; dies Bedürfniß empfindet man jetzt ziemlich allgemein und dringend. Von diesem Bedürfnisse sind denn auch die Arbeiten des Verfassers ausgegangen; welche uns zu einer um so vollständigeren Beurtheilung des Entwickelungspunktes, auf dem sich die Seelenheilkunde befindet, Gelegenheit geben, da der Verfasser englische und französische, das Ganze der Wissenschaft umfassende Schriften der neuern Zeit nicht nur berücksichtigt, sondern vollständig mittheilt.

Jedes Werk, welches nicht aus einem der Wissenschaft fremdartigen, sondern aus einem tief empfundenen Interesse der Wissenschaft selber hervorgeht, wird auf die Lösung gewisser Probleme hinarbeiten, die der Verfasser durch die bisherigen wissenschaftlichen Bestrebungen entweder gar nicht, oder doch nur

ungenügend, gelöset glaubte. Dem Verfasser des vorliegenden Werkes standen deren vorzüglich drey von nicht geringer Wichtigkeit vor Augen. Von lebendigem Eifer erfüllt, den Unglücklichen Hülfe zu bringen, welche an diesem größten Uebel des irdischen Lebens leiden, konnte er, bey seinem wissenschaftlichen Scharfblicke, die Unzulänglichkeit der bisherigen Bearbeitungen der Seelenkrankheitkunde für diesen Zweck nicht verkennen. Auf welche Weise, fragte er also, ist dieser Unvollkommenheit abzuhelfen? Worauf vorzüglich haben die psychischen Aerzte ihre Beobachtung zu richten? wie das durch die Beobachtung Gewonnene zu verarbeiten? Eine gründliche Beantwortung dieser Frage, sah er wohl ein, ist nicht möglich ohne eine tiefere Erkenntniß der Natur der Seelenkrankheiten im Allgemeinen, und ihrer Begründung, ob im Psychischen, oder im Somatischen, oder in beyden; und demnach nicht möglich ohne eine tiefere Erkenntniß des Verhältnisses zwischen Seele und Leib überhaupt. Diese Fragen bilden daher das erste Hauptproblem dieses Werkes. Sollen aber die, durch die Beantwortung derselben erhaltenen Resultate fruchtbar angewandt werden, so durfte der Verfasser nicht bey dieser allgemeinen Erkenntniß stehen bleiben; er mußte die Parallele von Seele und Leib auch im Einzelnen verfolgen, und somit die schwierige Frage nach dem Organon der Seele, so wie die besonderen Seelenkräfte ins Auge fassen. Die ihm eigenthümliche Betrachtung dieses zweyten Hauptproblemes führte ihn dann zu dem dritten, zu der Untersuchung des Verhältnisses zwischen dem menschlichen Seyn und dem thierischen in dieser Beziehung. — Wir folgen dem Verfasser in der Lösung dieser drey Probleme mit kritisch prüfendem Blicke, nachdem vorher über den Zweck und Inhalt dieser »Sammlungen« ein kurzer Bericht abgestattet worden ist.

Durch Beruf und Neigung zu einem vielfachen Studium der Seelenkrankheiten veranlaßt, wünschte der Verfasser manche Resultate desselben den Kunstgenossen vorzulegen, ohne doch sogleich über die Form dieser Mittheilung mit sich einig werden zu können. Für eine systematische Darstellung schien ihm die Masse der vorliegenden Erfahrungen noch viel zu unbedeutend, der Boden zu schlüpfrig: eine Ansicht, in welcher er durch eine genauere Prüfung neuerlich erschienener Darstellungen dieser Art nur noch mehr befestigt wurde. Er hielt es demnach für zeitgemäßer, vorerst »den vorhandenen Vorrath von Erfahrungen genau zu ermitteln und zu ordnen, denselben durch ein verständig geleitetes, muthiges Forschen nach allen Seiten zu erweitern und zu ergänzen, und solchergestalt allmälich für eine spätere Zeit Grund

und Materialien für ein haltbares wissenschaftliches Gebäude zu gewinnen.« Für diesen Zweck sollen die mit diesen beyden Bänden begonnenen Sammlungen eigene und fremde, neue und alte Erfahrungen und Erforschungen liefern. Der erste Band enthält größtentheils fremde Untersuchungen, und zwar deren zwey: eine Uebersetzung der von Samuel Tuke 1813 herausgegebenen Beschreibung der Irrenanstalt für Quäker bey York (der vollständige Titel ist: Description of the Retreat, an institution for insane persons of the society of friends, containing an account of its origin and progress, the modes of treatment and a statement of cases. York. 4^to^, und einen Auszug aus den, dem Dictionnaire des sciences médicales einverleibten, Abhandlungen Esquirol's über die Seelenstörungen. Der ersten dieser Abhandlungen hat der Verfasser erläuternde und berichtigende Anmerkungen beygefügt, und überdieß eine ausführliche Einleitung (S. 3—123) vorangeschickt, welche seine eigenen Ansichten über die Natur und Behandlungsart der Seelenkrankheiten in einem kurzen Abrisse darlegt. Eine weitere Ausführung und Begründung derselben erhalten wir dann in der Abhandlung; »Ueber die psychischen Erscheinungen und ihre Beziehungen zum Organismus im gesunden und kranken Zustande,« welche den ganzen zweyten Band einnimmt.

Der im Vorigen für diese Beurtheilung entworfene Plan führt uns zunächst zu der zuletzt bezeichneten Abhandlung. Wir begleiten den Verf., um einen Ueberblick seines Gedankenganges in derselben zu erhalten, von Anfang an; gehn jedoch über alles dasjenige schnell hinweg, was mit der Lösung des früher zuerst genannten Hauptproblemes, mit der Untersuchung über die Natur und Begründung der Seelenkrankheiten, in keiner, oder doch nur in loser Verbindung steht.

Alle Organismen (sagt der Verfasser in dem ersten Abschnitte seiner Abhandlung) reproduciren sich nach einem bestimmten Typus, und zwar so, daß wir den Typus der Ordnung in jedem Geschlechte, den Typus des Geschlechtes in jeder Art, den Typus der Art in jedem Individuum wiederfinden; in sofern also stätig, außerdem aber in einer gewissen Breite ins Unendliche beweglich, wechselnd, vielgestaltig. Wechsellos beharrend zeigt sich vor Allem die Gattung der, den Grundcharakter der Organe bestimmenden, einfacheren Elemente, dann die Hauptform, Zahl, Aneinanderreihung der wesentlichen Organe, endlich die, vermöge der Beschaffenheit dieser, dem Organismus inwohnende, Fähigkeit zu gewissen eigenthümlichen Lebensäußerungen, so wie eine gewisse Stufenreihe in Entwickelungen und

Veränderungen desselben von dem Beginnen bis zum Aufhören seines Daseyns. Wandelbar zeigt sich das Verhältniß der Elementartheile, die Ausbildung und die Größe der einzelnen Systeme und Organe, so wie das darauf beruhende Vorherrschen oder Leiden derselben, die Beschleunigung oder Verzögerung ihrer Entwickelungsperioden, ihre relative Wichtigkeit und ihr Einfluß auf die Gestaltung und Dauer des Lebens. Aber auch diese Verschiedenheiten sind wieder an eine gewisse Norm gebunden, und in gewisse Gränzen eingeschlossen, welche theils durch in undurchdringliches Dunkel gehüllte Naturgesetze (wie z. B. die streng bestimmten Hauptrassen der Hunde), theils dadurch bestimmt werden, daß, wenn gewisse Seiten des Organismus stärker oder mit einem größeren Kraftaufwande angeregt und ausgebildet werden, dafür andere in eben dem Maße in ihrer Ausbildung und Lebensthätigkeit zurücktreten müssen. Dieses »Proportionsverhältniß in der elementaren Zusammensetzung und Bildung der einzelnen Theile eines organischen Wesens, nebst dem Verhältnisse, in welchem diese Theile in dem gegebenen Organismus zu einander stehn, und der Art und dem Grade der Lebensthätigkeit, der hiernach den einzelnen Theilen und dem Ganzen inwohnt,« nennt der Verfasser die Mischungs- oder Temperamentsbeschaffenheit eines organischen Wesens. (Th. II. S. 13.)

Den zweyten Abschnitt, welcher von den Ursachen der Wandelbarkeit des Typus handelt, können wir für jetzt übergehn. Wichtiger für unseren Zweck sind der dritte und vierte Abschnitt. Zu den Erscheinungen (fährt der Verf. fort), in welchen der Typus der thierischen Organismen sich darstellt, gehören auch diejenigen, welche wir, in Analogie mit den ähnlichen im Menschen, mit dem Namen der psychischen belegen. Forschen wir nach dem Grunde derselben, sowohl derjenigen, welche allen vollkommenern Thieren gemein sind, als die nur einzelnen Geschlechtern und Arten angehören, so zeigen sie sich durchaus, qualitativ und quantitativ, an gewisse organische Bildungen gebunden. Je nachdem sich der Organismus entwickelt und verfällt, sehen wir auch sie hervortreten und verschwinden; die Abrichtung der Thiere, wie wunderbar auch zuweilen die denselben mitgetheilten Fertigkeiten scheinen mögen, geschieht durch eine spezifische Umwandlung ihres Organismus; und diese Abrichtung ist durch den Grundtypus des Organismus in gewisse Gränzen eingeschlossen, indem nur diejenigen psychischen Eigenschaften in einem Thiere entwickelt werden können, für welche die entsprechenden Organe gegeben sind. Innerhalb dieser Gränzen gehen denn Veränderlichkeit und Vervollkommungsfähigkeit der psychischen

Erscheinungen bey den Thieren ins Unendliche; über diese Gränzen hinaus vermögen wir durchaus nichts über sie. In allen Thiergeschlechten finden sich bestimmte psychische Eigenschaften immer nur bey einer bestimmten Organisation; und bey jedem Individuum sind die Abänderungen, welche die psychischen Eigenschaften hinsichtlich ihrer Stärke und hinsichtlich ihres Verhältnisses zu einander erleiden, von den äußeren Bedingungen abhängig, unter welchen ihr Organismus zum Daseyn gelangt, und seine Entwickelungsperioden durchläuft.

Wie verhält es sich nun, fragt der Verf. im fünften Abschnitte weiter, mit dem Menschen? — Wir finden hier die psychischen Eigenschaften, welche bey den Thieren sich vereinzelt und nur bey gewissen Gattungen zeigten, vereinigt, und überdieß in weit zahlreicheren Abstufungen und Schattirungen; und die aus der Analogie hervorgehende Vermuthung, daß auch sie an eine bestimmte Organisation gebunden seyn möchten, wird durch die Erfahrung vollkommen bestätigt. Wie bey den Thieren, sind diese Eigenschaften in ihrem Hervortreten, in der Stufenfolge ihrer Entwickelungen und in den mannigfaltigen Modifikationen, unter welchen sie uns offenbar werden, durchgehends mit gewissen Erscheinungen am Organismus unzertrennlich verbunden, und halten in ihrer Ab- und Zunahme, in ihrem Entstehen und Verschwinden, und in jedem andern Wechsel, mit deutlichen Veränderungen an demselben, gleichen Schritt. Aber nicht nur dieß; sondern eine vollkommen gleichartige Beziehung nehmen wir auch bey allen übrigen (eigentlichen) Verstandes- und Gemüthseigenschaften wahr, welche anerkannt dem Menschen allein zukommen, wie in Bezug auf den Verstand bey all seinen mannigfaltigen Operationen für die selbstthätige Analyse und Zusammensetzung der Begriffe, und von Seiten des Gemüthes, bey allen Leidenschaften und Affekten. Selbst (Th. II., S. 168) »die großen Kräfte, welche den Lauf der Gestirne berechnen, welche den Geheimnissen der Natur in ihrer innersten Werkstätte nachzuforschen streben, und welche die Leitung des Ganges der Weltbegebenheiten zu ihrer Aufgabe machen, so viele Naturgaben, deren der Mensch sich oft mit solcher Selbstgefälligkeit bewußt wird, Witz, Scharfsinn, Phantasie, Beharrlichkeit, Muth, Arglosigkeit — der Verstand eines Newton, die Kühnheit eines Alexander, diese viel bewunderten Eigenschaften alle, treten ursprünglich als Erscheinungen des Organismus hervor, sind Darstellungsmomente seines Typus, und stehn unter der Herrschaft seines Gesetzes.« Ueberall »zeigt sich die psychische

Thätigkeit nur als eine besondere Art organischer Erscheinung« (Th. II., S. 375); das »Daseyn, die Art und die Stärke der psychischen Erscheinungen sind nur durch die Beschaffenheit des gegebenen Organismus auf der einen und durch die auf denselben einwirkenden Naturkräfte auf der anderen Seite bestimmt«, und »wenn der Zusammenhang und die Aufeinanderfolge, in welcher diese Naturerscheinungen vor unser Bewußtseyn treten, uns verleitet, sie als ein für sich bestehendes Ganze zu betrachten, welches wir mit dem Namen »Seele« belegen, und von dem wir prädiciren, daß es ihm eigenthümlich angehörige, für ein gesondertes Daseyn organisirte Kräfte besitze, genug, welches etwas Anderes sey, als eine Erscheinungsform des Lebens in dem gegebenen Organismus:» so ist dieses eine, durch die Art, wie diese Erscheinung vom Verstande aufgenommen wird, veranlaßte Täuschung, indem von dem psychischen Leben nichts besteht, als was in jedem Momente erzeugt wird, oder was als Produkt früherer Zeugung der Organismus, wie er gebildet ist, und sich fortbildet, darstellt;« und alle die Kräfte und Eigenschaften, die der Psychologe aufzählt, eristiren nicht anders, als in dem auf diese oder jene Weise existirenden Organismus, dessen verschiedene Daseynsformen, so fern sie dasjenige bedingen, was wir psychische Erscheinungen nennen, sich dem Verstande unter dem Bilde jener Kräfte und Eigenschaften als ein gegliedertes, gesondertes Ganze darstellen.» (Th. II., Seite 414 f.)

Rec. hat die Meinung des Verfassers mit dessen eigenen Worten und ausführlich wiedergegeben, um demselben auf keine Weise Unrecht zu thun. Indeß werden freylich diese Ansichten für diejenigen, welche mit der französischen Philosophie bekannt sind, nichts Auffallendes mehr haben; und selbst unter unseren deutschen Aerzten haben sie sich sehr schnell und sehr allgemein verbreitet. Das nämliche gilt nicht von den beschränkenden Erklärungen, welche der Verf. im siebenten Abschnitte hinzufügt. Wir haben im Vorigen gesehn, bis zu welchen Graden der geistigen Thätigkeit er die organische Begründung derselben ausdehnt. Außer diesem psychischen Leben aber gibt es dann im Menschen »etwas, was über Gedanken, Gefühl und Begierde, über Vorstellung- und Gemüthsleben hinausliegt, eine Welt, wofür jene nur Mittel der Aeußerung und Auffassung in unserem gegenwärtigen Zustande sind« (Th. II., S. 301); »ein Vermögen, kraft dessen die Psyche mit dem Göttlichen in Gemeinschaft treten kann.« Dazu gehört die Empfänglichkeit für das Gute, das

Wahre, das Schöne; dazu das Gewissen und die höhere Willenskraft, oder die Fähigkeit zur selbstthätigen Ergreifung des Göttlichen, und das alle diese Gaben in sich aufnehmende Selbstbewußtseyn: Kräfte, welche der Verf. allgemein unter dem Namen »geistige Kräfte« begreift. Diese höheren geistigen Kräfte haben ihr Bestehn »außerhalb der Verhältnisse von Raum und Zeit« (Th. II., S. 313); als »über jedes organische Band erhaben, können sie weder physisch erkranken, noch gesunden, durch keine Naturkraft weder gefesselt, noch freygelassen werden.« Durch sie nun kann eine Umgestaltung des ganzen menschlichen Wesens herbeygeführt werden: denn »weihet der Mensch sich dem Dienste Gottes, und strebt er die ihm mittelst der Vernunft werdende Offenbarung sich anzueignen, so erzeugt sich in ihm, statt der ihm eigenthümlichen ursprünglichen Naturharmonie seiner organisch-psychischen Kräfte eine neue, zwar auf jener beruhende, aber dennoch von ihr sich sehr unterscheidende, von dem Geiste geordnete Harmonie« (Th. II., S. 320). Die thierische Anhänglichkeit wird in Treue, der Starrsinn in Festigkeit, die Harmlosigkeit in Unschuld, die Klugheit in Weisheit umgewandelt; wahre Demuth, Friedfertigkeit, Güte, Großmuth und vor Allem selbstverläugnende Liebe kommen in das Herz des Menschen. Wir beobachten diese Umwandlung, dieselbe ist uns faktisch unmittelbar gewiß; aber ihr »Wie« können wir nicht nachweisen, da sich überhaupt über die Beziehung, in welcher die geistigen Kräfte zum Organismus stehn, nicht wohl reden läßt, ohne zu dichten (Th. II., S. 311). Nur so viel zeigt uns die Erfahrung, daß allemal durch die neue Harmonie, auch eine gleichzeitige, ihr entsprechende Veränderung im Organismus bedingt wird (ebds., S. 323). So wie jeder psychische Hang, jede Leidenschaft, jede Schlechtigkeit, jedes Laster, nur Eigenschaft des Menschen wird, in sofern es in gewissem Maße organisch wird: so muß auch jede Tugend, die Bestand haben soll, in Fleisch und Blut übergehn, im eigentlichen Verstande des Wortes. Die wuchernden Begierden und Leidenschaften müssen leiblich beschränkt oder ausgetilgt (in dieser Hinsicht also Muskel und Knochen umgestaltet, das Blut anders gemischt, der Athmungsprozeß abgeändert rc. rc.) werden, und andere Triebe dagegen feste Wurzel im Organismus fassen, und eine solche Sinnesänderung kann man als zuverläßig ansehn. Alles Gute, Schöne und Erhabene kann nur bey einer gewissen organischen Stimmung zur Erscheinung kommen, wenn gleich aus keiner solchen Stimmung das Gute selbst hervorzugehn vermag; »kein Gottesdienst ist mög-

lich, als in der organischen Stimmung, die uns dafür empfänglich macht; und so weit die Geschichte reicht, hat alle Religionsübung in dieser Stimmbarkeit des Organismus — zwar nicht den Samen gehabt, aber eine der mächtigsten Stützen gefunden; und alle Einrichtungen der christlichen Kirche, alle Mittel zur gemeinschaftlichen und Privaterbauung sind darauf berechnet« (Th. II., S. 333). »Ja ich glaube nicht zu weit zu gehn (sagt der Verf. ebds. S. 327), indem ich behaupte, daß wenn ein nach den Vorschriften seiner Religion erzogener und lebender Christ und ein ebenfalls in seiner Weise vollständig ausgebildeter Muhamedaner vor irgend einen geübten Beobachter gestellt würden, dieser den Christen und den Muhamedaner, abgesehn von jeder Aeußerung durch Wort und That und von jedem anderen Kennzeichen, an der Eigenthümlichkeit der leiblichen Bildung erkennen würde; und diesem gemäß auch, daß nie ein Muhamedaner wahrhaft ein Christ werden wird, ohne daß er zugleich, der Richtung nach, die für das ganze menschliche Daseyn das Christenthum fodert, auch körperlich ein neuer Mensch wird.«

Welche Vorschriften ergeben sich nun aus dieser Theorie für die Bearbeitung der Seelenkrankheitkunde? — Der Wirkungskreis des Arztes (antwortet der Verf. hierauf Th. I., S. 35) findet sich allein da, wo die somatisch-organische Sphäre, auf welche die Verstandes- und Gemüthsthätigkeit zunächst sich bezieht, solche krankhafte Veränderungen erleidet, daß die normale Wechselwirkung von dieser auf jene, und von jener auf diese, aufgehoben wird.« Der Verf. stellt sich hiemit einer zweyfachen Erweiterung dieses Wirkungskreises entgegen. Auf der einen Seite nämlich hat nach ihm der Arzt durchaus nichts mit dem Psychischen, als solchem, zu thun. Zwar können allerdings jene krankhaften Veränderungen auch durch psychische Momente herbeygeführt seyn; aber den Irrenarzt beschäftigen selbst in diesem Falle nur die dadurch im Organismus hervorgebrachten Veränderungen; und wenn er psychische Mittel braucht, hat er nur ihre Einwirkung zur Wiederherstellung des körperlich gesunden Zustandes zu berechnen; so daß er selbst bey der Erregung von psychischen, Lust oder Schmerz, Hoffnung oder Furcht, frohem Entzücken oder Schrecken, Liebe oder Abscheu, einzig und allein auf die damit bedingten somatischen Veränderungen sieht (ebends.). Und auf der anderen Seite liegt das Reich der Sittlichkeit, als solches, ganz außerhalb der Sphäre des Arztes: indem auch in Bezug auf dieses seine Absicht allein dahin gehn kann und darf, die in dem körperlichen

Organismus die Beziehung des höheren Vernunftlebens zu dem Verstandes- und Gemüthsleben trübenden, und das Walten des Gesetzes der Freyheit beschränkenden, Störungen wegzuräumen (Th. I., S. 36). — Diese beyden Gegensätze müssen wir nun noch etwas genauer kennen lernen.

»Der gesunde organische Zustand des Menschen (sagt der Verf. Th. II., S. 342) beruht auf der ungestörten Darstellung des menschlichen Typus in seinen gesammten organischen Beziehungen, nach der Art, wie diese Darstellung durch die Außenverhältnisse, in welchem das Individuum entstanden ist und sich entwickelt hat, bestimmt wird.« Dieser Typus aber entwickelt sich anomal oder krankhaft, wo die Proportionsverhältnisse unter den verschiedenen Theilen des Organismus (oder, nach dem früher angeführten Sprachgebrauche des Verfassers, die Temperamentsbeschaffenheit) auf solche Weise alterirt werden, daß die zum Bestehen des Ganzen erforderliche Harmonie, in Form und Thätigkeit, mehr oder weniger verletzt, oder gänzlich aufgehoben wird. Hiebey müssen dann nothwendig jedesmal auch die psychischen Erscheinungen von der Norm abweichen, da ja diese eben nichts anderes, als das Resultat des jedesmaligen Zustandes des Organismus sind. Wie aber hienach mit jeder somatischen Krankheit auch psychische Störungen verbunden seyn werden, so haben wir auf der anderen Seite in jeder sogenannten Seelenkrankheit die anomalen psychischen Erscheinungen nur als Zeichen und Symptome eines bestimmten anomalen physischen Zustandes anzusehn (Th. II., S. 360—362). Es gibt demnach keine besondere Klasse von Krankheiten, die man vorzugsweise als psychische betrachten dürfte; es gibt keinen wesentlichen Unterschied zwischen diesen und den Fieber-Delirien; denn wenn auch allerdings die anomalen psychischen Erscheinungen in einem Typus, oder bey einer akuten Hirnentzündung, einen sehr verschiedenen Charakter von denjenigen zeigen, die wir bey manchen anderen Hirnleiden oder bey einigen chronischen Krankheiten der Leber und des Darmkanals wahrnehmen (wie die Erscheinungen der Melancholie, der fixen Idee, der Manie), so liegt der Grund hievon nur darin, daß andere Theile des Organismus, oder auch die nämlichen Theile auf eine andere Art, ursprünglich krankhaft ergriffen, oder sekundär in Mitleidenschaft gezogen sind (Th. II., S. 365). Wollen wir daher über die Natur dieser Krankheiten, über die näheren Bedingungen ihres Entstehens und Vergehens, über die Mittel ihrer kunstmäßigen Beseitigung ein richtiges Urtheil gewinnen; so dürfen wir uns nicht an ihre psychischen Symptome halten, welche eben nur Symp-

tome, äußerliche Zeichen sind; sondern wir müssen unsere Aufmerksamkeit allein auf die somatische Störung, als auf die Krankheit selber wenden, von welcher jene Symptome abhängen. Wir forschen also nicht mehr nach einer gesonderten Pathogenie und Aetiologie der sogenannten psychischen Krankheiten (ebds. S. 383),» betrachten diese symptomatischen Erscheinungen überhaupt nicht mehr als für sich bestehende eigenthümliche Krankheiten, und verwerfen somit auch, nebst dem in der Natur nicht vorhandenen Unterschiede zwischen idiopathischen und sympathischen psychischen Leiden, alle auf diese willkürlichen Annahmen gegründeten nosologischen Eintheilungen, pathologischen und ätiologischen Hypothesen und diagnostischen Grübeleyen.« Zwar wird allerdings, für die genauere Verständigung auch eine zusammenhängende Auffassung der psychischen Erscheinungen, abgesehn von den organischen Bedingungen, auf denen sie beruhen, erforderlich seyn. Aber immer ist dieß für den Arzt nur Nebensache, und besonders muß er sich hüten, daß er sich durch die Behauptungen des bloßen Psychologen nicht irre machen lasse, wenn dieser, als solcher, irgend eine Klasse von Krankheiten ausschließlich nach den psychischen Erscheinungen zu bestimmen sucht, und diese für das Wesentlichste bey den vorliegenden Erörterungen ausgibt, oder gar, wie erst neuerlich versucht worden, das Feld der psychischen Krankheiten als ein Gesondertes für sich allein in Anspruch zu nehmen Anstalt macht.

Das ist nun allerdings durch den Recensenten geschehn *). Ehe sich derselbe jedoch in dieser Hinsicht zu rechtfertigen unternimmt, und die Ansichten des Verfassers einer tiefer eingehenden Prüfung unterwirft, müssen wir noch ausführlicher von den Folgerungen Bericht erstatten, welche der Verfasser daraus für das Heilverfahren bey den Seelenkrankheiten ableitet. Dieses muß nach dem Verf. großentheils durch die entfernten Ursachen bestimmt werden, durch welche die Krankheit herbeygeführt worden ist. Auch in dieser Beziehung aber sind die gewöhnlich geltend gemachten Unterschiede als nichtig zu verwerfen; und es ist ganz gleichgültig, ob das feindlich Einwirkende eine äußere physische Kraft, oder eine psychische Thätigkeit ist. Wie eine heftige Kränkung ein Leberleiden, oder eine anhaltende Beschäftigung des Verstandes mit einem schwierigen Gegenstande eine Krankheit des unteren Darmkanals veranlaßt, so tritt auf der andern Seite in Folge einer Leberkrankheit Zornwuth hervor,

*) In seinen, schon öfter in diesen Blättern genannten, »Beyträgen zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitkunde.«

oder eine Ueberladung mit Speisen verursacht eine Krankheit des Darmkanals, wobey das Nachdenken unwillkürlich auf einen bestimmten Gegenstand fixirt wird. In beyden Fällen aber stehn die krankmachenden Einwirkungen in einer und derselben Reihe, und die psychische Störung zeigt sich immer nur als eine besondere Gattung der organischen (Th. II., S. 374—375). Woher aber sollte nun wohl den, für die Wiederherstellung der Gesundheit veranlaßten, absichtlichen Einwirkungen ein anderer Charakter kommen? Demnach liegt alle ärztliche Einwirkung ganz in der somatischen Sphäre. »Wir haben es lediglich mit somatischen Krankheiten und mit den, den Körper verändernden Naturwirkungen zu thun, wohin auch die psychischen Erscheinungen gehören, da der Gegensatz von organischem und psychischem Leben nicht existirt. Unsere sämmtlichen Heilmittel ..... sind physisch wirkende, lediglich angewendet, um eine bestimmte, dem Zwecke der Heilung entsprechende Veränderung im Organismus des Kranken hervorzubringen.« (Th. II., S. 399). »Da es kein organisches Leiden geben kann, wobey nicht die psychischen Erscheinungen in gewissem Grade anomal werden, so wird auch bey jeder Krankheit ein psychisches Heilverfahren Statt finden müssen. Aber das psychische Heilverfahren kann in nichts Anderem bestehn, als in der Abänderung der organischen Bedingungen, welche die psychischen Störungen im Gefolge haben; ob dieß durch Arzneystoffe, Nahrungsmittel ꝛc., oder durch die Erregung von Leidenschaften geschieht, ist dabey ganz gleichgültig; und unser Heilverfahren ist nicht minder psychisch, wenn wir Aderlasse und Salmiak anwenden, als wenn wir gewisse psychische Thätigkeiten hervorrufen oder ruhen lassen, verstärken oder beschwichtigen, gegen einander wirken oder sich mischen lassen (Th. II., S. 385). Die sogenannte direkte psychische Methode ist (Th. I., S. 85) nur in Bezug auf den Arzt, keineswegs aber in Bezug auf den Kranken, eine rein psychische zu nennen. Daher denn auch die Aufstellung eines besonderen Heilapparates für die psychischen Krankheiten durchaus zu verwerfen ist. So gewagt es auch in dem gegenwärtigen Augenblicke scheinen mag, so stehe ich doch nicht an, vorauszusagen, daß sämmtliche jetzt ausschließlich, oder vorzugsweise, zum psychischen Heilapparate gezählte Mittel, nach einer vielleicht nicht langen Reihe von Jahren, als solche gänzlich aufgegeben, und nur als gegen bestimmte organische Krankheiten gerichtet, von denen die anomalen psychischen Erscheinungen abhangen, aufgenommen seyn werden. Denn selbst wenn der Arzt das Talent sich erworben hat, durch die Erregung von Zweifeln, Sorge, Furcht und Schrecken, oder von Vertrauen, Liebe, Hoffnung, Freude,

durch die Gewöhnung zur Enthaltsamkeit, Geduld, Aufrichtigkeit, durch seinen Blick, durch seine Fassung, seinen Muth, seine Standhaftigkeit rc. schnell oder allmälich die entschiedensten Revolutionen in den Seelenthätigkeiten seiner Kranken herbeyzuführen, so bewirkt er ja hierdurch doch zunächst immer nichts weiter, als eine Veränderung im Organismus, weil »jede psychische Einwirkung, wie jede dadurch hervorgerufene psychische Erscheinung, nur eine organische ist« (Thl. II. S. 386 und 391).

Wie man auch über diese Behauptungen urtheilen möge, so wird man doch gewiß das Lob der strengsten Konsequenz dem Verfasser nicht vorenthalten können. Was Andere, in gleicher Ansicht, lückenhaft und bald von dieser, bald von jener Seite her angemerkt haben, das hat er unter Einen Gesichtspunkt und in Ein System gebracht; und dieß ist es, was seine Ansichten, wenn wir auch dieselben, bey genauerer Prüfung, als falsch erkennen sollten, so lehrreich und so gewinnbringend für die Ausbildung der Wissenschaft macht. Ehe wir jedoch eine solche Prüfung versuchen, müssen wir nun noch den zweyten Gegensatz näher ins Auge fassen, in welchem der Verfasser (wie früher erwähnt worden) anderen Bearbeitern der Seelenkrankheitskunde sich entgegenstellt.

Der Verfasser erklärt sich nämlich nicht minder stark dagegen, daß der Irrenarzt auf das Vernunftleben für die Heilung einzuwirken habe. »Das Vernunftleben an sich ist über jedes Erkranken erhaben: es gibt keine von den höheren geistigen Gaben abzuleitende Ursachen der Seelenstörungen (Thl. II. S. 375). Wir haben (ebds. S. 418 ff.) die geistige Freyheit, die der Mensch als Gottesgabe und durch die Unterwerfung der Triebe unter das Gesetz der Liebe erwirbt, von der psychischen Freyheit zu unterscheiden, wenn sich auch diese »im Selbstbewußtseyn als den höchsten Akt der Naturthätigkeit darstellt.« Nur die letztere, dem Organismus angehörige Freyheit kann durch Krankheit verkümmert oder aufgehoben werden. Und eben so wenig kann auch das Selbstbewußtseyn gestört oder vernichtet werden; wo dieß so scheint, ist nur der organische Zustand abgeändert, welcher die Relation des Organismus zum Selbstbewußtseyn mittelst des Gedächtnisses rc. bedingt. »Es stellen sich nämlich in dem Selbstbewußtseyn die Veränderungen im Organismus, und hierunter auch die psychischen Vorgänge, nur unter gewissen obwaltenden Verhältnissen, dar, in welchen sich der Organismus an und für sich selbst und in Bezug auf die Einwirkungen, denen er unterliegt, befindet; und diesen gegebenen Verhältnissen entsprechen

zugleich die Formen der Darstellung. Aendern sich daher diese Verhältnisse ab, oder werden sie aufgehoben, so gelangen jene inneren Vorgänge entweder gar nicht, oder nur theilweise, oder in anderer Art, zum Bewußtseyn.« Durch solche nur scheinbare Störungen des Vernunftlebens also darf man sich nicht irre machen lassen. — Mittelbar aber kann dieses mit den Seelenstörungen in einen doppelten Zusammenhang treten. Einmal durch die Sünde: welche entsteht, wenn die menschliche Seele das ihr offenbarte göttliche Leben zurückweist, und den Dienst der Natur der angebotenen Gemeinschaft Gottes vorzieht (Thl. II. S. 313) »Wer sich (ebds. S. 378) dem Hochmuthe, dem Stolze, der Eitelkeit ergibt, oder Eifersucht, Haß, Geiz oder Habsucht in sich herrschend werden läßt, bey dem gestalten sich nicht nur die Verhältnisse des Organismus diesem gemäß, sondern er gibt auch der Möglichkeit einer völligen Zerrüttung desselben Raum, die von den auffallendsten Anomalien in den psychischen Erscheinungen begleitet seyn kann, wenn jene psychischen Thätigkeiten so überwiegend werden, daß das Gleichgewicht von dem Theile des Organismus aus, auf welchen sie zunächst sich beziehen, erschüttert, aufgehoben wird.« Zweytens tritt das höhere Leben mit den Seelenstörungen mittelbar in Verbindung, wenn der Mensch in Bezug auf dasselbe eine überspannte Aufgabe sich stellt, und mit einer Thätigkeit darnach strebt, welcher die Kräfte seines Organismus nicht gewachsen sind, wenn er z. B. in dem Streben nach dem Höheren von einer großen Liebe ergriffen wird, einen großen Entschluß in sich aufnimmt, einer großen Sehnsucht Raum gibt, oder auch zu einer tiefen Selbstverachtung und Reue, zum Entsetzen über seine innere Verderbtheit gelangt, und dabey seine organische Kraft so schwach ist, daß sie von so mächtigen geistigen Bewegungen eine Zerrüttung erfahren muß. Ein Verhältniß, welches dann auf gleiche Weise auch bey denen eintreten kann, die sich gewissen Verstandesthätigkeiten, z. B. bey der Lösung schwieriger Probleme in der Mathematik, Arithmetik, Mechanik überlassen, oder sich in Grübeleyen über Religionsmeinungen verlieren.

In beyden Fällen nun hat der Irrenarzt nicht unmittelbar auf das Vernunftleben, sondern nur darauf hinzuarbeiten, »daß er den Organismus wieder in einen Zustand versetze, in welchem derselbe sich in normaler Beziehung zu den ihm durch die Vernunft sich offenbarenden übernatürlichen Kräften befindet.« Er hat also allein mit der Anwendung und Leitung von Naturkräften zu thun; und sobald er diese Bahn verläßt, tritt er aus der ihm angewiesenen Sphäre hinaus (Thl. II. S. 389 — 90).

Allerdings nämlich kann die Sünde Ursache einer Seelenstörung seyn; aber doch sind die Gebiete beyder durchaus auf das strengste von einander geschieden (ebds. S. 376 ff.). Wie unzählige Male ganz unverschuldete Krankheiten das Verhältniß der Psyche zu den geistigen Kräften verrücken, und dieselben Formen von Seelenstörungen erzeugen, die wir in anderen Fällen durch eigene Schuld entstehen sehen, so bieten sich uns auch eben so viele Beyspiele dar, wo bey einem der Sünde geweihten Leben alle psychischen Kräfte, wenn nicht normal, doch konzentrisch wirken, und sonach nicht das mindeste demjenigen, was man gewöhnlich Irreseyn nennt, auch nur Aehnliche nachgewiesen werden kann. Es ist daher durchaus falsch, wenn man eine Identität der Sünde mit der, die krankhafte Störung im Organismus erzeugenden Verkettung von Naturwirkungen, oder daß alle Seelenstörungen in der Sünde ihren Ursprung haben, angenommen hat; und selbst wo diese mit jenen in Verbindung steht, liegt dem Arzte nur die Heilung der somatischen Krankheit ob, indem (Thl. I. S. 86), »wo keine organischen Störungen bestehn, die die prästabilirten Bedingungen der Vernunftherrschaft in der menschlichen Persönlichkeit aufheben, das Gesetz der moralischen Freyheit waltet, und alles, was unter diesem in der Seele, im Widerspruche mit der göttlichen Natur des Menschen, besteht und vorgeht, nicht in das Gebiet des Arztes gehört.«

Rec. nun kann mit diesem Gegensatze des Verfassers eben so wenig, wie mit dem erstgenannten, einverstanden seyn. Da sich die hiegegen zu richtende Kritik leichter und einfacher geben läßt, so stellen wir diese voran. Der Verfasser hat gewiß Recht, wenn er sich gegen die, noch in der neueren Zeit erst von Heinroth und Anderen höchst unwissenschaftlich behauptete Identität der Sünde mit den Seelenkrankheiten erklärt; und Rec. wünschte nur, daß dieß mit genaueren wissenschaftlichen Erörterungen über die Grundformen dieser beyden psychischen Gebilde geschehen wäre *). Eben so wahr ist, daß diese beyden Störungen des psychischen Lebens in sehr vielen, ja vielleicht in dem größeren Theile der Fälle, selbst in keinem ursächlichen Zusammenhange mit einander stehen. Aber hindert dieß, daß, wo ein solcher Zusammenhang sich findet, der Arzt eben sowohl der Sünde, der Ursache der Seelen-

---

*) Ueber die erwähnte Ansicht Heinroths vgl. m. die Rec. von dessen »Lehrbuch der Seelengesundheitskunde« im XXXI. Bande dieser Jahrbücher; über die verschiedenen psychischen Grundformen der Sünde und der Seelenkrankheiten des Rec. »Seelenkrankheitskunde, S. 371 ff.

kann es sich nicht eben so wohl auch umgekehrt verhalten: das Psychische die Substanz, oder das wahre Seyn und Werden, das Somatische Symptom oder Zeichen seyn? — Und auf gleiche Weise verhält es sich dann auch mit der Konstruktion der mit Entwicklungen beyder zugleich sich beschäftigenden Wissenschaften, z. B. der Seelenkrankheitskunde. Der Verfasser zeigt ein sehr lobenswerthes Bestreben, für die letztgenannte Wissenschaft, an die Stelle der bunten Mischung von psychischen und somatischen Erscheinungen, eine durchaus gleichartige Reihe von Erscheinungen zu gewinnen. Daß dieß nothwendig sey, wenn die Seelenkrankheitskunde wahrhaft Wissenschaft werden soll, darin stimmt Rec. mit dem Verfasser vollkommen überein. Aber wie folgt nun hieraus, daß diese Erscheinungsreihe somatischer Art seyn müsse? Vielleicht ist auch hier das Entgegengesetzte das Rathsamere. Es kommt hiefür gar nicht darauf an, ob die entfernte Ursache der psychischen Störungen in der Seele oder in dem Leiblichen liege, und ob man für ihre Heilung psychische oder somatische Mittel anzuwenden habe; vielmehr werden alle Unparteyischen bey genauerer Prüfung übereinstimmen, daß in verschiedenen Fällen diese oder jene Ursachen Statt finden, und daß man für die Heilung weder Arzneymittel noch seelenartige Einwirkungen zu vernachläßigen habe. Sondern die Frage ist nur die: wie haben wir uns, bey dem Stattfinden von beyderley Ursachen und bey dem Gebrauche von beyderley Mitteln, den Erfolg zu konstruiren, um eine wissenschaftlich klare und bestimmte Einsicht in denselben zu gewinnen? Und wenn, für die Darstellung einer einzigen gleichartigen Reihe von Erscheinungen, die Uebersetzung des Psychischen in das Somatische, oder des Somatischen in das Psychische, nothwendig ist: welche dieser Uebersetzungen ist die zweckmäßigere? welche verschafft uns eben eine wissenschaftlich klarere und bestimmtere Einsicht?

Freylich ist die von dem Verfasser gewählte Uebertragung, das Streben, das Psychische durch die parallelen somatischen Zustände und Entwicklungen aufzufassen und zu begreifen, die unter den Aerzten bey Weitem gewöhnlichere. Unsere Einsicht in die Natur der Seelenkrankheiten, meint man, sey gänzlich abhängig von unserer Einsicht in die Natur des Gehirnes, der Leber, der Gedärme ꝛc.: darauf zielen die Menge von Leichenöffnungen, die Menge von Ausmessungen der Schädel, der Körperverhältnisse ꝛc. an Irren. Wenn man die den Seelen-

krankheiten parallelen organischen Störungen vollständig kennen gelernt habe, dann, rühmt man, werde man auch eine anschauliche Erkenntniß von jenen und von ihrer Heilung besitzen. — Aber wo sind die Früchte dieser so vielfachen, so angestrengten Bemühungen? Ist man wohl durch dieselben auch nur Einen Schritt weiter gekommen? und ist jene gepriesene Anschaulichkeit bis jetzt mehr, als ein rein erdichtetes Ideal? Rec. kann sich in dieser Hinsicht ganz auf die Zeugnisse der Aerzte selber berufen, von welchen auch das vorliegende Werk einige sehr merkwürdige beybringt. »Unbekannt (so klagt der Verfasser Thl. I. S. 86 in Bezug auf die Heilung der Seelenkrankheiten) sind uns aber noch fast durchaus die inneren, im Organismus liegenden Gesetze, nach welchen diese günstige Veränderung erfolgt, die organischen Gebilde, welche hier im Ganzen und bey jeder Gemüthsthätigkeit insbesondere interessirt sind, und die Veränderungen, welche sie bey der Rückkehr zur Gesundheit erfahren.« Ein sehr großes Gewicht hat man bekanntlich auf die Größenverhältnisse einzelner Theile des Gehirns und des Rückenmarkes, auf die Derbheit oder Weichheit der ganzen Masse, auf ihre sichtbarere Durchwebung mit Blutgefäßen, auf die kopiösere Ausscheidung seröser Feuchtigkeiten in den Hölen oder auf den äußeren Flächen dieser Gebilde ꝛc. gelegt. Aber können diese Unregelmäßigkeiten (fragt der Verfasser Thl. II. S. 351) nicht eben so wohl, wie ähnliche Abweichungen bey anderen Organen, zur relativen Gesundheit und normalen Darstellung für einzelne Subjekte gehören? »Oder warum sollte es nicht eben sowohl normal stärker absondernde Wandungen der Gehirnhölen, wie einen an dieser oder jener Stelle stärker absondernden Theil des Hautorganes geben? Warum sollte nicht ein Individuum von dem anderen zu seiner Darstellung des Typus und zur Erzielung der inneren organischen Verhältnißmäßigkeit, eben so wohl kleinere oder größere Gehirnhölen erfordern, wie ein anderes ausgebildetere, geräumigere Nasenhölen oder Urinwerkzeuge erfordert?« — Es ist bekannt, daß die Leichenöffnungen, so wie überhaupt die Bestrebungen, die Seele als ein Produkt des Leiblichen aufzufassen, nirgend eifriger betrieben worden sind, als bey den Franzosen, deren ganze neuere Philosophie ja diese Richtung genommen hat. Welches sind nun die glänzenden Resultate, welche wir in Bezug hierauf bey Esquirol in der von dem Verfasser mitgetheilten Abhandlung finden? »Die Leichenöffnungen (lesen wir Thl. I. S. 350 f.) haben in Bezug auf den Sitz der Krankheit bey den Seelenstörungen noch nichts Zuverläßiges gelehrt. ... Die Veränderungen, welche man in der Brusthöle, im Unterleibe und in der Beckenhöle antrifft, sind offenbar in vielen Fäl-

len von der Seelenstörung unabhängig. ... Alle organischen Fehler, die man bey den Irren wahrgenommen hat, finden sich auch bey anderen Subjekten, die nie an einer Seelenstörung litten. Viele Leichenöffnungen von Irren haben gar keine körperliche Veränderung von irgend einer Art gezeigt. Die Pathologie zeigt uns jeden Theil des Gehirns und seiner Hüllen verändert, vereitert, zerstört, ohne einen Fehler in den Geistesverrichtungen.« Hufeland fand vor Kurzem bey einer Leichenöffnung den Schädel, wie eine leere Büchse, ohne alles Gehirn, bey einem Menschen, der bis zu seinem Tode nicht die mindeste Seelenstörung gezeigt hatte [1]). — Diese merkwürdigen Zeugnisse aus dem vorliegenden Werke würden sich leicht durch viele andere gleichlautende aus den Werken anderer erfahrungsreicher Aerzte vermehren lassen, wenn die dieser Beurtheilung gesteckten Gränzen die Anführung derselben verstatteten [2]). Wenn aber alle diese angestrengten Bemühungen um eine somatische Theorie der Seelenkrankheiten bis jetzt noch nicht die mindeste Frucht getragen haben: warum versucht man es nicht mit der entgegengesetzten Uebertragung? da doch, wie oben bemerkt, die Erfahrung nur die Parallele des Psychischen und Somatischen uns vergewissert, und also eben so wohl die Seele die Grundlage des Körperlichen, die Substanz oder das wahre Seyn desselben, als umgekehrt, seyn kann.

Man sieht leicht ein, daß hierüber nur eine tiefer eingehende philosophische Untersuchung entscheiden kann; und der Mangel an einer Grundlage dieser Art ist es denn, welcher dem vorliegenden Werke den Werth schmälert, welchen es sonst, von Seiten der Gründlichkeit und des Scharfsinns der darin mitgetheilten Erörterungen, behaupten würde. Nur die Philosophie kann entscheiden, ob (wie der Verfasser behauptet) die Seele nur Symptom der organischen Entwicklung, oder ob nicht vielmehr die organische Entwicklung Symptom der psychischen Entwicklung oder einer Entwicklung von dieser ähnlichen Kräften, und ob eine klare wissenschaftliche Einsicht in die Entstehung, den Verlauf und die Heilung der Seelenkrankheiten von einer psychischen oder von einer somatischen Theorie zu erwarten sey: und die Philosophie entscheidet, nach des Rec. fester Ueberzeugung, gegen den Verfasser des vorliegenden Werkes. Die

---

[1]) Vgl. Dr. J. Ennemoser: Ueber die nähere Wechselwirkung des Leibes und der Seele ꝛc., Bonn 1825, S. 161.

[2]) M. vgl. des Rec. »Seelenkrankheitskunde,« S. 4 ff.

Belege hiefür kann diese Beurtheilung natürlich nur in den allgemeinsten Umrissen geben; aber in diesen wenigstens eine Mittheilung derselben zu versuchen, glaubt Rec. der ausnehmenden Wichtigkeit dieses Streitpunktes nicht nur für die Förderung der Wissenschaft, sondern auch für das, von der Vollkommenheit dieser abhängige, Schicksal unzähliger Unglücklichen schuldig zu seyn.

Wir besitzen von uns selber, so wie überhaupt von dem menschlichen Seyn, eine zweyfache Erkenntniß: die sinnliche, deren Gegenstand wir unseren Leib, und die Erkenntniß durch das Selbstbewußtseyn, deren Gegenstand wir unsere Seele nennen. Das Verhältniß zwischen beyden zu bestimmen, ist von jeher für eines der wichtigsten, aber auch der schwierigsten Probleme der Philosophie gehalten worden, weil dieselben in der Art, wie sie in den bezeichneten Erkenntnissen gegeben sind, eine so durchaus verschiedene Natur zeigen, daß gar keine Gemeinschaft zwischen ihnen möglich scheint, und doch die Erfahrung in jedem Augenblicke die innigste Gemeinschaft zwischen ihnen nachweist. Wie ist es möglich, fragte man, daß ein so rein geistiges Seyn, wie unser Wille, die grobe Materie der Glieder unseres Leibes in Bewegung setze? und wie kann auf der anderen Seite eine rein leibliche Affektion (unseres Auges, unseres Ohres 2c.) ein geistiges Sehen oder Hören erzeugen? — Nach vielfachen vergebenen Versuchen, dieses Räthsel aufzulösen, deren vorzüglich in der neueren Zeit mehrere sehr verschiedenartige schnell auf einander gefolgt sind, scheint man jetzt diese Lösung für unmöglich zu halten, und wo es nöthig ist, einer wissenschaftlichen Konstruktion die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Seele und Leib zum Grunde zu legen, hat man sich gewöhnt, dieselbe nach Gutdünken und ohne alle wissenschaftliche Begründung sich zu erdichten oder zu erklügeln.

Aber sollte wohl die Lösung dieser Aufgabe in Wahrheit so unmöglich seyn? — Man fasse nur dieselbe tiefer, und wahrhaft philosophisch. Seele und Leib erkennen wir durch zwey ganz von einander verschiedene Wahrnehmungsarten. Stellen aber auch wohl diese das in ihnen erkannte Seyn auf die gleiche Weise dar? Und wenn nicht: machen wir uns nicht bey der unmittelbaren Beziehung beyder auf einander desselben, ja eines weit größeren Irrthums schuldig, als wenn Jemand einen Theil eines chemischen Prozesses durch eine stark vergrößernde Luppe, oder durch gefärbte Gläser, den anderen mit unbewaffneten Augen beobachtete, und nun die Mißverhältnisse und Färbungen dieser beyden Wahrnehmungen zur Erklärung für

einander anwenden wollte? Das irrationale Verhältniß zwischen Seele und Leib mag vielleicht gar nicht in dem Seyn derselben, sondern nur in der verschiedenen Natur der sie auffassenden Wahrnehmungen begründet seyn. Wie verhalten sich also diese zu dem wahrgenommenen Seyn?

Die sinnlichen Wahrnehmungen entstehen durch die Einwirkungen der Dinge auf unsere sinnlichen Vermögen; und müssen also, als aus diesen beyden Elementen zusammengesetzt, die Natur der letzteren nicht weniger, als die Natur der ersteren in sich abspiegeln. Sie geben uns also allerdings etwas von den Dingen, und es ist durchaus falsch, wenn Skeptiker und Idealisten dieses Verhältniß so gedeutet haben, daß uns alle Gemeinschaft mit dem Außenseyn abgeschnitten, und die Wahrnehmungen ein reines Erzeugniß unseres eigenen Inneren seyen; aber da wir die in den Wahrnehmungen enthaltenen, objektiven und subjektiven Elemente nicht rein von einander zu scheiden vermögen, so gewinnen wir unstreitig auf diese Weise keine Kenntniß von demjenigen, was die Dinge an und für sich, und in ihrem eigenen Seyn sind. Die Anschauung der Farbe, der Gestalt rc. einer Blume enthält ein Etwas von dem Seyn der Blume, gibt uns aber nicht das Seyn derselben in seiner Wahrheit. Vielmehr besteht ihr wahres Seyn in der Gesammtheit der Kräfte, die ihre organische Entwicklung bestimmen, und welche, außerdem daß sie auf unsere Sinne für die Erzeugung der sinnlichen Wahrnehmungen wirken, noch gar manche andere Wirkungen und Zustände, innere und äußere, bedingen. Ganz auf gleiche Weise nun verhält es sich auch mit den Wahrnehmungen von unserem eigenen Leibe. Sie sind Wirkungen des Seyns desselben auf unsere Sinne, aber nicht dieses Seyn selber; welches uns durch keine sinnliche Wahrnehmung dargestellt werden kann; sondern als das diesen Wahrnehmungen zum Grunde liegende Seyn haben wir unsere thierischen Lebenskräfte zu denken, welche, in ihren verschiedenen Graden von Kräftigkeit, Lebendigkeit, Erregtheit rc. unter Anderem auch auf unsere Sinne zur Erzeugung jener Wahrnehmungen sich wirksam erweisen.

Ganz anders verhält es sich mit den Wahrnehmungen unseres Selbstbewußtseyns. Hier ist keine solche Vermittlung, kein solcher fremdartiger Zusatz gegeben, wie bey den sinnlichen Wahrnehmungen: die Thätigkeiten und Zustände unserer Seele werden von uns unmittelbar durch sie selber, und daher völlig rein vorgestellt. Die Annahme solcher fremdartigen Zusätze (wie wir dieselben z. B. bey Kant finden)

zeigt sich bey genauerer Beobachtung (wie hier nicht weiter entwickelt werden kann) als durchaus irrig. Durch diese Erkenntnißweise erhalten wir also das Seyn, wie dasselbe an und für sich selber, und unabhängig von unserem Erkennen ist. — Und fragen wir nun weiter: woher denn die Annahme jener thierischen Lebenskräfte, welche wir als das wahre Seyn unseres Leibes erkennen: so finden wir, sie sind nach der Analogie mit denjenigen Kräften gebildet, welche sich in der unmittelbaren Anschauung unseres Seelenseyns wirksam zeigen. Wir nehmen sie nicht wahr durch die Sinne, aber wir fühlen uns (auf eine Weise, welche ebenfalls hier nicht bestimmter erörtert werden kann) genöthigt, sie den sinnlichen Wahrnehmungen, als ihre wahre Substanz, zum Grunde zu legen. — Von unserem Leibe haben wir demnach eine zwiefache Anschauung: die sinnliche, und die das Seyn desselben nach den Entwicklungen und Zuständen seiner Lebenskräfte konstruirende. Die letztere, oder seine wahre Anschauung, ist ganz den Anschauungen von unserer Seele analog; und die früher erwähnte Ungleichartigkeit zwischen Seele und Leib löst sich also für den tiefer blickenden Forscher in einen bloßen Schein, in eine Ungleichartigkeit, nicht ihres Seyns, sondern nur ihrer Erkenntnißweise, auf. Vielleicht daß (wie der Verfasser behauptet — wie aber in der Erfahrung noch nicht vollständig nachgewiesen werden kann) diese zwiefache Anschauung auf das gesammte Seelenseyn auszudehnen ist, d. h. daß bey gehöriger Bewaffnung unserer, bey den bisherigen Bewaffnungen zu stumpfen Sinne, auch alle seelenartigen Entwicklungen, bis zu dem abstraktesten Denken hinauf, auf unser Auge wirken, und also leiblich anschaubar seyn werden. Aber gesetzt, dieß wäre der Fall, so würden wir doch hierdurch nur eine andere Anschauung, und zwar eine weniger wahre (man wird diesen Ausdruck, nach dem vorher Erinnerten, verstehen) von demjenigen erhalten, wovon wir schon eine wahre Anschauung in dem unmittelbaren Selbstbewußtseyn besitzen.

Hätten wir von jeder leiblichen und seelenartigen Entwicklung die bezeichnete zwiefache Anschauung, so würden wir nach jeder dieser Anschauungsweisen eine Theorie oder Wissenschaft des menschlichen Seyns und Werdens entwerfen können. Beyde Theorien würden, vermöge der verschiedenartigen Natur der ihnen zum Grunde liegenden Erkenntnißweisen, selber durchaus verschiedenartig seyn, und in keinem Gliede unmittelbar, sondern nur in so weit für einander zur Erklärung dienen können, als dieses Glied, vermöge der sonst beobachteten Parallele, ein sicheres Zeichen wäre für ein bestimmtes Glied der anderen Reihe;

und es ist vollkommen widersinnig, wenn man nicht selten meint, man werde durch die dem Denken parallelen Bewegungen der Gehirnfibern das Denken zu begreifen im Stande sey. Aber beyde Theorien würden, unter der bezeichneten Bedingung, innerhalb ihrer selber die Vollständigkeit und Klarheit gewinnen können, welche man mit dem Namen der wissenschaftlichen bezeichnet. Nun aber finden wir durch den wirklichen Zustand des menschlichen Erkennens die bezeichneten Bedingungen nur sehr unvollkommen erfüllt (wie verhält es sich also in dieser Hinsicht mit der Seelenkrankheitskunde, welche Vorgänge von beyderley Art, seelenartige und leibliche, in Betracht zu ziehen hat, und für deren Klarheit es doch nothwendig ist, beyde nach Einer Anschauungsweise aufzufassen?). Welche Anschauungsweise sollen wir vorziehen für die Konstruktion dieser Wissenschaft? Sollen wir die gewöhnlich seelenartig betrachteten Erfolge leiblich, oder die gewöhnlich leiblich betrachteten Erfolge seelenartig fassen?

Der Verfasser des vorliegenden Werkes entscheidet sich (wie früher gezeigt worden) mit dem bey Weitem größeren Theile der Aerzte aller Völker, für das Erstere, und hat sich das Verdienst erworben, die bisher nur zerstückelt aufgestellten Anforderungen an eine Theorie dieser Art vollständig zusammengestellt, und zu einem in sich konsequenten wissenschaftlichen Ideale ausgebildet zu haben Aber Rec. hat schon vorher seine Zweifel gegen die Verwirklichung dieses Ideales geäußert. Die den höheren seelenartigen Entwicklungen entsprechenden organischen Veränderungen kennen wir gar nicht, und haben auch bis jetzt noch gar keine Aussicht, dieselben kennen zu lernen. Wenn wir, trotz aller auf Untersuchungen dieser Art verwandten Zeit und Kräfte, auch noch nicht eine einzige organische Abweichung nachzuweisen vermögen, welche sich konstant, oder in einzelnen Fällen, bey Seelenkranken, und nicht eben so auch bey solchen fände, an denen man nie eine Seelenstörung wahrgenommen hat: was können wir von dem weiteren Verlaufe dieser Untersuchungen hoffen? — Eines der wichtigsten Momente, für die Heilung nicht weniger, als für die Erkenntniß der Seelenkrankheiten, ist unstreitig eine gründliche, nach ihrer Natur, nach ihrem inneren Wesen entworfene Eintheilung. Der Verfasser will dieselbe, wie sich von selbst versteht, nach den organischen Störungen entworfen haben. Es würde unzweckmäßig seyn (sagt er Thl II. S. 366), jene wechselnden Zusammensetzungen der anomalen psychischen Erscheinungen, von der eigentlichen Krankheit absehend, wieder als besondere Krankheiten nosologisch bestimmen, und unter eigenen Benennungen im Sy-

steme aufführen zu wollen. Die psychischen Störungen sind Symptome wie alle andere, »und (ebend. S. 44) so wie bey gewissen chronischen Krankheiten der Unterleibsorgane, womit eine anomale Thätigkeit des Hautorgans verknüpft ist, die sich durch eine schwärzliche Färbung und durch einen eigenthümlichen Geruch der Ausdünstung kund gibt, die veränderte Sekretion nur ein Resultat und eine Erscheinung des vorhandenen Krankheitszustandes ist, dessen Wesen darnach nicht bestimmt werden kann; eben so verhält es sich auch mit den schwermüthigen uhd düsteren Gedanken, dem Lebensüberdrusse ꝛc., die diese organischen Leiden so häufig als Symptome begleiten, und deren Zusammensetzung wir Melancholie nennen. — Aber zuerst: wo haben wir eine Eintheilung der Seelenkrankheiten nach jenen organischen Störungen, ja auch nur einen Versuch dazu? Der Verfasser lehnt (Thl. II. S. 272) die Aufstellung einer solchen von sich ab; er habe nur die Wegweisung dazu geben wollen; für die Erreichung dieses Zieles bedürfe es noch erst einer vielseitigen und langjährigen Beobachtung. Aber hat sich nicht von jeher, und vorzüglich in der neueren Zeit, die Beobachtung nach dieser Seite bey weitem mehr, als nach der psychischen, gewandt? Und gleichwohl fehlt es uns hier nicht an Eintheilungen, welche, wenn auch freylich keine vollkommen den Anforderungen der Wissenschaft entsprechen möchte, doch sehr instruktiv, von dieser oder jener Seite, die Natur der Seelenkrankheiten aufklären. Hierzu kommt dann zweytens, daß uns die oben in ihren Umrissen mitgetheilte philosophische Untersuchung als das wahre Verhältniß ganz das Gegentheil von demjenigen nachgewiesen hat, welches von dem Verfasser überall als das Verhältniß zwischen dem Somatischen und Psychischen zum Grunde gelegt wird. Nicht die Seele ist bloßes Symptom, Zeichen des Leibes, sondern vielmehr die leiblichen Wahrnehmungen sind bloße Symptome, Zeichen des psychischen Seyns oder der ihm analogen thierischen Lebenskräfte, bloße Wirkungen derselben auf unsere Sinne, und zwar solche Wirkungen, solche Symptome, von welchen sehr zweifelhaft ist, ob selbst ihre vollständigste und klarste Erkenntniß zu einer vollständigen, auch nur symptomatischen Theorie der Seelenkrankheiten taugen würde. Denn geben uns auch die leiblichen Wahrnehmungen freylich ein Etwas von den wahrgenommenen Dingen, so ist dieß doch vielleicht ein sehr unbedeutendes Etwas; und es ließe sich gar wohl denken (was durch die oben angeführten Resultate der Leichenöffnungen ꝛc. selbst wahrscheinlich wird), daß gerade die wichtigsten Seelenveränderungen gar nicht, oder doch nur sehr unvollkommen, auf unsere

Sinne zu wirken geeignet wären, und also gar keine leiblichen Symptome hätten, während unseren Sinnen als eine sehr bedeutende Veränderung und also als ein sehr bedeutendes Symptom sich ankündigte, was als psychische Veränderung oder als Veränderung des Seyns an sich kaum der Rede werth wäre.

Nach allen diesen Gründen kann man nicht zweifeln, daß es ein sehr bedeutender Gewinn für die Seelenkrankheitskunde, als Wissenschaft, und für die hierauf gegründete Praxis seyn würde, wenn eine durchaus psychische Konstruktion derselben gelänge, in welcher auch die dabey vorkommenden leiblichen Veränderungen nach einer, der psychischen analogen Anschauungsweise, oder nach den Zuständen und Thätigkeitsäußerungen derjenigen thierischen Lebenskräfte in Rechnung gebracht würden, welche den leiblichen Anschauungen als ihr wahres Seyn und Werden zum Grunde liegen. Nur so würden wir erkennen, was bey der Entwicklung der Seelenkrankheiten eigentlich geschieht, und was wir bey unserem Heilverfahren eigentlich thun, während uns eine Aufzählung der leiblichen Veränderungen nur lückenhafte und gewissermaßen unwahre Symptome gibt. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß bey dem jetzigen Stande der Psychologie die psychologischen Anschauungen großentheils noch eine geringere Klarheit (wenn auch eine höhere Wahrheit) haben, als die leiblichen Gesichtsanschauungen. Aber dieß ist allein daraus abzuleiten, daß die Psychologie überhaupt noch in ihrer Kindheit sich befindet, und bisher nach einer sehr unvollkommenen Methode bearbeitet worden ist; an und für sich aber sind die Vorstellungen des unmittelbaren Selbstbewußtseyns einer noch größeren Klarheit, als die Gesichtsvorstellungen, fähig, und werden auch dieselbe, bey Anwendung der richtigen Methode, in sehr kurzer Zeit erhalten. Die Entwicklungen der thierischen Lebenskräfte können wir freylich nicht unmittelbar wahrnehmen, sondern nur erschließen und in analogen Anschauungen vorstellen; aber für diese Schlüsse sind uns meist ziemlich vollständige Prämissen gegeben, und das analoge Vorstellen ist einer bedeutenden Annäherung fähig. Ist man bisher unter den Aerzten anderer Meinung gewesen, so erklärt sich dieß leicht daraus, daß die Aerzte täglich, ja stündlich, mit leiblichen Anschauungen zu thun haben, um seelenartige aber, und um die diesen analogen Vorstellungen von den Zuständen der Lebenskräfte meistentheils sich nicht kümmern: woraus denn nothwendig für jenes Vorstellen eine sehr bedeutende Klarheit, für dieses eine völlige Unklarheit hervorgehn muß; in der Natur beyder Vorstellungsweisen aber ist eher das umgekehrte Verhältniß begrün-

det. Dazu kommt, daß genaue Beobachtungen unzweifelbar zeigen, die Entwicklungsgesetze des Seelenseyns seyen auf ganz gleiche Weise auch die Entwicklungsgesetze der thierischen Lebenskräfte; und daß wir also bey dieser Anschauungsweise nicht nur eine in allen ihren Gliedern (so weit es für unseren Zweck nöthig) gleichartige Reihe von Erfolgen, sondern auch einen gleichen Fortschritt von einem Glied zum anderen, eine gleiche Form des Werdens, erhalten. Und überdieß eine solche Form des Werdens, daß man die ursächliche Verknüpfung desselben vollständig einzusehen, und das Produkt aus seinen Faktoren zu konstruiren und zu begreifen in den Stand gesetzt werde. Alle auf sinnliche Wahrnehmungen gegründete Naturwissenschaften sind in dieser Hinsicht mangelhaft: wir müssen bey jedem Gliede einer Kausalreihe von vorn anfangen zu lernen. Wir gießen zwey rothe Flüssigkeiten zusammen, und es entsteht eine schwarze, oder zwey schwarze, und es entsteht eine rothe; die Anschauung der Asche ist ganz verschieden von den Anschauungen des Holzes und der Flamme; kurz überall das Produkt seinen Faktoren ungleich. Natürlich, weil unsere sinnlichen Wahrnehmungen nur zufällige Symptome, Wirkungen der Außendinge auf unsere Sinne sind, deren Wirkungsverhältniß sich verändern kann. Ganz anders, wo das wahre Seyn unserer Anschauung vorliegt. Die Anschauung des Urtheils enthält nicht mehr und nicht weniger, als die Anschauung der zu seiner Bildung zusammengeflossenen Subjekt- und Prädikatvorstellungen; das in seiner Klarheit gesteigerte oder lebendiger angeregte Gefühl spiegelt das noch nicht gesteigerte und die zu dieser Steigerung hinzugeflossenen Elemente rein und unverfälscht in uns ab. Eine psychische Konstruktion der Seelenkrankheiten also, und nur diese, wird uns zugleich den ursächlichen Zusammenhang der Veränderungen, in den thierischen Lebenskräften nicht weniger, als in den eigentlich seelenartigen Erscheinungen, für eine klare Einsicht vor Augen legen; und da das Heilverfahren in nichts anderem bestehen kann, als in der Verhütung oder Beschränkung der ungünstigen, in der Herbeyführung, Vervielfachung und Steigerung der günstigen Entwicklungen: so werden wir hierdurch auch für die Heilung der Seelenkrankheiten alle die Unterstützung erhalten, welche ein gründliches Wissen nur irgend gewähren kann *).

*) Die weitere Ausführung dieser hier nur angedeuteten Sätze, so wie die metaphysische Begründung derselben, findet man in einer von dem Rec. vor Kurzem unter dem Titel: »Das Verhältniß von Seele und Leib« (Göttingen 1826), herausgegebenen Schrift.

Ja selbst für die rein somatischen Krankheiten ist nur von der Anwendung dieser, der psychologischen analogen, Konstruktion ein wahres Wissen zu hoffen. Annäherungen hierzu finden sich bey allen, welche die Heilkunde mit philosophischem Geiste behandelt haben. Aber die hierüber aufgestellten Ansichten bedürfen noch einer durchgreifenden Berichtigung. Man findet nicht selten die sogenannte materielle Ansicht so gegen die dynamische gestellt, daß man behauptet, beyde müßten, als gleich wahr, für die Erklärung der Erscheinungen neben einander angewendet werden. Alles Seyn nämlich bestehe aus der Materie und aus den derselben inwohnenden Kräften, und so könne demnach z. B. eine Störung des Organismus in dem einen oder in dem anderen ihren Grund haben. Allerdings sind beyde Ansichten wahr; aber die dynamische allein ist reell wahr (d. h. für das Seyn des Leibes, wie dasselbe an und für sich selber ist und wird), die materielle nur menschlich wahr (d. h. für unser sinnliches Vorstellungsvermögen). Reell existiren nur die (wirksamen oder nicht wirksamen) Kräfte, die materiellen Anschauungen sind nur Symptome von den Wirkungen und Zuständen dieser Kräfte; und nur indem wir nach Anleitung jener Symptome diese Wirkungen und Zustände uns konstruiren, vermögen wir den Verlauf und die Heilungsmomente der Krankheit mit der Klarheit und Genauigkeit einzusehen, welche der Wirksamkeit des Arztes die erforderliche Sicherheit verleihen. Dabey wird auch hier, wenn man sich nur erst an eine strenge Konstruktion nach dieser Methode gewöhnt hat, die Einstimmigkeit der eigentlich psychischen und der thierischen Entwicklungsgesetze uns unübersehbare Vortheile gewähren *). — — —

Nach diesen Bemerkungen gehen wir nun zur Darlegung der Ansichten des Verfassers über das zweyte seiner Hauptprobleme: über die besonderen Bestimmungen der Parallele zwischen Leib und Seele, fort. Trotz unseres Gegensatzes in Bezug auf das erste Hauptproblem, können wir ihn hier ohne alle Entfremdung bey seinen Untersuchungen begleiten: denn die genaueren Bestimmungen dieser Parallele sind ganz unabhängig von der Frage, welches Glied derselben als das eigentlich Seyende, welches als ein Accidens oder Symptom des anderen zu betrachten sey.

Der Verfasser erklärt sich entschieden gegen die Meinung, daß das Gehirn vorzugsweise ein eigen-

*) Eine genauere Entwicklung dieser so überaus wichtigen Verhältnisse findet man in der so eben angeführten Schrift, S. 216 ff. und S. 288 ff.

thümliches Organ aller psychischen Erscheinungen sey. Seine Polemik beginnt schon in den Abschnitten, wo er von den psychischen Eigenschaften der Thiere redet. Abstrahirt man auch (sagt er Thl. II. S. 122 ff.) füerst von der Frage, ob die Gallische oder eine ihrer Tendenz nach verwandte Gehirnorganenlehre bey den höheren Ordnungen der Thiere in der Erfahrung begründet sey, so wird man dieß doch geradezu hinsichtlich der Insekten und aller tiefer als diese stehenden Thierklassen läugnen müssen, denen ja das Gehirn ganz mangelt. Und doch, finden sich nicht auch bey diesen Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Kombinationsvermögen, List, Muth, Rachsucht, Jungenliebe und alle übrigen Darstellungen psychischer Eigenschaften, die wir bey jenen Thierklassen beobachten? Oder was läßt sich mit Grund anführen, das die Psyche dieser Thiere tiefer, als die verschiedener Vögel und Mammalien zu setzen uns berechtigen könnte? Der Verfasser erörtert dieß durch viele interessante Beyspiele, vorzüglich aus Kirby und Spence An introduction to entomology. Wir können daher, schließt er, die Theorie Gall's hierüber nur für ein Phantasiegebäude, für eine »thenere Fabel« gelten lassen. Es könnte eben so wohl (Thl. II. S. 132) ein zweyter Seher gleicher Art kommen, der in einem gleich voluminösen Werke, mit prachtvollen Kupfern geschmückt, darthäte, wie das Herz dasjenige Gebilde sey, auf dessen Bau und organischer Wirksamkeit alle Erscheinungen des psychischen Lebens beruhen, wie die allmälichen Steigerungen dieses Lebens, durch alle Thierklassen von unten hinauf, augenscheinlich der höheren Ausbildung des Herzens Stufe für Stufe folgen, und das menschliche Herz in den wichtigsten Beziehungen auf der höchsten Stufe dieser Ausbildung stehe; von welcher Bedeutung die verschiedenen Theile desselben in dieser Hinsicht seyen: die Ohren, die Kammern, die Wände, die Papillen, die Balken, die Klappen, die Taschen ꝛc. Ein dritter Seher könnte die Haut als das Hauptorgan der psychischen Thätigkeiten demonstriren; ein vierter statt der Kranioscopie eine Gastrohaptie einführen: gewiß ist eine dieser Behauptungen in eben dem Maße, wie die andere, gegründet. Hat man doch wirklich (Thl. II. S. 220) bis zu den Zeiten Plato's, und noch später, die Quelle der psychischen Erscheinungen hauptsächlich in dem Herzen, in der Präkordialgegend, in der Leber, in den Nieren ꝛc. suchen zu müssen geglaubt, so daß Jahrtausende vergingen, ehe man das Gehirn in dieser Beziehung fast nur genannt hat. Warum sollten wir nicht annehmen dürfen, daß jene organischen Systeme in gleichem Maße, oder vielleicht in noch höherem, die Träger der psychischen Phänomene seyen? Ist nicht z. B. durch unzählige Er-

fahrungen bestätigt, daß ein Thier, nachdem es kastrirt ist, anders vorstellt, empfindet und begehrt, als vorher? so wie überhaupt für die psychische Bedeutung des Gehirns (Thl. II. S. 137) »ungleich weniger und ungleich minder zuverläßige Thatsachen« sprechen.

Der Verfasser prüft hierauf die Gründe genauer, welche man für die letztere Meinung angeführt hat. Mit der Behauptung von der steigenden Ausbildung des Gehirns und der Nerven wird ein unsäglicher Mißbrauch getrieben: indem man ohne allen Beweis für ein Auf- oder Absteigen ausgibt, was vielleicht nur Verschiedenheit ganz anderer Art ist. Ueberdieß finden wir bey manchen Thieren, deren Gehirn- und Nervenleben auf einer sehr niedrigen Stufe steht, die bewunderungswürdigsten psychischen Erscheinungen, und mit dem Gehirne zugleich verändern andere Organe nicht minder ihre Bildung und Lebensthätigkeit. Daß für Empfindung und Bewegung eine ununterbrochene Nervenverbindung zwischen irgend einem Theile des Körpers und dem Gehirne nöthig ist, beweiset noch nichts; denn können nicht hier das Gehirn und die Nerven nur als Hülfsorgane für andere Organe wirken, zu denen dann jene psychischen Erscheinungen in unmittelbarer Beziehung stehen? Auch lehrt die Erfahrung, daß die organische Beschaffenheit und Wirksamkeit des Herzens, der Blutgefäße, der Leber, der Genitalien rc. einen wenigstens nicht minder großen Einfluß auf die Natur und eigenthümliche Gestaltung der Willenskraft zeigen. Der ununterbrochene Zusammenhang aller Nerven mit dem Gehirn und Rückenmark erweiset noch kein Entspringen jener aus diesen, und noch weniger das in diesem ausschließlich dominirende psychische Leben. Und was endlich will man aus den Empfindungen im Gehirne bey gewissen psychischen Vorgängen schließen? Van Helmont bezog, als er eine starke Dosis Napellum verschluckt hatte, mehrere Stunden lang die Empfindungen des Denkens auf die Magengegend; manche Menschen haben beym Nachsinnen eine Empfindung in der Gegend des Nackens, welche bey größerer Anstrengung bis zu lebhaftem Schmerze steigt; ein Beamter aus des Verfassers Bekanntschaft fühlte sich bey unangenehmen Geistesarbeiten von einem Jucken über den ganzen Körper, ohne alle bemerkbare Veränderung des Hautorgans, befallen, welches sogleich nachließ, sobald er von jener unangenehmen Arbeit befreyt worden war (Thl. II. S. 142). Alles dieß führt uns zu dem Resultate, daß schwerlich irgend ein Punkt im Organismus als gleichgültig für das psychische Leben angesehen werden darf: vor Allem bey den Thieren, welche recht eigentlich (ebds. S. 150) mit allen ihren Adern, Nerven und Muskeln hassen und lieben, begehren und verabscheuen, denken und wollen.

Noch mehr ins Einzelne geht der Verfasser in dieser Untersuchung ein, wo er von den psychischen Eigenschaften des Menschen spricht. Er stellt zuerst (S. 168—92) die Stimmen der neuesten Forscher darüber zusammen: die Ansichten Sömmerings, Reils, von Walthers, Magendie's, Galls, Hartmanns, Rudolphi's, Neumanns, C. G. Carus, welche sämmtlich, mehr oder weniger entschieden, für die ausschließliche Parallelisirung des Gehirns und der Nerven mit dem psychischen Leben sich erklären. Dann sucht er durch eine ausführliche Entwicklung darzuthun, daß, neben dem Gehirne und den Nerven, auch alle übrigen organischen Gebilde: die Knochen und Knorpel, die Haut und die Haare, die Blutgefäße und das Blut, vor Allem das Herz, die Athmungswerkzeuge, die Sprachorgane, der Magen und der Darmkanal, die Leber, die Muskeln etc. eine augenscheinliche psychische Bedeutung haben (Thl. II. S. 195—220). Wir können hier unmöglich dem Verfasser ins Einzelne folgen; nur Einiges möge zur Charakteristik seiner Behandlungsweise hervorgehoben werden. Schon bey der Geburt, sagt er, ehe noch Gehirn, Nerve und Muskel ihr in einander greifendes Spiel begonnen haben, zeigt das gesammte Knochengebäude das psychische Gepräge des Menschen. Später entwickelt sich dieses immer augenscheinlicher, und beweiset dem aufmerksamen Forscher immer deutlicher, wie die starre Faser nicht minder, als die weichste, ja nicht minder, als das zarteste Markkügelchen, Mitträger der psychischen Thätigkeit ist. Wie auffallend sind vorzüglich die in einigen Krankheiten, in welchen das Knochengerüste besonders leidet, z. B. in der Rachitis, den Skropheln, dem Cretinismus etc., die in dem Psychischen hervortretenden eigenthümlichen Erscheinungen; so wie man auch bey gewissen Zuständen chronischen Irreseyns nicht selten Veränderungen in der inneren Bildung der Knochen bemerkt hat. Was die Haut betrifft, so erinnere man sich an die Umwandlung der Gemüthsstimmung nach Maßgabe der verschiedenen Beschaffenheit der Atmosphäre, an die psychischen Einflüsse des Badens, des Streichens und des Reibens, an die bey dem Zurücktreten und Wiedererscheinen örtlicher Schweiße, chronischer und akuter Hautausschläge hervortretenden psychischen Veränderungen etc. — Wer weiß nicht, wie »eine größere Stärke im Baue der Schlagadern und eine diesen inwohnende höhere Spannkraft und Reizbarkeit in der Regel den aufgeweckteren, hoffnungsreicheren, unternehmenderen Menschen bezeichnen; wogegen eine entgegengesetzte Richtung in der organischen Bildung der Arterien, und ein auf dieser beruhender geringerer Grad von Elasticität und Reizbarkeit derselben, häufig auch den unthätigeren, unlustige-

ren Menschen von langsamerem Urtheile und Entschlusse vermuthen lassen; wie das Vorherrschen des arteriösen Systemes vor dem venösen, oder das umgekehrte Verhältniß, bey verschiedenen Menschen und in verschiedenen Lebensperioden, nicht selten auf das Unverkennbarste gewisse Eigenthümlichkeiten des psychischen Daseyns begründet« ꝛc. — Zeigen sich nicht bey einem von Speisen leeren Magen, und bey dem beginnenden Gefühle des Hungers, die Denkkraft, die Willensthätigkeit und verschiedene Gemüthseigenschaften in mancher Beziehung anders, als nach dem Genusse einer kräftigen Mahlzeit, und treten nicht, wenn das Geschäft der Verdauung vollendet ist, neue Modifikationen in dieser Beziehung ein? — Auf den Genuß des einen Pflanzenstoffes sehen wir vorzugsweise die Willenskraft erhöht oder gebunden, auf den Genuß eines anderen mehr die Verstandesthätigkeit auf diese oder jene Weise alterirt, auf den Genuß eines dritten endlich besonders eigenthümliche Gemüthsaffektionen hervortreten. Wie unendlich verschieden in dieser Hinsicht zeigen sich die Wirkungen der verschiedenen Gattungen von Wein und Bier und von anderen geistigen Getränken! — So ist denn, wie unwidersprechlich auch die Thatsachen seyn mögen, die auf eine unmittelbare Beziehung des Gehirns und der Nerven zu den Phänomenen des Seelenlebens hinweisen, die unmittelbare Beziehung der übrigen organischen Systeme und Organe nicht minder evident, ja zum Theil durch noch klarere und noch zahlreichere Thatsachen erwiesen; und es ist durchaus unbegründet, wenn man für alle diese immer erst eine Wirksamkeit des Gehirnes dazwischen schieben will. — Die spezielle psychische Bedeutung jedes einzelnen Organes nachzuweisen, scheinen dem Verfasser bis jetzt noch keine hinreichend entscheidende Daten in der Erfahrung gegeben zu seyn. »Scheint es nämlich auch, daß wir mit Zuverläßigkeit behaupten können, daß z. B. das Gehirn bey den Verstandesverrichtungen, das Herz bey den psychischer Erscheinungen, die wir mit dem Namen der Gefühle bezeichnen, ausgezeichnet wirksam sey ꝛc., so läßt sich doch eben so wenig läugnen, daß auch das Herz, gleich dem Magen und mehreren anderen Organen, in ihrer normalen Thätigkeit einen entschiedenen unvermittelten Einfluß auf das Denkgeschäft ausüben, so wie sich auf der anderen Seite dem Gehirne sein unmittelbarer Antheil an den Erscheinungen des Gemüthlebens ebenfalls nicht wird absprechen lassen« (Thl. II. S. 217, 18). Ueberhaupt möchte man bey genauerer Beobachtung wohl schwerlich zu so scharfen Scheidungen gelangen, wie man bisher meistentheils angenommen hat.

Daß man diese so augenscheinliche Wahrheit so lange ver-

kannt hat, erklärt sich sehr leicht daraus, daß man bey allen anatomischen, physiologischen und pathologischen Untersuchungen, so lange dieselben überhaupt einen eigentlich wissenschaftlichen Charakter erlangt haben, seine Aufmerksamkeit einzig aufs Gehirn richtete. Bey den Leichenöffnungen der im Verlauf psychischer Krankheiten Verstorbenen z. B. betrachtete man bis vor sehr kurzer Zeit fast ausschließlich die Contenta der Schädelhöle; und hat man in den letzten Jahren auch die Eingeweide der Brust und des Unterleibes hier und dort berücksichtigt, so hat doch diese Untersuchung noch immer nicht die angemessene Ausdehnung und Gründlichkeit gewonnen; obgleich sich von denselben um so mehr Gewinn erwarten ließe, da die anatomische Zerlegung der meisten übrigen Organe weit weniger Schwierigkeiten darbietet, und wir die physiologische Bedeutung derselben weit besser einsehen, als die des Gehirns. »Merkel suchte das relative Gewicht des Gehirnmarks von Irren gegen das von Nicht-Irren zu bestimmen, und hätte vielleicht die Wissenschaft mehr gefördert, wenn er statt dessen seine Beobachtungen an der Leber gemacht hätte.... Man gibt als ein Zeichen lange bestandenen Wahnsinns die große Schlaffheit der Schädelhaube an, und bemerkt nicht, daß bey diesen Kranken die ganze Haut gleiche Schlaffheit und einen gleichen Mangel der Elasticität zeigt.« Bey größerer Vielseitigkeit der Untersuchung werden gewiß Tausende von Dduchen nicht unnützer und höchst schädlicher Weise auf die Köpfe der armen Irren, sondern auf andere Körpertheile derselben gerichtet werden; und es ist höchst wahrscheinlich, daß, »wenn es möglich wäre, einem Wahnsinnigen den bestorganisirten Kopf eines vernünftigen Menschen aufzusetzen, dieser darum doch keine Minute richtig denken, und im Gegentheil weit mehr davon zu hoffen seyn würde, wenn man dem Kopfe eines solchen Unglücklichen einen gesunden Rumpf unterschieben könnte: da die große Masse des diesem inwohnenden Vermögens vielleicht die Reorganisation des kranken Kopfes zu Stande bringen könnte« (vgl. Thl. I. S. 58—63). — Man gebe seinen Beobachtungen eine weitere Ausdehnung, und man wird in diesem bis jetzt so wenig bearbeiteten Gebiete sehr schnell reißende Fortschritte machen.

Aber es ist Zeit, daß Rec. wieder das Geschäft des Berichterstatters mit dem des Kritikers vertausche, so weit er dasselbe hier zu verwalten fähig ist. Unstreitig hat wohl der Verfasser im Allgemeinen darin Recht, daß man sich durch die bisherige Beschränkung der Beobachtung auf die Beschaffenheiten und Veränderungen des Gehirnes und der Nerven einer tadelswerthen Einseitigkeit schuldig gemacht hat. Gewiß wird man, wenn man die übrigen Theile des Organismus eben so sorgfältig in

Betracht zieht, die psychische Bedeutung dieser nicht verkennen können. Aber eben so gewiß geht wohl der Verfasser zu weit, wenn er z. B. Thl. I. S. 59 den Magen »ein eben so wichtiges, unmittelbar wirksames Hülfsorgan zum Denken,« wie das Gehirn, nennt, so wie überhaupt in der Verwerfung des für diese Theorie so bedeutenden Unterschiedes unmittelbarer und mittelbarer psychischer Parallelen. Freylich möchten ihn seine Gegner hierin schwerlich widerlegen können; so wie Rec. überhaupt sehr zweifelhaft scheint, daß man jemals auf dem Wege der Beobachtung paralleler psychischer und somatischer Anschauungen zu genau bestimmten Ergebnissen gelangen werde. Die somatischen Anschauungen, wie klar sie auch beym ersten Anblicke scheinen mögen, sind doch viel zu grob, und eben deßhalb viel zu unklar, für die unendlich feinen und unendlich zusammengesetzten psychischen Entwicklungen und Eigenthümlichkeiten. Gesetzt, es habe wirklich jeder abstrakte Begriff ein somatisches Abbild in der Anschauung des Gehirnes: darf man wohl hoffen, daß uns jemals ein Vergrößerungsglas, nicht nur die Abbilder einzelner Begriffe, sondern auch die unerschöpflich mannigfaltigen Beschaffenheiten derselben in bestimmter Eigenthümlichkeit in der Gestalt, der Farbe 2c. dieser Abbilder zeigen werde? Noch größer wird die Menge und Mannigfaltigkeit in dem Gebiete der Gefühle und Bestrebungen, und noch weniger also ist für dieses eine vollständige Nachweisung der somatischen Parallelen zu erwarten, wo und wie man auch dieselben zu suchen haben möge. Dazu nehme man, daß jedes Gefühl, vorzüglich jedes stärkere, blitzschnell, und nach allen Seiten hin, seine Aufregung oder Herabstimmung fortpflanzt: wie sollen da die groben somatischen Beobachtungen hinreichen, das Unmittelbare von dem Mittelbaren zu unterscheiden? — Den leitenden Faden für dieses Labyrinth hat man, wie überhaupt Licht und Richtung, wieder in — der Psychologie zu suchen. Die Psychologie zeigt uns, wie von den sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen aus, durch die Einbildungsvorstellungen und Begriffe hindurch, vermöge mannigfacher Verwicklungsprozesse, die höheren geistigen Seelenthätigkeiten sich hervorbilden; sie lehrt uns jedes noch so zusammengesetzte Gebilde in seine einfachern und in seine Urbestandtheile auflösen. Für diese kennen wir die somatischen Parallelen; man frage sich also in Bezug auf jede Seelenthätigkeit in welcher Entwicklungsweise sie liege, und man wird, ohne weitere Beobachtung, ihre somatische Parallele bestimmen können, so weit es deren überhaupt für uns gibt. Alle Begriffe z. B., welche rein und ohne alle andere Beymischung aus Ge-

sichtsvorstellungen oder Gehörvorstellungen stammen, werden unstreitig nur in den Nervengebilden ihre somatischen Abbilder haben können, welche von den Organen der bezeichneten Sinne ausgehen, eben weil ihre Grundelemente darin ihre Abbilder haben, und jene Begriffe nur aus diesen zusammengesetzt sind. Dagegen es thöricht seyn würde, die somatischen Parallelen für die Vorstellungen von den Bewegungen (von den Bewegungen selber, nicht von den durch sie hervorgebrachten sichtbaren Körperveränderungen) anders als in denjenigen Theilen zu suchen, durch welche diese Bewegungen geschehen, da ja die Vorstellungen der Bewegungen von den Bewegungen selber abgeleitet sind. Alle Vorstellungen von dem leiblichen Wohlseyn (unserer selber, oder anderer Menschen, oder des Vaterlandes, der Menschheit rc.) haben ihren Ursprung in den (mannigfach verarbeiteten) Empfindungen des leiblichen Wohlseyns im Ganzen, und werden also auch ihre somatischen Parallelen nur in dem ganzen Leibe, nicht in einem einzelnen Theile desselben, haben können. Noch andere Vorstellungen, wie die des Nachher oder Zugleich, der ursächlichen Absolge oder des Beysammenseyns rc., wurzeln in sehr verschiedenen Vorstellungs-, Gefühls-, Bestrebungs-, Thätigkeits- rc Reihen, und zwar ungleichmäßig, und bey verschiedenen Menschen verschieden; und haben also auch diese ein somatisches Abbild für das menschliche Erkennen, so kann dieß nur in der gleichen Zerstreuung und Verschiedenheit gegeben seyn.

Ueberhaupt hat man bisher, der Unkenntniß der psychologischen Erfolge wegen, noch gar nicht verstanden, der Beobachtung richtige Fragen in Bezug auf diese Parallele vorzulegen. Nichts kann lächerlicher seyn, als für den Verstand, die Einbildungskraft rc., oder gar für einzelne Eigenschaften, wie Klugheit, List, Mutterliebe rc., besondere körperliche Organe auffinden zu wollen. Alle diese Worte bezeichnen Abstrakta, welche, als solche, gar nicht in der Seele existiren. Der Verstand des Menschen besteht aus der Summe aller in ihm als erweckbar gegebenen Begriffe; aber die oberflächlichste Beobachtung zeigt uns, daß diese Begriffe, als solche, auf keine Weise in einer genaueren Verbindung mit einander stehen, daß vielmehr ein einzelner Begriff mit einer Einbildungsvorstellung oder einem Gefühle rc. in einer weit genaueren Verknüpfung, als mit irgend einem anderen Begriffe, stehen kann. Und doch sollen die somatischen Abbilder aller Begriffe an Einem Orte vereiniget sich finden?! — Täglich wandeln wir im Abstraktionsprozesse Einbildungsvorstellungen und Wahrnehmungen in Begriffe um: gehen da etwa ihre somatischen Abbilder von einem Theile des

Gehirnes nach einem weit davon entlegenen hin? — Listig nennen wir einen Menschen in Bezug auf die Angelegtheiten einer größeren oder geringeren Menge von Vorstellungsreihen, welche Kausalverhältnisse und ein in Gemäßheit dieser bestimmtes Handeln vorstellen; übrigens Gesichtvorstellungen, Gehörvorstellungen rc., Vorstellungen einfacher und zusammengesetzter, flüchtiger und bleibender psychischer Eigenthümlichkeiten, Vorstellungen von Muskelthätigkeiten rc. bunt durcheinander, nur eben in der Verbindung, daß sie, zum Bewußtseyn gesteigert, ein Denken und Handeln von einer gewissen Vollkommenheit durch ihre Abfolge möglich machen. Und alle diese Angelegtheiten sollten sich in einer bestimmt begränzten Gehirnmasse finden?! Wenn nur nicht überdieß noch, wie die Selbstbeobachtung auf das Augenscheinlichste zeigt, dieselben Vorstellungen, außer in dieser Verknüpfung, noch in vielen anderen Verknüpfungen ständen, wo sie nicht einen Theil der List, sondern der Gesichtskenntniß, oder der Seelenkenntniß, oder des Neides, oder der Schadenfreude, oder unzähliger anderer intellektueller Angelegtheiten, Neigungen, Leidenschaften rc. ausmachen, und demnach ihre somatischen Abbilde in mehreren Theilen des Gehirnes zugleich seyn müßten! Ja selbst die allgemeinsten psychischen Verschiedenheiten zeigen sich auf diese Art nicht selten an einem und demselben psychischen Gebilde. Eine und dieselbe Seelenthätigkeit kann (nur in verschiedenen Beziehungen) zugleich Vorstellung, Gefühl und Begehren seyn; ist sie nun also somatisch zugleich im Gehirne, und im Herzen, und im Unterleibe zu suchen? *) — Vor aller Beobachtung der psychischen und somatischen Parallelen also müssen wir von der Psychologie (als welche allein uns das, diesen Parallelen zum Grunde liegende, wahre Seyn aufweist) die Aufgaben für diese Beobachtung uns stellen lassen; und folgen wir dieser Wissenschaft bey ihren genaueren Zergliederungen, so möchten uns diese wohl eine reichere und klarere Belehrung selbst über die somatischen Parallelen gewähren, als wir durch die groben und unklaren somatischen Anschauungen jemals erhalten können.

In sehr enger Verbindung mit dem Satze, daß nicht bloß das Gehirn und die Nerven, sondern der ganze Organismus von psychischer Bedeutung sey, steht des Verfassers Lehre von den Temperamenten. Schon oben ist beyläufig bemerkt worden,

*) Ueber die, in den zuletzt gegebenen Erörterungen zum Grunde gelegten psychologischen Sätze vergl. m. vorzüglich des Recensenten »Psychologische Skizzen,« S. 263 ff. 448 ff.; 454 f. u. 474 ff.

daß derselbe hierunter diejenigen Modifikationen des Typus versteht, welche in einem Organismus von Seiten der Proportionsverhältnisse seiner Theile eintreten können. Da nun der Typus nach sehr verschiedenen Abstraktionsstufen, bis zu der höchsten des thierischen Lebens überhaupt, gefaßt werden kann, so hat der Begriff »Temperament« nach der angegebenen Erklärung eine viel weitere Ausdehnung, als der bisher unter diesem Namen gebräuchliche. Der Verfasser spricht z. B. Thl. I. S. 67 von Temperamenten der verschiedenen Thierrassen, von einem Menschen-, Löwen-, Schaf-Temperamente. Auf der anderen Seite aber glaubt der Verfasser hierdurch auch alles dasjenige vollständig erklären zu können, was man bisher unter dem Namen »Temperament« aufgeführt hat. Er beklagt sich (Thl. II. S. 224 ff.) über die Ungründlichkeit, mit welcher man zwar die alte Galenische, auf unhaltbaren theoretischen Ansichten beruhende, Temperamentenlehre in der neueren Zeit größtentheils verlassen, aber doch die Vierzahl sowohl, als die sonstige, jenen Temperamenten geliehene Bedeutung beybehalten habe, ohne die darüber vorhandenen Beobachtungen zu sichten und zu ordnen, und auf ihr wahres Grundprinzip zurückzuführen. Er fordert seinen Leser auf, die verschiedenen Behauptungen neuerer Schriftsteller an einer Reihe ihm bekannter Individuen von deutlich ausgesprochenen Naturanlagen zu prüfen. Ohne Zweifel werde er dann viele Personen finden, denen er im ersten Augenblicke diese oder jene Temperamentsanlage im Sinne dieser Schriftsteller zuschreiben zu müssen glauben werde, und bey welchen manche Züge der gegebenen Charakteristiken auffallend zuzutreffen scheinen. »Aber er verfolge die Vergleichung mit Unbefangenheit weiter: und bald wird er nicht nur finden, daß einzelne der entscheidendsten Hauptmerkmale fehlen, sondern er wird in vielen Fällen mehrere Eigenschaften, die den Sanguiniker vorzüglich charakterisiren sollen, in einer Hülle finden, in der er zuverläßig einen Phlegmatiker zu erkennen glaubte, und in fast eben so vielen Fällen sich nicht verläugnen können, daß die charakteristischen Züge aller Temperamente so innig gemischt erscheinen, daß jeder Versuch einer Auseinanderlegung derselben nach dem angegebenen Systeme scheitern müsse.« Der Verfasser nun glaubt eine vollständige Lösung dieses so vielfach besprochenen Räthsels eben in einer »bloß proportionalen Verschiedenheit in der Ausbildung der einzelnen Theile des Organismus« zu finden: von welcher dann eine bestimmte Verschiedenheit in den psychischen so wie in allen anderen Lebenserscheinungen abhänge, wie dieselbe nothwendig hervorgerufen werde, wenn gewisse Organe und orga-

nische Systeme bey einer bestimmten Beschaffenheit ihrer Textur und ihrer Lebensbestimmung zu den übrigen Organen in ein Verhältniß des Vorherrschens oder der Unterordnung treten. Es leide (Thl. I. S. 68 ff.) keinen Zweifel, daß die Verschiedenheit der Temperamente großentheils auf dem wechselseitigen Verhältnisse beruhe, in welchem das arteriöse, venöse und lymphatische Gefäßsystem, eines zu dem anderen und zu dem Nervensysteme, nach Maßgabe der größeren oder geringeren, extensiven und intensiven Ausbildung jedes dieser Systeme, stehe; auch dürfe man annehmen, daß einzelne organische Gebilde, und zumal gewisse, zu bestimmten analogen Verrichtungen zusammenwirkende Komplexe derselben: das Gehirn und die mit ihm zunächst verbundenen Sinnorgane, das Ganglienſystem der sympathischen Nerven, das Hautsystem und die Respirationsorgane, die zur Ab- und Aussonderung gehörigen Gebilde des Unterleibes, so wie das Sexualsystem in beyden Geschlechtern eine gleich wichtige Rolle dabey spielen. Wie aber (Thl. II. S. 234) die verschiedenen Organe und organischen Systeme in ihren Beziehungen zu einander wechseln, und wie diese Beziehungen inniger oder loser, ausgedehnter oder beschränkter, vorherrschend oder zurücktretend erscheinen, in gleichem Maße treten auch die psychischen Eigenschaften mit verschiedener Stärke, in festeren oder loseren Verbindungen, als herrschend oder als untergeordnet, hervor. Etwas Genaueres hierüber, oder gar eine bestimmte Aufzählung aller überhaupt möglichen Temperamente, lasse nach den bis jetzt vorhandenen Erfahrungen sich noch nicht geben. Indeß dürfe man doch (Thl. I. S. 71) schon jetzt mit Grund annehmen, daß die Hauptformen der Krankheiten des Temperamentes im Ganzen den Hauptformen des gesunden Zustandes entsprechen, so wie daß sich dieselben auf krankhafte Veränderungen in denselben Organen beziehen, auf deren verhältnißmäßiger Beschaffenheit zum ganzen Organismus das Temperament im gesunden Zustande beruht. Man denke nur daran, wie z. B. bey den verschiedenen akuten, und zumal bey chronischen Krankheiten, wobey die Bauchspeicheldrüse, die Milz, die Leber und das Pfortadersystem eine Hauptrolle spielen, oder bey der Vergiftung durch Arsenik, Kupfer ꝛc., nach der Verschiedenheit der unmittelbar angegriffenen Stellen und der Art der Einwirkung, durch ihre Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit so höchst merkwürdige Wechsel in der Störung des Temperamentes, der Gemüthseigenschaften, der Phantasie und des Denkvermögens eintreten. Daher denn auch der Verfasser die Hauptaufgabe für die Pathologie der Seelenstörungen eben darin setzt, daß dieselbe die Bedingungen erforsche, welche das

Temperament, als somatische Basis der Affekte und Leidenschaften auf eine solche Weise erkranken machen, daß Verstand und Gemüth dem höheren Vernunftleben nicht mehr die Beziehungen darbieten, die für die Möglichkeit der moralischen Selbstbestimmung nothwendig sind.

Gewiß enthält diese Theorie des Verfassers sehr viel Wahres, und genauerer wissenschaftlicher Untersuchungen Würdiges. Die Proportionsverhältnisse der verschiedenen organischen Systeme und Organe in einem Menschen sind für die Gestaltung seines Gesammtlebens von ausnehmender Wichtigkeit, möge nun ihr Vorherrschen oder Zurücktreten aus der ursprünglich angebornen Anlage oder aus späteren Entwicklungsmomenten stammen; und auch Rec. hat überall in seinen psychologischen Konstruktionen diese Verhältnisse als von der größten Bedeutung hervorgehoben. Auch ist allerdings Manches von demjenigen, was man bisher in der Charakteristik der Temperamente aufgeführt hat (z. B. manche Eigenthümlichkeiten des melancholischen Temperamentes), eben hieraus zu erklären. Aber daß sich Alles, was man gewöhnlich unter dem Begriffe »Temperament« begreift, auf diese Weise ableiten lasse, möchte der Verfasser wohl schwerlich nachzuweisen im Stande seyn. Vielmehr haben die bey weitem meisten Temperamentseigenthümlichkeiten unstreitig einen ganz anderen Grund: die Grade der Kräftigkeit, der Lebendigkeit und der Reizempfänglichkeit nämlich, in welchen, nicht sowohl die Aggregate von Kräften, durch welche die organischen Systeme und Organe gebildet werden (und deren Anzahl eben die erwähnten Proportionsverhältnisse bestimmt), als die einzelnen Kräfte oder Vermögen dieser Aggregate gegeben sind. Die Vermögen für Gesichtsempfindungen oder Gehörempfindungen z. B. zeigen bey dem einen Menschen einen hohen Grad von Kraft (die in den Wahrnehmungen, Lustempfindungen rc. aufgenommenen Lichtreize oder Tonreize werden fest angeeignet, und daher auch lange und vollkommen bewahrt rc.), bey dem anderen einen geringen (diese Reize entschwinden bald wieder); bey dem einen eine zarte Reizempfänglichkeit (auch sehr kleine Reize wirken auf ihn, und die übrigen in ihren feinsten Eigenthümlichkeiten), während der andere überwiegend unempfänglich ist für Reize dieser Art; sie streben bey dem Einen lebendig den Reizen entgegen, eignen dieselben rasch an, während sie bey dem Anderen träge der Reizung harren, und sehr langsam sich entwickeln. Von den ursprünglich angebornen Vermögen geht dann diese Charaktereigenthümkichkeit auf die, aus diesen gebildeten einfachen Seelenthätigkeiten, und von diesen wieder auf die zusammengesetzteren, bis zu den am meisten zusammen-

gesetzten und durchgebildeten über: dieß ist es vorzüglich, was den Urhebern der bisherigen Temperamentenlehren bey diesem Begriffe vorschwebte, und was auch wirklich von dem einen mehr, von dem anderen weniger klar ausgesprochen worden ist. Es kommt nur darauf an, die Grundunterschiede schärfer zu bestimmen, einige Fehler in der Entwicklung derselben zu verbessern, und den Ableitungen der zusammengesetzteren psychischen Bildungen von diesen Grundunterschieden eine größere Klarheit und Anschaulichkeit zu geben: und diese Lehre, welche bisher wenig mehr war, als ein unerschöpflicher Quell von Streitigkeiten, wird für das Verständniß der psychischen Entwicklung, und für alle Zweige der auf diese gegründeten Praxis, von ausnehmender Fruchtbarkeit werden *).

Viele treffliche Bemerkungen theilt der Verfasser an mehreren Stellen seines Werkes über die mannigfachen Ursachen der Temperamentsverschiedenheiten mit. Schon wo er von den wandelbaren Elementen in dem Typus der thierischen Bildung spricht, stellt er dieselben vollständig zusammen (Thl. II. S. 16—28). Er rechnet dazu: die klimatischen Einflüsse, mögen nun dieselben durch die Natur unseres Erdkörpers oder durch die Einflüsse der Himmelskörper auf denselben bestimmt seyn; die Beschaffenheit des Bodens, die Beschaffenheit des Wassers, den Grad und die Art der Vegetation und der animalischen Bevölkerung, die Abstammung, die verschiedenen Veränderungen, welche der mütterliche Organismus durch mannigfaltige Einwirkungen während der Entwicklung des Keimes erfährt, die Verschiedenheit in Art und Maß der in den Organismus als Nahrungsmittel aufgenommenen Substanzen, die Verschiedenheit der Lebensart in den übrigen Beziehungen, endlich die Einflüsse der psychischen Thätigkeiten auf den Organismus. Für alle diese Momente gibt der Verfasser die einzelnen Modifikationen an, denen eine vorzügliche Wichtigkeit für die Bestimmung des Veränderlichen in dem Typus zukommt. Aber die bisher hierüber vorhandenen Erfahrungen, klagt er, stützen sich dem größeren Theile nach nur auf zufällige, und eben deßhalb sehr unvollständige und einzeln stehende Beobachtungen. Kein Theil der Naturkunde ist, bey den großen Fortschritten der letzten funfzig Jahre, noch dürftiger und mit geringerem Fleiße bearbeitet, als dieser. Ueber die verschiedenen Menschenrassen haben wir zwar von Blumenbach und Sömmering sehr

*) Einige Grundzüge dieser Lehre findet man in der vorher angeführten Schrift über »das Verhältniß von Seele und Leib,« S. 180 ff. dargelegt; so wie im XXXIII. Bande dieser Jahrb. S. 201—3.

schätzbare Untersuchungen; aber theils beziehen sie sich nur auf die Schädel, indem sie die übrigen, gleich wichtigen Körpertheile ganz unberücksichtigt lassen, theils stützen sie sich auf die Vergleichung einer gar zu geringen Anzahl von Rassen und Individuen. In Bezug auf die übrigen Thierklassen fehlen zweckmäßige Zusammenstellungen beynahe ganz, obgleich selbst schon die zerstückelten Beobachtungen über die mannigfachen Rassen und Abartungen des Pferdes, des Hundes ꝛc. sehr interessante Resultate erwarten lassen. Während uns manche Thierarten, wie der größte Theil der Hausthiere, durch die große Mutabilität ihres Typus in Erstaunen setzen, scheinen dagegen andere (z. B. die Katze, der Storch, der Häring ꝛc.) bey einer gleich großen Menge verschiedener Lebensbedingungen, nur wenig bestimmbar, und noch andere auf das Engste an bestimmte örtliche Verhältnisse, und in Folge dessen denn auch an wenige, kaum bemerkbare Abänderungen gebunden (Thl. II. S. 57). Ein unermeßliches Feld für die Thätigkeit der Naturforscher jeder Klasse!

Noch interessanter sind die Bemerkungen des Verfassers über die Verschiedenheiten des menschlichen Typus insbesondere (Thl. II. S. 238—98). Er beginnt hier mit dem Satze, daß die Verschiedenheiten der Rassen und Arten ganz auf denselben Momenten, wie die Verschiedenheiten der Individuen beruhen, d. h. auf den Verschiedenheiten der klimatischen Verhältnisse, Nahrungsmittel, Lebensart ꝛc. Der Unterschied zwischen beyden liege allein darin, daß dieselben Kräfte in einer etwas anderen Richtung und mit einem verschiedenen Grade von Intensität wirken: indem wir in den verschiedenen Rassen und ihren Nüancen die Temperamentscharakter der Individuen in verschiedenen Mischungen gleichsam fixirt und in ihrer höchsten Bedeutung ausgesprochen finden, während die Individuen die Wechsel der Temperamentsformen in einem, jenem stehenden Temperamente untergeordneten Spiele zeigen. Bey jenem gewährt die Wirksamkeit der bezeichneten Ursachen erst nach vieljähriger Einwirkung ein bemerkbares Resultat. Vorzüglich wendet der Verfasser seine Polemik gegen die, besonders von Lawrence aufgestellte, Behauptung, daß die durch jene Ursachen entstandenen Verschiedenheiten durchaus keinen Einfluß auf die Abstammung ausübten. Vielmehr sind in jedem Falle die klimatischen Verhältnisse ꝛc. das ursprünglich Wirksame, der Einfluß der Abstammung stets nur ein sekundärer: »die Eigenthümlichkeiten des schönsten arabischen Hengstes, wenn er gleich eine lange Reihe ihm ähnlicher Vorältern zählt, sind nur das Resultat der durch diese große Ahnenreihe bereits seit Jahrhunderten re-

präsentirten Einflüsse des Klima Arabiens, einer bestimmten Nahrung, Wartung ꝛc. — Nach einigen anderen polemischen Bemerkungen, bey welchen wir den Verfasser nicht begleiten können, kommt er auf die Bestimmung der Gesetze zurück, nach welchen die Verschiedenheit der Temperamente sich bildet. Er warnt vor Allem vor der Einbildung, daß man schon jetzt diese Gesetze aufzustellen im Stande sey. Wie wenig, ruft er aus, können wir die Gesetze der organischen Bildung in manchen Beziehungen bis jetzt auch nur ahnen! die Gesetze z. B., nach welchen unter den nämlichen Einflüssen, unter welchen sich in einem Volke schön proportionirte männliche Gestalten entwickeln, häufig zwar das Nämliche, häufig aber auch das Gegentheil, hinsichtlich der weiblichen Statt findet; während in anderen Gegenden das männliche Geschlecht dem weiblichen an Schönheit der Bildung nachsteht. — Wie die äußeren Einwirkungen auf die psychischen Entwicklungen, so üben auf der anderen Seite auch die psychischen Entwicklungen nicht nur auf die Bildung des Schädels, sondern auch auf die Bildung aller übrigen Organe einen bedeutenden Einfluß aus. Auf die Eigenthümlichkeit des gesellschaftlichen Zustandes und der hiervon abhängigen Lebensart werden sich viele Verschiedenheiten zurückführen lassen, welche auf den ersten Anblick als unaustilgbare Rassenverschiedenheiten erscheinen. Eben so erklären sich die Verschiedenheiten der Kasten und Stände in einem und demselben Lande. — Der Verfasser ordnet hierauf die gesammten Einflüsse äußerer Momente unter gewisse Klassen (S. 267 ff.), von den großen Scheidungen an, welche die beyden Erdhälften hervorbringen, bis zu denen der kleinsten Distrikte. In Deutschland allein möchten sich solcher durch bestimmte Charaktere unterscheidbarer Spielarten wohl drey- bis viertausend; ja wenn man auch die geringeren Unterschiede in Körperbau, Haltung, Bewegung, Geberden und Dialekt hinzunimmt, vielleicht über dreyßigtausend aufweisen lassen. Man findet dergleichen Verschiedenheiten öfters bey den Bewohnern der einzelnen Quartiere größerer Städte, wenn diese Quartiere z. B. vermöge der Nähe eines Flusses, der gewöhnlichen Richtung und Stärke des Luftstromes ꝛc. der Wirkung sehr verschiedenartiger physischer Einflüsse ausgesetzt sind, und auf gleiche Weise werden selbst Familien, die eine Reihe von Generationen hindurch dasselbe Haus bewohnten, denselben Garten bearbeiteten ꝛc., in ihrer organischen Beschaffenheit bestimmte Merkmale dieser lokalen Verhältnisse an sich tragen. — Die Einflüsse der psychischen Momente zeigen sich vorzüglich deutlich bey solchen Völkern, welche ihre ursprünglichen Wohnsitze verbessern, z. B. bey den Osmanen, den Juden, den Kolonien,

deren Abhängigkeit vom Mutterlande noch fortbesteht. Beyderley Momente zusammengenommen, durch eine längere Zeit jedoch gleichmäßig wirksam, sind im Stande, die Wirkung der Abstammung gänzlich zu verändern. »Ich halte mich überzeugt (sagt der Verfasser S. 286), daß eben so, wie z. B. die eigenthümliche organische Entwicklung der Chinesen durch die vereinte Macht dieser Einflüsse erzeugt wird, eine verschiedene Abänderung derselben auch ganz neue Verhältnisse im Organismus hervorrufen würde: dergestalt, daß wenn z B. einige tausend Chinesen, zum christlichen Glauben übertretend, an die Themse und die Saverne verpflanzt werden, englische Sitten und Gebräuche annehmen, und zur vollen Theilnahme an dem brittischen Staatshaushalte gelangen sollte, man nach dem Verflusse von mehreren hundert Jahren vergebens mehr die Abkömmlinge dieser Einwanderer an der Form ihres Schädels, an der Lage ihrer Augen und an den übrigen Eigenthümlichkeiten der organischen Beschaffenheit wieder zu erkennen trachten würde.« Eben so wird bey den Australnegern auf Neuholland, wenn sie zu einem civilisirten Zustande gelangen, vielleicht das jetzt so widrige Mißverhältniß in den verschiedenen Theilen ihres Körpers gänzlich verschwinden. — Mehr im Einzelnen zeigen sich auch die eigenthümlichen Einflüsse der psychischen Momente in den verschiedenen Bildungen verschiedener Kasten und Stände, ja einzelner Familien, wo gewisse Gesinnungen und Ansichten, und eine damit in Verbindung stehende Handels- und Lebensweise, durch ihre besonderen Verhältnisse und Schicksale, gewissermaßen stationär geworden sind. Daher denn auch, je nachdem alle diese Einflüsse mehr oder weniger mannigfach sich gestalten, die individuelle Verschiedenheit mehr hervor- oder zurücktritt. Von einigen wilden Völkern haben Reisende behauptet, man vermöge kaum ein Individuum, in Bezug auf Gestalt und Gesichtsbildung, von dem anderen zu unterscheiden; in mancher unserer, in jeder Rücksicht zu dem höchsten Grade der Kultur vorgeschrittenen Städte, vorzüglich wenn die Bürger derselben sehr häufigen und mannigfachen Verkehr mit fremden Völkern haben, glaubt man eine Masse einzelner Glieder verschiedener Völker vor sich zu sehen. — Die Aufgabe, die Gesetze für alle diese Einflüsse anzugeben, ist, wie schon erwähnt, überaus schwierig; aber (S. 295) »der menschliche Geist darf vor keinem Unternehmen zurückschrekken, wobey es, wie hier, allein auf Erforschung und Entwirrung von Naturverhältnissen ankommt, die durch fortgesetzte fleißige und umfassende Beobachtung erzielt werden kann: wenn jeder nur mit solcher Selbstverläugnung dazu schreitet, daß er sich bloß als Mitarbeiter bey einem Werke ansieht, dessen glück-

liche Förderung eine Vereinigung mannigfaltiger Kräfte und vielseitiger Anstrengung erheischt, und dessen Vollendung nothwendig weit hinter das Ziel seines Lebens fallen muß.« Zu dieser selbstverläugnenden und dabey angestrengten und einsichtsvollen Mitwirkung wollen wir denn mit dem Verfasser auch unsere Leser einladen.

Verwandt mit der Polemik des Verfassers gegen die Ansicht, daß für die Parallele mit den psychischen Erscheinungen ausschließlich Gehirn und Nerven zu berücksichtigen seyen, ist eine andere Polemik desselben gegen das Uebergewicht, welches man für die Charakteristik und Beurtheilung der Seelenkrankheiten der Verstandeszerrüttung zu geben gewohnt ist. Diese wird seit jeher als die wichtigste und entscheidendste Krankheitserscheinung angesehen; in ihrer Eigenthümlichkeit glaubt man die Eigenthümlichkeit der Krankheit selber erkannt, in ihren Verschiedenheiten den zweckmäßigsten Eintheilungsgrund für die Seelenstörungen gefunden zu haben, und auf ihre Heilung vor allem Anderen bey dem Heilverfahren hinarbeiten zu müssen. Hiermit aber (Thl. I. S. 30 ff.) stimmen die vorliegenden Erfahrungen durchaus nicht überein. Vor den übrigen Seelenkräften und hauptsächlich leidet der Verstand in der Regel nur bey gewissen Mißbildungen oder krankhaften Affektionen und Depressionen der Sensibilität und Irritabilität, wie z. B. nach einer übermäßigen Verstandesanstrengung, bey Kongestionen nach dem Gehirne ꝛc. In diesen Fällen aber, wo überhaupt eine Heilung möglich ist, geschieht doch dieselbe nie durch direkte Einwirkung auf die Verstandeskräfte; und man sollte daher auch wohl diese Formen des Irreseyns nicht zu den gemeinen Seelenstörungen rechnen. In allen übrigen Gattungen der psychischen Krankheiten aber stellt sich das Leiden der Verstandeskräfte nur als sekundär und als bloßes Symptom, das Leiden der Gemüthskräfte als primär dar. »Aus dem Herzen flammt die Wuth auf; im Herzen zündet der Wahnsinn die Lichter an, durch welche die Trugbilder entstehen, welche den Verstand irre leiten; im Herzen keimt die Narrheit auf, um von der Phantasie ihre bizarren Gewande zu borgen; im Herzen schlägt die Melancholie zuerst ihre dem Leben verderblichen Wurzeln; und erst nachdem die Gemüthsstimmung zur Wirklichkeit gekommen, und auch die Phantasie, das gemeinschaftliche Erzeugniß der Sinne, des Gemüthes und des Verstandes, welches der letzteren gegenseitige Aufeinanderwirkung vermittelt, erkrankt ist, tritt Verstandesstörung ein.« Schon im gesunden Leben denkt der Mensch, wie er empfindet, und empfindet nicht, wie er denkt (ebds. S. 52). Das Verstandes-

leben muß von dem Gemüthsleben getragen werden, und ein wohlgeordneter kräftiger Verstand wird in der Regel auf einem kräftigen, wohlgeschaffenen Gemüthe ruhn. Wo dieß geschieht, erhalten sich beyde meist unversehrt bis ins höchste Alter; wogegen da, wo das Verstandesleben sehr überwiegend ist, häufig frühzeitiger Blödsinn eintritt. Eben so nun in den Seelenkrankheiten. Nichts ist in denselben zufälliger, unbeständiger, und in den meisten Fällen gleichgültiger, als die Erscheinungen der Verstandesverwirrung. Ihre Extensität und Intensität steht mit der Extensität und Intensität der Hauptkrankheit eben so wenig in Verhältniß, als die Art der in den Kranken erzeugten Vorstellungen insgemein, oder doch nothwendig, seinem moralischen Werthe, den Ursachen der Krankheit und seinen früheren gesellschaftlichen Verhältnissen entspricht. Nicht selten sehen wir eine Idee, die ihn ganz erfüllte, verlöschen, und eine ganz andere eintreten, ja in kurzer Zeit mehrere rasch auf einander folgen, ohne daß die Krankheit verändert worden ist ꝛc. (ebds. S. 44 ff.). Die Verstandesabweichungen werden (ebds. S. 55 ff.) allerdings häufig gerade so beobachtet, wie man sie bey den Vertheidigern der bezeichneten Ansichten beschrieben findet; aber »die Krankheitsform bedingen sie hier eben so wenig, als bey den Pocken, beym Scharlach, bey jedem Typhus, bey der Phrenitis; und sie würden wahrscheinlich schon längst nicht anders angesehen worden seyn, wenn nicht das Beharren dieses Symptoms in den Gemüthskrankheiten, und die relative Wichtigkeit, die es durch seine entscheidende Beurkundung der Unfreyheit erhält, das Urtheil der Aerzte bestochen, und sie daher veranlaßt hätte, in den verschiedenen Aeußerungsformen dieses Symptoms die verschiedene Form der Krankheit selbst abgespiegelt zu sehen.«

Ueber wenige Punkte vielleicht (wie gering auch überhaupt die Summe des von selbstständigen Forschern allgemein Anerkannten in der Lehre von den Seelenkrankheiten seyn mag) sind doch die Meinungen so verschieden, wie über diesen. So, um nur ein Beyspiel aus dem vorliegenden Werke selber anzuführen, setzt Esquirol den Unterschied der Tobsucht von der Melancholie und Monomanie (einer aufregenden fixen Idee) eben darin, daß die Quelle des Uebels bey diesen im Herzen, bey jener im Denkvermögen liege. »Die Tobsucht ist die Unordnung der Verstandeskräfte, welche die Unordnung der Leidenschaften und der Willensthätigkeit des Tobsüchtigen nach sich zieht, während die Melancholie das Irreseyn der Gemüthskräfte ist, welches die Verwirrung und die Unordnung des Verstandes herbeyführt« (Thl. I. S. 363, 64). Die Ursache dieser so abwei-

chenden Meinungen über eines und dasselbe Gebiet von Naturerscheinungen ist wohl unstreitig darin zu suchen, daß, wie Rec. schon öfter in diesen Blättern *) zu bemerken Gelegenheit gehabt hat, die Begriffe, welche durch die Ausdrücke »Verstand, Gemüth« ꝛc. bezeichnet werden, überhaupt nicht reell von einander geschiedene Bestandtheile des Seelenseyns bezeichnen, und daher auch nicht zu wissenschaftlich genauen Bestimmungen von der bezeichneten Art taugen. Ein psychisches Gebilde, welches Verstandes- oder Vorstellungsthätigkeit ist, kann doch auch in anderer Beziehung zugleich Gefühl- oder Gemüthsthätigkeit seyn. Daher denn auch, so wahr auch im Allgemeinen die von dem Verfasser zur spezielleren Begründung seiner Ansicht angeführten Thatsachen sind, doch manche derselben gerade in eben dem Maße gegen, als für ihn, gebraucht werden können. Wenn er z. B. Thl. I. S. 47 f. in Bezug auf die Gleichgültigkeit der unverständigen Vorstellungen im Verhältnisse zur eigentlichen Krankheit anführt: »die bis dahin keuscheste Zunge strömt, vom Wahnsinn berührt, von den schmutzigsten Zoten über; ein in den mannigfaltigsten Leiden während einer langen Lebensdauer bewährter Sinn für alles Gute und Schöne scheint wie durch einen Zauberschlag verwandelt, und dem Entgegengesetzten zugekehrt.... Der Kaufmann, der über den Gram, sein Vermögen durch einen Bankerott eingebüßt zu haben, seinen Verstand verlor, achtet sich im Irrenhause für einen Millionär, oder verräth auch nicht durch die geringste Andeutung, daß er sich jemals mit Handelsspekulationen beschäftigt hat« —: sind dieß nicht eben so wohl Gemüthswechsel, wie es Vorstellungswechsel sind? oder sollen wir Keuschheit und Unkeuschheit, edles Gefühl und Mangel desselben, Trauer und Freude, nicht zu dem Gemüthe rechnen?

Sieht man hiervon ab, so wird man freylich dem Verfasser im Allgemeinen nicht unrecht geben können mit der Behauptung, daß man die Rücksicht auf das Gemüth für die Theorie der psychischen Krankheiten zu sehr vernachläßigt habe. Er gibt dieser Behauptung gewiß eine zu weite Ausdehnung, wenn er versichert, es gebe gar keine genauen Seelenstörungen, welche primär im Verstande gegründet seyen. Wenn jemand über ein mathematisches oder philosophisches Problem verrückt geworden ist, dessen Lösung er rein aus spekulativem Triebe, ohne irgend ein fremdartiges Interesse, unternommen hat, und nun in der Verrückt-

*) Man vergleiche vorzüglich die Recension der Schriften von Krug und Richter »über das Gefühlvermögen« im XXXII. Bande dieser Jahrbücher.

heit über das Problem fortgrübelt: so ist hier der Quell und der fortdauernde Sitz der Seelenkrankheit unstreitig in einem Gebilde, welches man unter dem abstrakten Namen »Verstand« zu begreifen pflegt. Allerdings aber ist nicht zu läugnen, daß diese Fälle bey weitem die seltneren, und viel öfter die Ursache der Seelenstörung primär im Gemüthe gegeben ist. Weßhalb aber zeigt sich nun doch die zu ihrer Höhe gekommene Seelenkrankheit (wie der Verfasser selbst in einer vorher angeführten Stelle bemerkt) stets in einer Störung des Verstandes, oder warum ist diese das konstanteste Symptom der Seelenkrankheiten? — Eine gewiß sehr interessante Frage, und durch deren Beantwortung erst wir über das Verhältniß beyder Gattungen von Seelengebilden zu den psychischen Krankheiten Licht erhalten würden.

Man sieht leicht, daß diese Frage nur durch eine tiefer zergliedernde Charakteristik dieser beyden Gattungen psychischer Gebilde beantwortet werden kann. Rec. will versuchen, hiervon wenigstens die allgemeinsten Umrisse mitzutheilen. — Die Verstandesthätigkeiten (deren Grundform der Begriff ist) haben, vermöge ihrer kräftigeren Durchbildung, sämmtlich eine festere Bildung, sind also weit weniger einer bedeutenden Umbildung und Verbildung fähig; überdieß ist ihre Entwicklung sehr langsam, und auch von dieser Seite also gegen eine plötzlich eintretende Verderbniß geschützt. Dasselbe gilt zum Theil auch von all den Seelenbildungen, welche leicht in die Begriffbildung eingehen, und welche man, in wiefern sie durch das Darnebentreten der aus ihnen hervorgegangenen Begriffe erleuchtet werden, selbst auch mit zum Verstande zu rechnen sich gewöhnt hat. Wie langsam z. B. wächst die Stärke der Verknüpfung, durch die wir einer ursächlichen Abfolge oder eines Zusammenseyns (gewisser Naturerfolge, Eigenschaften ꝛc.) uns bewußt werden. Ein jedes davon in unserer Erfahrung vorkommende Beyspiel gibt etwas zu dieser Stärke hinzu; wie viele Grade derselben aber gibt es von der einmaligen Aufeinanderfolge bis zu derjenigen, welche wir als stätigen Zusammenhang bezeichnen! Diese Aufeinanderfolgen aber, durch die ihnen angemessenen Begriffe aufgeklärt, bilden ja einen bedeutenden Theil des Verstandes, desjenigen nämlich, welcher unser Handeln regelt: indem wir entweder ohne Weiteres dabey von einer solchen Reihenfolge (wie wir sie früher beobachtet, von Anderen erfahren ꝛc.) uns leiten lassen, oder, die Stärke mehrerer dieser Reihenfolgen gegen einander messend, die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit dieses oder jenes Erfolges bestimmen. Wie langsam nimmt die Wahrnehmungsfrische, oder diejenige Frische des sinnlichen Reizes in unseren Vorstellungen ab, vermöge deren

wir die unmittelbaren Wahrnehmungen von den Einbildungsvorstellungen, und die unendlich vielen Abstufungen der letzteren, je nachdem sie näher oder entfernter von Wahrnehmungen stammen, von einander unterscheiden. Entwickeln sich nun aber die Verstandesgebilde so langsam, so werden Verbildungen, die in ihnen selber wurzeln, und einen bleibenden Halt gewinnen, nothwendig seltener seyn müssen. — Ganz entgegengesetzt verhält es sich mit den Gefühlen oder mit den Gemüthsthätigkeiten. Zu diesen rechnet man im Allgemeinen alle ausgezeichneteren, von den übrigen abstechenden psychischen Bildungen *): sie enthalten also vollere, ungleichere Mischungen der Elemente, und sind eben deßhalb auch veränderlicher und beweglicher, empfänglicher für Steigerungen, aber auch für Herabstimmungen. Die gewöhnlichen Wahrnehmungen z. B., aus welchen der größte Theil der Begriffe oder des Verstandes stammt, rechnet man nicht zu den Gefühlen, weil das in ihnen aufgenommene Maß von Sinnenreiz das gewöhnlichste, das mittlere für unsere Seelenentwicklung ist (also auch weder von der einen, noch von der anderen Seite sich auszeichnet, vor anderen hervorsticht); eben deßhalb aber sind auch die Reize der Wahrnehmungen die für unsere Vermögen angemessensten, und werden deßhalb bleibender von den letzteren angeeignet. Dagegen wir die sinnlichen Lustempfindungen, in welchen dieselben Reize in ausgezeichneter Fülle gegeben sind, zu den Gefühlen oder zu dem Gemüthe rechnen. Aber eben wegen ihrer Fülle können auch Reize dieser Art nicht so fest angeeignet werden: sie entschwinden leichter, wo sich dann die Lustempfindung in eine Lustbegehrung verwandelt, welche wieder ihres Reizmangels wegen (wodurch sie gegen andere Seelengebilde absticht) zum Gemüthe gerechnet wird, und die durch neue Aufnahme von Lustreizen wieder Lustempfindung, durch das Entschwinden derselben wieder Begehrung, oder auch Unlust rc. werden kann. In psychischen Gebilden dieser Art also ist eine ausnehmende Beweglichkeit, und eben hierdurch für plötzlichere, bedeutendere Umbildungen Raum gegeben.

Wie wenig aber auch der Verstand oder die demselben zum Grunde liegenden Gebilde an und für sich einer Verrückung fähig sind: so leicht ist doch die von denselben ausgehende Wirksamkeit einer solchen fähig, und so leicht nehmen die dem Verstande zum Grunde liegenden Gebilde durch Uebertragungen oder Unterdrückungen von dem Ge-

*) M. vgl. die so eben angeführte Beurtheilung im XXXII. Bande dieser Jahrbücher.

müthe aus eine fremde Gestalt an. Vorzüglich deßhalb, weil die Verschiedenheiten seiner Gebilde auf sehr kleinen Unterschieden beruhen, wie wir vorher uns überzeugt haben. Schon in dem relativ gesunden Seelenleben zeigt sich dieß auf das Mannigfaltigste. Es erscheint uns etwas für den Augenblick als wahrscheinlich, weil wir es wünschen, d. h. die Verknüpfungsstärke der aus den sinnlichen Wahrnehmungen stammenden Abfolgen (vergl. das früher hierüber Erinnerte) wird verfälscht durch Uebertragung gewisser Willenselemente, die zwar verschieden von denjenigen Wahrnehmungs-Elementen, welche die Stärke jener Verknüpfungen bestimmen sollten, aber doch ebenfalls dieselben zu verstärken geeignet sind. Der Reiz eines hitzigen Getränkes gibt den Einbildungsthätigkeiten eine Frische, der zwar nicht mit der Frische der unmittelbaren Wahrnehmungen einstimmig, aber doch derselben ähnlich ist, und an Höhe gleich kommt. Dasselbe Verhältniß zeigt sich bey den Seelenkrankheiten. Bey dem Maniakus z. B. können gewisse krankhafte Reize der Vitalthätigkeiten rc. den Einbildungsvorstellungen eine Frische mittheilen, daß er dieselben von wirklichen Wahrnehmungen nicht zu unterscheiden im Stande ist. Ein Magister *) verschanzt sich Jahre lang in seiner Stube, weil er gegen Friedrichs II. religiöse Ansichten geschrieben hat, oder geschrieben zu haben sich einbildet, und nun dessen Rache fürchtet. Freylich eine sehr wenig begründete Furcht; so wie es bis zum höchsten Grade des Lächerlichen unwahrscheinlich war, daß ihn seine stark verrammelte Thür gegen die Macht des Königs geschützt haben würde. Aber beyde Erfolge ließen sich doch vorstellen; und die Verknüpfungsschwäche der Vorstellungsreihen, welche diesen Unglücklichen beherrschten (das heißt aber, ihre Unwahrscheinlichkeit), in Vergleich mit der Verknüpfungsstärke der den entgegengesetzten Erfolg vorstellenden, wurde ergänzt durch Elemente, welche von der bis zum Uebermaße gesteigerten Furcht, vielleicht auch von dem Stolze, der sich von einer solchen Einbildung geschmeichelt fühlte rc., darauf übertragen wurden. Für die Verrückung der Wahrscheinlichkeit wird deren nur wenig erfordert, in diesen leidenschaftlichen Affekten sind sie in großer Fülle gegeben. — Man sieht indeß leicht, wie in diesen und ähnlichen Fällen nicht eigentlich die Verstandesthätigkeiten (die Begriffe oder die Prädikate der Urtheile, in welchen die Kranken jene Einbildungen für Wahrnehmungen, und diese Erfolge für wahr-

*) Man vergleiche über diesen Unglücklichen: »Moritz, Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, Bd I, Hft. 1, S. 7 ff., so wie die psychologische Zergliederung dieses Falles in des Recensenten »Seelenkrankheitskunde,« S. 125 ff.

scheinlich erklären) die Verstimmung von dem Gemüthe aus erleiden, sondern die Seelenbildungen, welche durch die Begriffe beurtheilt werden, die Subjekte der Urtheile (die gesteigerten Einbildungsvorstellungen, die Vorstellungsreihen, in welchen wir die möglichen Erfolge uns vergegenwärtigen). Jene Begriffe, durch ihre festere Durchbildung gegen solche Verstimmungen gesichert, sind durchaus richtig, und selbst ihre Anwendung auf jene Erfolge und Einbildungsvorstellungen nicht so gar unrichtig: die Verstimmung oder Störung liegt in den Grundthätigkeiten, auf welche diese Anwendung Statt findet.

Geben wir nun aber auch dem Verfasser darin Recht, daß in den meisten Fällen die Vorstellungsverrückung nur sekundär ist, so können wir ihm doch auf keine Weise beystimmen, wenn er (Th. I. S. 50 f.) die Anregung der in dem Kranken herrschenden Vorstellungen zum Bewußtseyn für gleichgültig erklärt, außer in wiefern der dadurch entstandene Zornaffekt ꝛc. ihm schädlich werden könne. Allerdings wird durch eine solche Anregung, wie auch die Erfahrungen aller aufmerksamen Beobachter der Seelenkrankheiten bestätigen, die verkehrte Vorstellung verstärkt und die Krankheit schwerer heilbar gemacht. Ueberhaupt ist ja in keinem Falle (wie wir uns an unzähligen Beyspielen im gesunden Seelenleben, z. B. bey dem Auswendiglernen ꝛc., überzeugen können) die Neigung zum Bewußtseyn gleichgültig für die Stärke, mit welcher eine Vorstellung in der inneren Angelegtheit unserer Seele wurzelt; sondern, indem von den zum Bewußtseyn steigenden Elementen etwas an der zum Unbewußtseyn zurückkehrenden Vorstellung zurückbleibt, wird durch jede Bewußtwerdung auch eine Verstärkung der inneren Angelegtheit einer Vorstellung vermittelt*). Recensent muß demnach die vorher bezeichnete Ansicht des Verfassers für in hohem Maße praktisch gefährlich erklären. — — —

Hienach können wir denn zur Betrachtung des dritten Hauptproblems übergehen, welches dem Verfasser bey seinen Untersuchungen vorschwebte: zur Betrachtung des Verhältnisses zwischen der menschlichen und der thierischen Seelenentwicklung. Der Verfasser erklärt sich hier (Th. II, S. 40—111) auf das stärkste gegen die gewöhnliche Annahme eines Analogon rationis in den Thieren. Schon dadurch habe man ohne Zweifel einen Fehler begangen, daß man bey diesen Untersuchungen vom Menschen auf die Thiere, von dem offenbar Höheren und in der Einheit Mannigfaltigeren auf

---

*) Die weitere Ausführung hievon findet man in des Recensenten »Psychologischen Skizzen,« S. 122 f., 478 ff. u. a. a. O.

das Niedrigere und minder Zusammengesetzte zurückgeschlossen, da man zuverläßig nur bey einem entgegengesetzten Verfahren befriedigende Aufschlüsse über diese großen Naturräthsel hätte zu erlangen hoffen dürfen. Aber wie wäre wohl dieß entgegengesetzte Verfahren für die menschliche Wissenschaft möglich? Nur das psychische Leben des Menschen kennen wir ja aus unmittelbarer Anschauung; das psychische Leben der Thiere muß erst erschlossen werden aus den sinnlichen Anschauungen von ihren Bewegungen ꝛc.; und auf welche andere Weise könnte es wohl erschlossen werden, als nach der Analogie mit dem menschlichen psychischen Leben? Der Verfasser hat, in den oben dargelegten Untersuchungen, allerdings gewissermaßen den entgegengesetzten Weg eingeschlagen; aber Recensent hat auch gezeigt, wie wir durch die Ueberzeugung von der durchgängigen somatischen Parallele der psychischen Erscheinungen (gesetzt auch, dieselbe wäre wirklich unzweifelbar erwiesen), über das Wesen oder die innere Natur dieser Erscheinungen nicht den mindesten Aufschluß gewinnen. Die somatischen Anschauungen bleiben immer verschieden von den psychischen, und nur diese, nicht jene, stellen uns das wahre oder das Ansichseyn des Menschen dar, nur in der Form oder in der Analogie dieser also können wir auch das wahre Seyn der Thiere zu erfassen hoffen. In Bezug auf das menschliche Seyn, an und für sich betrachtet, gilt allerdings die Vorschrift des Verfassers; und je mehr von allen bisherigen Psychologen hiegegen gefehlt worden, um so mehr ist es zu beherzigen, daß man überall aus dem Niedrigeren und minder Zusammengesetzten das Höhere und Zusammengesetztere, nicht umgekehrt, zu begreifen bemüht sey. Bey Befolgung dieser Vorschrift werden wir dann auch für das Analogon rationis das rechte Licht gewinnen, und dasselbe als zwar von der menschlichen ratio sehr bedeutend, aber doch nur dem Grade nach, verschieden erkennen. Der Verfasser hat gewiß sehr Recht, wenn er (ebendas. S. 102) von den Thieren sagt: »Ueberall beobachten wir an ihnen ein Machenkönnen ohne Wissen, ein Zweckmäßighandeln ohne Klugheit, ein Streben und Begehren, ohne das Ziel oder den Gegenstand desselben zu erkennen, und ein Erfassen des Zieles und ein Erfüllen des Begehrens, ohne eine andere Folge als das Ersterben des Begehrens.« Alle hier in Bezug auf das menschliche Seelenseyn gebrauchten Begriffe sind eben, in völlig individueller Bestimmtheit, von dem menschlichen Seelenseyn abgezogen, und daher freylich nicht auf das thierische anwendbar. Aber dieß hindert keineswegs, daß eine Stufenreihe erdacht werde, in welcher

menschliches und thierisches Seyn als zwey verschiedene Glieder aufgeführt werden können, und durch welche also das letztere als ein Analogon rationis enthaltend erscheint. Der Mensch ist zwar, wie die Schrift sagt, nach Gottes Ebenbilde geschaffen; aber sollte nicht seine Gottunähnlichkeit noch größer seyn, als seine Gottähnlichkeit? und sollte nicht die letztere in demjenigen bestehen, was eben in jener Stufenreihe der Mensch vor den Thieren voraus hat?

Wir werden dieß vollkommen bestätigt finden, wenn wir des Verfassers Ansicht mehr im Einzelnen betrachten. Der liebliche Gesang der Nachtigall, sagt er, entzückt uns; aber ihr selbst sind die Empfindungen, welche die durch sie hervorgebrachten Töne in der Brust des Menschen erzeugen, vollkommen fremd, und sie singt nur aus einem Triebe, ähnlich dem, aus welchem auch die Mücke im Sonnenschein tanzt, und das Lamm auf der Weide blöckend springt; ihr Gesang ist nichts als die Wirkung des gesteigerten Geschlechtstriebes auf ihre Stimmwerkzeuge. — Sehr wahr gewiß; und man hat unstreitig Unrecht, wenn man nicht selten behauptet, die sinnlichen Empfindungen seyen in den Thieren ganz derselben Art, wie im Menschen. Vielmehr ist auch die einfachste Sinnenempfindung des letzteren eine wahrhaft menschliche, und, als solche, von der gleichnamigen Sinnenempfindung an den Thieren durch die höhere Kräftigkeit unterschieden, aus welcher das Geistige in der menschlichen Seelenentwickelung stammt. Aber von diesem Unterschiede abgesehen: ist es nicht dasselbe Verhältniß der Reizfülle, welches in den Empfindungen der thierischen Lust, wie in den Empfindungen der menschlichen, hervortritt? Das Wissen von der Lust (d. h. das Denken derselben durch Begriffe) fehlt freylich bey dem Thiere ganz; aber ist dieß nicht etwas zu der Lust erst Hinzukommendes, und eben aus jener höheren geistigen Kräftigkeit Abzuleitendes? — Die Thiere, erinnert der Verfasser weiter, sind alles eigentlichen Lernens unfähig, in wie fern dasselbe eine Steigerung ihres Seyns enthalten soll; vielmehr können wir alle die Eigenschaften, zu welchen man sie, selbst im Gegensatze mit ihren natürlichen psychischen Eigenschaften, und zu ausnehmender Verwunderung weniger tief blickender Menschen, abrichtet, bey genauerer Betrachtung nur als eine Degradation und Entartung ihres Wesens erkennen. Das zeigt sich schon daraus, daß diejenigen Thiere, die sich durch Kunstfertigkeit, durch mimisches Talent, durch mancherley Handlungen, die auf verwickelteren Kombinationen zu beruhen scheinen, vorzüglich auszeichnen, meistentheils am wenigsten Gewandtheit und Kombinationsgabe verrathen; da hingegen andere,

welche geringe Fähigkeiten jener Art zeigen, oft vortrefflich sich abrichten lassen. Auch erscheinen diese künstlich abgerichteten Thiere, wenn sie zufällig wieder unter ihre freyen Genossen gerathen, keineswegs als die klügeren oder gewandteren, sondern stehen vielmehr, weil ihre typischen Triebe gestört oder verwirrt worden sind, in jedem Betrachte hinter jenen zurück. — Aber ist dieß im Allgemeinen wohl anders bey den Menschen? Mit einer sehr ausgezeichneten Virtuosität in einer Sache zeigt sich nur zu oft eine völlige, oder doch überwiegende, Unbehülflichkeit für vieles Andere verbunden: natürlich, weil die, für die psychische Bildung gegebene Kraft so entschieden nach jener Seite hin ihre Richtung genommen hat, daß für die Bildung nach diesen Seiten hin nur wenig Kraft vorhanden ist, und die wirklich eingeleitete Bildung immer wieder von Neuem gestört wird. Das findet sich auf gleiche Weise, wo jene Virtuosität ohne äußere Anleitung, auf Veranlassung sehr günstiger Naturanlagen, und wo dieselbe durch absichtliche Einwirkungen sich entwickelt hat. Ja in demselben Maße, wie die thierischen psychischen Umbildungen, könnte man auch diese ausgezeichneten menschlichen Talente als Degradationen oder Entartungen darstellen: in wie ferne nämlich unstreitig die allgemein menschliche harmonische Entwickelung bey demjenigen gestört ist, welcher, durch das Uebergewicht einer einzigen Geistesentwickelung, für alle übrigen unempfänglich geworden ist. Aber ist nur jene, in irgend einem Betrachte, eine der höchsten und edelsten, so möchte wohl eine solche unharmonische Entwickelung vielmehr der harmonischen vorzuziehen seyn. Die letztere, in der vollsten Ausdehnung erreicht, führt sehr selten über eine Mittelmäßigkeit hinaus, welche zwar nicht unser Mißfallen, aber auch nicht unser Wohlgefallen, und noch weniger unsere Bewunderung erregt. Dies Verhältniß geht in der That durch die ganze Natur hindurch. Unsere veredelten Blumen, unsere veredelten Bäume ꝛc. sind Mißbildungen, Entartungen, verstümmelte Gebilde; aber dennoch sind sie e d l e r e Gebilde, als die gemeinen, gleichmäßig entwickelten. Rächt sich auch allerdings eine solche disharmonische Steigerung meistentheils, bey ausgezeichneten Genies, z. B. durch ein kurzes Leben, so muß man mit der Mutter des Achilles sprechen: besser ein kurzes, aber edles Leben, als ein unedles und gemeines, welches das äußerste Ziel des menschlichen Daseyns erreicht. — Das also gilt auch von jenem thierischen Lernen. Eine Störung der natürlich gleichmäßigen Entwickelung kann zwar zugleich auch Degradation, kann aber auch in anderen Fällen eine Steigerung, und eine Annäherung zum menschlichen Leben seyn.

Die Handlungen der Thiere, fährt der Verfasser fort, geschehen nur durch die Wiederbelebung der früher auf sie geschehenen Eindrücke, in derselben Folge, wie diese sich damals an einander gereihet haben, und auf Veranlassung eines mit ihnen in Verbindung stehenden Naturtriebes. »Ein Mann, der auf den Straßen von Edinburgh mit einer Glocke klingelte und Pasteten verkaufte, gab eines Tages einem Hunde eine Pastete. Als der Hund das nächste Mal die Glocke des Pastetenbäckers hörte, lief er mit Ungestüm auf ihn los, faßte ihn bey'm Rocke, und wollte ihn nicht gehen lassen. Der Pastetenmann, der verstand, was das Thier wollte, zeigte ihm einen Penny, und wies auf seinen Herrn, der in der Thür stand, und sah, was vorging. Der Hund lief gleich zu ihm, und dieser gab ihm einen Penny in den Mund, den er sodann dem Pastetenmann brachte, und dafür eine Pastete erhielt. Monate lang währte darauf dieser Handel zur Belustigung der Nachbarschaft fort! Der Unkundige wird sich hier schwer von der Vorstellung losmachen können, daß das Thier einen Begriff vom Tauschhandel, oder wohl gar vom Geldwerthe gehabt habe; aber dieß ist eine Täuschung, durch eine falsche Uebertragung des menschlichen Seelenseyns auf das thierische; vielmehr ist bey den Thieren Alles aus der bloßen Kombination der Vorstellungen und Triebe, und aus der Wiederbelebung derselben auf den angemessenen Anstoß zu erklären.« — Ganz richtig gewiß; aber was ist das Handeln des Menschen, als eine gleiche Kombination und Wiederbelebung, nur eben nach menschlicher Weise, d. h. mit höherer oder geistiger Kraft, gebildeter Vorstellungen und Triebe. Aus dieser geistigen Kraft geht die Begriffbildung für diese Vorstellungen und Triebe, und vermöge deren die bewußte Entwickelung derselben hervor; sonst aber sehen wir eben so wohl das menschliche Handeln der Reihenfolge der durch frühere Erfahrungen erzeugten und verbundenen Vorstellungen (der Reihenfolge von den Wirkungen zu den Ursachen) folgen, und, nach Maßgabe dieser, auf Anregung der menschlich ausgebildeten Triebe (der Wollungen) das Handeln eintreten. Die höhere oder geistige Kraft abgerechnet, ist der Erfolg ganz der gleiche. — Das Thier, sagt der Verfasser (Th. II. S. 163 f.), wählt nie nach Berechnung, sondern wird immer nur durch die stärkere Anregung des Triebes bestimmt. So der Hund, der, wenn man ihm Fleisch vorhält, nachdem er den Augenblick zuvor Brot mit den Zähnen gefaßt hat, dieses in der Regel fahren läßt, um nach jenem zu schnappen, oder, wenn er am Fressen ist, und den Ruf seines Herrn vernimmt

diesem folgt, da er den Rufenden von sich selbst nicht zu scheiden vermag, und der vernommene Ruf wie ein innerer Trieb unwiderstehlich auf ihn wirkt. — Sehr wahr; aber wodurch geschieht die menschliche Berechnung anders, als indem sich menschlich (mit jener höheren oder geistigen Kraft) ausgebildete Triebe (d. h. bewußte Wollungen und Werthschätzungen) im Bewußtseyn gegen einander messen, und, wenn keine Störung von einer anderen Seite her eintritt, die stärkste Wollung das Handeln bestimmt. Den oft erwähnten Unterschied also in Anschlag gebracht, wieder dieselbe Bildungs- und Entwickelungsform; und in dem angeführten Beyspiele eine der menschlichen um so nähere, da ja in dem zuletzt bezeichneten Falle unstreitig der niedere Trieb (zum Fressen) von dem höheren (der Zuneigung zu dem Herrn) unterdrückt wird.— Die Schlußworte in der vorhin angeführten Stelle führen uns endlich zu dem letzten Vergleichungspunkte, welchen wir hier genauer betrachten wollen: zu den gemüthlichen Verhältnissen der Thiere. Der Verfasser erzählt selber viele Beyspiele erstaunenswürdiger Anhänglichkeit derselben, theils an einander, theils an Menschen. Wenn zwey Pferde oder Kühe, die lange zusammengestanden, getrennt werden, so trauert das zurückbleibende. Zwey jüngere Pferde, die in einem Stalle neben einem alten standen, dem auf einmal die Zähne stumpf geworden, fütterten dasselbe zwey Monate lang, indem sie das Heu aus der Raufe zogen, und dem alten Gefährten, so wie auch den Hafer, vorkauten. Man hat einen Löwen gesehen, der einen kleinen Pudelhund, mit dem er lange in seinem Käfig zusammengelebt hatte, als dieser starb, nicht zu überleben vermochte; eben so sah man zusammen erzogene Biber einander nachtrauern und sterben. Eine Katze wollte von dem Bette eines Kindes, mit dem sie zugleich aufgewachsen war, bey dessen Krankheit weder Tag noch Nacht weichen; und nach dessen Tode verkroch sie sich in einem Winkel und starb (viele andere Beyspiele siehe Th. II. S. 91 — 101). Aber wir thun sehr unrecht, fügt der Verfasser hinzu, wenn wir, dieser Erscheinungen wegen, den Thieren die Gefühle und Eigenschaften zuschreiben, aus welchen wir ähnliche Erscheinungen unter Menschen hervorgehen sehen. Bey jenen entstehen sie nur aus einer, vermöge des Zusammenlebens entwickelten subjektiven Identifizirung des Thieres mit dem Gegenstande der Anhänglichkeit, aus einer Verschmelzung, welche dann als thierischer Naturtrieb sich zeigt.— Als thierischer Naturtrieb: eine große Verschiedenheit freylich von ähnlichen Gefühlen und Neigungen bey dem Menschen. Aber sehen wir hievon ab: so finden wir jene subjektive Identifizirung, jene Verschmelzung auf Veranlassung des

Zusammenlebens gerade eben so bey dem Menschen, nur eben als menschliche Triebe, d. h. in der Ausbildung durch die erwähnte höhere oder geistige Kraft. Jene Identifizirung ist nicht, wie der Verfasser sie darstellt, ein Zeichen der Beschränktheit des Seyns, sondern vielmehr eine Erweiterung desselben. Man hat nicht selten eben so in Bezug auf den Menschen räsonnirt: der Mensch sey durch und durch eigennützig, und wenn er einem Freunde, wenn er dem Vaterlande schwere Opfer bringe, so sey dieß nur daraus abzuleiten, daß er diesen Freund, daß er das Vaterland mit sich identifizirt, und, vermöge dessen, bey dem Opfer mehr subjektives Vergnügen empfinde, als wenn er die geopferte Freude, den geopferten Vortheil wirklich selber genossen hätte. Sehr wahr; nur daß eben diese Identifikation in der That das gerade Gegentheil des Eigennutzes ist. Der Mensch handelt freylich so, weil er das fremde Vergnügen als eigenes empfindet; aber er empfindet dasselbe als eigenes (trotz dem, daß er dasselbe als fremdes denkt), weil er sein eigenes Seyn durch das Seyn des Freundes, durch das Seyn des Vaterlandes erweitert, und demnach, seinem innersten Wesen, mehr ist, als der auf sich beschränkte Mensch, auf gewisse Weise nämlich zugleich auch der Freund ist und das Vaterland. — — —

Nachdem Rezensent so die Lösungen dargestellt und der Kritik unterworfen, die der Verfasser für die drey Hauptprobleme gegeben hat, welche ihm bey der Abfassung seines Werkes vorschwebten, bleibt uns nur noch übrig, über die von dem Verfasser mitgetheilten fremden Arbeiten, und über die Verdienste desselben bey dieser Mittheilung, Bericht zu erstatten. Schon oben ist bemerkt worden, daß uns der Verfasser zwey fremde Abhandlungen, von Tuke und von Esquirol gibt. Wir haben also hier Bearbeitungen der Seelenkrankheitskunde von all den Völkern vor uns, welche, die Italiener ausgenommen, um diese Wissenschaft sich verdient gemacht haben; und es ist höchst interessant, wie schon in diesen Proben der wissenschaftliche Charakter dieser Völker augenscheinlich sich abspiegelt. Der Engländer zeichnet sich vorzüglich durch einen klaren und gesunden Sinn, durch eine vorurtheilsfreye und von den bisherigen Meinungen unabhängig erhaltene Beobachtung und Beurtheilung, durch Vorsicht in den Folgerungen und in der Aufstellung allgemeiner Sätze aus. Die Beobachtungen des Franzosen sind reicher und feiner; aber er ist zu schnell damit bey der Hand, ohne daß er vorher genugsam überlegt hätte, was eigentlich zu beobachten sey für die Förderung der Wissenschaft; und daher kommt es denn, daß vielleicht mehr als drey Viertel

des Beobachteten für die Wissenschaft unbrauchbar sind. Eben so bey der Bearbeitung des Beobachteten. Auch hier geht der Verfasser sehr rasch zu Werke; gibt sehr ausführliche Beschreibungen, Definitionen, Vorschriften; entwirft eine Unzahl von Tabellen nach allen möglichen Beziehungen; aber seine Definitionen und Vorschriften sind meist zu sehr von einzelnen Fällen abstrahirt, und ermangeln daher der allgemeinen Anwendbarkeit; und durch den größern Theil seiner Tabellen werden wir in der Erkenntniß unserer Wissenschaft nicht weiter gebracht, weil er dieselbe nach Gesichtspunkten entworfen, welche für diese Wissenschaft ohne Bedeutung sind. Der Deutsche endlich, wie wir gesehen haben, fragt vor allem Anderen erst nach Prinzipien, — nach welchen er dann ein idealisches System aufrichtet, mag er auch immerhin die Bausteine noch nicht haben, mit welchen die abstrakten Formen desselben auszufüllen sind. Ein Verfahren, welches seine guten, aber freylich auch seine schlimmen Seiten hat; und dessen Lob- und Tadelnswerthes mit dem Verfasser des vorliegenden Werkes, auch Rezensent auf sich zu nehmen sich nicht weigern darf und will.

Ist auch von den beyden vorliegenden Abhandlungen die von Tuke die an Material ärmere, so steht Rezensent doch nicht an, ihr im Allgemeinen den Vorzug zuzugestehen; und stimmt mit dem Verfasser vollkommen überein, daß sie, obgleich ihre Mittheilungen an sich wenig Scheinbares haben, und überdieß noch in einem wenig scheinbaren Gewande auftreten, nichts desto weniger in einem hohen Grade der allgemeinern Verbreitung werth sey, vorzüglich als ein lehrreicher Beytrag zur Feststellung der Grundsätze für die psychische Behandlung der Irren. — Die erste Nachricht von der unter dem Namen Retreat durch eine Gesellschaft von Quäkern in der Nähe von York errichteten, und am 11. May 1796 eröffneten Irrenanstalt erhielten wir durch ein in dem achten Bande der bibliothèque britannique enthaltenes Schreiben des Dr. Delarive, welches Wagner als Anhang zu seiner Uebersetzung des Pinelschen Werkes über die Geistesverirrungen mittheilte. Aber dieser Bericht ist sehr kurz und unvollständig, und überdieß auch deßhalb für die Beurtheilung des in dieser Anstalt angewendeten Heilverfahrens unzureichend, weil Delarive dieselbe kaum zwey Jahre nach ihrer Eröffnung besucht hatte. Die Erscheinung des Werkes, dessen Titel schon oben vollständig angegeben worden ist, mußte daher jedem Kunstverständigen sehr willkommen seyn. Als Mängel dieser Anstalt rügt Hr. Jacobi (Th. I, S. 29) im Allgemeinen sehr richtig: daß sie zugleich zu einer Heil- und zu einer Aufbewahrungsanstalt diene; daß die oberste Leitung nicht einem Arzte anvertraut sey,

und überhaupt die Mitwirkung von Arzneymitteln so gut wie völlig vernachläßigt werde; daß die Kranken nicht gehörig nach der Verschiedenheit ihres Leidens abgetheilt seyen; und daß nicht für hinlänglich mannigfaltige und zweckmäßige Beschäftigung der Irren, so wie in keinerley Beziehung für gehörige Individualisirung in der Behandlung der einzelnen Fälle gesorgt sey. Trotz aller dieser Mängel aber habe diese Anstalt einen bedeutenden Ruf sich erworben, und behauptet, durch »die ernste religiöse Gesinnung, das Wohlwollen, das verständige Maßhalten in jeder Ansicht, den Geist der Ordnung, der Gesetzlichkeit und Nüchternheit, die durch den Vorsteher an der ganzen Anstalt herrschend geworden sind, und die, indem sie auf den Brennpunkt der Humanität, und zugleich auf diejenigen kranken Organe und organische Kräfte, die, so weit die Beobachtung der Erscheinungen reicht, mit den psychischen in einer nothwendigen und sich wechselseitig bedingenden Beziehung stehen, auf eine specifische Weise wohlthätig einwirken.«

Da sowohl diese Abhandlung, als die folgende, das ganze Gebiet der Seelenkrankheit- und Seelenheilkunde umfassen, so kann Rezensent denselben natürlich nicht Schritt für Schritt folgen, sondern muß sich begnügen, das Merkwürdigste aus ihnen hervorzuheben. — Hr. Jakobi hat die beyden ersten Kapitel der Abhandlung von Tuke ausgelassen, da dieselben eine sehr ausführliche Beschreibung von der Entstehung der Anstalt (den Zusammenkünften der Quäker dafür, dem Ankaufe der Grundstücke, der eingetretenen Hindernisse 2c.) enthalten, welche für den deutschen Leser kein Interesse haben können. Das hier Mitgetheilte zerfällt in vier Kapitel, von welchen das erste die Verwendung des Hauses und der dazu gehörigen Grundstücke (durch zwey, auch von dem Uebersetzer mitgetheilte Steindrücke erläutert), das zweyte die medizinische Behandlung, das dritte die moralische Behandlung, das vierte endlich die vorgekommenen Krankheitsfälle in einer summarischen Uebersicht, und mit Bemerkungen darlegt. Das dritte Kapitel zerfällt wieder in vier Unterabtheilungen, indem, nach einleitenden Bemerkungen, von den Mitteln, den Kranken in der Selbstbeherrschung zu unterstützen, von den Zwangsmitteln und von den Mitteln, das allgemeine Wohlseyn des Irren zu befördern, gehandelt wird. — Das erste Kapitel muß in dem Werke selber nachgelesen werden. In dem zweyten sind vorzüglich die Erfahrungen über die Wirkungen der Arzneymittel bemerkenswerth. Der zuerst bey der Retreat angestellte Arzt, Dr. Thomas Fowler, durch ärztliche Gelehrsamkeit und unermüdliche Ausdauer, und dabey durch ein höchst wohlwollendes Gemüth, und durch einen vor-

urtheilsfreyen Geist ausgezeichnet, schritt mit sehr sanguinischen Hoffnungen zu der Anwendung aller von Anderen empfohlenen Arzneyen. Aber obgleich das Verhältniß der Heilungen ansehnlich war: so »waren dennoch die arzneylichen Mittel so unvollkommen mit den Fortschritten der Genesung verbunden, daß er nicht umhin konnte, zu vermuthen, daß sie vielmehr die Begleiter, als die Ursache derselben seyn möchten;« und weitere Versuche bestätigten diese Vermuthung vollkommen (S. 151). Von dem glücklichsten Erfolge zeigte sich jedoch, vorzüglich bey der Melancholie, die Anwendung des warmen Bades; so wie örtliche Aderlässe, wo die Annäherung des Anfalls sich durch den Andrang des Blutes nach dem Kopfe ankündigte. Als das beste schlafbefördernde Mittel wurde eine reichliche Abendmahlzeit vielfach erprobt. — Sehr treffend rügt der Verfasser, daß man die Irren ziemlich allgemein mit zu wenig Unterscheidung der Fälle behandle. Im Bedlam-Hospital war es, nach Haslam's Erzählung, seit langen Jahren Gebrauch, allen heilbaren Kranken im Frühlinge jedes Jahres vier oder fünf Brechmittel zu geben, in anderen Anstalten ähnlicher Art wiederholte Aderlässe Mode. — Der kalte Brand an den Extremitäten, über welchen die meisten Vorsteher von Irrenanstalten so viel Klage führen, ist in dieser Anstalt nie vorgekommen, weil die Kranken nie einen Grad von Einschränkung erheischen, der sie verhindern könnte, sich starke körperliche Bewegung zu machen. Uebrigens zeigten zahlreiche Erfahrungen, daß die Irren keineswegs von den gewöhnlichen Wirkungen der Kälte verschont bleiben. — Eine sparsame Diät erwies sich nur in sehr wenigen Fällen von gutem Erfolge begleitet; eigentliches Hungern bringt dem Kranken stets Nachtheil. — Das bey weitem größte Gewicht legt der Verfasser auf eine angemessene moralische Lebensordnung. Die meisten Irren besitzen einen beträchtlichen Grad von Selbstbeherrschung, so daß nicht selten solche, welche der Anstalt mit Zeugnissen von sehr auffallenden Beweisen des Wahnsinns übergeben worden waren, lange Zeit hindurch so wenig Symptome der Krankheit offenbarten, daß sie der Arzt nicht im Stande war für non compotes mentis zu erklären. Der Verfasser zweifelt, daß die Erregung der Furcht von so großer Wichtigkeit für die Heilung sey, wie man dieselbe meistentheils dargestellt sehe; vielmehr möchte dieselbe wohl in dem größern Theile der Fälle mehr nachtheilig, als vortheilhaft, wirken. Unter keinem Vorwande werden daher Ketten oder körperliche Strafen, so wie die Androhungen derselben, in dieser Anstalt geduldet; der Zwang überall nur auf eine Weise ausgeübt, welche den Widerwillen des Wärters gegen dessen Anwendung darthut; und diese milde, liebreiche Behand-

lung hat Wunderkuren verrichtet, wovon der Verfasser einige sehr bemerkenswerthe Beyspiele anführt (S. 192 ff.). Die wüthende Manie, welche anderwärts so häufig ist, kommt in dieser Anstalt beynahe gar nicht vor. »Wenn es wahr ist (bemerkt der Verfasser sehr richtig), daß Unterdrückung einen gescheidten Mann toll macht: darf man denn annehmen, daß Streiche, Beleidigungen und Ungerechtigkeiten, für welche der, welcher sie erduldet, keinen Grund sieht, geeignet sind, einen Tollen gescheidt zu machen? Oder werden sie nicht seine Krankheit verschlimmern, und seine Rachsucht aufregen?« — Räsonniren ist weder bey verkehrten Vorstellungen, noch bey Melancholischen, von Nutzen; wohl aber Beschäftigung mit andern Sachen und anstrengende Leibesübungen. — Die Begierde, sich von Anderen geachtet zu sehen; die Nahrung, welche man derselben gibt, indem man sich von dem Kranken über Gegenstände seines Faches belehren läßt, und, wo es nöthig ist, Zwang anzuwenden, seinem Versprechen, sich zu beherrschen, Vertrauen schenkt; die Beförderung des Einflusses religiöser Ansichten endlich haben sich in sehr zahlreichen Erfahrungen als überaus wichtig für die Heilung erwiesen. — Der Zwang ward nur als eine schützende Beschränkung angewendet; von welcher der Verfasser behauptet, daß ihre Nothwendigkeit stets ab- oder zunehmen wird, je nachdem die moralische Behandlung mehr oder minder verständig ist. Selbst in den heftigsten Anfällen von Manie genügen meistentheils ein dunkles und stilles Zimmer, und die Zwangsweste, wobey man den Kranken übrigens gestattet, nach Gefallen umher zu gehen, oder sich auf ihr Bett niederzulegen. Nur bey einem entschiedenen Hange zum Selbstmorde wird es nöthig, den Kranken während der Nacht in einer liegenden Stellung zu befestigen, wofür der Oberaufseher eine (S. 218 beschriebene) Vorrichtung erfunden hat, die dem Zwecke der Sicherheit entspricht, und dabey doch dem Kranken gestattet sich umzuwenden, und seine Lage im Bett anderweitig zu verändern. Doch hat allerdings die Erfahrung in der Retreat gezeigt, daß es in Fällen heftiger Tobsucht nicht zweckmäßig ist, den Kranken frey ausrasen zu lassen, sondern daß eher durch einen solchen Grad von Zwang, der in einem Zustande von Ruhe nicht schmerzhaft seyn würde, ein Nachlaß herbeygeführt wird. Indeß war es während des letzten Jahres, in welchem die Anzahl der Kranken sich gewöhnlich auf 64 belief, im Durchschnitt nicht nöthig, zwey Kranke auf einmal abzusondern, und die Mittelzahl der durch die Zwangsweste, Riemen ꝛc. Beschränkten belief sich nie höher als auf vier. Dabey ist kein Beyspiel von irgend einem bedeutenden Schaden vorgekommen, der einem Wärter durch einen Kranken zugefügt worden wäre, und

zu keiner Zeit hat sich ein allgemeiner Geist von Unzufriedenheit oder Neigung zur Empörung offenbart. Wo jedoch irgend ein Zwang nöthig ist, da wende man ihn mit so überwiegender Gewalt an, daß kein Gedanke von Widersetzlichkeit in dem Gemüthe des Irren aufkomme. Wo eine solche Gewalt nicht erhalten werden kann, und der Fall dringend ist, wird Muth und Selbstvertrauen gewöhnlich die Heftigkeit des Kranken besiegen. Ein auf einem Spaziergange zufällig zum Zorn gereizter Kranker schickte sich an, einen großen Stein auf den Oberaufseher zu schleudern. »Dieser »keineswegs aus der Fassung gebracht, heftete sein Auge auf den Kranken, und befahl ihm in einem entschlossenen Tone, indem er zugleich auf ihn zuging, den Stein niederzulegen. So wie er sich näherte, sank die Hand des Irren allmälich aus ihrer drohenden Stellung herab, und ließ den Stein auf die Erde fallen. Dann gab er zu, daß man ihn ruhig auf sein Zimmer führte.« — Die Verweigerung der Nahrung hat man nicht selten dadurch überwunden, daß man die Kranken in die Speisekammer führte, und ihnen erlaubte, sich dort selber zu bedienen; oder daß man, wie zufällig, Speisen in ihrem Zimmer stehen ließ, zu welchen sie unbeobachtet gelangen konnten. — Das gesellige Wohlseyn der Kranken ist überaus wichtig für ihre Heilung Daher z. B. von der Oberaufseherin dann und wann eine allgemeine Theepartie veranstaltet wird, wo die Kranken mit der größten Aufmerksamkeit bedient werden. Selten ereignet sich dabey ein unangenehmer Vorfall. Der Umgang mit den Gemeinemitgliedern in der Stadt hat sich ebenfalls stets als sehr heilsam gezeigt; dagegen sind Besuche von vormaligen vertrauten Freunden häufig nachtheilig geworden. Ueberhaupt gestattet man den Kranken so viel Freyheit, als ihr Gemüthszustand irgend zuläßt. Wissenschaftliche Beschäftigungen sind sehr wohlthätig, vorzüglich wenn man die Kranken veranlassen kann, Einen Gegenstand beharrlich zu verfolgen; indeß muß man ihnen doch in manchen Fällen die Mittel zum Schreiben versagen, wo sie sich derselben nur zur Befestigung ihrer verkehrten Ideen bedienen würden. — Eine Angabe der Verschiedenheiten, welche man in Bezug auf die Natur und in Bezug auf die Heilung der Krankheiten in dieser Anstalt wahrgenommen, beschließt die Abhandlung. Die Uebersicht der Todesfälle zeigt, »daß Geisteszerrüttung keinen wesentlich nachtheiligen Einfluß auf das animalische Leben hat;« in den Tabellen hat sich der Verfasser bescheiden des Ausdruckes »genesen« vorzugsweise vor dem Ausdrucke »geheilt« bedient, »da wir durchaus kein specifisches Mittel gegen den Wahnsinn entdeckt haben, und bekennen, daß wir wenig mehr thun, als die Natur in ihrer eigenen Heilung unterstützen.«

Die von Hrn. Jakobi beygefügten Anmerkungen verbreiten sich vorzüglich über die Art der Anlage von Irrenanstalten (dabey speziell über den Sonnenstein), über die Nothwendigkeit einer Verschiedenheit der Behandlung, nach Maßgabe des Standes der Kranken, über die Mittel zur Erhaltung der Sicherheit, über die traurigen Folgen der blinden Empirie, über die Empfänglichkeit der Kranken gegen Kälte und Hunger, über ihre zweckmäßigste Beschäftigung ꝛc. Beherzigenswerth ist S. 212 f. der Vorschlag, die Irrenanstalten in ökonomischer Hinsicht, so weit als möglich, durch die gemeinsame und verständig geleitete Thätigkeit der in dieselbe aufgenommenen Irren bestehen zu lassen. Später bemerkt der Verfasser sehr richtig, daß Stricken, Nähen, Spinnen und ähnliche Handarbeiten gar nicht als Beschäftigungen, vorzüglich der Melancholischen, betrachtet werden können, da sie dem In-sich-versinken und den Ausschweifungen der Phantasie und des Verstandes den freyesten Raum gewähren; eben so auch in vielen Fällen Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Musik ꝛc. Eben so wahr sind die Bemerkungen über die Schädlichkeit des Verfahrens, das Wärterpersonal (wie selbst auf dem Sonnenstein) aus Sträflingen zu bilden. Interessant ist das S. 230 f. aufgestellte Problem: weßhalb wohl die in England so häufige Verweigerung aller Nahrung, bis zum Verhungern, nach allen vom Verfasser eingezogenen Nachrichten, in Deutschland, selbst in den größten Irrenanstalten, zu den ungewöhnlichsten Erscheinungen gehören möge. — Die S. 172 ff. angeführten Beyspiele von höchst zweckwidrigen Anwendungen kalter Bäder, kalter Uebergießungen und Douchen ꝛc., sind wahrhaft schaudererregend, und predigen mehr, als die beredteste Sprache thun könnte, die Nothwendigkeit der Anspannung aller Geisteskräfte, um die Seelenheilkunde endlich aus dem Zustande der blinden Empirie zu erheben, in welchem dieselbe leider dem größten Theile nach noch immer befangen liegt.

Von der, dieser Abhandlung vorangeschickten Einleitung des Uebersetzers ist das Hauptsächlichste schon oben bey der Erläuterung der Hauptprobleme mitgetheilt worden. Außerdem ist noch der Schluß dieser Einleitung bemerkenswerth, wo der Verfasser zusammenhängender über die zweckmäßigste Behandlungsweise der Seelenkranken handelt. Die Hauptsache setzt der Verfasser darein, daß der Arzt, in seiner Erscheinung und in seinem Handeln, stets das Bild der Menschheit im schönsten Sinne dieses Wortes darstelle. Verbannt sey daher jedes angenommene, unnatürliche Benehmen, wie z. B. das von Vielen als so wirksam gepriesene Fixiren mit den Augen: nur zu leicht sehen die Irren, welchen man überhaupt im Allgemeinen viel zu wenig

zutraut, ihren Aufsehern die schwachen Seiten ab, wo dann diesen, indem sie ihren Pflegbefohlenen lächerlich werden, auch aller Einfluß auf dieselben verloren geht. Soll dieser Einfluß heilsam wirken, so muß der Arzt sein eigenes Temperament, seine eigenen Leidenschaften und Affekte, zu beherrschen vermögen: dadurch allein wird ihm auch die Beherrschung der Affekte an den Irren möglich werden. In diesen aber rege stets nur die besseren und wohlthätigen Affekte an: nur diese können eine wahre und dauernde Besserung begründen. Er lasse in der Behandlung der Unglücklichen vor Allem Liebe, Wohlwollen und Mitleid hervortreten: welche auf die Kranken einen um so wohlthuenderen Einfluß ausüben werden, je weniger sie dieselben in den neuen und fremden Verhältnissen erwarteten. Daß der erste Eindrück auf einen Gemüthskranken bey dem Eintritt in eine Heilanstalt der des Staunens, Schreckens, Außer-Fassung-Gerathens seyn müsse, ist gewiß ein falscher Grundsatz; so wie man auch das dem Affekte der Furcht Nachgerühmte sehr beschränken muß, indem diese ja doch immer allseitig schwächt, und überdieß das Vertrauen zerstört oder nicht aufkommen läßt. Außerdem suche der Arzt auf das Gewissen des Kranken zu wirken, welches keineswegs überall vernichtet ist, sondern vielleicht am längsten der Umwandlung durch die Krankheit trotzt. — Sehr lesenswerth ist, was der Verfasser bey dieser Gelegenheit gegen die sogenannte indirekt-psychische Methode mit großer Wärme, ja mit einer Art von begeistertem Unwillen, erinnert (S. 104 — 113). Diese Methode ist eine »systematische Marterung,« welche man nicht anders als mit Abscheu betrachten kann, und deren Heilkraft doch, indem sie das eigentliche Wesen der Krankheit ganz unberücksichtigt läßt, noch überaus sehr problematisch ist. Auf dem Sonnenstein, wo alle äußeren Mittel, welche nur den Anschein von Härte an sich tragen, verbannt sind, zeigt doch die Anzahl der Heilungen ein so günstiges Verhältniß, wie schwerlich in irgend einer Anstalt, wo die indirekt-psychische Methode in ihrer ganzen Strenge angewendet wird. — Als mächtige Hebel für die Heilung des Kranken hebt der Verfasser außerdem noch die Ehrliebe, und den Sinn für Ordnung, Maß und Takt hervor. Ueberall herrsche die sorgsamste Reinlichkeit, so wie eine regelmäßig abgemessene Folge der Arbeiten, Erholungen, Mahlzeiten rc. Die Musik hat sich nicht selten außerordentlich heilkräftig erwiesen. Was die Beschäftigung betrifft, so lasse man nie einen Kranken etwa eine Grube graben, um sie gleich wieder zuzuwerfen rc., sondern stets werde derselbe so viel möglich, eines verständigen Zweckes dabey inne: so wie man überhaupt die Regel nie aus den Augen

verlieren sollte, »den Gemüthskranken, leide sein Verstand auch noch so sehr, immer mit der vollen Achtung zu behandeln, auf die er in der zwiefachen Hinsicht, als Mensch und als unglücklicher Mensch, Anspruch zu machen hat.« — Möchten doch diese Erinnerungen bey Allen, welche irgendwie auf das Schicksal solcher Unglücklichen Einfluß haben, eine recht offene Empfänglichkeit und eine recht thätige Berücksichtigung finden!

Bey dem Berichte über Esquirol's Abhandlung müssen wir uns, da dieselbe ganz aus einzelnen Bemerkungen besteht, noch mehr auf eine allgemeine Uebersicht und Charakteristik beschränken. Nach Bemerkungen über die Ursachen, den Verlauf, die Heilbarkeit, die Behandlung ꝛc. des Irreseyns im Allgemeinen, spricht der Verfasser in besonderen Kapiteln von der Tobsucht, der Melancholie, der Monomanie, dem Blödsinne und dem Idiotismus. Unter der Monomanie versteht er (S. 429) »das partielle Irreseyn, welches von aufregenden, nach außen strebenden fröhlichen Leidenschaften erzeugt wird.« Die hier gebrauchten Prädikate sind übrigens so zu verstehen, daß jedes auch einzeln Statt haben kann: denn nach S. 433 sind die Leidenschaften, unter deren Herrschaft die Monomaniaci leben, nicht immer angenehme und heitere. Als eine, in der letzten Zeit sehr selten gewordene, Unterart wird bey der Monomanie die Dämonomanie genannt. Der Blödsinn ist (S. 463) bald akut (in Folge von vorübergehenden Unordnungen im diätetischen Verhalten, von Fiebern, Metastasen ꝛc.), bald chronisch (durch Onanie, Hypochondrie, Melancholie, Manie, Epilepsie ꝛc. entstanden), bald Begleiter der Altersschwäche. Davon unterscheidet sich der Idiotismus als angeborene Verstandesschwäche, der theils Idiotismus im engeren Sinne ist (wo sich gar keine Verstandes- und Gemüthskräfte entwickeln), theils Imbecillität (wo sich zwar dergleichen, aber in sehr großer, gleichmäßiger Beschränkung finden), theils Fatuität (in welcher die Aeußerungen einiger Vermögen unverhältnißmäßig größere Kraft gewinnen). — In allen Abschnitten dieser Abhandlung finden sich allerdings viele einzelne feine Beobachtungen. Im Allgemeinen aber ist dieselbe für Recens. eine nur zu augenscheinliche Bestätigung der schon aus anderen Werken über diesen Gegenstand gebildeten Ansicht, daß man noch immer nicht weiß, was man eigentlich an den Seelenkranken beobachten, und wie man das Beobachtete verarbeiten solle. »Der Tobsüchtige (heißt es z. B. S. 380) scheint jeden Begriff von Religion, jedes Gefühl von Scham, alle Grundsätze von Rechtlichkeit abgeschworen zu haben ꝛc.;« die Tobsüchtigen (S. 384) sind keineswegs gegen die Kälte unempfänglich ꝛc. Bey den

Wahnsinnigen (S. 271) sind die Sinneseindrücke fehlerhaft, und diese Kranken scheinen das Spielwerk der Täuschungen ihrer Sinne zu seyn 2c. »Der Melancholische (S. 406) ist mager und schlank, hat schwarzes Haar, eine blasse, gelbliche, bisweilen schwärzliche Hautfarbe, während nur die Nase dunkelroth ist. Die Züge starren unbeweglich« 2c. — Was sollen uns Beschreibungen, wie diese? Stimmen denn wirklich alle Tobsüchtigen, Wahnsinnigen, Melancholischen in den bezeichneten Merkmalen überein? Oder sind nicht diese von der Art, daß sie sich nach Maßgabe, bald in Bezug auf die Krankheit ganz zufälliger Umstände, bald der Grade der Krankheit 2c., in dem einen Falle finden, in dem andern nicht finden werden? Rezensent will keineswegs überhaupt die allgemeinen Beschreibungen und Parallelen verwerfen; ohne diese ist ja keine Wissenschaft möglich, und doch wird die Seelenkrankheitskunde gewiß erst, wenn sie wahrhaft Wissenschaft ist, eine zweckmäßige Grundlage für die Seelenheilkunde werden. Aber um solcher allgemeinen Beschreibungen und Parallelen mächtig zu werden, muß man erst, vermöge einer genauen Konstruktion der einzelnen Krankheitsfälle, eine Kenntniß von ihrer inneren Natur, oder von den bey jeder krankhaften Umwandlung eintretenden psychischen Bildungsformen sich erwerben. Dieß ist das Eine, was Noth ist, mit ihm wird uns dann alles Andere von selber kommen; auch das Verständniß jener Aeußerlichkeiten, welche mit der inneren Grundlage der Krankheit meist erst durch drey oder mehrere Mittelglieder in Verbindung stehen. Dasselbe gilt von den vielen Tabellen, welche der Verfasser beynahe in jeder möglichen Beziehung entworfen hat. So finden wir S. 290 im Allgemeinen, und an mehreren anderen Orten in Hinsicht auf die einzelnen Krankheitsformen, eine Tabelle des Jahreszeiten, in Betreff ihres Einflusses auf das Irrewerden, indem die in neun Jahren in jedem Monate erfolgten Aufnahmen in der Salpetrière angeführt werden. Aber geschieht denn die Aufnahme stets sogleich nach der Erkrankung? Und gesetzt auch dieß: hat denn ein jeder Monat des Jahres in unserem Klima einen so bestimmten Charakter? und endlich (was die Hauptsache) läßt sich wohl mit Wahrscheinlichkeit darthun, daß, ich will nicht sagen alle Seelenkrankheiten, sondern nur der größere Theil derselben, eine solche Ursache haben, daß die Witterung einen bedeutenden Einfluß auf ihren Ausbruch, ihre Verstärkung oder Verminderung ausüben könne? — S. 348 ff. finden sich die mannigfaltigsten Mortalitätstabellen: in Bezug auf die Aufnahmen, die Jahreszeiten, die Lebensalter, die Krankheiten, welchen die Irren un-

terliegen. Aber welche nur einigermaßen sichere Resultate sollten wir wohl aus denselben ziehen können? Wie viele zufällige Umstände können in Bezug auf diese Verhältnisse einfließen! Eigenthümlichkeiten der Witterung, durch besondere Umstände in einzelnen Jahren, oder durch die Beschaffenheit der Gegend bedingt, in welcher die Irrenanstalt liegt, die Einrichtung dieser, und die sonstigen häuslichen Verhältnisse; die Lebensart des Volkes, der Provinz ꝛc. Der aufgeführten Krankheiten sind übrigens so viele und so mannigfaltige, daß man die schon von einigen Forschern aufgestellte Ansicht bestätigt finden möchte, daß das Irreseyn im Allgemeinen keine somatische Krankheit besonders begünstige, und daß also alles Entwerfen von Tabellen in dieser Hinsicht unnütz sey. Auch hier also müssen wir erst durch eine tiefer dringende, die eigentliche innere Natur der Krankheit erfassende Einsicht belehrt werden, worauf wir unsere Aufmerksamkeit zu richten haben; und aus dieser Einsicht wird uns über den Zusammenhang oder Nichtzusammenhang jeder einzelnen Krankheitsgattung mit den Jahreszeiten, so wie mit somatischen Uebeln ꝛc., ein bestimmterer und klarerer Aufschluß werden, als wir aus solchen äußerlichen Erscheinungen, welche, außer auf den in Frage gestellten Momenten, noch auf unzähligen anderen, keiner Berechnung unterliegenden Momenten beruhen, jemals zu schöpfen im Stande seyn werden. Nicht eine blind hin- und herspringende, sondern nur eine einsichtsvoll geleitete Thätigkeit fördert die Wissenschaft!

Die allgemeinsten Prinzipien für diese Leitung anzugeben, war das Hauptbestreben des Rezensenten bey der Beurtheilung des vorliegenden Werkes; möchten seine Bemühungen hiefür nicht vergebens gewesen seyn!

Fr. Ed. Beneke.

Art. VII. 1. Schön Ella. Volks-Trauerspiel in fünf Akten, von Friedrich Kind. Leipzig, bey G. J. Göschen, 1825. 229 S. klein 8.

Wir haben Schicksals-Trauerspiele, Leidenschafts-Trauerspiele, heroische Trauerspiele, bürgerliche Trauerspiele, Heinse nennt den beym Untergang seiner Söhne untergehenden Laokoon ein Natur-Trauerspiel, warum sollten wir nicht auch ein Volks-Trauerspiel haben. Unter dieser Bezeichnung kann sogar ein doppeltes verstanden werden; ein Trauerspiel, dessen Stoff aus dem Volksleben genommen wird, und ein solches, welches bey der Wirkung, die es hervorzubringen strebt, auf das Volk Rücksicht nimmt; es kann ein Volkstrauerspiel geben dem Inhalte

nach, und eins nach der Behandlungsart; der Verfasser des gegenwärtigen hat beyde Wege zugleich eingeschlagen.

Der Gang seines Stücks ist folgender: Der erste Akt zeigt uns beym Beginnen ein bürgerliches Wohnzimmer, in welchem die Hauptperson Ella, mit ihrer Mutter Margreth, der Witwe eines Schullehrers sich befindet. Die Eingangsscene schildert uns die Gefallsucht und die Eitelkeit schön Ellas, die Spinnrad und Gebetbuch zur Seite legt, und im Spiegel sich wohlgefällig beschaut, worüber sie von ihrer Mutter zur Rede gestellt wird. Bald darauf erscheinen Rachel, eine Nachbarin, und Joseph, ein junger Goldarbeiter, Margareths Pathe. Nach einem kurzen Gespräche, in dem Josephs Liebesglut für Ella sich beständig Bahn zu machen sucht, drückt er ihr eine von ihm zierlich gearbeitete goldene Kette in die Hand, und entfernt sich schnell. Ella zögert eine Weile, ob sie Josephs Geschenk annehmen soll, wird aber von Rachel dazu überredet. Diese bindet die Kette dem Mädchen um den Hals, nachdem sie früher eine Korallenschnur, an der ein Kreuzchen hängt, ein Geschenk ihres seligen Vaters, bey Seite gelegt hat. Indem sie bey dieser Gelegenheit Ellas Stimmung benützt, beredet sie dieselbe, sich in den Garten des reichen Kaufherrn und Rathsmanns Gebhard zu schleichen, um dort Gesicht, Hals und Arme im frischen Springquell zu waschen, und im Mondschein trocknen zu lassen. Dieß würde, von einer gewissen Zauberformel, die Rachel ihr mittheilt, begleitet, ihr heute, als an dem dazu günstigen Tage, eine seltne Weiße und Reinheit der Haut verschaffen. Die eitle Ella läßt sich bethören und geht, Rachel bleibt zurück, indem sie Ella verspricht, sie bey der Mutter, welche sich indeß zur Ruhe begeben hat, wenn sie wach werden sollte, zu entschuldigen. Die veränderte Scene zeigt uns einen Garten bey Gebhard's Hause mit Hecken, Blumenbeeten, einem Springbrunnen mit Wasserstrahlen, und der Figur einer Nymphe. Vorn auf beyden Seiten eiserne Gitterthore. Mond und Sternenhimmel. Wilhelm, Gebhard's Sohn, tritt auf, von dem schwedischen Hauptmann Silberström begleitet. Wilhelm entdeckt seinem Freunde, daß er schön Ella hier erwarte, welche in des Springborns kühlen Silberwellen, als Balsam ew'ger Jugend, sich waschen werde, wozu ihm Rachel, seine alte Amme, verholfen, und ihn durch ein Zeichen, von Ellas Fenster her, vom Gelingen des Plans in Kenntniß gesetzt hätte. Als ihm Silberström dies Thun verweist, erklärt ihm Wilhelm, daß sein Herz von reiner Glut entbrannt sey, und er Ella als seine Braut zum Altar führen wolle. Das Mädchen naht, Silberström geht in das Haus. Wilhelm verbirgt sich hinter einer Buchenwand. In einem schön gearbeite-

ten Monologe äußert Ella die Eindrücke, welche die romantische Umgebung auf sie macht. Zwischen der Lust nach dem Besitz einer vollkommenen Schönheit und einer Bangigkeit, welche sich ihrer bemächtigt, schwankend, trägt die erstere den Sieg davon:

Thu' ich denn unrecht? (ruft sie aus) gleich' ich nicht dem Kinde,
Daß allenthalben ich Gespenster seh'!
Schön seyn zu wollen — ist das Sünde?
Wäscht nicht das Täubchen, weißer schon als Schnee,
An jedem Strand von neuem sein Gefieder? —

und mit den Worten:

Strömt, reine Perlen, segnend auf mich nieder!

netzt sie sich Arm und Gesicht, indem sie leise dazu den Zauberspruch singt. Wie sie sich tiefer in den Brunnen bückt, tritt Wilhelm schnell hervor, und wirft aus einem Gartenkorbe Blumen auf sie. Ella will entfliehen, wird aber von Wilhelm zurückgehalten. Seine Liebesschwüre bringen Ellas Bedenklichkeiten allmälich zum Weichen, sie gesteht ihm mit schüchterner Zärtlichkeit, daß schon früher, obschon sie nur vom Sehen und Grüßen ihn kenne, er einen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, und als er ihr seine Hand anträgt, vermag sie nicht länger zu widerstehen, »Dein auf Ewigkeiten!« lispelnd; sinkt sie in seinen Arm. In der Ferne wird dumpfer Donner gehört. Die Liebenden werden davon aufgeschreckt. Der alte Gebhard kehrt, von einem Diener begleitet, nach Hause zurück. Wilhelm küßt schnell die Geliebte, und läßt sie durchs Thor entschlüpfen. In demselben Augenblicke leuchtet ein heftiger Blitz, dem ein starker Donnerschlag folgt.

Den zweyten Akt eröffnet eine Scene zwischen dem alten Gebhard und seinem Sohne, in welcher der Vater in Wilhelm dringt, Elisabethen, seiner bestimmten Braut, die Hand zu reichen. Wilhelm erklärt, daß er niemals sich darin dem Willen des Vaters fügen werde, und bekennt zuletzt, daß ihn die heiligsten Schwüre, beym Flammen der Himmelsblitze geschworen, mit Ella zusammenbänden. Gebhard wird durch diese, seine Absichten vernichtende Erklärung seines Sohnes so aufgereizt, daß er taub für dessen Bitten zu den Worten gebracht wird:

Hinweg von mir!
Vergessen will ich, daß ich Vater war
Dem Undankbaren und der Heuchlerinn,
Die so der Pflichten heiligste vergaßen,
Noch sterbend — *) bleib im Innern, furchtbar Wort!
Daß auch du dort (gen Himmel deutend) nicht donnernd wiederhallst.

Einem Monologe Wilhelms, in welchem er sich über den Zorn und das Benehmen seines Vaters durch den Umstand zu trösten

*) Er will »fluchen« aussprechen.

sucht, daß dieser den Fluch wenigstens nicht ausgesprochen habe, folgt eine Scene zwischen ihm und Silberström, worin er dem Hauptmann entdeckt, daß er heute mit Ella verkleidet auf den Maskenball gehen wolle, um seiner Geliebten den Glanz und das Wunderbare des Maskenspiels genießen zu lassen. Fruchtlos ermahnt ihn Silberström an den Willen des Vaters, mit den Worten:

Nur böse Frucht entkeimt dem Bösen,
Was schlimm beginnt, kann sich nicht glücklich lösen!

Wilhelm beharrt bey seinem Entschlusse.

Das Folgende geht in Margreths Wohnzimmer vor. Ella tritt auf. Sie gedenkt Wilhelms. Ein leises Gefühl ihres Unrechts gegen Joseph zieht durch ihre Brust. Ein Brief Wilhelms, in dem er sie ersucht, sich verstohlen nett und zierlich anzukleiden, und sich bereit zu halten, ihm heimlich zu folgen, macht jede Bedenklichkeit verschwinden. Bald darauf bringt ihr Rachel die Ballkleider. Ella kleidet sich in Gegenwart ihrer blinden Mutter an; Rachel weiß dadurch, daß sie Ellas Eitelkeit reizt, jeden ihrer Zweifel zu heben, und der Mutter unter dem Vorwande, daß sie Ella zu einer Verwandten bringen wolle, die Einwilligung zur Entfernung der Tochter abzuschwatzen. Wilhelm in reizender Maskenkleidung erscheint im Hintergrunde um Ella abzuholen, er empfängt vom Mädchen eine Locke, die er sich um den Hals windet, und steckt dafür Ella einen Rubin an den Finger. Darauf entfernen sich die Liebenden, Rachel und Margreth bleiben zurück. Die achte Scene begibt sich im Tanzsaale. Joseph in grauer Rüstung sitzt im Vorgrunde. Nach einer lebhaften Scene zwischen verschiedenen Masken treten Wilhelm und Ella unter den Tanzenden auf. Joseph erkennt seine Geliebte und geräth außer sich, die sittige Jungfrau in den Armen eines reichen Wüstlings zu sehn, um seinen Hals eine Locke ihres Haars, das er nie noch zu berühren wagte. Berndt, Hochzeit- und Grabebitter, tritt auf. Er schlägt vor, ein Schwertspiel, nach Art des vom Tanz- und Fechtmeister Girolamo erfundenen, zu begehen. Die Masken willigen ein. Wilhelm wird die Rolle des einen Fechtenden, und Joseph die seines Gegenkämpfers zugetheilt. Berndt ordnet das Ganze. Nach den gewöhnlichen Ceremonien, während welchen Joseph bis zur Wuth gesteigert wird, da Wilhelm einige Schmeichelworte an Ella richtet, die von ihr mit einem zugeworfenen Kusse erwiedert werden, geht's an den Kampf. Joseph und Wilhelm fechten erst nach dem Takte, mit fast gleichem Vortheil. Dann werden sie hitziger, ohne daß es die Zuschauer für etwas anders, als was der einstudirte Kampf mit sich bringt, ansehen. Einige Masken schreyen Wil-

helm zu, daß der Knopf seines Rappiers abgesprungen sey, Wilhelm hört nicht darauf. Joseph bricht im Zorn gleichfalls den Knopf seines Rappiers ab, und dringt ernst auf Wilhelm ein. Dieser fällt wüthend gegen ihn aus, und sticht ihn nieder. Allgemeine Verwirrung. Silberström, welcher die Wache hat, übergibt die ohnmächtig gewordene Ella der anwesenden Elisabeth, Wilhelms Braut, die ihn pantomimisch bittet, Wilhelm zu retten. Wilhelm reißt Maske und Kranz ab, schleudert das blutige Rappier von sich, und beugt sich mit Entsetzen über den Leichnam.

Der dritte Akt beginnt mit einer Scene in Rachels ärmlichem, nur von einem Lämpchen erhellten Zimmer. Kräuterbüschel und Ärzneyflaschen liegen rings umher. An einer Seite gewahrt man einen kleinen runden Tisch, schwarz behängt. Darauf zwey gelbe Wachskerzen und eine Krystallscheibe mit gelben Vorhängen. Wir erfahren durch einen Monolog Rachels, daß Wilhelm flüchtig geworden, und der alte Gebhard gestorben sey. In der folgenden Scene zwischen Rachel und Ella, welche erstere zu besuchen kommt, erzählt diese der Alten, daß sie und die Mutter seit längerer Zeit von unbekannter Hand oft Geld zugeschickt bekämen, und sich nun in einer bessern Lage befänden. Rachel sagt nun Ella'n aus dem Krystallspiegel ihr künftiges Schicksal, Wilhelm nämlich sey im Kriege zu hohen Ehren gelangt, ein Todesfall schlage zu ihrem Glück aus, sie mache eine Erbschaft, und gelange dadurch zu einem unermeßlichen Vermögen, eine Schlacht falle vor, in der die Schweden siegen, sie bekomme bald von Wilhelm einen Brief, und in drey Wochen oder drey Monaten sey sie seine Braut. Darauf erblicken wir Margreths Zimmer wie in den vorigen Akten, aber mit besseren Geräthschaften versehen. Ella ist nach Hause zurückgekehrt. Ein fremder Mann in Trauer wird von der Magd gemeldet. Es ist Ehrenberg, des alten Gebhard Buchhalter; durch ihn erfahren die Anwesenden, daß sein Prinzipal gestorben sey, und seinen Sohn sammt Ella zu Haupterben des Vermögens eingesetzt habe, unter der einzigen Bedingung, daß sie eine arme Waise schwesterlich aufnehmen und zum Guten erziehen sollten. Diese Waise ist Käthe, Josephs Schwester. Ella verspricht, der quälenden Erinnerungen, die beym Anblicke jenes Mädchens in ihr aufsteigen, ungeachtet, den Willen des alten Gebhard genau zu erfüllen. Der Kornet Sparre, vom Regiment Südermannland, wird gemeldet; er übergibt Ella einen Brief vom Hauptmann Wilhelm Gebhard, dessen Kriegsthaten er der freudig Horchenden erzählt. Ella, welche zwey Theile des Orakels erfüllt sieht, und nun mit Ueberzeugung der Erfüllung des dritten Theiles entgegen harrt, schwelgt in Freude. Der Brief Wilhelms enthält Versicherungen ewiger

Liebe, meldet ihr die nahe Rückkunft des Geliebten und mit dieser die baldige Heirath.

Bald ist er mein!
(ruft Ella im Uebermaße des Entzückens aus)
Das Myrtenreis gewunden.
Nichts kann ihn trennen, ew'ger Liebe Schwur —
Schattende Nächte, o werdet Sekunden!
Eilet, ihr Morgen, den Fittich entbunden!
Sonnen! vernichtet die rosige Spur!
Zagende Mutter! o tröste dich nur! —
Reichthum und Freude und Ehre und Glanz
Bringt dir die Tochter im bräutlichen Kranz!

Der vierte Akt führt uns einen freyen Platz vor dem Innern der Ringmauer vor. In der Mitte das Stadtthor, auf einer Seite desselben ein schräg anlaufendes Gärtchen, durch welches Stufen auf einen Söller führen. Berndt tritt auf mit einem Zuge weißgekleideter, mit Blumen geschmückter Mädchen. Es sind verwais'te Soldatentöchter, die Ella an Kindesstatt angenommen und neu gekleidet hat. Berndt soll sie dem mit seinem Regimente heimkehrenden Wilhelm entgegenführen. Bald darauf erscheint Ella festlich gekleidet. Sie eilt mit ihrer Dienerin Hanna auf den Söller, den Rückzug der Krieger zu besehen. Der Gesang dieser, von rauschender Feldmusik begleitet, wird außerhalb der Scene gehört, und vom Gesang der Mädchen, bloß von Harfen und Lautenmusik begleitet, erwiedert. Ella bemerkt Silberström im Zuge, und trägt sogleich Berndt auf, ihn aufzuhalten, und hieher zu bringen, aber dabey ihren Namen nicht zu nennen. Silberström naht, Ella geht ihm entgegen, Hanna bleibt auf dem Söller. Silberström erkennt im Gespräche das von der Zeit und durch die Kleidung veränderte Mädchen nicht mehr. Noch bevor die Frage um Wilhelms Befinden an ihn gerichtet worden, betrauert Silberström den Verlust eines theuern Freundes, der ihm jede Heiterkeit raube. Ella dringt, von böser Ahnung getrieben, immer mehr in ihn, und erfährt, daß Wilhelm Gebhard in der letzten Schlacht durch einen Schuß getödtet worden sey, darauf stürzt sie mit dem Rufe: »Lebt ein Gott?« zur Erde. Hanna meldet vom Söller das Nähern des schwarzen Regiments und führt, von Berndt zu Hülfe gerufen, mit ihm Ella ab. Die veränderte Scene geht vor im Hause des alten Gebhard. Margreth und Kätchen gedenken Ella's. Margreth äußert das Vorgefühl eines nahen Todes, und segnet Kätchen, die sich vor ihr auf ein Knie niederläßt. Da tritt Berndt ein. Er will die Frauen auf den Tod Wilhelms vorbereiten, als Ella, von Hanna vergeblich zurückgehalten, naht. Der Schmerz hat sie fast ihrer Sinne beraubt. Sie verschmäht jede Theilnahme,

welche ihr die Umstehenden erweisen wollen; fruchtlos dringt die Mutter in sie, sich zum Gebete zu wenden. »Kann« ruft sie, nachdem Margreth durch dies Benehmen, welches jede Bitte fast hart zurückweist, aufs Aeußerste gebracht ist,

Kann Gott mir Wilhelm geben? Todte wecken?
Und früher als sie Alle auferstehn?
Dann ist's zu spät! jetzt, jetzt erweck' er ihn,
Und — schleudr' uns dann auf einen wüsten Stern!

Margreth äußert zitternd und sehr drängend zu Kätchen und Hanna ihre Angst, und wird nach den Worten: »Ich kann's nicht länger mit anhören, bringt mich fort!« abgeführt. Nach einem Monologe Ella's, in welchem sie ihre Verzweiflung ausdrückt, und sich die Brautkrone, mit der sie früher geschmückt war, aus den Haaren reißt, meldet ihr Käthe das nahe Ende, und gleich darauf Hanna den Tod ihrer Mutter. Ella, welche früher Kätchen starr nachgesehen hat, und mit raschen Schritten zur Mutter wollte, empfängt die letzte Nachricht kalt und gefaßt mit den Worten:

Todt? — Was ist's weiter? Konnte Wilhelm sterben,
Was ist's, wenn eine gute Alte stirbt,
Die nicht mehr sah des Lebens goldnen Reiz,
Die nichts mehr fühlte von der Liebe Lust,
Die nur gelebt hat, um zu sterben?

und mit langsamen Schritten geht sie der Thür zu, wo die Leiche liegt.

Den fünften Akt eröffnet ein Monolog Ellas, in welchem sie den lebhaften Wunsch nach der Erscheinung ihres verstorbenen Geliebten ausspricht.

Joseph — Wilhelms Vater — meine Mutter —
Sie alle schau'n mit starrem Blick mich an;
Nur Wilhelm fehlt, so oft ich ihn beschwor.
— — —
Bin ich ihm nicht verlobt durch seinen Ring,
Hat er nicht meine Locke? — —
Man will ja wissen, Ring und Locke binde,
Wenn Eins davon mit in die Gruft gegeben,
Dem sey's vergönnt, das Theure nachzuzieh'n
Von dem sie kamen! — —
Ha! trät er jetzt herein
Und rief: komm, meine Ella; komm mit mir!
Wie fest wollt' ich um ihn die Arme schlingen!

Zuletzt beschließt sie, ihrer Mutter, die heut ins Grab gelegt würde, ins Ohr zu flüstern, daß sie des Geliebten mit Sehnsucht harre, damit sie's im Schattenreich ihm wieder sage. Die zweyte Scene geht vor auf der Straße, im Hintergrunde das Gebhardische Haus. Vor demselben gehen zwey Leichenwächter auf und

ab. Nach einer kleinen Scene Kätchens tritt Ella auf, und wiederholt aufs neue ihren frevelnden Wunsch, daß Wilhelm sie als seine Braut heimholen möchte. Sie geht ab, die Leichenwächter, welche ein Grausen anwandelt, entfernen sich gleichfalls. Da schellt's an der Hausklingel, Ella stürzt schnell heraus. In diesem Augenblicke verlöscht die Laterne, welche an der Ecke des Hauses brannte, und um die Ecke tritt eine Erscheinung schwarz gerüstet, mit wild flatterndem, schwarzen Helmbusch. Ella ruft Wilhelm! stürzt wie im Fluge die Freytreppe hinab, wirft sich der Erscheinung in die Arme, und stößt einen furchtbaren Schrey aus. Der Geist schwingt sie hoch in den Armen und wendet sich rasch mit ihr um die Ecke. In der folgenden Scene, welche sich in einem schmalen Seitengäßchen zwischen dem Nachtwächter Eule und dem Hochzeitbitter Berndt begibt, erfahren wir, daß Silberström die verlassene Elisabeth geheirathet habe, und daß Wilhelm in der Betrunkenheit vorm Feinde geblieben sey. Beyde entfernen sich mit Kätchen, welche sie bittet ihr beyzustehen, Ella, welche vermißt werde, aufzusuchen. Wir erblicken darauf Gebhards Garten, wie in der vierten Scene des ersten Akts. Statt des Springbrunnens mit der Nymphe steht auf einer Rasenerhöhung ein Gemäuer, woran in halb erhabner Arbeit, nach Art der sogenannten Todtentänze, die Darstellung des Zweykampfs zwischen dem Pilger und Ritter am Schlusse des zweyten Akts, darunter Josephs Name. Ein alter Gärtner und sein Sohn erwarten hier das Vorüberziehen der Leiche von Ellas Mutter. Berndt, Leichenbegleiter, grau und schwarz gekleidete Mädchen; Hanna, Rachel, treten auf, Niemand will Ella gesehen haben, endlich erscheint sie mit wild fliegenden Haaren, am Gitterthore rüttelnd. Beym Eintreten im Garten wird sie mächtig von dem Umstand ergriffen, sich gerade wieder auf demselben Platze zu befinden, wo sie mit Wilhelm zuerst sprach. Die Ereignisse, welche jenem Tage folgten, ziehen in trüben Bildern an ihrer Seele vorüber. Wie im Irrsinn erzählt sie den Umstehenden, daß Wilhelm zur Morgenstunde gekommen sey, sie auf den Arm genommen, aufs Roß geschwungen habe, und mit ihr wie Wogenbrausen an den Weiden dahingeflogen sey, am Hochgericht vorüber, wo der Schädel im nächtlichen Thaue bleicht. Er habe sie zu seinem Brautbett geladen, zu diesem Eisengitter geführt, und sey verschwunden. Sie begehrt zum Bräutigam, der ihrer harrt. Fruchtlos suchen die Umstehenden sie zu beruhigen. Indem sie sich windet, als würde sie festgehalten, fällt ihr Josephs Bild und sein Name in die Augen. Einige Zweige wegreißend, schreyt sie auf:

Erbarmung! bist der rechte nicht!
Der Harnisch ist ja grau — Hu! welch Entsetzen!

(Immer als ränge sie mit iemand.)

Nein, Joseph! Laß mich: Nimmer werd' ich dein —
Ich bin ja Wilhelms, Wilhelms ew'ge Braut!!

Die Sonne blitzt auf, sie sinkt todt zur Erde. Berndt legt ihr den in seiner Hand befindlichen Hochzeitsstrauß in den Arm. Fackeln wehen in der Ferne. Todtengeläute und Trauergesang werden gehört. Die Leiche von Ella's Mutter wird gebracht. Nach den Worten Berndts: »In wenig Tagen betten wir die Tochter an ihre Seite in Gebhards Erbgruft. Er hat ihr vergeben, und der himmlische Vater« — geht die Sonne völlig auf, der Todtengesang nähert sich, und der Vorhang fällt.

Aus dem angezeigten Inhalte ist ersichtlich, daß dies Trauerspiel als Hauptvorwurf jenen alten Stoff behandle, welcher durch Bürgers Leonore allgemein bekannt geworden ist, und allgemeine Theilnahme erfahren hat, nämlich die Sage, daß ein Mädchen durch das zu heftige Aufwallen sinnlicher Liebesgluth dahin gebracht ward, nach erhaltener Nachricht vom Tode ihres Geliebten, durch Schmähungen gegen den Himmel ihr ewiges Heil zu verkaufen, und zur Strafe dafür von dem, seinem Grabe entstiegenen Buhlen, mit dem sie freventlich irdische Vereinigung begehrt, abgeholt, und dem Grabe zugeführt worden sey. Das Stück geht von der zweyten Scene des vierten Akts bis zum Schlusse fast genau den in der Ballade vorgezeichneten Gang, die ersten drey Akte zeigen die Entstehung, und die Art des Verhältnisses zwischen den Liebenden, Ella und Wilhelm. Was nun jenen Stoff betrifft, so dürfte er sich wohl seiner Natur nach mehr für die erzählende Weise, als für die dramatische Behandlung eignen. Das Schauderhafte, welches er als Hauptmittel zur Darstellung des Grundgedankens, der in ihm verborgen liegt, begehrt, und welches erzählt die durch keine sinnliche Erscheinung gestörte Einbildungskraft zur Thätigkeit antreibt, sinkt, wenn wir es in der Darstellung verkörpert erblicken, zur Maschinerie herab. Die unnachahmliche Beschreibung der Erscheinungen des Todten, des Rittes in der Mondnacht über Acker, Haid und Land, des Nahens vom Leichenzug, wie Gebirge, Bäume und Hecken, Dörfer und Städte an ihnen vorüberfliegen, die Scene am Hochgericht, das Zerfallen des Reiters am Kirchhofe, das Geheul in der Luft, das Gewinsel aus den Gräbern, Alles ist ganz dazu geeignet, uns mit den Schrecken der Geisterwelt zu erfüllen, denn unsere durch nichts Körperliches in die Schranken gewiesene Fantasie verliert sich dabey ins Ungemeßne. Diese Schrecken sind auch keineswegs leere hohle Spukgestalten, die nichts weiter zu thun haben, als uns

mit einem flüchtigen Grausen zu erfüllen, sie machen uns die Wahrheit der in den letzten Versen ausgesprochenen Wahrheit

»Mit Gott im Himmel hadre nicht«

auf eine eindringliche Weise erkennbar. Alles das vermochte der Verfasser des vorliegenden Volkstrauerspiels schon nach der Eigenheit der Mittel, mit welchen er den Zweck, den er sich vorsetzte, zu erreichen strebt, nicht so wirksam hervorzubringen, wie der erzählende Dichter. Er hat es auch unstreitig selbst erkannt, indem er in der neunten Scene des letzten Akts Ella das erzählen läßt, was mit ihr, nachdem die Erscheinung sich ihrer bemächtigt hat, vorgegangen ist, was hier störend erscheint, da wir in einem dramatischen Gedichte gegen das Ende zu, das rascheste Entwickeln der Handlung in der Begebenheit begehren, eine Erzählung aber den Gang dieser Entwicklung aufhält. Das Grauenhafte, welches in jedem Kunstwerke nur als Mittel, nie als Zweck erscheinen darf, muß vor Allen nur da seyn, um etwas Höheres anschaulich zu machen, nur die höchsten, wichtigsten Interessen dürfen dadurch aufgeregt werden, und nie darf es zu gehäuft seyn. Immer nur in dieser Weise hat es Shakespeare gebraucht, der ein Meister in seiner Anwendung genannt werden kann. Es möchte aber kaum zugegeben werden dürfen, daß die Natur des Stoffes von schön Ella den Gebrauch so gewaltiger Mittel in der dramatischen Behandlung zulasse, wie jene sind, welche der Dichter angewendet hat. Um den Leichtsinn eines Mädchens und seine Eitelkeit zu bestrafen, müssen nicht eben Todte aus ihren Gräbern steigen. Es ist das Schicksal von Königreichen, um derentwillen Shakespeare im Hamlet und Makbeth an die Pforten der Unterwelt klopft. Der Frevel gegen die Vorsehung ist von seltner schrecklicher Art, und verdient eine seiner Natur gleiche Strafe; aber auf Ellas Schicksal wird schon früher hingewiesen, bevor noch jene sträflichen Worte ihren Lippen entflohen. Die Voranzeigen kommen Schlag auf Schlag. Wir haben schon in der Darstellung des Inhalts darauf aufmerksam zu machen versucht. Der Unwille des Himmels über die, gegen den Willen der Aeltern geknüpfte Vereinigung spricht sich schon im ersten Akte deutlich aus, und wird in einer Reihe auf einander folgender Zeichen kund gethan. Wollte der Dichter jedoch die Folge des in der ersten Scene des zweyten Akts ausgesprochenen Vaterfluches zeigen, so mußte erstens das Ganze höher gestellt, dann die Wirkung an dem, gegen den er gerichtet ist, anschaulicher gemacht werden. Wilhelm aber lebt in Freuden, entflieht den Armen der strafenden Gerechtigkeit, kommt zu kriegerischen Würden, und stirbt auf dem Bette der Ehre. Daß

der Hochzeitbitter Berndt am Schlusse bemerkt, er solle in der Trunkenheit gestorben seyn, macht um so geringern Eindruck, da Silberström in der frühern Scene mit Ella die eigentliche, rühmliche Art seines Todes im Kampf erzählt. Auch ist das Grauenhafte und Düstre zu sehr gehäuft, was sogar der Darstellung, wo derley Wirkungen von der Geschicklichkeit des Maschinisten abhängen, Schaden thun dürfte. Blitz und Donner schrecken in der siebenten Scene des zweyten Akts die Liebenden auf, in der folgenden Scene greift Ella, als sie die zur Erde fallenden Blumen aufheben will, nach Wachholder, Wermuth und Rosmarin, und ein Leichengeruch weht ihr entgegen. Blitz und Donner beenden wieder den Akt. Der zweyte Akt enthält viele Anspielungen auf das künftige Unglück der Liebenden, wozu selbst das Kostüm der handelnden Personen gehört, die schwarze Kleidung der Elisabeth, der Stab, den Wilhelm als Pilger trägt, dessen Knopf ein geschnitzter Todtenkopf ist, der Cypressenkranz, den er von Berndt empfängt, und sich aufs Haupt setzt und dergleichen. Im dritten Akt gehen die Prophezeyungen Rachels, welche das Gemüth der Zuschauer niederdrücken, an uns vorüber; in der vierten Scene erbleichen die Rosen, welche Ella vom alten Gebhard erhält; in der sechsten Scene springt das Glas, welches Wilhelm Ellen übersandte; im fünften Akt folgen schaurige Gesänge auf einander, die Hausklingel wird von einem unsichtbaren Wesen in Bewegung gesetzt, die Erscheinung tritt auf, der Geist trägt Ella auf seinen Armen fort, die Schlußhandlung geht unter Cypressen und Trauerbirken vor, grau und schwarz gekleidete Mädchen erscheinen, Rachel verschwindet einer Hexe gleich in ein rothes Tuch gehüllt, Todtengeläute, Trauergesang, wehende Fackeln schließen das Stück. — Durch den zu verschwenderischen Gebrauch verliert nun das Schauderhafte, welches mäßig und vorsichtig angewandt eines der gewaltigsten Kunstmittel zur Erregung erhabener Gefühle ist, viel von seiner Wirkung, ja es läuft zuletzt ihr gerade entgegen, und hebt, zu weit getrieben, sie ganz auf. In der Ballade ist dieß nicht sehr zu besorgen, denn man gibt dort gerne die Ungewohnlichkeit des Inhalts zu, und der geringe Umfang des Gedichts läßt uns das Störende der Unwahrscheinlichkeit weniger bemerken. Anders jedoch ist es beym Drama. Hier begehren wir eine genauere Motivirung, eine größere Rücksicht auf die Verhältnisse des wirklichen Lebens, und alles was der uns bekannten Ordnung der Natur zuwider läuft, ertragen wir höchstens dann, wenn das Schauerliche nicht nur ein Mittel ist, uns etwas Höheres anschaulich zu machen, sondern das einzige, wenigstens das wirksamste Mittel dazu; sonst wenden wir uns vom inhaltsleeren Spucke unwillig weg.

Nur in der Oper allenfalls dürften wir es ertragen, weil wir hier durch eine Reihe von Jahren, vielleicht durch die Verbindung der Musik mit dem Worte, als einer für sich unnatürlichen, das Ungewöhnliche vorauszusetzen und zu ertragen gewohnt sind. Der Dichter hat vielleicht dadurch, daß er sein Werk ein Volkstrauerspiel nannte, eine Entschuldigung für den Gebrauch allgemein wirkender Motive ansprechen wollen, aber da auch jenes Trauerspiel sich den obersten Gesetzen der Kunstwerke dieser Gattung fügen muß, so kann der im Allgemeinen zu mißbilligende Mißbrauch eines Kunstmittels auch hier nicht zuläßig erscheinen.

Daraus wird ersichtlich, daß der letzte Grund von Allen dem, was allenfalls dem Stücke vorgeworfen werden könnte, in der vom Dichter getroffenen Wahl des Stoffes liegt. Es ist nicht anzunehmen, daß aus der bekannten Ballade ein besseres Trauerspiel hätte gemacht werden können, aber sie selbst ist überhaupt zur dramatischen Behandlung nicht gut geeignet. Wenn gleich der Hauptgedanke, den sie durchführt, auch in dramatischer Form dargestellt werden kann, so ist dieß doch nicht durch die in der gedachten Ballade vorkommenden Begebenheiten zu bewirken. Der Grund ist bereits ausgesprochen worden. Der Dichter hätte demnach in seinem Volkstrauerspiele, welches er doch nicht bloß darnach benennen konnte, daß es seinem Inhalte nach eine Volkssage behandelt, nur auf die Handlung und gar nicht auf die Begebenheit Rücksicht nehmen dürfen, welches aber nicht geschah.

Wenn man jedoch, von dem Gerügten abgehend, auf die Behandlungsweise des Gedichtes überhaupt Rücksicht nimmt, so muß zugegeben werden, daß der Dichter hier viel Vorzügliches geleistet, und wieder jene poetische Darstellungsgabe entfaltet habe, welche ihn seit langer Zeit zu einem entschiedenen Lieblingsschriftsteller, der auch den Kenner zu befriedigen weiß, gemacht hat. Eben deßhalb, weil der Verfasser die höhern Rücksichten, welche der Dichter beachten soll, kennt und zu erfüllen versteht, und uns dieß in zahlreichen Proben erwiesen hat, erscheinen um so nothwendiger die Bemerkungen, welche beweisen, daß dies Trauerspiel die höhern Erfordernisse nicht vollkommen erfülle, obschon man ihm (bey einer glücklichen Darstellung) eine eindringliche Bühnenwirkung nicht absprechen kann. — Aus dem Ganzen leuchten der Geist eines Poeten, und die sichere Hand eines fertigen Künstlers heraus. Die Scenen sind fast durchgehends wirkungsreich, und stehen unter einander in gutem Zusammenhange. Die Zeichnung der Charaktere ist größtentheils zu loben, besonders Ella's, Margreth's und Rachel's. Die Eitelkeit der

erstern, welche der eigentliche Keim ihres Unglücks ist, entwickelt sich vom ersten Auftreten des Mädchens an vor unsern Augen; durch alle ihre Handlungen blickt sie durch, und selbst dem Ungehorsam und dem Frevel, der am Schlusse gezüchtigt wird, liegt sie zum Grunde. Dabey ist das Liebenswürdige des Mädchens interessant ausgemalt. Rachel ist wohl etwas zu gespenstisch gehalten, dem ungeachtet aber muß die Zeichnung ihres Charakters gelungen genannt werden. Sie erscheint nicht geradezu verabscheuungswürdig, da ihre Anhänglichkeit an Wilhelm gezeigt wird und begründet ist, und auch die spätere Zurücksetzung, die sie von Ella erfahren zu haben glaubt, ihr zum Bösen geneigtes Gemüth auf eine begreifliche Weise aufreizt. Ihre Art der Einwirkung auf Ella ist unter den gegebenen Bedingungen wahr und gut dargestellt. Der treuen schlichten Margreth mütterliche Frommheit und Sorgfalt erregen volle Theilnahme. Außer diesen muß noch die Charakteristik einer Nebenperson mit Auszeichnung genannt werden, des Kornetten Sparre. Die Scene, in welcher er auftritt, die neunte des dritten Akts, gehört zu den vorzüglichsten des Stücks. Die militärische Haltung des Jünglings, der seiner Würde dem Frauenzimmer gegenüber nichts vergeben will, das Gefallen, welches Ellas Schönheit in ihm entzündet, die steife Galanterie, das Warmwerden, wenn von militärischen Dingen die Rede ist, und dabey das Benehmen Ellas, die von Lust über Wilhelms Brief durchdrungen, doch vor dem jungen Kriegsmann ihre Würde als Braut seines Vorgesetzten zu bewahren sucht, Alles das ist in ein lebhaftes gelungenes Bild verbunden.

Die andern Charaktere sind mit weniger Glück angelegt und ausgeführt. Gebhard interessirt durch sein sonderbares und dabey rechtliches Benehmen erst nach dem Tode. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Dichter ihn von vornherein so gestellt hätte, daß man ihm diese Handlungsweise hätte zutrauen müssen. Wilhelm wird mehr durch die Wirkung einiger Scenen, in denen er auftritt, als durch seinen Charakter bedeutend. Silberström ist nur dem Umrisse nach angelegt, und aus der zahlreichen Menge der übrigen Personen tritt nur der Hochzeit- und Grabebitter Berndt etwas hervor, aber auch ohne durch eine charakteristische Eigenthümlichkeit sich auszuzeichnen, einen Anflug von Humor abgerechnet. Daß der Dichter manche Nebenpersonen gar zu wenig bedacht hat, ist um so mehr zu bedauern, da er besonders im feineren Ausmalen meisterlich zu verfahren im Stande ist. Das Stück ist in dieser Hinsicht an herrlichen Zügen reich. Wir zählen dazu gleich den Anfang, wo Ella das Gebetbuch, in dem sie nachläßig geblättert hat, zuklappt, und einen Spiegel daran lehnt. Wie zeigt sich schon darin die keimende Eitelkeit des Mäd-

chens, und jene Vernachläßigung ernsterer Dinge, welche die Quelle ihres spätern Unheils wird. Besonders ist das Aufstellen des Spiegels aufs Gebetbuch charakteristisch. Eben so gelungen ist die Weise, in welcher sie darauf den Warnungen der Mutter, die sie im frommen Glauben erinnert, sich ja zur Nachtzeit nicht in den Spiegel zu sehen, keinen Glauben schenkt. Einzelne Züge solcher Art sind am besten dazu geeignet, uns über die eigentliche Beschaffenheit des Charakters Aufschluß zu geben. In den darauf folgenden Scenen, besonders der dritten, in welcher Ella zwischen Pflicht und Eitelkeit schwankt, und die letztere die Oberhand erhält, sind sie häufig anzutreffen. Das Getändel der Liebenden im zweyten Akt und die Art, wie dabey Wilhelm zur Locke kömmt, ist artig und wirkungsreich. In der achten Scene hat der Dichter mit einzelnen glücklichen Strichen hin und wieder Bedeutendes erreicht. Die Einwirkung des Goldes, welches Ehrenberg bringt, auf Ellas Gemüth im dritten Akt, ihr Benehmen bevor der Kornet erscheint, ihr Einfall, zwölf weiß gekleidete mit Blumen geschmückte Mädchen mit Lauten, Lorbeern und Blumenkränzen vor Augen alles Volks den heimkehrenden Kriegern entgegen zu schicken, alles charakterisirt vortrefflich das eitle, gefallsüchtige Mädchen, welches immer die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen bemüht ist. Wie fein ist die dritte Scene zwischen Ella und der Marketenderin, in welcher Ella der Rückkunft ihres Geliebten harrend, nicht unmittelbar nach ihm zu fragen wagt, sondern sich nur allmälich der Hauptsache nähert. Sie beurkundet den tiefen Kenner des menschlichen Herzens, gleich den folgenden zwischen Ella und Silberström. Daß sie letzterm nicht ihren Namen wissen läßt, ist wahr und tief. Eine unerklärbare, aber in ihrer Lage begreifliche Scheu vor möglichem Unglück, die sie sich kaum selbst gestehen will, hält sie zurück. Der Tod Margreths erscheint wohl etwas rasch, aber er ist doch nicht ohne Motiv, und gibt uns Gelegenheit, über Ellas Charakter einen wichtigen Aufschluß zu erhalten; daß sie nämlich gleich, als sie unvorbereitet den Tod der Mutter erfährt, erstarrt, und rasch ins Zimmer will, aber damit vertraut, nur Sinn für den Verlust des Geliebten hat, ist wieder der Natur abgelauscht. Die Gutmüthigkeit und der Hang zu irdischer Lust, welche beyde in Ella's Gemüth herrschen, werden auf eine anschauliche Weise dargestellt.

In Rücksicht der Organisation des Ganzen muß der verständigen Anlage und des kunstgerechten Verhältnisses der Scenen unter einander mit der vollsten Anerkennung gedacht werden. Besonders zu loben ist der rasche und lebendige Wechsel, und die Verschiedenheit der Begebenheiten, welche doch alle so mit einan-

der verbunden sind, daß eine die andere vorbereitet und unterstützt, und keine der Scenen von den übrigen losgetrennt erscheint, sondern daß jede nur (und dieß gilt selbst von den kleinern) durch den Zusammenhang ihre eigentliche Bedeutung erhält. Nur mit dem Schlusse des Stücks können wir nicht einverstanden seyn. Das Stück endet eigentlich mit der fünften Scene des letzten Akts, und weil in den darauf folgenden vier (worunter die Schlußscene von größerem Umfange ist) nichts neues, nicht einmal der Begebenheit nach, geschieht, erscheinen diese überflüssig und störend. Da sie gerade dort, wo wir Raschheit und einen schnellern Gang verlangen, der beendeten Handlung gleichsam nachschleppen, ermüden sie um so mehr. Ella wird durch die Erscheinung des Geliebten, welche sie im Frevel gewünscht hat, für diesen Frevel und für das Tadeln der Vorsehung gezüchtigt. Mit der Strafe, die sie trifft, erkennen wir die Unverletzbarkeit der Lehre: »Hadre nicht mit Gott,« dieß soll Ella zuletzt gleichfalls erkennen, und an der Gewalt der Erscheinung sterben. Nun aber kommen nach dieser erschütternden Scene, gleichsam der Spitze des Stücks, Eule und Berndt zusammen, wodurch wir nur die uns bereits bekannte Entführung Ellas durch die Erscheinung, und Elisabeths Heirath mit Silberström erfahren, die in dieser Lage Niemand interessirt; wenn denn aber der Dichter uns mit dem Schicksal aller auf die Haupthandlung Bezug habenden Personen vertraut machen wollte, von ihm früher hätte bemerkt werden können. Noch weniger ist die verlängernde Veränderung der Dekoration zu billigen, nach welcher in der siebenten Scene der Gärtner mit seinem Sohne ein nicht zur Sache gehöriges Zweygespräch führt. Das letzte Auftreten Ellas ist von weit geringerer Wirkung, als ihre frühere Entführung durch den Geist; wir wissen bereits ihr Schicksal, und können höchstens den Eindruck, welchen jenes Ereigniß auf uns gemacht hat, mit der Verwunderung über den Umstand vertauschen, daß Ella auf einmal aus den Händen des Geistes los, und auf diesen Platz gekommen ist. Ihre Erzählung von dem, was mit ihr vorging, wie poetisch sie auch ist, wirkt nicht stark auf uns, weil jede Erzählung am Schlusse eines dramatischen Werkes, wo wir die Entwicklung in Vorgängen schauen wollen, störend wirkt. Die Todesart Ellas ist nicht deutlich genug ausgedrückt, man begreift nicht recht, wie sie aus den Armen des Geistes sich befreyte, warum dieser, wenn er sie wieder zurückbringen wollte, sie eigentlich mit sich fortgenommen habe, warum er sie gerade hierher bringt, wie sie all die Schrecken, welche sie erzählt, habe überleben können, warum sie erst jetzt nach der Erzählung der Schrecknisse, und nicht als dieselben sich mit ihr zutrugen, stirbt; und was die eigentliche Ursache ihres Todes sey.

In der Bürgerschen Ballade bringt sie der Geist vom Hause weg zu seinem Grabe, dort wird sie mit ihm auf die schreckliche Weise vereint, die sie früher im tollen Frevel selbst begehrte; das ist begreiflich und zusammenhängend. Wollte der Dichter seinem Trauerspiele jenes Ende nicht geben, oder fand er, daß es sich mit den Gesetzen, die er zu befolgen hatte, nicht vertragen hätte, so mußte er dem Stücke mindestens einen befriedigenden, verständlichen Ausgang verleihen, und das letztere um so mehr, da er es als Volkstrauerspiel auf allgemeinere Theilnahme berechnet hat.

Was die Diktion betrifft, so ist sie im Ganzen so musterhaft, wie wir es vom Verfasser gewohnt sind; dessen ungeachtet dürfte folgende Bemerkung einige Berücksichtigung verdienen. Das Stück ist abwechselnd in Versen und in Prosa geschrieben. Dagegen ist nun im Allgemeinen nichts einzuwenden. Obschon die Einheit der Form bey jedem Kunstwerke wünschenswerth und räthlich ist, so ist doch unter gewissen Bedingungen hier auch eine Verschiedenartigkeit zu billigen. Der Erfolg hat zuweilen das Günstige ihrer Anwendung gezeigt Allein der Dichter darf hier nicht willkürlich verfahren, die Anwendung von Vers und Prosa steht ihm nicht frey, er wird durch die Beschaffenheit des Stoffes dazu gleichsam genöthigt. Er muß dabey nicht nur allein auf Gedanken und Empfindungen, welche ausgedrückt werden, sondern auch auf die Personen, welche sie ausdrücken, und auf die Verhältnisse, unter denen es geschieht, Rücksicht nehmen. Eben in dieser verständigen Wahl erkennen und schätzen wir die Umsicht des Dichters, der für den herrlichen Geist immer den entsprechendsten Körper zu finden weiß; sonst hing' es immer vom Willen des Dichters ab, ob er sein Stück in Versen oder in Prosa schreiben wolle, was keineswegs der Fall ist. Nicht einmal die Versart, in welcher der Dichter schreibt, ist ihm jedes Mal freygegeben. Eine von den vielen muß immer die passendste seyn, und diese herauszufinden ist eine Aufgabe, deren richtige Lösung vom Dichter mit Recht gefordert werden kann. Je feiner, je genauer, je inniger nun diese Verbindung des Inhaltes mit der Form erscheint, um desto vorzüglicher muß sie genannt werden, und hier hat, unserer Meinung nach, der Verfasser des Trauerspiels nicht ganz genau die erwähnten Rücksichten im Auge gehabt. Der Anfang des Stücks bis zur vierten Scene des ersten Akts ist in Prosa geschrieben, diese Scene und alle darauf folgenden bis zur vierten des zweyten Akts sind in Versen, bald gereimt, bald reimlos, von da tritt wieder, zwey kleine Scenen ausgenommen, bis zur Schlußscene des dritten Akts, die Prosa ein, worauf bis zu dem Ende des Stücks Vers und Prosa durch einander wechseln. Nun erscheint schon die frühere Abtheilung beyder Formen, wenn nicht ganz unstatthaft, doch zu gewagt, denn sie sind zu

auffallend streng durch eine längere gleichmäßige Dauer von einander geschieden, und die Uebergänge verschmelzen sich zu wenig. Aber es läßt sich sogar hin und wieder ein Mißverhältniß der Form zu dem Inhalte nachweisen. Warum spricht zum Beyspiel der alte Gebhard, der bedächtige Kaufherr und Rathsmann in Versen, und im Anfange noch dazu mit seinem Diener? warum ertheilt er ihm in Versen den Auftrag, das Thor zu schließen, da doch der Dichter bey bedeutendern Gelegenheiten die Prosa anwendet? Weder der Stand des Mannes, noch die Gedanken welche er in der Scene mit seinem Sohne ausspricht, begehren die Macht und den Glanz des Verses. Alles aber, was eben so gut in Prosa gesagt werden kann, soll in ihr gesagt werden, denn der Vers ist in der Poesie mehr, als ein bloßes Ziermittel. Der Verfasser ist so sehr Herr des Styls, daß nicht zu besorgen stand, die Bedeutenheit der Scene wäre durch ihre Anwendung geschwächt worden. — Warum braucht der Verfasser den Vers nicht immer so richtig und mit solcher Wirkung, wie in den Scenen, in welchen Ella auftritt? Hier ist genau durch die Form der Seelenzustand unterschieden. Sie spricht mit ihrer Mutter und Rachel in Prosa, weil dort die Gedanken und Empfindungen, welche sie aussagt, das Gewöhnliche nicht überschreiten; wie sich aber jene erheben, diese inniger und tiefer werden, werden sie im ungewöhnlichen Körper des Verses ausgedrückt, welchen zuweilen mit vieler Kenntniß der Reim beygegeben ist. Als ausgezeichnet erscheinen in dieser Art hauptsächlich Ellas Monologe, welche überhaupt ihrer Natur nach die Behandlung in gebundener Rede wohl vertragen. Wir führen besonders die fünfte Scene des ersten Akts, die zehnte Scene des dritten Akts, die fünfte, zehnte und eilfte Scene des vierten, die erste und die Schlußscene des fünften Akts an, welche letztere, obschon sie nicht zum Ganzen mehr erforderlich ist, doch für sich betrachtet viel poetische Schönheiten hat.

Als Probe der Behandlung möge die kürzeste der angegebenen Scenen, die eilfte des vierten Akts, erscheinen. Sie folgt jener, in welcher Ella, welche bereits den Tod des Geliebten erfahren hat, durch ihre frevelnden Aeußerungen die Mutter forttreibt:

Ich war so schuldlos, war so still und rein;
Ein Band, ein Veilchen konnte mich beglücken —
Wenn höh're Mächte seltnen Reiz verleih'n,
Wär's nicht vergönnt, was uns verlieh'n, zu schmücken?
War's meine Schuld, daß Joseph ich gefiel?
Ward Wilhelm mein durch buhlerisches Spiel?
Gab ich das Herz mir, das noch beym Erblassen
Von Allem, nur von Wilhelm nicht kann lassen? —

Und dennoch, dennoch wandl' ich über Leichen;
Wer mir gewogen, muß zur Nacht hinab;
Und doch ließ jene Macht sich nicht erweichen,
Die mir so viel der sichern Pfänder gab;
Mein Bräut'gam, Er, mein Einz'ger muß erbleichen —
Der erste Schuß — und offen winkt das Grab — —
Die Wunde wird im Busen ewig brennen
Und — Hohn und Spott die ew'ge Braut mich nennen!

(Ist ohne es zu wissen vor einen Spiegel gekommen, und gewahrt die mit Edelsteinen durchwundene Brautkrone, welche sie im hochaufgeflochtenen Haare trägt.)

Was willst noch du in diesen schwarzen Ringen,
Die selbst der Neid, die Abgunst Seide pries?
Wann wird für mich das Brautgeläut erklingen,
Das mir am Morgen Wiedersehn verhieß?
Nie! Hin ist hin! Nichts kann ihn wieder bringen!
Herab mit dir, da Alles mich verließ!
Verdorre Kranz! verdorrt ihr Myrten alle,
Daß keine Braut zum Traualtar mehr walle.

(Sie hat den Kranz abgerissen, zerpflückt ihn, und wirft ihn zu Boden.)

Dieser Monolog ist außerdem auch noch in psychologischer Hinsicht ausgezeichnet. Alle Bestandtheile von Ellas Charakter werden darin wahrgenommen, und ihre Verbindung zu einem Ganzen wird wahrscheinlich und deutlich gemacht. Ella ist nicht böser Art, aber immer so sehr von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt, daß sie jede ihrer, auch nicht zu billigenden, Handlungen zu entschuldigen weiß. Immer ist sie geneigt sich selbst zu täuschen, und prunkt dabey mit ihrer Schuldlosigkeit und Herzensgüte. Mitten im heftigsten Schmerz wird sie von ihrer Erbsünde, der Eitelkeit, überrascht, sie ist überzeugt, »seltne Reize« zu besitzen, sie preist die Farbe ihres Haars, und es fällt ihr, aller Heftigkeit der Empfindung ungeachtet, ein, daß selbst der Neid und die Abgunst sie Seide preisen mußten. Sie erkennt die Kränkung nicht, welche Joseph durch sie erfahren hat, und hält die Erfüllungen der Prophezeyungen Rachels für Pfänder einer höhern Macht. Die Qualen, welche sie über Wilhelms Verlust durchtoben, lassen sie immer noch an den Spott und Hohn der Nachbarn denken, und an das Empfindliche des Beynamens der »ew'gen Braut.« Da ihr das Vertrauen an die Güte und der Glaube an die Weisheit und Gerechtigkeit der Vorsehung fehlen, so bemächtigt sich wilde Verzweiflung ihrer Seele, sie erblickt in Wilhelms Tode nichts als die Grausamkeit des Himmels, welcher ihr den Geliebten entriß, und indem sie gewaltsam die Brautkrone zerstört und zu Boden wirft, erkennen wir den unbändigen Aufruhr, der in ihrem Innern vorgeht.

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, so finden wir, daß das Volkstrauerspiel schön Ella zwar nicht alle jene höheren Anforderungen, die man an das Trauerspiel überhaupt stellen muß, befriedige und erfülle, daß der Dichter durch ein zu

starkes Häufen des Grauenhaften und Schauerlichen, und dadurch, daß er die Bühnenwirkung zu sehr im Auge gehabt hat, dem Kunstwerke geschadet habe, daß sich in Rücksicht der Form hin und wieder kleinere Mängel zeigen, aber daß dem ungeachtet das Ganze ein sprechender Zeuge der poetischen Natur des Verfassers sey, daß davon bey der nöthigen Vorsicht einer guten Darstellung, und einer geschickten Anordnung des scenischen Theils eine bedeutende Bühnenwirkung zu erwarten stehe, und daß sich besonders in der Ausarbeitung, dem Wechsel und der verständigen Verbindung der Begebenheiten jene künstlerische Kraft, die der Verfasser oft uns bemerkbar macht, in diesem Werke wieder finde, so daß es allerdings, wenn auch nicht zu den bedeutendsten, doch zu den interessanteren Erscheinungen der neuern Zeit gezählt werden muß. — Dem Trauerspiele sind vier Gedichte angehängt, wovon wahrscheinlich die drey ersten die Quellen angeben sollen, aus denen der Dichter geschöpft hat, das vierte aber eine im Stücke vorkommende Stelle erklärt. — Das erste dieser Gedichte, Lenore, ist aus Achim v. Arnim, und Clemens Brentanos Wunderhorn, Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1808, Bd. 2, S. 19 genommen; das zweyte des süßen Wilhelms Geist aus Sweet Williams ghost in Percy's Reliques Vol. III. pag. 126 übersetzt von Justi, und das dritte, der Ritter Aage und Jungfrau Else, aus den altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen übersetzt von Wilhelm Karl Grimm. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer, 1811, S. 73 und 505. Sie halten alle weder der Tiefe und dem Interesse des Inhalts, noch der Kraft der Behandlung nach, nicht den geringsten Vergleich mit der Bürgerschen Ballade aus, und man sieht daraus, wie so ganz und gar Bürger Meister seines Stoffes gewesen. Indeß verdient, wenn man sie mit einander vergleicht, das zweyte den Vorzug, wird aber wieder weit von dem letzteren der kranke Ritter vom Verfasser überboten. Der Inhalt dessen ist von vielem Interesse und meisterhaft durchgeführt. Nur erscheinen in der sechzehnten Strophe S. 242, in welcher der Ritter erzählt, daß seine Geliebte ihm seine Haarlocke geraubt habe:

Ich nahm den Helm vom Haupte
Und beugte mich vor ihr;
Sie fuhr daher
Mit einer Scheer
Und lieblich kosend raubte
Das Scheitelhaar sie mir.

der dritte und vierte Vers um so störender, da Alles übrige des Gedichtes zwar in einem der Natur desselben entsprechenden einfachen, aber doch dabey edlen und würdigen Tone gehalten ist.

* * *

2. Gedichte von August Mahlmann. Halle, in der Renger'schen Buchhandlung, 1825. 8. 188 S.

Das Erscheinen lyrischer Gedichte eines geachteten Schriftstellers ist um so erfreulicher in der jetzigen Zeit, in welcher Erzählung und Drama so sehr auf Kosten jener Dichtungsweise gepflegt und gesucht werden, daß Leser und Buchhändler schon vor dem Namen: »lyrische Gedichte,« zurückschrecken. Der Grund davon ist vielleicht weniger als man glaubt darin zu suchen, daß der Deutsche bey einer entschiedenen Vorliebe für epische und dramatische Dichtungsart, von den Werken der Dichtkunst eine gewisse Masse des Inhalts und einen größern Umfang begehrt. Vergißt er auch der bedeutenderen lyrischen Dichter einer frühern Periode, eines Utz, Hagedorn, Gleim und all der liederreichen Sänger jener Tage; erinnert er sich auch kaum mehr einer noch älteren, vielleicht nicht minder guten Zeit; so hält er doch die Poeten, welche ihm näher liegen, im Andenken fest. Er kennt Bürger, Hölty, Mathisson u. a. nicht nur dem Namen nach, er verehrt Göthe, Schiller, Schlegel, Tieck auch in Rücksicht ihrer lyrischen Erzeugnisse, und die einfachen Gesänge des freundlichen Wandsbeker Bothen vermögen noch immer ihn tief und innig zu durchdringen. Jener Grund, warum lyrische Gedichte in der gegenwärtigen Zeit nicht nur nicht beachtet, sondern wohl gar geflohen werden, liegt vielmehr in der unseligen Schreibelust unserer Tage, in der Menge von Taschenbüchern, Almanachen, Zeitschriften u. dgl., welche sämmtlich von dieser leichten Waare angefüllt sind, er liegt in dem dünkelhaften Trotze des, meist jugendlichen, Dichterheeres, mit welchem es dem Publikum seine unreifen Erzeugnisse mit Gewalt aufdringen will, und dabey nur auf den Vortheil, sich gedruckt zu sehen, Rücksicht nimmt, auf jeden andern verzichtend. Das Publikum, welches sich das eine geraume Zeit lang gefallen ließ, wurde, da ihm bey jedem Schritt ein Gedicht entgegen trat, da es die Poeten dutzendweise, wie Pilze aus der Erde steigen sah, dann durch die Subscriptions- und Pränumeranten-Betteleyen der Autoren, den einzig möglichen Weg, solcher Waare Absatz zu verschaffen, von einem Widerwillen gegen die Gattung erfüllt, die sich begreiflicher Weise bald bis zum wirklichen Ekel steigerte. Weder dazu geeignet, noch dazu aufgelegt, durch eine sorgliche Prüfung einzelne bessere Arbeiten aus der Menge elender auszuscheiden, und in der Wahl noch obendrein durch den Unverstand der Kritiker in den Flugschriften, welche die ohnmächtigsten Erzeugnisse der Mittelmäßigkeit lobpreisend erhoben, getäuscht, verwarf man Alles was Gedicht hieß im Allgemeinen, und nahm es höchstens dann in die Hand, wenn der Name des Verfassers aus einer frühern Zeit vortheilhaft bekannt war, wo-

bey denn freylich mancher neuere Dichter, der einer glücklicheren Anlage und einer strengeren Beachtung der Form sich erfreuen durfte, unbeachtet blieb, und verkannt wurde.

Da dieser Zustand, welcher zur Zeitgeschichte gehört, einen eben so mächtigen als nachtheiligen Einfluß auf die redende Kunst ausgeübt hat, so wäre schon die Frage einer näheren Erörterung nicht unwerth, ob die ungezügelte Schreibelust dem Bestehen der zahlreichen Zeitschriften und Taschenbücher, in welchen der poetische Geist quartaliter zersetzt und zuletzt in Nichts aufgelöst wird, ihr Entstehen verdanke? oder ob jener ungezügelte Drang die elenden Institute ins Leben gerufen habe, welche die Schwäche und den Irrthum der Zeit zu ihren pekuniären Vortheilen zu verwenden und zu benützen wußten? — Fast sollte man der ersteren Meinung seyn, wenn man auf die vergangene Zeit zurückblickt, in der jener unglückselige Ueberfluß der Magazine unreifer Früchte nicht vorhanden war, wobey die Producenten wenigstens keine Gelegenheit hatten, sie vor die Augen des Publikums zu bringen. Die Theilnahme an den Erzeugnissen der Musen war allgemeiner und wärmer als jetzt, wo mehr gelesen, aber auch das Gelesene weniger beachtet wird. Früher genoß jedes Buch schon als solches eine Gattung Ansehens, weil man überzeugt seyn konnte, daß selten eines ganz und gar zu verwerfen war. Nun, wo der zehnte Mann im Lande ein Schriftsteller ist, hat sich der Stand der Dinge geändert, die Schwäche geht mit der Parteylichkeit Hand in Hand, durch die Menge der Erzeugnisse, mehr noch durch den Tadel des Guten und die Lobhudeleyen des Alltäglichen wird das Urtheil des Lesepublikums verwirrt, und man betrachtet ein Buch höchstens als Mittel, eine augenblickliche Neugierde zu befriedigen.

Besonders die lyrische Poesie ist übel daran. Sie, von der alle andern Dichtungsarten ausgingen, droht gegenwärtig alles, was sie in früherer Zeit erzeugte, nach und nach zu vernichten. Kaum vermag die Vortrefflichkeit der Leistungen einzelner Meister neuerer Zeit, eines Rückert, Uhland, Kind, Houwald, Schwab, das hereinbrechende Verderben zurückzuhalten. Auf die erhabenste Art der Lyrik, die Ode, wird fast gar keine Aufmerksamkeit gewendet. Wie wenig Bedeutendes ist seit Klopstock und seiner Zeit dafür geschehen! Man geht dem Lyrischen nicht nur aus dem Wege, wenn es in Sammlungen auftritt, sondern selbst dann, wenn es als schickliche Beymischung im Epischen oder Dramatischen erscheint, und nicht etwa aus dem Grunde, weil man es, als die Handlung in ihrem Gange hindernd betrachtet, sondern weil man davon übersättigt und die Handlung mit der Begebenheit verwechselnd, nur einen raschen, dem Sinne gefälligen Wechsel der Ereignisse

begehrt. Der Grund jenes Ekels ist leicht begreiflich. Wenn das lyrische Gedicht, welches sich Ausdruck der Empfindungen zum ersten Zweck und den der Gedanken zum entferntern vorsetzt, auf Gefallen der Kenner Anspruch machen soll, so kann der Gesammtzweck nur dann erreicht werden, wenn Empfindung und Gedanken durch Innigkeit, Wahrheit, Erhabenheit oder Tiefe sich auszeichnen, und die Sprache im genauesten Einklange damit steht. Bey keiner andern Dichtungsart ist die Feile in Rücksicht der letztern so nothwendig, wie bey der lyrischen, denn der geringere Umfang läßt die Entschuldigungen nicht zu, welche in dieser Rücksicht bey größeren Werken eintreten mögen. Etwas ist hier so gut wie nichts, und nur viel ist etwas. Jeder Mensch hat Empfindungen oder Gedanken, die sich zuweilen über das Gewöhnliche erheben, der Ausdruck derselben kann Niemanden besonders interessiren, um so weniger wenn es in mittelmäßigen Versen geschieht. Im lyrischen Gedichte pflegt der Poet sein Inneres nach Außen zu kehren; wenn wir daran Gefallen finden sollen, muß dies Innere von Bedeutung seyn. Bey den großen Erfordernissen, welche lyrische Gedichte erfüllen sollen, ist es daher auch schlechterdings unmöglich, daß man sie in den Jahren, welche der Bildung und der Vorbereitung angehören, bändeweise erscheinen läßt. Ein so läppisches Thun zeigt von der schlechten Ansicht, die man von der Kunst hat, von der kindischen Meinung, daß das gewöhnlichste Denken und Empfinden des Einzelnen das ganze Publikum interessiren müsse, und ist in vorhinein zu verwerfen.

Was das Werk Mahlmann's betrifft, so finden wir darin die ausgesprochenen Ansichten bestätigt. Dem nonum prematur in annum getreu, hat der verdienstvolle Verfasser diese lobenswerthe Sammlung erst in der spätern Zeit seines künstlerischen Wirkens dem Publikum übergeben. Es ist hauptsächlich ein tiefer religiöser Sinn, der seine Gedichte auszeichnet, und fast aus allen derselben wiederklingt. Eine ruhige Beschauung der Poesie des Todes ist in der Mehrzahl bemerkbar und ausgesprochen. Da die dadurch aufgeregten Empfindungen und die damit in Verbindung stehenden Gedanken von der tiefsten und größten Art sind, so nehmen fast alle Gedichte Mahlmann's den Charakter der Erhabenheit und des Ernstes an. In der ersten und letzten Strophe des Gedichts Seite 3, Geist der Dichtkunst, spricht sich die eigenthümliche Ansicht unseres Dichters von der Poesie aus:

Der Geist der Dichtkunst schirmt und trägt
Das Herz, von ihm belebt.
Wenn dich dein Schicksal niederschlägt,
Dich nächtlich Graun umschwebt:

Dann hebt sein Fittich dich zum Chor
Erhabner Geister frey empor,
Und bey dem Klange heil'ger Lieder,
Umgibt dich eine fromme Welt
Und deiner Kindheit Ruhe wieder.

Dann:

Selbst wenn du scheidend schmerzlich weinst,
Wenn Erd und Welt dir sinkt,
Wenn deine Lipp' erblassend einst
Den letzten Becher trinkt:
Er zeigt dir Licht, das ewig wacht,
Den Stern der tiefen Todesnacht!
Und du erblickst an Lethes Strande
Die Wiederkehr in's Vaterhaus,
Das Friedensfest im Geisterlande!

Diesen in der letzten Strophe ausgedrückten Grundgedanken führt der Dichter nun durch die meisten seiner Gedichte, nach allen Richtungen derselben durch. Gleich im Eingangs-Gedichte, die drey Gaben des Vaters, ist er auf eine poetische Weise ausgesprochen. Er gesellt den Tod den Segensgaben, die wir der Güte Gottes verdanken, der Hoffnung und dem Schlafe, als die dritte und schönste bey, welche, als den letzten Segen des ewigen Vaters, uns die Hand des Mächtigsten nicht rauben kann, indeß Hoffnung und Schlaf uns entrissen werden können. Ihm ist der Tod

Die lieblichste Gabe,
Der starke Erretter,
Der freudige Held,
Welcher zertrümmert jegliche Fessel der Erde
Und aufträgt die Schwachen, Mühebeladenen,
Zu der ewigen Freyheit Sonnen-Glanz
Und zu des unendlichen Vaters
Hochheiligem Angesicht!

Dieses Gedicht gehört zu den vorzüglichsten der Sammlung, nur scheint seinem Inhalt die antike Form nicht ganz günstig zu seyn. — In dem herrlichen, durch eine fast unnachahmliche Einfachheit ausgezeichneten Gedichte »der Vater Martin« S. 8 zeigt der Dichter die Sehnsucht eines lebensmüden Greises nach dem Tode, und macht in der Art, wie sein Wunsch in Erfüllung geht, das Beneidenswerthe seines irdischen Verlöschens anschaulich. Im Gedichte Sehnsucht, S. 11, spricht der Dichter seinen Drang nach dem Lande der Ruhe und dem fröhlichen Erwachen nach dem schweren Traume des Lebens ergreifend aus. Die Gedichte: Mein Sehnen, S. 22, und Schwermuth, S. 28, erscheinen als gelungene Variationen jenes früheren. Das »an Lorenzo«, S. 26, und das schöne Lied des Trostes, S 30, haben einen gleichen Inhalt. Wie herrlich ausgedrückt ist der Gedanke in der letzten Strophe des letztgedachten Gedichts:

Verzage nicht!
Blick auf in jene Ferne,
Da glänzen tausend Sterne!
Wie groß ist deines Vaters Haus!
Ach dort, ach dort erwarmen
An seiner Brust wir Armen!
Drum wenn dein Herz in Thränen bricht,
Verzage nicht!

Wie gern vergessen wir um der tiefen poetischen Empfindung und um des erhabenen Gedankens willen die kleine Unrichtigkeit im Ausdruck, die in jene schöne Stelle sich eingeschlichen hat.— Im Nachtlied, S. 38, findet der Dichter nur im vom Glanz erhellten Heimatlande der Zukunft, Kraft und Ruhe nach dem Welken und dem Verfall irdischer Herrlichkeit; im rettenden Genius, S. 45, harrt er mit Vertrauen auf den Herold der ewigen Ruhe, der die tiefsten Lebensschmerzen heilt, die Krone des Königs und den Stab des Bettlers mit gleichem Ernst ins stille Grab legt. Ihm ist sein Schweben, die Kälte seiner Hand nicht furchtbar, denn:

Es führt die liebe, kalte Hand
Hinauf, hinauf in's Heimatland!

Selbst im Beschauen der Reize der Gegenwart erblickt er S. 86 im Gedichte: der Frühling und der Greis, den Jubel des Auferstehungs-Gesangs, und genießt, von den Blumen der Gegenwart umblüht, die Entzückungen der Ahnung vom Lande der Erlösung und der ewigen Jugend, die seiner dort warten. Im Kirchhofe zu Ottensee, S. 92, wo der Dichter Klopstocks Grab begrüßt, und in kräftigen Zügen den poetischen Charakter jenes unsterblichen Sängers erklärt; im Gedichte Gottvertrauen, S. 115, meine Sterne, S. 120; im Nachrufe an Bürgers Grabe, S. 126, überall sucht der ernste Dichter die Ideen der Ewigkeit und eines künftigen, die irdische Qual versöhnenden Lebens aufzuregen; überall erblickt er im Tode nur den milden freundlichen Engel, der uns dem Lande dauernder Entzückungen zuführt; überall sucht er uns die scheinbare Qual des Todes vergessen zu machen, und was er S. 122 im Gedichte Belehrung ausspricht:

Bitter erscheint dir der Tod? hoch preise die ewige Weisheit
Daß sie des Bittern so viel hat in den Becher gemischt!
Würden der Freyheit Trank nicht alle begierig ergreifen,
Schreckte das Bittre sie nicht, froh dem Erretter zu nahn?

kommt aus den innersten Tiefen seines Herzens. So sind die Empfindungen, welche er ausspricht, erhaben und tief, und werden von ihm zuweilen in einfacher rührender Weise vorgetragen, wie z. B. im Gedichte am Gedächtnißfest Entschlafener, S. 160, wenn er singt:

Laßt uns oft den ernsten Blick
In die Nacht der Gräber senken!
Laßt uns liebevoll zurück
An geliebte Todte denken;
Daß wir in Bereitschaft steh'n,
Muthig ihnen nachzugeh'n.

zuweilen fast bis zum möglichsten Grade gesteigert, wie z. B. in dem Gedichte »das Grab« S. 162, wo er das Glück der Todten preist und nach einer fantasiereichen und doch dabey verständigen Steigerung mit den Versen endet:

Kränzet die Thore des Todes mit Palmen!
Und singet der ewigen Freyheit Psalmen!
Und steuert muthig zum Hafen hinein!
Das Grab, das Grab soll Triumph-Thor seyn!

Aber auch selbst dort, wo der Dichter beym Beginnen des Gedichtes nicht von jenem Ernst und jener Tiefe des Gefühls durchdrungen zu seyn scheint, welche die vorgenannten Gedichte auszeichnen, wo er heiter, ruhiger, in einer milderen Stimmung ans Werk geht, wird er bald, fast wie unwillkürlich von der Eigenthümlichkeit seiner Gemüthslage gleichsam überrascht, und die tiefere Bedeutung des Gegenstandes dringt sich ihm zur Auffassung und zur Erklärung auf, wie z. B. in den Gedichten: Amor und Psyche, Seite 17; Abendlied an Minna, S. 43; an Cora, S. 54; Liebeszauber, S. 58; an Lina im Herbst, S. 62; der Erndte Kranz, S. 77; Glück im Vertrauen, S. 84; Ermuthigung, S. 107; der Veilchenkranz, S. 122; Erinnerung, S. 117; Klagen einer Ephemere, S. 123; Frage und Antwort, Seite 129. Ja sogar dort, wo sich die Laune einfindet, bleibt der Ernst nicht aus, obschon er sich bey einer solchen Gelegenheit nur ungefähr wie das erfahrne Alter im Kreise munterer Jugend benimmt, ihre Spiele überwachend, ohne sie zu stören. Sucht nach Belehrung, unzweckmäßiges Vermengen heterogener Theile finden wir nicht; das Lächeln unsers Dichters ist einfach, unschuldig und doch voll Bedeutung. Selbst im Weinliede, S. 51, wird er mitten im Preisen der Freuden des Bechers zum Ausdrucke frommer und gemäßigter Empfindungen getrieben. Der Dichter hat gezeigt, daß man auch ohne das herkömmliche Lob des Bacchus ein gutes Weinlied schreiben könne; wir möchten das seinige im Gegensatze der gewöhnlichen ein christliches Weinlied nennen. Im Reich der Freude, S 67, finden wir, ungeachtet der launichtesten Stellen, wie z. B. S. 68:

Beym großen Faß zu Heidelberg
Berathe der Senat,
Und auf dem Schloß Johannisberg
Der Hochwohlweise Rath!

Der Herrn Minister Regiment
Sey beym Burgunderwein,
Der Kriegsrath und das Parlament
Soll in Champagne seyn.

auch folgende:

Das Leben wird, der Traube gleich,
Gekeltert und gepreßt;
So gibt es Most, wird freudenreich,
Und feyert manches Fest!
Drum zag' ich nicht, engt mir die Brust
Das Schicksals Unmuth ein;
Bald braus' ich auf in Lieb' und Lust
Und werde reiner Wein.

Diese Vermengung der Lust mit dem, man könnte sagen, ironischen Ernste, zeigt ganz die poetische Eigenthümlichkeit der Natur unsers Dichters, und er ist deßhalb sehr zu loben, daß er ihr keine Gewalt angethan und den Ausbruch seiner Empfindung nach den Vorschriften gewisser Kunstformen modificirt, sondern sie rein und ungeschwächt, wie sie in ihm erwachte, und ihren Ausbruch versuchte, ausgeströmt hat.

Auch die Gedichte vom kleinsten Umfange, welche diese Sammlung schmücken, sind von dieser Art. Flüchtiges, Schales und Alltägliches vermissen wir durchgehends. Wir machen in dieser Beziehung besonders auf zwey aufmerksam: an Leonore, Seite 114, und auf das Grab eines geliebten Kindes, S. 151, wovon wir das erste der besondern Innigkeit der Empfindung wegen, die es ins Leben rief, und wegen der Zartheit der Behandlung mittheilen:

Dein Liebling kostete den Kelch des Lebens,
Da schmeckt' er seine Bitterkeit und wand
Sein Köpfchen schnell hinweg, sein Auge blickte
Voll Sehnsucht zu dem Himmel auf, da drückte
Ein Engel es ihm freundlich zu!
Ach Mutterherz, was weinest du?

Die übrigen Gedichte sind gleichfalls lyrischer Art, hin und wieder mit Hinneigung zum Didaktischen. Die vorzüglichsten darunter sind unstreitig die, in welchen die erhabenen Gefühle sich mit den religiösen verschwistern. Weniger durch einen besonders kühnen und gewaltigen Aufflug der Phantasie, als durch Tiefe und Erhabenheit der Empfindung ausgezeichnet, nehmen sie meistens den Charakter der Hymne an. Die Verschiedenartigkeit wird ihnen weniger durch den Inhalt als durch die Art der Durchführung des Grundgedankens und die ihm beygemischten Nebengedanken verliehen. Eine kunstgerechte Steigerung des Gefühls muß in den meisten als ein besonderer Vorzug bemerkt werden. Besonders ausgezeichnet erscheinen: Sternhelle

Nacht, S. 13, wo der Dichter durch den Anblick des heiligen Chors der Sterne zum Ausdrucke religiöser Gefühle gebracht wird; Glück im Vertrauen, S. 84, durch die poetischen Gegensätze bedeutend; die Sturmnacht, S. 89, wo der Dichter den in den letzten Versen ausgesprochenen Grundgedanken:

Gott ist Liebe, lobsingen die Zonen, erjauchzet das Weltall,
Hallt im seraphischen Chor himmlisches Harfengetön!
Gott ist Liebe, so murmelt die Quelle, so säuselt die Lenz-Luft!
Gott ist Liebe, so braust Donner und Meer und Orkan.

in poetischen Bildern durchführt und entwickelt; das Kirchenlied bey Einweihung der neuerbauten Kirche zu Schönfeld bey Leipzig, S. 144; Rückkehr, S. 152, wo der Dichter sich mit Muth und Vertrauen in der Stunde des Leidens zu Gott erhebt; am Tage Allerheiligen, S. 155, einem der schönsten Gedichte dieser Sammlung; Hoffnung auf Gott, S. 158; Weihnachtslied, S. 168; das herrliche Grablied, S. 173; vor allem aber das meisterhafte Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vater, S. 164, dem der Verfasser eine ermunternde Anerkennung seines poetischen Wirkens verdankt. In allen diesen Gedichten sind außer der Erhabenheit des Inhalts und der künstlerischen Behandlung hauptsächlich die Innigkeit und die Wahrheit des Gefühls zu loben, welche Eigenschaften Gedichten dieser Art gleichsam unentbehrlich sind, und uns für den Frevel schadlos halten, mit dem in neuerer Zeit eine frömmelnde Heucheley den Ausdruck religiöser Gefühle zur Erreichung unreiner Nebenabsichten hin und wieder mißbraucht hat. Der erste Blick auf derley Erzeugnisse Mahlmanns, die Art des Ausdrucks der Empfindung fern von jedem unwürdigen Spiele der Künsteley, die Zusammenstellung und die Vergleichung mit den übrigen Gedichten dieser Sammlung, alles zeigt uns daß sie unmittelbare Ergüsse frommer Empfindungen und Erkenntnisse eines nach dem Höheren gerichteten Sinnes genannt werden müssen.

In jenen Gedichten, welche sich dem Didaktischen zuneigen, empfiehlt der Dichter größtentheils eine besonnene Verachtung der Gefahr, indem er in uns das Bewußtseyn unserer moralischen Uebermacht zu erwecken versucht. Diese Richtung seines Geistes ist bey der bereits erörterten seiner Gefühlsthätigkeit leicht einzusehen. Da er, obschon das Angenehme und Vergnügliche der Gegenwart dankbar genießend, doch beständig dabey zu erhabenern Empfindungen aufgeregt wird, da ihm das Ende der irdischen Lust, der Tod, nur ein Bote des Friedens ist, da sein Auge im Samenkorn der Gegenwart die Blüthe der Zukunft aufgeschlossen sieht, so gehen jene Erkenntnisse fast unmit-

telbar daraus hervor. Zu den vorzüglicheren der genannten Gedichte gehören der Jüngling und der Wanderer, S. 5, wo die vorletzte Strophe, S. 6, dem Horaz B. I. O. 3 in Rücksicht des Inhalts und Ausdruckes nachgebildet ist; Alis Lehren, S. 24; Rettung, S. 103; Freysinn, S. 105; Ermuthigung, S. 107; Amulett, S. 125; und aus dem Leben, S. 176; eine Reihe von Distichen, in denen der Verf. die Erfahrungen seines Lebens poetisch ausspricht. Zeugen eines geläuterten Verstandes, welcher die Kindlichkeit des Gefühls nicht vernichtete, tragen sie fast alle den Stempel der Reife und der künstlerischen Vollendung. Gewöhnliches finden wir auch hier nicht ausgesprochen. Der Dichter hat sich nirgends, wie es so oft der Fall ist, zur Erkenntniß genöthigt, nirgends steht sie seiner Eigenthümlichkeit fern, sie geht vielmehr unmittelbar aus derselben heraus. Sie alle bilden mit dem Vorhergehenden ein solches Ganzes, daß man daraus den Seelenzustand des Dichters genau wahrnehmen kann, und dieß ist das Vorzüglichste, was von der Sammlung lyrischer Gedichte eines Verfassers begehrt werden mag; denn nichts erscheint hier störender, als wenn ein Gedicht das andre gleichsam aufhebt, und wir uns aus der Masse heterogener Theile keine Einheit zusammensetzen können. Die Natur befolgt selbst beym scheinbar Verschiedenartigen in einem Individuum eine Verbindung, diese ist es, welche wir bey den lyrischen Gedichten eines Verfassers herausfinden wollen, und dieß wird uns auch immer gelingen, wenn Jener bey Allem, was er auch dichten mag, uns immer die eigentliche, wahre, und unmittelbare Stimmung seiner Seele zeigt, und uns nicht glauben machen will, daß Empfindungen seine Brust durchströmt haben, die ihr fremd geblieben sind. Dieser Regel ist aber unser Verf. immer treu geblieben.

Von jenen Versen aus dem Leben, derer wir früher gedachten, zeichnen wir besonders jene S. 177 aus:

Suchest du Glück in der Welt, nur triffst du es an in Beschränkung,
Kindliche Einfalt gibt mehr, als Spinoza dich lehrt.
Hast du den Frieden in dir, und hältst du die Welt für die beste,
Lebst du genügsam und still, fromm im Vertrauen zu Gott,
Bist du ein heitrer Gast an der Tafel des spärlichen Daseyns,
Nimmer verlangend nach dem, was das Geschick dir versagt:
Dann wird dauerndes Glück aus Frieden der Seele dir reifen!
Zwar ist selten die Frucht, nicht für die Erde bestimmt,
Aber gelangt sie zur Reife, so lohnt sie mit Segen und Wohlthun,
Heitert das Leben und macht Nächte des Todes dir hell!

Die übrigen sind gleichfalls durch Stoff und Behandlung sehr bedeutend, besonders die Distichen, S. 183, in welchen der Dichter der Zeit gedenkt, in der er ohne Untersuchung und Recht durch

Napoleons Machtspruch in den Kerker geschleppt wurde, in dem er, als nach einer schrecklichen Leidensnacht die Sonnenstrahlen die Wände des Gefängnisses beleuchteten, einige seiner Lieder, welche edle Jünglinge, Gefangene von Lützows Korps, die vor ihm den Kerker bewohnten, niedergeschrieben hatten, gleichsam als Worte der Hoffnung und eines muthigen frommen Vertrauens erblickte.

Außerdem finden wir in der Sammlung noch einige Gedichte in erzählender Form, Gedichte vermischten Inhalts und drey Sonette. Von den ersteren gebührt dem Gedichte Saul und David, S. 39, der Vorzug, in welchem das Interesse des Inhalts durch einen poetischen Kontrast gehoben wird, und welches sich zugleich durch einen richtigen, der Empfindung angepaßten, kunstreichen Wechsel des Versmaßes besonders zum deklamatorischen Vortrage eignet. Nach ihm möchten wir noch des Gedichtes: Amors Gefängniß, nach den Italienischen des *Ludovico Dolce*, S. 74, lobend gedenken, welches durch Feinheit der Empfindung und eine gewisse Zartheit im Vortrage ausgezeichnet erscheint. Weniger haben uns, der Jäger, S. 46, und die Braut, S. 109, zusagen wollen. Im erstern scheint es dem Dichter Eintrag gethan zu haben, daß er seiner Individualität entsagt und Bürgern nachgeeifert hat. Auch ist die Ungleichheit im Ausdrucke zu tadeln Das Alterthümliche ist hier mit dem Neuern auf eine unbefriedigende Weise vermengt. Der Inhalt ist von keiner besondern Bedeutung. Das Gedicht: Die Braut, ist gelungener zu nennen; der Dichter spricht darin wieder seinen Lieblingsgedanken, »Glück im Grabe,« aus; aber die Erzählung, welche dem Ganzen zum Grunde liegt, ist etwas undeutlich, und thut dem Lyrischen Eintrag, welches darin das vorherrschende Element ist. Die Form scheint mehr mit einiger Aengstlichkeit vom Dichter gewählt und gemacht worden zu seyn, als daß sie wie der passendste Körper des Inhalts erscheint, der mit ihm zugleich entstand.

Die Gedichte vermischten Inhalts sind von kleinerem Umfange, und stehen alle dem Inhalte nach mehr oder minder mit den größern in Zusammenhang. Die Götter, Seite 20, froher Glaube, S. 49, der Bach an den Wanderer, S. 70, und Will' und That, S. 116, müssen vorzüglich genannt werden.

Die Sonette zeichnen sich in Rücksicht des Inhalts vortheilhaft aus. Mein Dörfchen, S. 18, und Selbstständigkeit (eine gelungene Variation einer bekannten Horazischen Ode), welche beyde das Glück der Zufriedenheit und eines naturgemäßen Lebens ausdrücken, sind der Form nach veraltet. Der schwerfällige sechsfüßige Alexandriner sagt dem Sonette

keineswegs zu, und seine Gleichformigkeit hindert in jener herrlichen Dichtungsart, wechselnd bald die Kraft, bald die Lieblichkeit zu entfalten, welche ihr eigen sind. Das sinnige Gegenspiel der Vierzeilen mit den Terzetten wird hier ein steifes menuettmäßiges Annähern, und das Sonett verliert dabey den ihm eigenthümlichen Reiz, der ihm den Namen gab, den Klang. Indeß ist es dem Dichter nicht entgangen, was in der Regel übersehen wird, daß das Sonett darin seiner Natur nach mit dem Epigramme verwandt sey, daß sein Schluß im Verhältniß zu den früheren Versen, welche ihn vorbereiten, überraschend seyn muß, und daß wir darin Empfindung oder Gedanken auf einem Höhepunkt erblicken wollen: Die Spröde, S. 76, ist ein Beleg davon:

Mit Blumen ist der holde Lenz gekommen,
Gesang der Liebe tönt aus grünen Zweigen,
Am Rosenstock sich junge Knospen zeigen,
Und Lebenshauch kommt durch die Luft geschwommen;

Auch mir vom Herzen ist der Frost genommen,
Gern gäb' ich meiner Holden mich zu eigen,
Doch kann ich nicht ihr hartes Herz erweichen!
Kein Frühling ist in ihrer Brust entglommen!

Verstände sie der Nachtigallen Schlagen,
Begriffe sie der Vöglein stilles Bauen,
Nicht würde sie mir Kuß und Blick versagen! —

Sie sänk' an meinen Busen voll Vertrauen,
Und Glück der Liebe würde blühn und reifen! —
So reizend seyn! und gar nichts zu begreifen!

Dies Sonett verdient um so mehr bemerkt zu werden, da es, obschon nicht eben von ganz besondrer Art, doch zu den bessern deutschen gehört, deren diese Nation bey der entschiedensten Vorliebe für diese Dichtungsart eben nicht viel besitzt. Man scheint mit der Natur des Sonettes nicht ganz im Reinen zu seyn, und verwendet bald alle Sorgfalt auf den Inhalt, bald auf die Form, je nachdem man eins oder das andere für das Wesentliche hält, und nimmt dabey nicht Rücksicht darauf, daß dieß in der Verbindung beyder zu einem Ganzen bestehe, daß weder die vierzehn Verszeilen und die vorgeschriebene Wiederkehr des Reims, noch der Inhalt, den sie ausdrücken, allein es seyen, sondern das Verhältniß der inneren Theile des Sonetts zu einander, und die genaue Verschmelzung des Inhalts mit der Form. So kommt es, daß wir bey einem Ueberfluß von Sonetten wenig gute besitzen, indeß diese Dichtungsart doch einer so verschiedenartigen und so mächtigen Wirkung fähig ist. Welche Fülle von Kraft finden wir in den geharnischten Sonetten Rückerts, welche

zauberische Lieblichkeit athmet aus den Sonetten von Steigentesch.

Als Anhang zur vorliegenden Gedicht-Sammlung erscheinen mehrere sogenannte Gelegenheits-Gedichte, unter dem gemeinsamen Titel: Erinnerungen an die große Vergangenheit der Jahre 1813, 1814, 1815. Sie sind an den Kaiser Alexander beym siegreichen Einzuge in Leipzig nach der Völkerschlacht, an die regierende Kaiserin von Rußland bey der Durchreise im Jahr 1814 im Namen der Stadt Leipzig, und an den König von Sachsen, bey seiner Rückkehr im Jahre 1815, gerichtet, welchen die Lieder »am ersten Gedächtnißtage der Leipziger Völkerschlacht, bey dem feyerlichen Gottesdienste in der Nikolai-Kirche zu Leipzig gesungen am 19. Oktober 1814, ein Kirchenlied bey Einweihung der neuerbauten Kirche zu Schönfeld bey Leipzig, und ein Sachsenlied, gesungen vor dem König, als Er zum ersten Male nach seiner Rückkehr Leipzig besuchte, angehängt sind. Die Kirchenlieder sind bereits gewürdigt worden. Das Sachsenlied eignet sich der Einfachheit der Behandlung nach, ganz zum Volksliede. Von den patriotischen Gedichten müssen wir das wiederholen, was wir früher bey Gelegenheit der religiösen Gedichte unsers Verfassers bemerkt haben. Wahrheit des Gefühls zeichnet sie aus. So erhalten sie jene hohe Bedeutung, welche Gelegenheits-Gedichte dieser Art in die erste Reihe lyrischer Erzeugnisse stellen. Die patriotischen Gefühle, an Heiligkeit den religiösen ähnlich, sind wenn sie aus reiner empfindender von Verehrung und Dankbarkeit bewegter Brust quellen, und nicht vom Frevel einer niedrigen Nebenabsicht befleckt werden, die erhabensten und tiefsten zugleich, welche die Brust eines Sängers beleben. Die Fürsten, an welche jene Gedichte gerichtet sind, waren wohl geeignet, einen fühlenden Dichter zu begeistern; die Verhältnisse des durch den Befreyungskrieg geretteten Mannes und der von der Gewöhnlichkeit und der Uebertreibung gleichweit entfernte Ausdruck lassen mit allem Rechte auf die Lauterkeit des Gefühles schließen, welches sie vortragen. So reihen sich jene Verse würdig an die vielen Erinnerungen einer durch die Kraft und die Gerechtigkeit großer Fürsten zum dauernden Segen für uns verwandelten blutigen Zeit.

Die Diktion der Gedichte Mahlmanns ist in der Regel dem Inhalte entsprechend, und zeigt, daß der Verfasser jene Achtung vor der Kunst und dem Publikum gehabt habe, welche ihm die Anwendung einer sorglichen Feile anempfiehlt. Es ist ein verjährtes Vorurtheil, als ob lyrische Gedichte jene Strenge in der Ausarbeitung nicht vertrügen, welche man von andern,

z. B. von dramatischen begehrt. Gerade dort wollen wir ganz besonders die genaueste Beachtung der Form gewahr werden, weil es dem Dichter weniger Mühe kostet, die Schwierigkeiten, die sich ihm darbieten, zu überwinden, als bey Werken größern Umfangs. Nur wollen wir freylich den Dichter mit der Fessel nicht ringen sehn, sondern im leichten Ueberwinden derselben seine Meisterschaft preisen. In den Gedichten großer Lyriker, wenigstens in denen, welchen sie ihren Ruhm verdanken, findet sich auch durchgehends eine musterhafte Korrektheit, und nur das Unvermögen der Schwachen und Mittelmäßigen macht sich die Arbeit leichter, als sie seyn soll. Diese Korrektheit nun hat unser Dichter zwar meistens berücksichtigt und damit ein Beyspiel unsrer frühern Behauptung gegeben, daß eine genaue Beobachtung der Form den Erfordernissen eines lyrischen Gedichts keinen Eintrag thue; aber hin und wieder muß doch eine Sorglosigkeit im Ausdrucke, eine Härte oder das Verharren auf einer nicht zu billigenden Eigenheit getadelt werden, manchmal sind auch Bild und Gleichniß oder Wendung nicht poetisch genug. Als eine störende Eigenheit des Dichters, der er vielleicht absichtlich nicht entsagen wollte, ist das zu häufige Weglassen des Artikels und der sich wiederholende Gebrauch vom sogenannten Style marotique zu bemerken; eine Weise, welche mit der Würde und Erhabenheit des Inhalts im Widerspruch steht, und überhaupt der deutschen Sprache nicht zusagt. Seite 3:

Im Schutte von Athen und Rom
Blüht Lorbeer auf dem Helden-Grabe,

Seite 80:

Um Einfluß quält sich Stolz, der Geiz daß Geld sich mehre,
Der Höfling im Pallast dient schwer um Schein von Ehre.

Seite 89: Eichwald beugt sich. S. 101: Eilend wie Wolkenzug. Für Ewigkeit. Seite 109: Kam ein Wandrer einst gegangen. Seite 123: Auf Sterne stand mein Hoffen, auf Himmelslicht. S. 177: aus Frieden der Seele, u. a. m. Als Sprachunrichtigkeiten bemerken wir S. 2: der Tod, welcher die Schwachen, Mühbeladenen aufträgt, für emporträgt. — Seite 66:

Im Strahle der Sonne
Die Rose verblüht,
Mit durstiger Wonne
Den Tod sie zieht,

für: in sich zieht, eigentlich eintrinkt; — als unklar im Bild, Seite 43:

Gott drückt mit Abendlüftchen
Der Müden Auge zu.

im Ausdruck, S. 92:

Nur wenig Steine seh' ich auf den Hügeln,
Nicht goldne Schrift im Sonnenglanz sich spiegeln.

Als unpoetisch, S. 30:

Der große Geist
Um den die Welten schweben,
Er zählt die Thränen-Tropfen

ein kleinliches Bild! — S. 52:

Es schafft Paradiese die Liebe,
Will mit dem göttlichsten Triebe
Irdische Herzen erfreun.

und Seite 60:

Sind sich zwey liebende Herzen nah,
So ist ja der herrlichste Traum schon da.

Beydes viel zu gewöhnlich, fast möchten wir sagen der Stellung nach zu gemein. — Wiederholungen dort, wo der Dichter steigern will, S. 86:

Nicht um Kronen,
Nicht um Glanz von Fürstenthronen,

dem Gedanken nach eins und dasselbe; — unrichtige Reime; S. 50: Dank, Gesang. — S. 107: sinkt — schwingt — S. 126: Freuden — Saiten.

Alle diese kleineren Unvollkommenheiten und Mängel aber, die wir nicht ohne einige Mühe herausgefunden haben, können dem eigentlichen poetischen Werthe der Sammlung, welchen wir früher zu erörtern versuchten, keinen Eintrag thun. Es ist nur zu bedauern, daß der Verf. sie nicht vermieden hat, welches er leicht hätte thun können. Eines Mangels an Strenge mit seinen Erzeugnissen ist er nicht zu zeihen, wir vermissen sogar in dieser Sammlung einige kleinere Gedichte, welche uns in früherer Zeit bekannt und lieb geworden sind, und welche füglich darin einen Platz hätten finden können. Gerade diese Strenge der Wahl, welche durchgehends sichtbar ist, jene Reife des Verstandes, jene Wahrheit edler und schöner Gefühle, welche darin vorherrschen, machen uns die vorliegende Gedichtsammlung vorzüglich schätzbar, und um so mehr in einer Zeit, in welcher wir stündlich von Unmündigen, die ihrer literarischen Wassernoth nicht früh genug quitt werden können, zu Zeugen ihrer Ohnmacht und ihrer Erbärmlichkeit angerufen werden.

* *
*

3. Ueber den rasenden Ajax des Sophokles. Eine ästhetische Abhandlung von Karl Immermann. Magdeburg, bey Wilhelm Heinrichshofen, 1826. kl. 8. 92 S.

Der Verfasser spricht in diesem, in mancher Rücksicht sehr interessanten Aufsatze, welchen er der Universität zu Halle gewidmet, und mit dem Motto aus Dante:

Digitized by Google

Diverse lingue, orribili favelle,
Parole di dolore, accenti d' ira,
Voci alte fioche, e suon di man con elle
Facevano un tumulto — — — — — —

versehen hat, zuvörderst die Meinung aus, daß die alte tragische Kunst sich in unsern Zeiten nicht wiederholen könne, und der Wunsch jener Wiederholung, als ein vergeblicher, auf Abwege führe. Er nennt die, aus den Werken der alten Kunst abgezogene Theorie eine falsche, und äußert, daß seine Abhandlung aus dem Wunsche entstand, den Irrthum, als sey sie eine richtige, zerstreuen zu helfen. In ihr wird ein Musterstück des Alterthums mit der Absicht beurtheilt, um in der Folge der Analyse die im Vorworte ausgesprochene Meinung begründen zu können.

In Rücksicht dieser vom Verfasser geäußerten Ansicht muß bey der kritischen Würdigung seines Aufsatzes auf ein Dreyfaches Rücksicht genommen werden: 1. auf den Grund oder Ungrund der Voraussetzung, welche dem Ganzen unterliegt; 2. auf die Beschaffenheit der Zergliederung der Tragödie des Sophokles; 3. darauf, ob diese Zergliederung ein Mittel sey, den Verfasser zu dem Ziele zu führen, welches er sich vorgesetzt hat. Was den ersten Punkt betrifft, so ist der Verfasser mit seiner Behauptung: der Glaube, alte tragische Kunst könne sich in unsern Zeiten wiederholen, sey nur ein Wahn, offenbar zu weit gegangen. Er hat in so fern Recht, als die bloße Nachahmung, wie jede Nachahmung überhaupt, zum Argen führt, und als er die Meinung bekämpft, alle neuere Kunst müsse überhaupt nur die antike wiederholen; Unrecht in so fern, als er es für möglich hält, daß die neuere Kunst ohne Rücksicht auf die antike einen bedeutenden Höhegrad hätte erreichen können, und in so fern als er die richtige und zweckmäßige Anwendung des Studiums antiker Kunst für verwerflich, oder auch nur für entbehrlich hält. Seine in den Vorerinnerungen ausgesprochene Ansichten geben aber, wie unwahrscheinlich es auch aussehen mag, jenes letztere Dafürhalten zu erkennen. Er äußert S. 9, daß Müllner und Grillparzer durch den augenblicklichen (?) Einfluß, welchen sie auf die Bühne gehabt haben, dazu beygetragen hätten, den Wahn von einer sich an die Alten anschließenden tragischen Kunst, also von einer antikisirenden Art, hervorzurufen, indeß er keinen Beweis, nicht einmal eine Hindeutung gebraucht, worin es jene Dichter in Nachbildung der Alten eigentlich versehen hätten, sondern sich nur mit einigen beißenden und absprechenden Ausdrücken, die bey dem Werthe jener Schriftsteller nicht an ihrem Platze sind, aus der Schlinge zu ziehen sucht; er wirft, S. 11, Tieck eine mit dem Alterthume zu weit getriebene Pedanterey vor, wieder ohne Beweis, und behauptet zuletzt sogar: daß Göthe, wenn er

nicht von einer plötzlichen Ehrfurcht für die Alten überrascht (?) worden wäre, sich grandioser würde ausgebildet haben; er scheut sich sogar nicht, auszusprechen: daß jener Dichter die Hoffnungen, welche er mit Götz und Faust erregte, durch Iphigenie und Tasso (das Vollkommenste, was die deutsche Sprache in dieser Art aufzuweisen hat, und welches gerade durch das richtig angewandte Studium der Alten jenen Grad der Vollkommenheit erhielt) nicht ganz erfüllt habe.

Fast sollte man bey jener vorgefaßten Meinung des Verfassers für den Werth der Hauptaufgabe, die er sich vorsetzte, der kritischen Beurtheilung des griechischen Trauerspiels, bangen, und zwar um so mehr, da der Verfasser S. 12 selbst erklärt, daß er dieselbe nur aus dem Grunde, um die Haltbarkeit jener Meinung zu zeigen, unternommen habe. Hier aber wird man auf die erfreulichste Weise vom Gegentheile überrascht. Die Zergliederung der Eigenheiten und Vorzüge des rasenden Ajax ist eine der vorzüglichsten, welche wir über die Werke der Alten besitzen; im Geiste eines Manso oder Jacobs geschrieben, leuchten daraus ein tiefes Studium und eine wirkliche Kunstweisheit des Verfassers hervor. Den Anfang macht die klare und verständige Erzählung der Fabel, S. 13—14, welcher sich Betrachtungen über den Stoff anschließen, S. 14—23, welche sowohl in Bezug auf das Trauerspiel Ajax, als wegen allgemeiner, die griechische Mythologie betreffender Bemerkungen, von vieler Bedeutung sind. Der Artikel »Behandlung,« welcher zunächst folgt, ist der umfangsreichste im Aufsatze, S. 23—58, in ihm werden die Schönheiten der Tragödie des Sophokles umständlich und mit Scharfsinn entwickelt. Im Artikel Sculptur in der Poesie, S. 58—93, versucht der Verfasser den Unterschied zwischen der antiken und der modernen Kunst festzusetzen und zu erläutern. In der alten Kunst, äußert er sich, sey alles wahrnehmbar; statt daß in modernen Werken das Symbolische fast zu deutlich hervortritt, schimmert dieses in der alten Dichtung nur mäßig durch das Individuelle. Er sucht diese Ansicht, welche eigentlich die allgemeine ist, durch die Gegenüberstellung der Erzählung der Tekmessa von dem Wahnsinne des Ajax, mit der Erzählung der Königin im Hamlet, vom Tode Opheliens zu erläutern, indem er zeigt, wie, obschon Tekmessa in einer sehr bekümmerten und aufgeregten Stimmung spreche, dennoch die Sculptur der Poesie in jener Erzählung dadurch fühlbar werde, daß in ihr uns nach und nach eine Reihe der herrlichsten plastischen Gruppen gezeigt wird, indeß ein ganz anderes Verhältniß in der Erzählung der Königin bemerkbar werde. Hier wolle der Dichter überall die Seele selbst malen, und das Allgemeine, welches der einzelnen Erscheinung

zum Grunde liegt. Deßhalb werde auch die umgebende Natur als mitfühlend und mitleidend in die Handlung gezogen, ihre Gestalt jedoch sowohl, als die der Ophelia skizzirt gehalten, wogegen das, was die Betrachtung über den Unglücksfall sagen kann, Ausführlichkeit und Gewicht bekommt. — Das Wesentliche des Inhalts von dem folgenden Artikel: Wahl und Stellung des Chors, S. 63—64, ist vom Verfasser umständlicher unter »Behandlung« auseinander gesetzt worden, die beyden Artikel aber, welche jenen sich anschließen, »tragisches Gesetz,« S. 64—66, und tragische Ironie, S. 67—72, gehören zu den vorzüglichsten der Abhandlung. Im ersteren zeigt der Verfasser zuerst die eigentliche Bedeutung von der Tragödie Ajax, und stellt zuletzt in einer tiefen und neuen Bemerkung die Methoden der älteren und neueren Tragiker einander gegenüber. »Das »Schicksal des Ajax, »sagt er,« wird vorausgesetzt. Er hat eine »Feindin im Olymp, einen an Weisheit ihm überlegenen Feind »auf der Erde, und ist unselig in blutigen Wahnsinn verirrt. Die »Tragödie beschäftigt sich damit, dieses Schicksal in seine Be»standtheile aufzulösen, und darzustellen wodurch es möglich wird. »Indem der Dichter den Ajax anfangs als unglückliches, von »der übermächtigen Hand der Götter irregeleitetes Wesen zeigt, »späterhin aber verdeutlicht, daß er sehr wohl jenes Loos verdient »hatte, gebraucht er zuerst das Mitleid, und dann die Furcht als »tragischen Hebel. Diese Reihenfolge der Empfindungen muß in »der Betrachtung des Zuschauers jenes schöne Gleichmaß hervor»bringen, welches die Griechen für die letzte Wirkung der tragi»schen Kunst ansehen. Zuerst muß der Held als ein der Theil»nahme bedürftiges Mitwesen erscheinen. Die hierdurch ange»regte Sympathie wird sodann durch die Betrachtung dessen, wo»durch er furchtbar und hassenswerth erscheint, gemäßigt. Der »Dichter faßt seine Aufgabe umgekehrt wie das Leben. Im Leben »regt eine tragische That zuerst Furcht und Abscheu, nur nach »und nach entwickelt sich das Mitleid, wenn die Anlässe deutlich »werden. So wirkt der rohe Stoff, den der Dichter bildet, in»dem er ihn sogleich in die Höhe der Betrachtung rückt, mit wel»cher der stoffartige Antheil schloß.«

»Der alte Tragiker verfährt analytisch, wobey ihm die »Idee eines durch Orakel vorhergesagten Schicksals trefflich zu »Statten kommt; der neue geht synthetisch zu Werke« (beyde Ausdrücke gebraucht der Verfasser nicht im strengen philosophischen Sinne, sondern nur gleichnißweise verwandte Dinge in der Poesie anzudeuten). »Einzelne Anlässe in oder außer dem »Helden werden nach und nach zusammengefügt, und daraus kon»struirt der Dichter das Schicksal. Deßhalb arbeiten unsere Trauer»spiele vier Akte hindurch zu dem Punkt hin, wo bey den Grie-

»chen die Tragödie begann. In beyden Methoden spiegelt sich »nur der allgemeine Charakter der Zeiten. Des Griechen Welt»betrachtung ist sinnlich, eine solche faßt ein Ganzes auf, wel»ches, wenn es Gegenstand der Behandlung werden soll, in seine »Bestandtheile aufzulösen ist. Unsere Tragiker gehen dagegen in »der durch das Christenthum gegebenen Richtung fort, und su»chen, da bey uns die geistige Betrachtung vorwiegt, und in die»ser sich unaufhörlich die äußeren Dinge zersetzen, durch allmä»liche Verbindung der Elemente, zur Darstellung eines sinnlich »wahrnehmbaren Ganzen zu gelangen.«

Im darauf folgenden Artikel zeigt der Verfasser das Vorwalten der Ironie in der Tragödie der Neuern, und zugleich im Ajax des Sophokles, wo er außer der direkten, welche in der Darstellung der Gegensätze von Seyn und Schein liegt, indem die prahlende Kraft des Helden vor unsern Augen zu Schanden wird, ohne daß er selbst es Anfangs bemerkt, noch eine indirekte unterscheidet, welche sich durch die Tragödie zieht, und welche darin besteht, daß der Dichter etwas Anderes zu erreichen strebt, als er sich vorzusetzen scheint. Er scheint nämlich uns eine ganz besonders organisirte, wunderbar verirrte Menschennatur zu zeigen, den Fall derselben als Unglück für sie und als Glück für das Ganze darzustellen, indeß es ihm doch darum zu thun ist, uns erkennbar zu machen, daß der göttlichen Kraft und Einsicht gegenüber jede menschliche zu nichts wird, und uns durch wiederholte Erinnerung an den jahrelang von Ajax genährten, unmuthschweren Groll es klar zu machen, daß der Tod eigentlich für ihn ein Glück ist, und dabey im Grunde nur die Griechen verlieren, indem ihnen vor der feindlichen Stadt ein so tapferer Held abstirbt. Der Schluß des Artikels enthält einige wahre Bemerkungen über das Vorherrschen der Ironie in Göthes Tasso, und in den meisten Stücken Shakespeare's, von welchen der Verfasser einige Beyspiele aus Romeo und Julie anführt, die erläuternd genannt werden müssen, bis auf das erste, für welches er den raschen Wechsel der Geliebten bey Romeo ansieht. Ironisch kann dieser aber auf keinen Fall genannt werden. Der Dichter wollte uns dadurch nicht etwas Anderes zeigen, als vor Augen liegt; er gibt uns vielmehr durch den meisterhaften Zug, daß Romeo mehrmal geliebt hat, Julie zum ersten Male liebt, die Bedingungen dieser Leidenschaft zwischen den gedachten Liebenden, und die Art ihres Liebesverhältnisses an. Fast alles Künftige ist nur dann vollkommen deutlich und erklärbar, wenn man auf jenen Hauptumstand Rücksicht nimmt.

Mit dem achten Artikel: Ist eine Nachahmung der alten Tragödie möglich? der von S. 72 bis zum Schlusse reicht, tritt die von uns in der Vorerinnerung aufgestellte dritte

Rücksicht ein. Der Verfasser beantwortet die obige Frage verneinend, und sucht den Grund dieser Verneinung einerseits aus den aufgestellten Prämissen, andererseits aus der Hinweisung auf die Organisation der von ihm zergliederten Tragödie abzuleiten. Da die Prämissen nicht ganz richtig sind, so kann es begreiflicher Weise die aus denselben abgezogene Folgerung gleichfalls nicht seyn; in der zweyten Hinsicht ist die Beweisführung wieder unzuläßig, weil dabey die unrichtige Voraussetzung zum Grunde liegt, daß alle Tragödien der Alten dem rasenden Ajar des Sophokles vollkommen gleich konstruirt sind. Es ist nicht zu läugnen, daß die Sage vom rasenden Ajar, wie sie den Griechen entgegen kam, für uns so viel Fremdes habe, daß ein moderner Dichter sie in ihrer Einfalt und ohne Steigerung der Motive gar nicht hätte gebrauchen können; aber ist dieß auch mit der Mehrzahl der Tragödien des Euripides, mit den Oedipen des Sophokles u. m. der Fall? Wenn der Verfasser wirklich erwiesen hätte, daß es den Neuern völlig unmöglich sey, eine Tragödie, wie der rasende Ajar, zu erschaffen, würde er damit auch die Entbehrlichkeit des Studiums jener Tragödie, oder die Nothwendigkeit des verständigen Nachbildens anderer, welche das Alterthum uns überliefert hat, erwiesen haben? Die Vorschriften des Aristoteles, welchen Lessing die Gewißheit des Euklid verleiht, werden zu aller Zeit, unter allen Verhältnissen, für die Tragödie überhaupt, unentbehrlich bleiben, und doch hat sie Aristoteles größtentheils nur aus dem Studium der drey großen Tragiker der Griechen abgeleitet, welches der unwiderlegbarste Beweis für die Nothwendigkeit jenes Studiums und für die Anwendung desselben zu seyn scheint. Daß eine ängstlich genaue Nachahmung der Formen der alten Tragödie nicht räthlich sey, daran hat Niemand gezweifelt, und in so fern bedarf die Sache keiner erläuternden Untersuchung; kein Meister ist auf diesen Abweg gerathen; Schiller hat es in seiner »Braut von Messina« wohl theilweise, aber mit vollkommener Freyheit gethan, mit beständiger Rücksicht auf die Veränderungen, welche eine neuere Zeit nothwendig gemacht hat, und wenn in jener Tragödie etwas zu tadeln wäre, so wäre es gewiß eher die Vermengung des Antiken mit dem Modernen, als die Nachahmung des erstern.

Es ist schwer zu begreifen, wie der Verfasser, der doch nach seiner Aeußerung S. 6: »Man müßte den Athem des Polo»nius haben, um die Klassifikation aller der Deklamationsübun»gen und Rettungsgeschichten, welche uns als Schau- und »Trauerspiele geboten werden, so wie der Bonmots, Epigramme »und Fescenninen, welche wir gutmüthig genug sind, für Lustspiele »gelten zu lassen, vorzutragen;« den Grund und Grad des Uebels gut zu kennen scheint, der S. 7 ganz richtig, der unnatürlichen

Vermischung der Oper mit dem recitirenden Schauspiele, der verkehrten Leitung der Bühne durch ungeschickte Hände, der Dumpfheit der Schauspieler, der Lauheit der Großen, der Apathie des deutschen Publikums gegen alles, was ihm nicht mit einer gewissen Gewalt aufgedrungen wird, die Schuld an dem Verfall der tragischen Dichtkunst beylegt, der in den dramatischen Werken neuerer Zeit die tiefe und ernste Weltansicht, das Durchdringen menschlicher Verhältnisse, die Kühnheit der Phantasie vermißt, wie derselbe Verfasser auf einmal die Vorliebe der neuern Tragiker für die Alten tadelnd bemerkt, welche gleichsam nur das einzige Mittel ist, uns zu dem, was mangelt, zu verhelfen, und welche allein die eigentliche Erbsünde neuerer Erscheinungen dieser Art: die Formlosigkeit heilen könnte. Was der Verfasser S. 10 von der Nothwendigkeit der Originalität und Nationalität der Bühne eines Landes, bezüglich auf die deutsche sagt, kann unsere Meinung nicht entkräften. Jene Nationalität ist wohl wünschenswerth, wenn sie sich ungesucht entwickelt und bewahrt; aber jedes ängstliche Streben darnach ist verwerflich, wenn dabey nur Rücksicht auf dieses oder jenes Erzeugniß, und nicht auf den Grad seiner Vollendung überhaupt genommen wird. Die Originalität kann uns nicht für den Mangel eines nothwendigen Erfordernisses entschädigen, und die künstlerischen Erzeugnisse jedes Landes unterliegen zuletzt den Gesetzen der Gattung des Kunstwerkes überhaupt.

Die Frage: »ist eine Nachahmung der alten Tragödie möglich?« hätte daher, unserer Meinung nach, besser und zweckmäßiger in die: wie soll die Tragödie der Alten nachgeahmt werden, was kann und soll der tragische Dichter an ihr lernen? verändert werden sollen. Der Verfasser war ganz der Mann dazu, sie vollständig und belehrend zu beantworten, und damit wäre zugleich einem doppelten Uebel heilsam gesteuert worden, an dem die Zeit krank liegt; einer verkehrten Nachahmung der Aeußerlichkeiten klassischer Tragiker, und einer Vernachläßigung ihres Studiums.

Was der Verfasser übrigens in dem letzten Artikel seiner Abhandlung vom Epos und von der lyrischen Poesie, welche er für die einzigen reinen Formen der Dichtkunst hält, von der Entwicklung unsers Trauerspiels aus dem Epischen, und von der Wesenheit desselben überhaupt bemerkt, läßt in mancher Rücksicht bedauern, daß es ihm nicht gefallen hat, sich umständlicher darüber auszusprechen, als es in seinem kurzen Aufsatze geschehen ist. Deinhardstein.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXXV.

Italienische Literatur.

Kurze Uebersicht der italienischen Literatur während der Jahre 1821 bis 1825,
aus der
Biblioteca Italiana. Tomo XLI. Gennajo e Febbrajo 1826. *Milano.*

(Schluß.)

Ueber Optik und Astronomie erschien ein treffliches Lehrbuch von Setele. Eine darin gegebene Darstellung und Erweisung des Kopernikanischen Systems hat außer dem Verdienste einer außerordentlichen Klarheit noch den besonderen Werth, in Rom gedruckt, und vom archiginnasio pontificio angenommen zu seyn. Die Versuche über Pendelverkürzung, welche Bouguer auf den Cordilleras in Amerika gemacht hat, sind von Carlini zum ersten Male in Europa auf einer Höhe von zweytausend Metri über dem Meere wiederholt worden [1]) Auch Biot hat auf seiner Reise durch Italien im Jahre 1824 zu Mailand, Padua, Fiume und auf dem Aetna Beobachtungen über diesen Gegenstand angestellt. Da es nach älteren geographischen Untersuchungen in Ober-Italien schien, als ob daselbst die Rundung der Erdoberfläche und die Richtung der Schwere mehr als anderwärts von der allgemeinen Erdgestaltung abweiche, so sind von den Astronomen von Mailand, Padua, Modena und Florenz genaue Längenmessungen unternommen worden, deren erste Resultate in den astronomischen Tageblättern Mailands [2]) mitgetheilt sind. Italien hat in den letzten Jahren fast an seinen beyden äußersten Punkten zwey glänzende Sternwarten erhalten, die eine zu Turin bey dem königlichen Schlosse, in welcher die ausgezeichneten Instrumente des Professor Plana enthalten sind; die andere auf Capo di Monte bey Neapel. Da der begonnene Bau eines dritten Observatoriums zu Lukka nicht vollendet wurde, so ging der aus Frankreich dorthin berufene Pons nach Florenz, nachdem er in Erwartung des periodischen Kometen, welcher nach Enke am 15. Julius zurückkehren sollte, einen neuen Kometen entdeckt hatte. Jener periodische aber wurde erst am 7. August zu Mailand bemerkt Von astronomischen Schriften nennen wir nur noch die geistreichen Berechnungen des Mathematikers Mosotti über die Resistenz des Aethers und die Beschleunigung, welche von demselben in der periodischen Zeit des Kome-

1) Siehe Effemeridi astronomiche di Milano per l' anno 1824.

2) Appendici alle Effemeridi astronomiche di Milano per gli anni 1823, 25, 26.

ten hervorgebracht wird, nach der Voraussetzung, daß die größtentheils aus Dünsten bestehende Masse dieses Himmelskörpers nach einem bestimmten Gesetz ihre Dichtigkeit verändere. Vom Professor Plana erwarten wir Annalen des Observatoriums in Turin, und man kann sich ähnliche von Brioschi zu Neapel und von Cacciatore zu Palermo versprechen. Der Professor Amici hat ein Augenglas erfunden, welches den Gegenstand doppelt, und zwar einmal umgekehrt, darstellt (εἰκοναντιδίπτυχον); und dasselbe ist frey von den Fehlern des von Jeaurat vorgeschlagenen. Eine für die Erdmeßkunde wichtige Erfindung ist die des Tachymeters, eines zur schnellen Bestimmung des Flächeninhaltes geschickten Werkzeuges, von Gaetano Cairo[1]), und eines ähnlichen von Tito Gonnella[2]). Ueberhaupt sind die Fortschritte in der Erdmeßkunde von Bedeutung, und belehrend sind in diesem Fache die Bücher von Bordoni[3]) und von Oronzio Cosi[4]) Die bekannte Dreyeckmessung erstreckt sich schon von London bis Petersburg, von Neapel bis Kopenhagen, und wir können erwarten, bald die Fläche von ganz Europa in ein trigonometrisches Netz gelegt zu sehen. Während die schwierige Ausmessung von Savoyen durch eine Kommission von österreichischen und piemontesischen Geographen vollendet, und hierbey auch der Gipfel des Monte Bianco ausgemessen wurde, bestimmte der Baron von Welden[5]) die Höhe des Monte Rosa, und entschied den von Zumstein[6]) angeregten Streit über den Vorrang dieser beyden Berge hinsichtlich ihrer Höhe zum Vortheile des ersteren. Nach den Angaben der erwähnten Dreyeckmessungen werden Karten von den Provinzen Italiens gefertigt. Durch Größe und Feinheit ausgezeichnet ist der Atlas vom adriatischen Meere, gezeichnet und gestochen im geographisch-militärischen Institute zu Mailand. Man erwartet die von der großherzoglichen Regierung veranstaltete Karte von Toskana, im Verhältniß von 1 : 200,000; welche nach den genauen trigonometrischen Messungen des P. Inghirami von fertigen Künstlern ausgeführt wird.

In den Kriegswissenschaften, über welche die Schriftsteller der meisten anderen Völker schweigen, hat Italien einige bedeutende Werke aufzuweisen, wie des Major Vacani Campagne degl' Italiani nella Spagna, ein Buch, welches eben so sehr eine Lehre der Kriegskunst, als eine Geschichte zu nennen ist. Gius. Cridis hat in seiner Politica militare[7]) einen nicht gewöhnlichen Gegenstand, die Politik auf die Kriegskunst angewendet, behandelt. Montecuccoli hat endlich eine seiner würdige Ausgabe von Gius. Grassi erhalten, der durch sein dizionario militare so rühmlichst bekannt ist[8]).

---

1) Atti della solenne distribuzione de' premj d'industria fatti in Milano nell' anno 1824.

2) Antologia, giornale di scienze, lettere ed arti, n. 52. Firenze 1825.

3) Proposizioni di geodesia elementare. Milano 1823. 8,

4) Nuovi metodi pedometrici. Napoli 1821.

5) Vergl. der Monte Rosa. Eine topographische und naturhistorische Skizze, L. Freyh. v. Welden. Wien 1824. 8.

6) Voyage sur le Mont-Roso, par Mr. Zumstein. Schriften der Turiner Akademie, t. 25.

7) Della politica militare libri quattro. Torino 1824. Alliana. 8.

8) Opere di Raimondo Montecuccoli, corrette, accresciute ed illustrate da Gius. Grassi. Torino 1821, Favale, vol. 2 in 4. ed in 8.

Das Bedürfniß Italiens, ein gutes Lehrbuch der Physik zu besitzen, ist noch nicht durch das Werk von Gius. Racagni, welches keine mathematischen Kenntnisse voraussetzt, mehr jedoch durch des Raineri Gerbi corso elementare di fisica (zweyte Auflage), befriedigt. Des Professor Baccelli Untersuchungen über die Einwirkung der elektrischen Metalldrähte auf die magnetischen und nicht magnetischen Nadeln scheinen diesen, besonders von Oersted angeregten Lieblingsgegenstand der Physiker auf Prinzipien gebracht zu haben. Seine Lehre ist eigenthümlich, und in Italien bisher nicht angenommen. Diesem Werke kann das des Professor Stefano Marianini zur Seite gesetzt werden, welches Saggio d' esperienze elettrometriche betitelt ist. Der Prof. Gius. Zamboni hat den zweyten Theil seines elettromotore perpetuo herausgegeben, welcher uneigentlich die trockene Säule genannt wird, und vielmehr nur die mindest feuchte ist. Er berichtet seine Versuche, den Elektromotor von verschiedenen Substanzen zusammenzusetzen, und fährt bis zur Auffindung der zweckmäßigsten Materialien fort, die Masse und den Umfang des Instruments um so viel zu verringern, als die Kraft und Dauer der Wirkung zunimmt. Solche Substanzen sind das verzinnte Papier, gemeiniglich Silberpapier genannt, und der dunkle Braunsteinoxyd; so daß eigentlich eine Scheibe von solchem Papier, auf der Rückseite mit genanntem Oxyd geschwärzt, ein Element der Zambonischen Säule ist. G. M. Giovine hat nach einer wichtigen Erfahrung gezeigt, daß sich die Natur zur Erzeugung der Salze wahrscheinlich des Volta'schen Elektromotors bediene. Der Professor F. Elice in Genua zeigt, mit dem Abbé Nollet übereinstimmend, daß der Glockenton keinen Einfluß auf die Richtung des Blitzes habe. Wir erwähnen noch die auf die Methode des Franzosen Apostole bezüglichen Schriften über Abwendung des Hagels, aus welchen jedoch noch kein Nutzen hervorgeht. Unter den Büchern über Chemie ist des Professor Gaspare Brunatelli Guida allo studio della chimica generale, und die hierzu gehörigen Supplemente über die Fortschritte dieser Wissenschaft vom Jahre 1820 bis 1823 das Lobenswürdigste.

In der Medicin, deren Gesichtskreis sich immer mehr erweitert, ist die Zahl der Schriften bedeutend. Ueber das Fleckfieber, welches vor einigen Jahren so viel Unheil anrichtete, haben Dr. Palloni [1]) in Pisa und Dr. Enr. Acerbi [2]) in Mailand geschrieben. Wir nennen noch die Namen von Francesco Buffa, von dem verstorbenen Pietro Rubini, dem Dr. Meli, Dr. Rosnati, Minichini, de Filippi, Dr. Puccinotti, Dr. Niccola Barbantini, Domenico Thiene, Giacomo Franceschi, Dr. Speranza, Professor Beera, Gaetano Strombio, Grotanelli, Ottaviani und Scaramussi, Ag. Cappello, Dr. Passeri, und Dr. Ludovico Paoli; welche alle in den letzten Jahren über Gegenstände der Medicin geschrieben haben.

Zur materia medica gehörig sind die Schriften von L. Carrara über die warmen Wasser von S. Pellegrino [3]); Trezzo.

1) Commentario sul morbo petecchiale dell' anno 1817, con alcuni cenni sui contragj in genere e sopra il principio di vita. Livorno 1819. Giorgi. 8.

2) Dottrina teorico - prattica del morbo petecchiale ecc. Milano 1822. Pirotta. 8.

3) Delle acque semitermali di S. Pellegrino nel Bergamasco. Bergamo 1820. 8.

lani über Schwefelräucherung [1]) und de Matthäis über mehrere neue Medikamente

Auch die Chirurgie hat klassische Schriften erhalten, wie Scarpa über den Bruch im Perinäum [2]) und über das Schneiden des Steines, worüber auch M. Tommaso Farnese [3]) schrieb; Carlo Birago über Anwendung der Blutegel bey Brüchen [4]) rc.; Bartolomeo Panizza, de Carmelo Pugliati und Natale Catanoso über Behandlung von Augenkrankheiten. Zur Belehrung der Hebammen schrieb Professor Paolo Bongiovanni.

Die anatomischen Schriften des berühmten Mascagni [5]) werden von Giac. Barzellotti, Andr. Vaccà Berlingeri und Giov. Rosini, Professoren zu Pisa, gegenwärtig herausgegeben.

In der Geologie mangelt es noch an einer Beschreibung Italiens; aber von Mailand ist eine geologische Beschreibung [6]) von dem Verfasser der Osservazioni geologiche, dem Scipione Breislak, im Jahre 1822 erschienen. Der Naturforscher Brocchi, der jetzt in den Einöden Nubiens und Aegyptens reiset, hat fortgefahren, geologische Bemerkungen bekannt zu machen. Wir erwähnen nur seine Schrift über den physischen Zustand des Bodens von Rom [7]). Der zu früh verstorbene Maraschini hat, wie in anderen Schriften, so hauptsächlich in der letzten, über die Gestaltung der Felsen im Venetianischen [8]), seinen Werth für die Wissenschaft erwiesen. Unter den zahlreichen Mittheilungen über geologische Gegenstände sind die Entdeckungen und Schriften des verdienten Conte Marzari Pencati zu erwähnen, besonders über die Lage der Granitfelsen auf Kalk und der Uebergangsgebirge Werners auf rothem Sande. Marzari gibt eine umgekehrte Darstellung von den Gebirgsformationen, als v. Humboldt. Dieser schließt sich bey Klassifikation der Felsen, welche die Erdrinde bilden, nach ihrem Alter an die gebräuchlichste Methode an, und beginnt mit den untersten Gebirgen, als den ältesten, bis er durch die darüber liegenden aufsteigend, zu den letzten und neuesten Formationen gelangt, welche die Oberfläche einnehmen. Wir wissen für Marzari's Methode, von den obern zu den tiefer liegenden fortzuschreiten, nichts Vortheilhaftes anzuführen. Unter den mineralogischen Büchern, von welchen viele von dem Vesuv und Aetna handeln, ist der Prodromo della

---

1) Cenni generali sulla necessità di preparare alle fumigazioni solforose gli ammalati e sul vario loro trattamento. Verona 1821; und Prospetto triennale delle varie affezioni trattati col metodo delle fumigazioni ecc.

2) Sull' ernia del perineo. Pavia 1821, in 4., mit fünf schönen Kupfertafeln von Anderloni.

3) Esame delle osservazioni sul taglio retto-vesicale per l' estrazione della pietra dalla vesica orinaria, pubblicato dal sig. cav. Ant. Scarpa ecc. di Tommaso Farnese ecc. Milano 1823, in 8.

4) Compendio d' osservazioni cliniche sul vantaggio delle mignatte applicate all' ano nelle ernie inguinali e addominali incarcerate, e sulla potassa caustica applicata in diverse malattie di carattere linfatico. Milano 1821. 8.

5) Pauli Mascagni anatomia univ. XLIV tabulis aeneis juxta archetypum hominis adulti accuratissime repraesentata etc. Pisis ap. Nicol. Capurro, typ. Didot.

6) Descrizione geologica della provincia di Milano, pubblicata per ordine dell' I. R. Governo di Lombardia. Milano 1822, dall' I. R. Stamperia, in 8.

7) Dello stato fisico del suolo di Roma ecc. Roma 1820, de Romanis, in 8.

8) Sulle formazioni delle rocce del Vicentino, saggio geologico, di Pietro Maraschini. Padova 1824, tip. d. Minerva, in 8., con 8 tavole in ramo.

mineralogia vesuviana von Monticelli und Covelli das vorzüglichste; ein Werk, welches nebst denen von Breislak und Maraschini von den großen Fortschritten Italiens in diesem Theile der Naturwissenschaften hinlänglich zeugt. In der Zoologie fährt der Professor Camillo Ranzani zu Bologna fort, seine Elemente dieser Wissenschaft herauszugeben. Paolo Savi entdeckte im Toskanischen eine neue Art Salamander, perspicillata genannt. Ueber die Salamander erschien ein klassisches Buch von Dr Rusconi [1]). Gius. Raddi, der einzige Italiener, der an der Expedition nach Brasilien Theil nahm, brachte viele Arten neuer Gewürme mit, die sich jetzt im Museum von Florenz befinden. Forni, G. Baseggio, Dr. Luigi Bossi, Prof. L. Metaxà, Bernardo Angelini, Prof. Bendiscioli, Ab. Molina und L Naccari [2]), sind unter den Schriftstellern dieses Faches zu nennen.

Antiquarische Werke über den Ackerbau sind des Ab. Fontani Schrift über den Landbau der Griechen, und des Giov. Fabbroni Abhandlung über den Ackerbau bey den Hebräern [3]), und endlich das große Werk über Viehzucht und Feldbau Siciliens in den ältesten Zeiten [4]). Viele technische Bücher über den Landbau sind neu aufgelegt oder übersetzt worden. Als neu erschienen können wir nur nennen des Carlo Bosellini Gedanken über die Mittel, den italienischen Landbau zu befördern, des Carlo Antonio Pezzi praktische Prinzipien des Ackerbaues und der Landwirthschaft [5]), und des Gagliardo agronomisches Wörterbuch. Aber bedeutender sind die periodischen Schriften der Accademia economico-agraria dei Georgofili di Firenze, der Accademia di agricoltura, commercio ed arti di Verona, der Società agraria di Torino, und der des Calendario georgico. Nachrichten über drey neue Getreidearten, welche in der chinesischen Mongoley gefunden, und dem A M. de Salvadori zugesendet worden, stehen im 28. und 32. Bande der biblioteca italiana. Unter mehreren Schriften über Kornkrankheiten nennen wir die des Cav. Bossi, sul grano cornuto e sulle sue cagioni, worin er sich bemüht, den Streit zwischen Vauquelin und Decandolle über den animalischen oder vegetabilischen Ursprung dieser Krankheit zu schlichten. Ueber den Reiß, einen Hauptgegenstand des Landbaues, welchen der Cav Clemente Rosa zu Brescia trocken zu erbauen glücklich versucht hat, ist viel geschrieben worden, wie des Prof. Biroli Abhandlung über den Reiß, mehrere Artikel im 28., 29. und 33. Bande des Bibl. ital. über den Bau des trockenen chinesischen Reißes, und des Dr. Ignazio Lomeni Abhandlung über den chinesischen oder trockenen Reiß [6]). Eine besonders für den Reiß eingerichtete

---

1) Amours des salamandres aquatiques etc. Milan 1821. Giusti, 4.

2) L'ittiologia adriatica, mit Bemerkungen und Zusätzen von Domen. Nardo. Im Giornale di fis. e chim.

3) Beyde in den Schriften der R. Accademia dei Gerogofili zu Florenz.

4) Es erschien: Prospetto dell' opera intitolata: Riflessioni intorno all' origine ed al progresso della pastorizia e dell' agricoltura in Sicilia, principiando dai secoli eroici infino all' epoca greca. Siracusa 1820, Fumara, in 8.

5) Principi pratici di agricoltura e di economia rurale necessarj ai possidenti, ai fittajuoli, ai coltivatori, agli economi di campagna, aggiuntovi un compendio di cognizioni utili ai bottegai ed a chi vuole intraprendere la mercatura. Milano 1825. Silvestri, 16.

6) Del riso cinese e secco. Milano 1825, Silvestri, in 8.

Dreschmaschine ist nach der des Morosi von Giov. Mondellino[1]) erfunden worden. Ueber Seidenwürmer und Maulbeerbäume ist viel geschrieben von J. Lomeni, G. M. Foscarini, Decapitani, Dandolo und Prof. V. Sandi. Ueber Weinbau und Weinbereitung bey den alten Griechen hat L. Reynier gelehrte Abhandlungen drucken lassen[2]). Gius. Acerbi hatte einen Versuch einer Klassifikation des Weines gegeben, als Grundlage zu einer Beschreibung aller sowohl italienischen als ausländischen Arten desselben[3]). Der günstigen Aufnahme dieses Versuchs folgte seine Schrift über die italienischen Weine, oder Materialien zur Klassifikation, Monographie und Synonymie derselben[4]). Eine neue Methode, die Weinranken an Draht zu spannen, hat Carlo Raja bekannt gemacht[5]); und über die in Toskana aufgeworfene Frage, ob es besser sey, die Weinstöcke an Pfähle oder an Pappeln u. dgl. zu legen, enthält der letzte Band der Schriften der Georgofili mehrere Abhandlungen. Dr. Agostino Bassi in Lodi hat eine neue Art, den Wein in bedeckten Kufen ohne Anwendung einer Maschine zu bereiten[6]), und P. Stancovich eine neue Methode, den Wein zu bereiten und zu erhalten[7]) bekannt gemacht. Mehreren Schriften des Domenico Berra über die sogenannten Marcite[8]) verdanken wir die Bekanntschaft mit dieser der Lombardey eigenen Art des Feldbaues. Gallesio hat die schöne Ausgabe seiner Pomona fortgesetzt. In der Thierarzneykunst sind die Schriften von Betti, Fauvet, Sandri, G. Haidvogel, G. Cros, A. Fappani und G. Acerbi zu nennen. Unter den bedeutenden Schriften über Botanik hat des Ciro Pollini Flora veronese den Vorrang, welche einer Flora des nördlichen Italiens vorausgeht. Der Professor Moretti, der mehrere botanische Schriften herausgegeben hat, ist mit einem großen Werke, unter dem Titel: Flora italiana, beschäftigt. Eine Flora medica des A. Alberti hat den Mangel, nicht systematisch geordnet zu seyn. Die Abbildungen und Beschreibungen der schönsten Pflanzen Italiens finden sich in des Prof. Gaet. Savi Flora italiana[9]). Dem obengenannten Herrn Raddi verdanken wir die Kenntniß von vierzig neuen Pflanzen aus Brasilien[10]).

Bey den Fortschritten Italiens in Künsten und Gewerben fehlt es, ungeachtet mancher Bücher in diesem Fache, doch, da die Elemente des Poppe als keine vollendete Arbeit angesehen werden können,

---

1) Relazione del nuovo trebbiatojo pei cereali e segnatamente pel riso. Milano 1823, Sorzogno, in 8.

2) In der Biblioteca italiana, Bd. 16 u. 17.

3) Eben da, Bd. 30.

4) Delle viti italiane osia materiali per servire alla classificazione, monografia e sinonimia, preceduti dal tentativo di una classificazione geoponica delle viti. Milano 1825. Silvestri, in 8.

5) Milano 1823, Costa, in 8.,

6) Lodi 1825, Orcesi, in 8.

7) Milano 1825, Silvestri, in 8.

8) Dei prati del Basso Milanese, detti a marcita, di Domenico Berra. Milano 1822. Stamp. Real. 8.

9) Pisa 1822 e seq., in 4.

10) Ihre Beschreibung findet sich im achtzehnten Bande der Memorie della Società italiana.

noch an einem Lehrbuche der Technologie, und nicht minder an einer Darstellung der mechanischen Künste und überhaupt der Industrie, einem Werke, wie das des Chaptal in Frankreich ist. Technologische Schriften über Materialien aus dem Thierreiche können wir fast gar nicht aufführen; allein die großen Fortschritte im Praktischen sind nicht zu verkennen. Besonders die Seidenarbeiten sind bis zu einer außerordentlichen Güte vervollkommnet worden. Von technischer Anwendung der Gegenstände des Pflanzenreiches hat das Giornale di fisica ecc. zu Pavia besonders zwey Schriften mitgetheilt, über Anwendung des Holzes und der Rinde der Kastanien zur Färbung und Bereitung des Leders, und über eine ölige Materie, die zur Anwendung bey Uhren und anderen feinen Maschinen geeignet ist. Auffallend ist bey der mittelländischen Lage des Landes die neue Errichtung zweyer großen Zuckerraffinerien. Die Schriften über Anwendung der Mineralien zu technischen Gegenständen sind zahlreich, so wie die Arbeiten in dieser Gattung. Der Bekanntmachung einer Erfindung des festen Mörtels der Alten ist wohl nicht recht zu trauen; aber lobenswerth ist die Verfertigung der Topfwaare aus Erden des lombardisch=venetianischen Königreichs, von Gaetano Rosina[1]) angegeben und bekannt gemacht. Die Steinschneidekunst war Gegenstand der Bemühungen und einiger Schriften des Cav. Aldini. Unter mehreren wichtigen Schriften über Metallbehandlung nennen wir des Prof. Gius. Vismara[2]) Experimente über das Cementiren und den Guß des Stahls.

Die Ausstellungen zu Mailand und Venedig haben von der ausgezeichneten Fertigkeit italienischer Künstler in Metallarbeiten glänzende Beweise gegeben. Die vergoldeten Bronze der mailändischen Fabriken der Herren Manfredini, und der Herren Strazza, Thomas und Komp., sind mit den besten Parisern zu vergleichen. Unter den mechanischen Werken sind die Dampfmaschinen, welche früher noch nicht sehr gebräuchlich waren, ein Gegenstand für Schriften und Modelle gewesen.

Hinsichtlich der Buchdruckerkunst behauptet Mailand den ersten Rang unter den Städten Italiens. Von seinen 33 Typographien ist die I. R. Stamperia die glänzendste. In Mailand hat man auch neuerlich einen Gegenstand des Buchhandels gehoben, welcher früher fast gänzlich fehlte. So seltsam nämlich die Erscheinung ist, daß Italien von der Sündflut anderer Länder, den Romanen, noch nicht getroffen worden, so auffallend war auch bisher im Vergleich zu anderen Nationen, der gänzliche Mangel an Almanachen. Mailand hat aber in den letzteren Jahren mehrere, in jeder Hinsicht glänzende, Almanache geliefert.

Wir beschließen diese kurze Nachricht von Italiens Bildungszustand mit der Bemerkung, daß fast jede bedeutendere Stadt Italiens sich einer wissenschaftlichen Anstalt erfreut. Das lombardisch-venetianische Königreich hat das k. k. Institut in drey Abtheilungen zu Mailand, Padua und Venedig. Brescia und Treviso haben ein Athenäum; Verona und Udine eine Akademie der Land=

---

1) Memoria sulle storiglie fabbricate con terre del regno Lombardo-Veneto dal premiato Gaetano Rosina. Milano 1823. I. R. Stamperia, in 8.

2) Esperimenti della cementazione e della fusione del acciajo. Milano 1825. I. R. Stamp. 8

wirthschaft; Modena ist Sitz der Società italiana; Turin hat die königliche Akademie und die der Landwirthschaft; Florenz hat die Akademie der Crusca und die der Georgofili; Rom eine Akademie der Archäologie; Neapel die Accademia Borbonica und ein R. Istituto d'incorraggiamento; Catania die Accademia Gioenia; und wir wissen, daß auch in Bologna eine Akademie errichtet wird.

Angelo Poliziano *).

Von P. A. Budik.

Vorliegende Biographie des berühmten Philologen, Historikers und Dichters, Angelo Poliziano, ist eine Probe, aus einem größeren Werke genommen, das unter dem Titel: »Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter des funfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, mit beygefügtem Originaltexte und metrischer Uebersetzung ihrer besten Gedichte, und den nöthigen mythologischen und historischen Erläuterungen von P. A. Budik,« erscheinen wird. Die reichen Quellen, die dem Verfasser, als Beamten der k. k. Hofbibliothek, zu Gebote standen, waren ihm hinlängliche Aufforderung, den vor Jahren schon gefaßten Entschluß auszuführen, in welchem ihn auch noch die Rücksicht bestärkte, daß die deutsche Literatur noch kein ähnliches Werk aufzuweisen hat. Der Verfasser fühlt es wohl, welch eine schwere Aufgabe er zu lösen übernahm; und daß ihm mancher Vorwurf von Seite der Kritik mit Recht gemacht werden wird; dennoch glaubt er, daß man die Früchte einer redlichen Bemühung nicht lieblos aufnehmen, und den Zweck eines anspruchlosen Strebens nicht ganz verkennen wird.

Equidem beatos puto, quibus Deorum munere datum est, aut facere scribenda, aut scribere legenda, beatissimos vero, quibus utrumque.
Plinius. Lib. VI. Epist. 16.

Wer hat schöner gelebt, als Jener, der in seinen schönen Werken der Nachwelt zeigen kann, daß er war? — Zeit und Menschen wandeln achtlos über die stolzen Gräber der Helden, aber dankbar verweilen sie an dem Aschenkruge des Mannes, der mit stiller, anhaltender Kraft seines Genius für die Veredlung ihres Geistes und ihres Herzens sorgte.

---

*) *Ad. Clarmund:* Vitae clariss. in re literaria virorum: Wittenberg 1704. 8. P. III.
Henr. Benemanni: Historia Pandectarum. Trajecti ad Rhenum 1722. 4. Liber IV Cap. I. P. 306.
Paulus Jovius: Elogia doctorum virorum. Basileae 1571. 8.
Gio Mario de' Crescimbeni: Comentarj intorno alla sua istoria della volgar Poesia. Roma 1702. 4. Tom. II. p. 395.
Ant. Teissier: Les Eloges des hommes savans tirés de l'histoire de M. de Thou. A. Leyde. 1715. T. I.
Vigneul-Marville; de: Mélanges d'histoire et de littérature. Rotterdam 1700. 8. Vol. II. p. 170.
P. L. Guinguené: Histoire littéraire d'Italie. Paris 1801. 8. T. III. p. 378.
Biographie universelle ancienne et moderne. Art. Politien.
Gius. Maffei: Storia della Letteratura italiana. Milano 1824 8. Vol. I. p. 171.
Serassi, Ab.: Vita di Angelo Poliziano. Vor dessen Le Stanze e l'Orfeo ed altre Poesie. Milano 1808.
Pierre Bayle: Dictionnaire histor. et critique. Nouvelle Edit. Paris 1820. 8. T. 12.
Scaligerana. Cologne 1695. 8. p. 319.

Einer der hellsten Sterne, die in der denkwürdigen Zeit der Mediceer glänzten, war Angelo Poliziano. Er ward am 24. July 1454 zu Monte Pulciano oder Poliziano, einem kleinen Städtchen im Florentinischen, geboren. Sein eigentlicher Familienname war Ambrogini, und Crescimbeni nennt ihn auch Angiolo Basso. Es war eine Sitte der damaligen Gelehrten, ihre Namen aus willkürlichen Rücksichten zu verändern, weil sie ihnen entweder nicht wohltönend genug schienen, oder aber eine Apotheose ihrem Geburtsorte werden sollten, und so nannte sich Ambrogini später Poliziano, und blieb auch unter diesem Namen seiner Mitwelt und kommenden Jahrhunderten bekannt. Macchiavelli in seiner Geschichte von Florenz nennt ihn Messer Agnolo da Monte Pulciano, und Sannazar eines Wortspiels wegen Pulicianus. Poliziano's Vater, Benedict Ambrogini, oder abgekürzt oft auch Cini genannt, war ein Rechtsgelehrter, und ob er gleich keinen Reichthum besaß, so suchte er doch nach Kräften für die Erziehung seines Sohnes zu sorgen. Die ewige Fehde, in welcher er mit einem seiner Mitbürger lebte, beschleunigte seinen Tod, der von einem seiner Söhne mit dem Tode des schadenfrohen Gegners gerächt wurde, und so brachte Angelo Poliziano die ersten Jahre seiner Kindheit in Angst und Bestürzung zu.

Seine Studien begann Poliziano in Florenz, wo er von Andronicus von Thessalonich in der griechischen, und von Chr. Landinus in der lateinischen Sprache Unterricht erhielt. Bereichert mit der Kenntniß dieser Sprachen studirte er unter Marsilius Ficinus die platonische, und unter Joh. Argyropylus die peripatetische Philosophie. Der Aufmerksamkeit seiner Lehrer entging der helle Blick, die schnelle Fassungskraft und das geistige Uebergewicht des jungen Schülers nicht, und bald erweckte Poliziano von seinem Talente Hoffnungen, welche man an keinen der übrigen Schüler zu stellen wagte. Sein lebhafter Geist hatte damals fast nur Sinn für Poesie. Der Ernst seiner philosophischen Studien hatte für ihn keinen so fesselnden Reiz, als die dichterischen Werke des Alterthums, und Poliziano gestand es selbst, daß er damals noch nicht in dem Alter war, in die Geistestiefe eines Aristoteles zu dringen. »Wenn ich gleich,« sagt er selber, »unter jenen zwey Männern die beyden philosophischen Systeme studierte, so geschah es doch nicht mit anhaltendem Fleiße, da ich durch meine Neigung und mein Alter weit mehr zu den reizenden Schilderungen der Dichter, besonders des Homer, hingezogen wurde, den ich damals, als junger Mensch, mit .nem erstaunlichen Eifer in lateinische Verse übersetzte.« — Diese Arbeit, welcher Poliziano sich mit jugendlicher Begeisterung weihte, ging verloren, und welche Ansprüche sie auf die dankbare Anerkennung der Literatur hatte, geht aus dem Briefe des Marsilius Ficinus hervor, wo er diese Uebersetnng die homerische Muse nannte *).

Im dreyzehnten Jahre seines Lebens gab er lateinische, im sechzehnten griechische Epigramme heraus, wodurch er nicht nur seine Mitschüler, sondern auch seine Lehrer in Erstaunen setzte. Was ihm jedoch den größten Ruhm in der Poesie brachte, waren die Stanzen auf den von Giuliano von Medici im Tourniere gewonnenen Preis. Er benützte diese Gelegenheit, sich dem großen Lorenzo von Medici

*) Marsilii Ficini: Opera. Parisiis 1690. Fol. 2 vol. Epistolarum lib. I.

bekannt zu machen, der schon jetzt als Oberhaupt der Familie und der Republik betrachtet wurde, obgleich Giuliano der Held des Gedichtes war. Doch hatte Poliziano dieses herrliche poetische Werk nicht vollendet, weil er den Helden desselben im Jahre 1478 von den meuchelmörderischen Schwertern der Pazzi fallen sah, und so endet es mit der 46. Stanze des zweyten Buches, wo Giuliano sich zum Kampfe bereitet. Der feine gebildete Geschmack Lorenzo's wußte dieses Gedicht zu würdigen und zu schätzen, das alles übertraf, was seit langer Zeit die italienische Dichtkunst aufzuweisen hatte. Er zog den glücklichen Dichter in seine Nähe, gab ihm eine bequeme Wohnung in seinem Palaste, sicherte ihm eine glänzende Unterstützung zu, und ward von nun an sein treuer Gefährte bey seinen Arbeiten und bey seinen Studien. Gerade zu dieser Zeit war die Dichtkunst eine holde, unzertrennliche Gefährtin dem Lorenzo geworden, und erfüllte seine ganze Seele. Ein junges Mädchen, aus dem Hause Donati, Lucretia, war der Gegenstand seiner heftigen Sehnsucht und seiner poetischen Begeisterung, und wie Petrarca seiner Laura idealisches Wesen, so besang auch er die Schönheit und Anmuth seiner Lucretia. Aus diesen schönen Träumen seines Glückes wurde er jedoch herausgerissen; denn es war der Wunsch seines Vaters, daß er sich mit Clarissen, aus der edlen und mächtigen Familie Orsini, vermähle, und Lorenzo folgte. Aber in seinem Herzen blieb das Bild seiner Lucretia zurück, und die Zeit seiner Vermählung mit Clarissa konnte es nicht daraus verbannen, von dessen stiller, heiliger Verehrung nur die freundliche Muse der Dichtkunst Zeuge war.

Bald vertraute Lorenzo, dem der Beyname der Fürstliche *) zu Theil wurde, dem Poliziano die Erziehung seiner Sohne, Pietro's, seines unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovanni's, der nachher als Papst Leo X. auf dem päpstlichen Stuhle saß, und Giuliano, der nach manchen Unfällen der Stolz seines Vaterlandes wurde. Die wenigen Stunden, die ihm das heilige Geschäft der Erziehung vergönnte, weihte er seiner eigenen Ausbildung durch klassische Studien. Dieses friedliche Leben störte ein schwerer Unglücksfall, dessen die Geschichte nur mit Abscheu gedenkt. Der steigende Ruhm der Mediceer war dem mächtigen Geschlechte der Pazzi ein Dorn im Auge, und sie machten einen gräuelvollen Anschlag auf Lorenzo's und Julianus Leben, der nach manchem fehlgeschlagenen Versuche endlich am 26. April 1478 in der Kirche St. Reperata an Giuliano ausgeführt ward. Poliziano übernahm es, die Geschichte dieser traurigen Begebenheit zu schreiben, und da sie für das Haus der Mediceer von hohem Interesse seyn mußte, wurde sie von Lorenzo mit fürstlicher Großmuth aufgenommen und belohnt. Man hat zwar nicht ohne Grund die Frage aufgeworfen, ob Poliziano mit ruhigem Blicke das ganze Getriebe dieser schmachvollen Handlung beurtheilen konnte, und wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß Poliziano's Geschichte sich mehr zu einer Apologie dieses Fürstenhauses, als zur Darstellung der Begebenheit selbst eignet, so bleibt dieses Werk dennoch eines der herrlichsten Denkmäler, welche die lateinische Sprache aufzuweisen hat.

Noch nicht volle 29 Jahre alt, erhielt Poliziano einen Lehr-

*) Gerne folge ich hierin dem Hofrath Heeren, wenn ich il magnifico, der fürstliche, übersetze, der es nach Weisung Bouterweks so angenommen hatte, weil dadurch einem falschen Nebenbegriff vorgebeugt wird.

stuhl für die griechische und lateinische Sprache, und die meisten jungen Männer, die früher die Vorlesungen des Demetrius Chalcondylas über griechische Sprache und Literatur hörten, strömten jetzt dem Poliziano zu. Engländer, Portugiesen und Deutsche strömten in seinen Hörsaal, und kamen bereichert mit der Kenntniß der gelehrten Sprachen in ihr Vaterland zurück, wo sie seinen Ruhm verkündigten! Lehrreich und angenehm war sein Vortrag. Er ermüdete nicht mit kalter philologischer Zergliederung der Worte, sondern drang in den Geist des Werkes selbst, und in dieser Hinsicht ist Poliziano unübertrefflich. Wenn er die Werke der Historiker erklärte, wußte er seine Ansichten aus den großen Lehren der Philosophie zu begründen, und mit ihrem Lichte die Staaten und Menschen zu beleuchten. So bewies er in einer Vorlesung über die Leben der zwölf Kaiser von Suetonius, daß man ohne Hülfe der Philosophie mit richtigem Blicke über historische Thatsachen nicht urtheilen könne, daß man die Sitten, Leidenschaften, Tugenden und Laster der Menschen, welche auf dem Theater der Welt ihre Rollen spielten, unmöglich malen könne, wenn man sich nicht durch das Studium der Philosophie dazu vorbereitet hätte. Geist, Leben, innerer Zusammenhang und freye, kraftvolle Sprache sind die Eigenthümlichkeiten seiner Vorlesungen, die er größtentheils in seinen Miscellaneen niederschrieb. Sein Zweck war Aufmerksamkeit auf seinen Vortrag, und dadurch die Liebe zur Wissenschaft zu wecken. Es war daher sehr erklärbar, daß sein Ruf schnell und siegend sich verbreiten, und Demetrius Chalcondylas die meisten seiner Schüler verlieren mußte [1]). So zahlreich strömten Zuhorer, unter denen selbst die gelehrtesten Männer seiner Zeit Platz nahmen, in seinen Hörsaal, daß nach dem Zeugnisse des Varillas [2]), Lorenzo von Medici dem Demetrius Chalcondylas einige Schüler im Stillen verschaffte, damit er nicht aus Kränkung Florenz verlasse. Duaren will den Poliziano beschuldigen, er habe einige Fragmente Herodot's über das Leben Homer's als seine eigene Arbeit vorgelesen, und dieser Betrug sey von Joh. Lascaris, der diese Fragmente bereits kannte, und sich unter seinen Schülern befand, gerügt worden. Gegen diese Beschuldigung tritt Tiraboschi als ein kräftiger Vertheidiger Poliziano's auf, und sagt, diese Anekdote sey erst nach dem Tode des großen Lehrers verbreitet worden. Eine gewichtige Bemerkung; denn wer weiß es nicht, mit welcher Kühnheit oft ein bestochener eifersüchtiger Lügengeist die Verdienste geachteter Todten angegriffen hat. Zwar will man den Poliziano auch einiger Plagiate beschuldigen — aber wodurch ist diese Beschuldigung erwiesen? — Und wie leicht wäre ihm doch manches zu verzeihen! Beschäftigt die zahlreichen Handschriften der Florentinischen Bibliothek zu ordnen, zu verbessern, zu übersetzen und bekannt zu machen, mußte er sich nach und nach einen solchen Reichthum von Ideen sammeln, daß es fast unmöglich war, daß ihm nicht ein Gedanke, oder ein Ausdruck in seinem Gedächtnisse geblieben wäre, dessen Ursprung ihm selbst dunkel blieb.

Im Jahre 1487 vollendete Poliziano die lateinische Uebersetzung des Herodianus, und man beschuldigte ihn mit Unrecht, sie

1) Tantos de se excitavit clamores favente juventute, ut Demetrius Chalcondylas, vir graecus, praestantique doctrina, uti aridus atque jejunus a discipulis desereretur. Paulus Jovius: Elogia doct. viror.

2) Varillas: Les Anecdotes de Florence. A la Haye 1685. 8. p. 180.

dem Georg Tiphernas oder Ognibene de Vicenza entwendet zu haben. Aus der Vorrede zu dieser Uebersetzung geht klar hervor, daß er sie auf Verlangen des Papstes Innocenz VIII. unternahm [1]), an dessen Hof er seinen Zögling Pietro von Medici begleitete. Der Papst hatte ein großes Vergnügen an dieser Arbeit, und schrieb einen sehr schmeichelhaften Brief an den Uebersetzer, in welchem er ihn zweyhundert Dukaten in Gold schickte, damit er sich künftig mit gleichem Eifer den Wissenschaften des Alterthums widme. Poliziano's Vermögen, das er sich durch die großmüthige Unterstützung der Mediceer erwarb, war schon damals hinreichend, ihm seine Unabhängigkeit zu sichern, und wurde später durch eine Pfründe, und endlich durch ein Kanonikat an der Metropolitankirche zu Florenz bedeutend erhöht. Daß Tiphernas ein solches Meisterwerk zu liefern nicht im Stande war, gesteht selbst Bayle, und gesetzt, Poliziano hätte wirklich eine handschriftliche Uebersetzung des Herodianus besessen, so würde es ihm weniger Mühe gekostet haben, sie ganz neu zu liefern, als einer werthlosen Handschrift durch zahllose Verbesserungen eine so gehaltvolle Form zu geben.

Ein ruhiges sorgenfreyes Leben blühte ihm in Florenz, diesem neuen Athen der Künste und Wissenschaften, und unter der mächtigen Aegide der Mediceer konnte er sich auch mit aller Beruhigung dem Schicksale seiner Zukunft überlassen. Mit dem steigenden Rufe seines Namens vermehrte sich auch die Zahl seiner Anhänger, seiner Anbeter. Pico von Mirandola, aus einer der angesehensten Familien Italiens, theilte redlich Poliziano's Mühen in literarischen Untersuchungen. Der Eifer dieser beyden Literaten, in dem sie von Joh. Lascaris und von der Großmuth des Lorenzo reichlich unterstützt wurden, trug die herrlichsten Früchte, und in dem Zeitraume von einigen Jahren hatte Florenz eine Bibliothek, die alle Bibliotheken Europa's verdunkelte, und zur Ehre ihres hohen Beschützers die Mediceisch=Laurentianische genannt wurde [2]). Große Männer sind die Leitsterne der Völker und Menschheit, Jahrhunderte erfreuen sich ihres Glanzes, und zahlreiche Geschlechter folgen den durch sie beleuchteten Bahnen. Der Gesichtspunkt der geistigen Kultur eines Volkes ist universalhistorisch wichtiger, als der Gesichtspunkt der Macht. Diese große Wahrheit konnte dem Scharfblicke Lorenzo's nicht entgehen, und eben deßhalb setzte er die von seinem Vater begonnene geistige Reform seines Volkes mit unermüdlicher Thätigkeit fort. — Von Zeit zu Zeit ward Poliziano, den er zum Bibliothekar ernannte, von ihm auf Reisen geschickt, um in den Städten Italiens die verborgenen Schätze des klassischen Alterthums aufzusuchen, und für ihn ohne Berücksichtigung des Preises zu kaufen, und so ist endlich jene Büchersammlung erwachsen, welche seinen Namen verewigte.

So stand nun jedem Freunde der Wissenschaft der Zutritt zu dem Tempel der Musen offen, und Lorenzo's großer Geist konnte mit der frohen Hoffnung zu den Schatten hinabsteigen, daß seine schöne Schö=

---

1) Dum Romae abhinc triennium ferme in comitatu essem Florentinae legationis, quae tibi sancte Pater Innocenti, pont. max. ad suprema dignitatis istius fastigia nuper evecto gratulatum advenerat, memini abs te mihi magna celebritate curam delegari, vertendi in latinam orationem Romanorum principum res gestas, si quae adhuc inter Graecorum monumenta nostris intactae hominibus reperirentur.

2) Bibliotheca Medico-Laurentiana.

pfung einst noch schöner aufblühen werde. Das Schicksal wollte es nicht, daß Lorenzo die süßen Früchte seiner rastlosen Anstrengung lange Jahre genießen sollte. Eine fehlerhafte Konstitution machte seinen Tagen schon in der Blüte des männlichen Alters ein Ende [1]). Als schon seine Kräfte schwanden, und die Ahnung seines nahen Todes seine Seele umwölkte, begab er sich nach Careggi, wohin ihm Poliziano mit kummervoller Treue folgte. Lorenzo bedauerte sehr, nicht auch seinen Freund Pico von Mirandola bey sich zu sehen. Poliziano ließ ihn rufen; Pico kam, und die letzten Augenblicke wurden ihm durch den Umgang mit seinen Freunden und durch den erhebenden Trost, den er aus der Philosophie des Plato und Aristoteles schöpfte, versüßt. Er starb in ihren Armen, im 44sten Jahre seines Lebens (1494), nachdem er alle Pflichten der Menschheit erfüllt hatte, mit der Resignation und Ruhe eines Weisen. Wie tief Poliziano und die ganze Republik den Verlust eines solchen Mannes fühlten, zeigt der Brief Poliziano's, den er an Jakob Antiquarius schrieb. Seltsame Erscheinungen sollen, nach dem Inhalte dieses Briefes, Lorenzo's Tod verkündet haben. In der Nacht seines Todes sah man einen Stern, heller und größer als gewöhnlich, über der Villa schweben, in welcher Lorenzo mit dem Tode rang, und in selbem Augenblicke herabfallen und verschwinden, in welchem er seinen Geist aufgegeben hatte. Drey Nächte hindurch stiegen aus dem fäsulanischen Gebirge brennende Lufterscheinungen, funkelten über der Leichengruft der Mediceer und verschwanden bald darauf [2]). Wenn auch dieser Brief manches Fabelhafte enthält, so bleibt er doch ein Ehrendenkmal für die Manen des Verstorbenen, dem das Vaterland so viel schuldig blieb.

Mit Lorenzo hatte Poliziano das Kostbarste und Theuerste, was er auf der Erde hatte, verloren. Seitdem sein Beschützer nicht mehr unter den Lebenden war, wurde der Neid, der vorher geschwiegen hatte, gegen ihn laut. Seine gelehrten Streitigkeiten mit Merula und Barthol. Scala fallen meistens in das Jahr 1493. Doch wollte er, so gebeugt sein Geist auch war, sich in seiner Kraft aufrichten, und für die Verbreitung der Literatur wirken. Einer seiner Schüler, der Sohn des Joh. Texeira, Kanzlers des Königs von Portugal, erwirkte dem Poliziano von dem König Johann II. die Erlaubniß, die Expedition der Portugiesen nach Indien entweder in griechischer oder lateinischer Sprache zu schreiben, und König Johann II. sah dieser Arbeit mit der gespanntesten Sehnsucht entgegen. Eben war man auf Befehl des Königs in Lissabon beschäftigt, die nöthigen Materialien zu diesem historischen Werke zu sammeln, als Poliziano am 24. September 1494 in einem Alter von vierzig Jahren starb. Sein Freund Hermolaus Barbarus war ihm kurz vorher vorangegangen und nach einigen Wochen folgte ihm auch sein Liebling Joh. Pico von Mirandola.

Paulus Jovius will behaupten, daß eine unselige Leidenschaft

---

1) A. H. L. Geschichte der klassischen Literatur im Mittelalter. Göttingen 1822. 8. Zweyter Theil.

2) Qua autem nocte obiit Laurentius, stella solito clarior ac grandior suburbano imminens, in quo is animam agebat, illo ipso temporis articulo decidere, extinguique visa, quo compertum deinde est, cum vita demigrasse. Quin excurrisse etiam faces trinoctio perpetuo de Faesulanis montibus, supraque id templum, quo reliquiae conduntur Medicae gentis, scintillasse nonnihil, moxque evanuisse feruntur. Ang. Politian. Epist. Lib. IV. ep. 2.

seinen Tod beschleunigt habe; er habe, indem er den Gegenstand seiner feurigsten Sehnsucht besang, die Leyer weggeworfen, und im Wahnsinn den Geist aufgegeben. Balzac sagt in einem seiner Briefe: »Wir wissen jetzt die wahre Todesart Poliziano's. Als er über eine Stiege sich neigend ein Lied zur Laute sang, das er für die Geliebte verfertigte, ward er von einem solchen Pathos ergriffen, daß ihm die Laute aus den Händen fiel, er selbst über die Stiege hinabstürzte, und den Hals brach.« Der Kardinal P. Bembo, der seine Grabschrift verfaßte, sagt, Poliziano sey gestorben, indem er Trauerlieder auf den Tod Lorenzo's von Medici sang. Aber selbst das, was Bembo von dem Tode des Poliziano erzählt, ist nur Poesie, und hat deßwegen auf historischen Glauben keinen gegründeten Anspruch [1]). Die wahrscheinlichste Ursache seines Todes gibt Pierius Valerianus an, daß sein Tod eine nothwendige Folge der vielen schweren Leiden war, die ihm der Tod seines großen Beschützers Lorenzo von Medicis, und der sinkende Ruhm dieses Fürstenhauses, als Karl VIII. Italien mit seinem siegenden Heere verwüstete, verursachten [2]). Auch scheint es, daß die traurig veränderte Gestalt der Republik sein Herz mit Kummer über das Schicksal seiner Zukunft erfüllte, dem er um so schneller unterliegen mußte, als er sich von dem stolzen Gipfel seines Glückes in den Abgrund gestürzt sah. Einen solchen Glückswechsel zu ertragen, fehlte es ihm an innerer Kraft, und eine seiner Untugenden, die Eitelkeit, erschwerte ihm den Kampf, den er auf den Trümmern seiner Hoffnungen zu kämpfen hatte. Auch der heftige Angriff des Merula in Mailand auf seine Ehre, daß Poliziano in seinen Miscellaneen manches von ihm entlehnt habe, und der bald darauf mit Barthol. Scala in Florenz entstandene Streit untergrub seine Gesundheit, und hätte ihm sein längeres Leben zu einem längeren Leiden gemacht. Folgende Inschrift ziert sein Grabmal:

Angelus Politianus
Ruht in diesem Grabe.
Der
Ein Haupt
Und, was bisher neu ist,
Drey Zungen hatte.
Er starb im Jahre 1494 am 24. September.
Im vierzigsten Jahre seines Alters [3]).

Mabillon [4]) behauptet, das Grabmal Poliziano's sey ohne In=

---

1) Petri Bembi Carminum libellus. Venetiis 1552. 8. Epigr. Politiani Tumulus: Duceret extincto cum mors Laurente triumphum etc,

2) Angel. Politianus, nullius ignarus eruditionis ac disciplinae, cum in adversa medicorum procerum tempora incidisset, in eam incidit agritudinem, ut in multis et variis molestiis, cogitationibusque consolationem nullam admittere voluerit, atque ita demum dolore, maesticiaque confectus expiravit.
Pierius Valerianus: De litteratorum infelicitate. Venetiis 1620. 8. p. 70.

3) . . . . Politianus
In hoc tumulo jacet
Angelus, unum
Qui caput et linguas,
Res nova, tres habuit.
Obiit An. MCCCCLXXXXIV.
Sept. XXIV. Aetatis
XL.

4) Mabillon: Mus. ital. T. I. p. 178.

schrift. Er setzt sein Grab in die Kirche des heiligen Markus, und das Jahr seines Todes 1599. Diese irrige Angabe wurde jedoch von Vossius gründlich widerlegt.

Während seines kurzen Lebenslaufes, den er mit herkulischen Arbeiten verherrlichte, hatte sein Ruhm die Ausfälle der höchsten Erbitterung und des Neides zu bestehen. Zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts war der Geist der Kritik Erbitterung, Heftigkeit und nicht selten der gröbste Ausfall gegen die Person selbst — ein Uebel, von dem sie schwer jemals ganz geheilt werden wird. Doch nahm sie später einen sanfteren Charakter an. Philelphus, und selbst der um die Literatur so hochverdiente Poggius haben Beyspiele von grober Kritik hinterlassen, die schwerlich erreicht, noch weniger übertroffen werden können, und es ist traurig, daß auch der aufgehellte Geist Poliziano's nicht frey von dieser Schwäche war. Sein größter Feind war Georg Merula von Alessandria, ein berühmter Philosoph zu Mailand. Ein freundschaftlicher Briefwechsel fand zwischen ihm und Poliziano Statt, bevor letzterer seine Miscellaneen herausgab. Merula schien an einem ähnlichen Werke gearbeitet zu haben, und gerieth nun in Zorn, daß ihm Poliziano zuvorkam. Dieses Feuer wurde noch mehr angefacht, da Poliziano in seinen Miscellaneen mehrere Meinungen angegriffen und verworfen hatte, die von Merula adoptirt waren. Unfähig einer männlichen Fassung, die Sache der Persönlichkeit mit zügelloser Tadelsucht verfechtend, schrieb er gegen seinen alten Freund ein Werk, das von den schmählichsten Verleumdungen und gröbsten Beleidigungen wimmelte. Zwar wurde dieses Werk nicht dem Drucke übergeben, aber Poliziano las es einem jeden, der ihn besuchte, vor. Poliziano bot ihm die Rechte zur Versöhnung; umsonst! Er suchte daher mit schärferen Mitteln den beleidigten Freund zu heilen, und schrieb eine Satyre, in welcher er den Merula unter dem Namen Mabilius angriff. Es ist cynischer Schmutz darin, und es war billig, daß man sie der Publicität entzog.

Bayle behauptet zwar, daß es nicht Merula war, gegen den Poliziano mit solchen giftigen Waffen zu Felde zog; allein sey es nun wer immer, so ist es doch gewiß, daß es dem Manne geziemt hätte, seine Rache nicht mit groben Injurien, sondern mit Würde und Anstand und überzeugender Belehrung zu vertreten. Merula selbst gestand am Sterbebette im März d. J. 1494, daß er als Freund Poliziano's sterbe, und widerrief alles in seinem Testamente, was er in seinem Zorne gegen Poliziano geschrieben hatte. Ein herrlicher Triumph für die Eitelkeit seines ehrgeizigen Gegners.

Poliziano's Gesichtsbildung entsprach der Schönheit seines Geistes nicht. Seine unverhältnißmäßig lange und große Nase und sein schielendes linkes Auge entstellten sie, und hatten jeden abgeschreckt, der ihn das erste Mal sah. Seinen Stolz gründete er auf seine Verdienste, die er selbst fühlte, und seine Verstellungskunst, die ihm in hohem Grade eigen war, schien ihm die sicherste Maßregel zu seyn, Herzen zu erforschen und zu gewinnen. Eifersüchtig auf den Ruhm anderer Gelehrten, war es ihm unerträglich, wenn man von ihren Werken sprach. Sein Name sollte glänzen wie ein Stern erster Größe, und nur Er der Gegenstand der Bewunderung bleiben. Gegen Freund und Feind war sein Neid gewaffnet. Kein Mensch that etwas, was seinen Beyfall hatte. Er hat sich nie eines Besseren belehren lassen, obgleich er an

Jedem etwas zu bessern fand. Oft sah er seine Fehler ein, allein er widerstand aus Bosheit der Wahrheit, und gestand sie nicht.

Seine Werke sind theils in griechischer, theils in lateinischer und theils in italienischer Sprache geschrieben. Ein Buch griechischer Epigramme, von ihm geschrieben, zeigt hinlänglich, wie mächtig er dieser Sprache war, und daß er das Talent besaß, mit Geschmack und Reinheit zu schreiben.

In seinen lateinischen Gedichten merkt man die Früchte seiner Studien in den Werken der Alten. Das Feuer einer wahrhaft dichterischen Phantasie, feiner Geschmack und Eleganz der Sprache waren gleichsam natürliche Attribute seines Geistes. Außer seinen lateinischen Epigrammen hat man von ihm vier didaktische Gedichte, die er Silvae nennt, und einige lyrische Versuche, die am glücklichsten in dem Geschmack des Catullus gedichtet sind, endlich auch zwey Elegien. Mehrere seiner Epigramme sind an seinen hohen Gönner Lorenzo von Medici gerichtet, und zeugen glänzend von der reichen Quelle seines Witzes und seinem ausgebildeten Geiste.

Einen ehrenvollen Platz behaupten seine Silvae unter den lateinischen Gedichten neuerer Zeit, und in Hinsicht ihrer belehrenden Form vielleicht den ersten. Es waren Arbeiten, die er öffentlich vorlas, als er an der Akademie zu Florenz seine Vorlesungen über griechische und lateinische Literatur begann. Das erste dieser Gedichte nennt er Nutricia [1]). Es enthält ein lebhaftes Lob der Poesie, und eine sprechende Schilderung, wie sie das Herz des Menschen veredelt, endlich eine Charakteristik der vornehmsten Dichter des Alterthums sowohl, als auch Italiens, und schließt mit einem kurzen Panegyrikus seines Mäcenas, Lorenzo von Medici. Mit poetischer Schönheit schildert er den Einfluß, den die Dichtkunst auf die Kultur des Menschen hatte:

So ward der Erde Gestalt, die Form dem Leben, den Göttern
Ihre Verehrung, der Geist sich selber wieder gegeben.
Wie sonst hätte der Wilde, der Unerbittliche, Kühne,
Mit gewaltigem Arm zu Boden streckend die Menge,
Eisernen Sinns und brausenden Geist's in das Joch sie gespannet,
Daß geduldig anjetzt sie tragen die Bisse des Wolfszahns,
Hätt' er das rohe Gemüth nicht mit siegender Stärke der Rede
Und den kämpfenden Zorn, der Empörung schreckliche Miene,
Mit dem süßen Gesang besänftigt, die Horchenden alle
Zu der holden Gestalt des ehrbaren Schönen geführt.

Das zweyte Gedicht, Rusticus [3]), ist eine mit hohem Dichtertalente durchgeführte Beschreibung des Landlebens, seiner Geschäfte und seiner mannigfaltigen Reize; aber es war doch zu viel gewagt, es neben das Meisterstück Virgil's zu stellen. Mit treffenden Zügen malt er

---

1) Angel. Politiani Sylva, cui titulus Nutricia. Argumentum de Poetica et Poetis.

2) . . . Sic species terris, vitae sua forma, suusque
Dis honor, ipsa sibi tandem sic reddita mens est.
An vero ille ferox, ille implacabilis, audax
Viribus, ille gravi prosternens cuncta lacerto,
Trux vitae, praeceps animae, submitteret aequo
Colla jugo, aut duris pareret sponte lupatis,
Ni prius indocilem sensum facundia victrix,
Vimque reluctantem irarum, flatusque rebelles
Carmine mollisset blando, pronisque sequentem
Auribus, ad pulchri speciem duxisset honesti.

3) Ang. Politiani Sylva, cui tit. Rusticus. In Poetae Hesiodi Virgiliique Georgicon enarratione pronunciata.

das glückliche Los des Landmanns, dessen eigentlicher wahrer Reichthum in seiner Zufriedenheit, in der Unschuld seiner Sitten und in ruhiger Sorglosigkeit besteht.

Glücklich ist der im Gemüth, und gleich den ewigen Göttern,
Den des glänzenden Ruhms betrüglich spielende Farben,
Und hochmüthiger Pracht verderbliche Freuden nicht reizen.
Ihm entfliehet geräuschlos der Tag, in ärmlicher Kleidung
Blühet dem Schuldlosen in stiller Ruhe das Leben.
Weit vom Gewühle der Stadt, genügsam, pflegt er sein Schicksal,
Sanft gesinnt, mit mäßiger Ernte zufrieden; sein Herz kennt
Nicht die Sucht des Gewinns, nicht eitele Sorgen, ihn kümmert
Nicht der stürzende Bau des Staats, nicht drohender Sterne
Zeichen, nicht der verderbliche Glanz der blut'gen Kometen 1).

Eben so schön ist das Entzücken des Landmanns geschildert 2), wenn von lauer Frühlingsluft der Schnee schmilzt, und die Blumen auf dem frischen Teppich der Fluren ihn anlächeln. Alles blüht im üppigen Schmuck und freut sich des glänzenden Lichtes. Meisterhaft zeichnet er die Prachtliebe der Großen, die aber für den Landmann keine Reize hat, denn in seiner Brust wohnt die Zufriedenheit, der Gesang und die Liebe 3).

Das dritte Gedicht, mit der Ueberschrift: Manto 4), ward von Poliziano verfaßt, als er die Hirtengedichte Virgil's erklärte. Es ist dem Lobe Virgil's gewidmet, und nach dem Zeugnisse Heeren's vielleicht sowohl in Rucksicht der Erfindung als der Ausführung das schönste unter allen lateinischen Gedichten Poliziano's. Der Charakter seiner Werke, besonders der der Aeneis, wird mit wahrer Kunst und Begeisterung geschildert. Wie kunstlos schön beschreibt Poliziano die Geburt Virgil's. Von den Höhen des Parnasses stiegen die Musen herab, unter ihnen Kalliope, festlich geschmückt. Freudig nahm sie das Kind in die Arme, streichelte es mit der Hand, und küßte es drey Mal. Alle Musen erhoben darauf einen Festgesang, und bekränzten die Wiege des Kindes. Interessant ist die gedrängte Kürze, in welche er die Schicksale der durch die Aeneis merkwürdig gewordenen Menschen und Reiche zu fassen wußte. Dieses Gedicht verdient ganz übersetzt zu werden, und man kann nicht leicht, ohne gegen das Ganze ungerecht zu seyn, einzelne Fragmente herausnehmen.

Das vierte Gedicht, Ambra 5) überschrieben, verdankt diese Ueberschrift einer der Villen des Lorenzo von Medicis, die diesen Namen trug, und ihm zum liebsten Aufenthaltsorte diente. Es ist dem Lobe des großen Mäoniden gewidmet, und beurkundet glänzend

---

1) . . . Felix ille animi, divisque simillimus ipsis
Quem non mendaci resplendens gloria fuco
Sollicitat, non fastosi mala gaudia luxus.
Sed tacitos sinit ire dies, et paupere cultu
Exigit innocuae tranquilla silentia vitae,
Urbe procul, voti exiguus, sortemque benignus
Ipse suam fovet, ac modico contentus acervo,
Non spes corde avidas, non curam pascit inanem,
Securus quo sceptra cadant, cui dira minentur
Astra et sanguinei iubar exitiale cometae.

2) Nam quid delicias memorem? etc.

3) Semper amor, semper cantus et fistula cordi est.

4) Ang. Politiani Sylva cui tit. Manto. In Bucolicon Virgilii pronuntiata.

5) Ang. Politiani Sylva, cui titulus Ambra. In Poetae Homeri enarratione pronuntiata.

die Bekanntschaft Poliziano's mit der Sprache der römischen Dichter. So schön auch einzelne Stellen dieses Gedichtes sind, so ermüdet es doch durch seine Länge, wodurch das Interesse bedeutend geschmälert wird. Weinend erscheint vor dem Throne des Zeus und den übrigen Göttern Thetis, umklammert die Knie des Götterkönigs, und klagt bitter, daß die Thaten ihres Sohnes Achilles noch keinen Sänger gefunden haben. Zeus besänftigt sie mit der Versicherung, daß ein solcher kommen werde, und spricht:

Jedes Volk wird sprechen von ihm, wie das Heut so die Nachwelt,
Nie verhüllt sein hohes Verdienst die Wolke des Neides.
Denn aus dem heiligen Göttergeschlecht wird der Dichter geboren,
Der mit ewigem Glanz die schrecklichen Thaten beleuchtet,
Der die Kriege der Fürsten besingt, die furchtbare Tuba
Uebertönt, und dessen Gesang Sirenen bezaubert,
Und die herrlichste selbst der pierischen Schwestern bewundert [1]).

Homer wird geboren, wird von den Göttern gepflegt, und beginnt das große Werk, das nach Jahrtausenden ein Gegenstand der Bewunderung ward.

Seine Elegie: An die Violen, ist mit der Anmuth eines Tibullus geschrieben, und sein lyrisches Gedicht: De Angeli Puella, verdient wirklich neben den Meistergesängen des Catullus zu stehen [2]). Wirklich legte man in die Gedichte Poliziano's einen so außerordentlichen Werth, daß mehrere Gelehrte sich die Mühe nahmen, sie zu kommentiren.

Von einem größeren Umfange jedoch sind seine prosaischen Werke, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich seine Miscellaneen aus. Die Belehrung, die er aus den Werken der Klassiker schöpfte, wandte er wieder zu ihrer gründlichen Erklärung an. Einen großen Schatz seiner Studien legte er in der ersten Centurie seiner Miscellaneen nieder, auf die, leider! keine zweyte folgte. Ungeachtet die Gegenstände ohne System, wie sie der Zufall reihte, durcheinander geworfen sind, liest man sie doch mit steigendem Interesse, und die leichte und doch gründliche Behandlung der Sachen, die er erklärt, gibt den Miscellaneen in der That einen Reiz, wie ihn nur wenig ältere Werke haben. Für den Sprachforscher, Philologen und Kritiker werden diese zerstreuten Bemerkungen immer wichtig bleiben, wenn sie gleich ihr Vorbild, die attischen Nächte des Aulus Gellius, nicht erreichen.

Der Inhalt und der geistreiche Ton seiner in zwölf Bücher abgetheilten Briefe machen sie anziehend und vielfach belehrend. Sie geben eine genaue und lebhafte Idee von dem Geiste des Zeitalters, in welchem Poliziano lebte, und bleiben für die Geschichte der Literatur und der Mediceer in jeder Rücksicht interessante Denkmäler. Der Herzog von Montausier hielt diese Briefe so hoch in Ehren, daß er immer einige Exemplare derselben vorräthig hatte, und nur jenen Gelehrten

---

1) . . . Nulla virum gens, nulla dies, nusquam ulla tacebit
Posteritas, nulla teget invida nube vetustas.
Quippe deûm sancta nascetur origine vates,
Qui lucem aeternam factis immanibus addat,
Qui regum fera bella tonet, grandique tremendas
Obruat ore tubas, cuius vocalia Siren
Pectora et Aonidum miretur prima sororum.

2) . . . . . . Puella delicatior
Lepusculo et cuniculo
Cea tela mollior etc.

damit belohnte, den er besonders auszeichnen wollte. Ein Abbé, dem er ein ähnliches Geschenk machte, sagte, Poliziano wäre ein großer, zugleich aber ein Wundermann gewesen, der nur einen Kopf, aber drey Zungen gehabt hätte [1]). Der Herzog, der dieses Räthsel sich nicht sogleich erklären konnte, erwiederte, dieser Lobspruch passe mehr auf ein Weib. »Das wäre ganz richtig,« erwiederte der Abbé, »wenn man dem Poliziano mit den drey Zungen auch drey Köpfe gegeben hätte.«

Seine Lamia [2]) ward von ihm geschrieben, als er die ersten Bücher des Aristoteles erklärte. Sein Panepistemon (der Allwisser) [3]) verdankt sein Daseyn seinen Vorlesungen über die Ethik des Aristoteles, und enthält eine allgemeine Klassifikation der Wissenschaften und Künste. Man muß in diesem Werke die Kürze des Ausdrucks und die richtige Bestimmung der Gränzen und der wesentlichen Merkmale einer jeden Wissenschaft und Kunst bewundern. Nicht ohne Werth ist seine Einleitung zu Homer [4]), dann seine Rede über Fab. Quintilianus und über die Wälder des Statius [5]), ferner seine Vorrede zu Suetonius [6]), und endlich seine Dialektik [7]).

Auch seine Uebersetzungen mehrerer griechischen Werke verdienen eine dankbare Anerkennung; sie bestehen aus dem Enchiridion des stoischen Philosophen Epiktet, aus der Abhandlung des Alexander Aphrodisieus über einige Zweifel der Physik, aus den Liebeserzählungen des Plutarch, aus dem Werke zu den Psalmen von Athanasius Magnus, und aus dem Charmides des Plato. Unter allen seinen Uebersetzungen hat keine so die Bewunderung seines Zeitalters in Anspruch genommen, als die Uebersetzung des Herodianus.

Diese hier aufgezählten Werke Poliziano's sind nicht alles, was er geschrieben hatte.— Mehrere seiner Werke gingen verloren, und so kamen aus der großen Menge derselben nur wenige auf uns [8]). So ist es zu bedauern, daß sich von der Fortsetzung der Geschichte der Vicegrafen (Vicomte, Vicecomes) von Mailand von Georg Merula, zu welcher Poliziano sich mit aller Thätigkeit vorbereitet hatte, gar keine Spur mehr finden läßt [9]).

Glänzen schon seine Verdienste um die schönen Redekünste und die Philosophie des Alterthums im hellsten Lichte, so gebührt ihm nicht minder der Ruhm, daß er sich auch mit der Herausgabe und kritischen Verbesserung der Pandecten beschäftigte. Mehr sein Ehrgeiz, der keine Gränzen kannte, als die Liebe zur Sache selbst, spornte ihn an, selbst da, wo man es am allerwenigsten vermuthete, mit imponirenden Machtsprüchen aufzutreten. Er wollte das ganze römische Recht mit seinem Scharfsinne beleuchten, und er hätte es auch gethan, wenn ihn nicht in

---

1) Eine Anspielung auf die bereits angeführte Grabschrift Poliziano's.

2) Ang. Politiani praelectio in priora Aristotelis analytica. Lamia.

3) Ang. Politiani praelectio, cui titulus Panepistemon.

4) Ang. Politiani Oratio in expositione Homeri.

5) Ang. Politiani Oratio super Fabio Quintiliano et Statii Sylvis.

6) Ang. Politiani praefatio in Suetonii expositionem.

7) Ang. Politiani Dialectica.

8) Henr. Brencmanni: Historia Pandectarum. Trajecti ad Rhen. 1722. 4.

9) Petri Victorii: Explicationes suarum in Catonem, Varronem, Columellam, Castigat. Lugduni ap. Gryphium. 1542. 8. p. 143. Libri vero obitu ipsius dissipati sunt, paucique e magno numero inveniuntur.

voller Manneskraft das Schicksal den Musen und der Themis entrissen hätte.

Unter seinen Arbeiten in italienischer Sprache verdient sein kleines dramatisches Gedicht: Orfeo, zuerst genannt zu werden. Dieses Werk spielt in der Geschichte der dramatischen Literatur eine bedeutende Rolle. Es ist die erste theatralische Vorstellung, ganz verschieden von den Stücken, die man Mysterien nannte, das erste Gedicht dieser Art, dem eine interessante Handlung zum Grunde liegt. Die Handlung an sich ist sehr einfach. Der Hirt Aristäus verliebt sich in die Nymphe Eurydice — er unterhält sich von ihr mit einem anderen Hirten, und beklagt sich über den Schmerz, den ihm seine Liebe verursacht. Eurydice erscheint, und nähert sich langsam, indem sie Blumen pflückt. Er will mit ihr reden, sie entflieht; er folgt ihr bis auf die Flur nach. Orpheus erscheint, die Lyra schlagend und eine Hymne singend. Ein Hirt kommt, ihm zu berichten, daß seine theure Eurydice, indem sie vor Aristäus floh, von einer Schlange gebissen wurde, und auf der Stelle den Geist aufgab. Orpheus steigt in die Unterwelt, er rührt durch die Macht seines Gesanges die unerbittlichen Mächte des Styx, Eurydice wird ihm wiedergegeben; doch als er sie auf die Oberwelt führte, sieht er sie, von Sehnsucht überwältigt, an, und Eurydice verschwindet wieder. Er überläßt sich nun der Verzweiflung, verwünscht die Liebe und die Weiber, die er als die Quelle aller seiner Schmerzen betrachtet. Die Bacchantinnen hören diese Verwünschung, treten wüthend herbey, verfolgen den Treulosen, der so übel von ihnen spricht, kommen bald darauf mit dem Haupte des Unglücklichen zurück, und endigen mit einem Opfer und einer Dithyrambe, zur Ehre des Bacchus, das Schauspiel. Poliziano verfaßte dieses dramatische Gedicht in zwey Tagen, und doch ist es so vortrefflich, daß es seinem Zeitalter Ehre macht. Der Hirtengesang des Aristäus, das Lied des Orpheus und die Dithyrambe der Bacchantinnen sind meisterlich, voll lyrischen Schwunges und heiliger Begeisterung. Man hat eine alte Handschrift gefunden, in welcher auch ein Chor der Dryaden vorkommt, der den Tod der Eurydice beweint.

Die andern italienischen Gedichte Poliziano's sind von geringer Anzahl. Doch unter diesen Gesängen, die Ergießungen eines dichterischen und gebildeten Geistes sind, zeichnet sich ein Lied voll der herrlichsten Bilder, tiefen Gemüths, Rührung und Harmonie vorzüglich aus *), und Ginguené behauptet, daß seit Petrarka bis auf Poliziano die italienische Lyrik kein so schönes Gedicht aufzuweisen hat, und man glaubt, in diesem Gedichte den Schwan von Vauclüse zu hören, der seit einem Jahrhunderte nicht mehr unter den Lebenden war. Wenn auch diese Lobeserhebung leicht bestritten werden könnte, so bleibt es doch unbestreitbar, daß diese Canzone zu den vollendeten Meisterwerken der Dichtkunst gerechnet werden wird, so lange das menschliche Gemüth für das Schöne empfänglich bleibt.

Seine Werke wurden oft sämmtlich, oft einzeln gedruckt, und die Ausgaben derselben scheinen, wenn man dem Henr. Brenmannus glauben darf, den höchsten Grad der Vollständigkeit noch nicht

---

*) Monti, valli, antri, e colli
Pien de fior, frondi, e d'erba,
Verdi campagne, ombrosi e folti boschi etc.

erreicht zu haben. Denn manches, was Poliziano schrieb, besitzt noch die florentinische Bibliothek in Handschrift, und es wäre zu wünschen, daß man diese interessanten Denkmäler aus ihrer Dunkelheit zöge.

Opera omnia, et alia quaedam lectu digna. Venetiis. Aldus. 1498. Fol. In dieser schönen und sehr korrekten Ausgabe fehlt die Geschichte der Verschwörung der Pazzi, welche Aldus wahrscheinlich aus Rücksicht für den römischen Hof wegließ.

Opera, et alia quaedam lectu digna. Florent. Ln. de Arrigis de Pesoriaco. 10. Aug. 1499. kl. Fol. Seltener ist diese Ausgabe, als die vorige — aber auch hier fehlt die Verschwörung der Pazzi, dann die Centurie der Miscellen, und die Uebersetzung des Herodianus.

Opera omnia. Parisiis. Ascensius 1512. Fol. Zwey Theile in einem Bande.

Opera omnia. Parisiis. Ascensius 1519. Fol.

Opera omnia, longe emendatius quam usquam antehac expressa. Basileae. N. Episcopius. 1553. Fol.

Operum Tomus primus. Epistolarum libros compl. Lugduni. Seb. Gryphius 1550. 8. — Operum Tomus alter. compl. ex quae ex graeco in lat. vertit. Lugduni. Seb. Gryphius 1553. 8.

Miscellaneorum Centuria prima. Florentiae. Ant. Miscominus. 13 Cal. Oct. 1489. kl. Fol. Ferner zu Paris 1511. Fol.

Pactianae Conjurationis Commentar. (Flor.) 1478. kl. 4.; dann zu Neapel 1769. 4. — Pisis 1799. 8. — Pisis 1800. 4.

Epistolae. Antverpiae. T. Martinus 1514.

Epistolae et Miscellaneorum Centuria. Lugduni. Seb. Gryphius 1536.

Politiani et aliorum virorum illustrium Epistolarum libri XII. Hanoviae. Guil. Antonius 1604. — Amstelodami 1642. — Antverpiae 1567. 8.

Justiniani Institutionum. libri IV. Ad Edit. Greg. Haloandri collati. Lugduni 1543. 8.

Praelectio in Aristotelem, cui titulus est Lamia. Tubingae. O. J. Anselm Badensis. 4. — Viennae Austriae. H. Victor. 1517. 4.

Sylva, seu Rusticus. Cum interpr. Nicol. Beraldi. Lutetiae. Ascensius. S. A. Fol. — Liptzk. Jac Thanner 1512. 4. — Basileae. Froben 1518. — Lipsiae, Valent. Schumann. 4.

Dann erschienen auch seine Gedichte zerstreut in den Sammlungen des Toscani, Ranut. Gheri und Theod. Beza.

Elegia de exilio et morte Ovidii; per Nic. Barberium ital. carm. redd. Ticini Regii 1819. 4. Mit dem lateinischen Texte an der Seite.

Von seinen italienischen Gedichten bestehen folgende Ausgaben:

Opere volgari. Venezia 1819. 2 tomi.

Stanze in giostra di Giuliano de' Medici. O. O. 1544. 8. — Fiorenza. B. Sermartelli. 1577. 8. — Parma. Bodoni 1792. 4. — Milano. Soc. tipogr. de' class. ital. 1808. 8. — Milano. Agnelli 1818. 12. Endlich erschienen auch seine Gedichte in der Raccolta di Lirici ital. degli Autori class. ital.

* * *

Aus den lateinischen Gedichten des Angelo Poliziano.

An die Violen, die mir meine Geliebte schickte.

Elegie.

Zarte Violen, o ihr Geschenke der holden Cythere,
Die sich die Liebe zum Pfand zarter Gesinnung erkor.
Wo, wo seyd ihr erblüht? und welchen Nektar ergoß der
Zephyr, und lauiger West über das schöne Gelock?
Nährt euch Cythere selbst in acidalischen Auen,
Oder pflegt euch ihr Kind treu im idalischen Hain?
Ihr nur schmücket mit duftendem Kranz die Zither der Musen,
Die sich am Permessus 1) lagern im rosigen Thal.
Ihr nur blühet als Schmuck der ambrosischen Locken der Flora.
Euch zur Zierde der Brust wählten die Grazien sich.
Ihr nur prangt als glänzendes Band um die Stirne der Eos,
Wenn sie am klaren Azur spannet den rosigen Tag.
Solche Perlen durchschimmern die Gärten der Hesperiden,
Solche Blumen sind nur glänzend im Aether zu schau'n.
Heilige Manen, mit ihnen geschmückt, durchziehen die Thalflur.
Sie streut Chloris im Lenz über das bunte Gefild.
O wie glücklich seyd ihr, gepflückt von der zierlichen Hand der
Holden Geliebten, die mich Armen mir selber geraubt.
Als an den lieblichen Mund sie mit rosigen Fingern euch drückte,
Ach! an den Mund, aus dem Amor die Pfeile jetzt schiesst.
Und vielleicht hat sie selbst euch erfüllt mit dem Zauber der Anmuth;
Denn ihr Athem, er selbst, hauchet balsamischen Duft.
Sieh, wie Jener das Schneegewand der Zephyr entfaltet,
Und wie Dieser das Blatt herrlich in Purpur erglüht!
So ist die Holde zu schau'n, wenn um die Lilienwangen
Sich die heilige Scham glühend im Purpur ergiesst.
Strömenden Wohlgeruch haucht ihre brennende Lippe, und
Zarte Violen! auch ihr erbtet die Düfte von ihr.
Selige Blumen, o ihr mein Leben, mein hohes Entzücken.
Ach, zu euch nur, zu euch flüchtet sich gerne mein Geist.
Ihr Violen, ihr gönnet sie mir, die Küsse der Sehnsucht,
Euch begierig berühr' wieder und wieder die Hand.
Euch benetzte das Naß der Thränen, die über die bleichen
Wangen und über die Brust rinnen gleich Bächen hinab.
Diese Thränen, o trinkt sie, die Nahrung der schleichenden Flamme,
Die das idalische Kind grausam den Augen entlockt.
Blüht im ewigen Lenz! Nicht der Sonne sengende Strahlen,
Nicht der starrende Frost raub' euch den lieblichen Schmuck!
Blüht im ewigen Lenz, ihr Lind'rung leidender Liebe,
Holde Violen, nur ihr lächelt in Ruhe den Geist.
Ihr bleibt ewig bey mir, euch pfleg' ich mit ewiger Liebe,
Weil die Schönheit mich noch meiner Geliebten beherrscht,
Weil Kupido mir noch in das Herz den zehrenden Brand wirft,
Thränen und Seufzer mir noch beben den Busen hindurch.

Abhandlung
über die Lage des Golgotha und die des h. Grabes, von Dr. Joh. Mart. Aug. Scholz, Professor und d. Z. Dekan der katholisch=theologischen Fakultät an der königlich preußischen Rhein=Universität Bonn.

Bey der Herausgabe meiner Reisebeschreibung 2) vor drey Jahren hatte ich weder die Absicht, noch die Zeit, die einzelnen Beobachtungen,

---

1) Permessus, ein Fluß in Böotien, der auf dem Helikon entspringt, folglich den Musen heilig ist.

2) J. M. A. Scholz, Reise in die Gegend zwischen Alexandrien und

welche ich auf meiner Reise gemacht, gehörig auseinanderzusetzen; habe mir aber vorgenommen, das dort Gesagte bey gewissen Anlässen ausführlicher zu behandeln, und vorzüglich die Denkmale des christlichen Alterthums, von denen unrichtige Ansichten noch immer verbreitet sind, in genauere Untersuchung zu ziehen. Eine wichtige Stelle unter denselben nimmt das heilige Grab unsers Erlösers ein, von dem der Glaube seit beynahe siebzehn Jahrhunderten unter allen Christen verbreitet ist, unser Heiland Jesus Christus sey an dem Orte gekreuzigt und begraben worden, wo eben heute die h. Grabeskirche steht. Daß diese Ansicht falsch sey, schien beynahe allen Gelehrten unserer Zeit eine ausgemachte Sache. Golgotha, in dessen Nähe der Garten nebst dem heiligen Grabe war [1]), mußte ja als Richtplatz, den mosaischen [2]) und römischen [3]) Gesetzen zu Folge, durchaus außerhalb der Stadt seyn; und daß er nicht innerhalb derselben war, ergibt sich aus Joh. 19, 17, 20; Hebr. 13, 12. Da man nun diese beyden Orte [4]) jetzt ungefähr in der Mitte der Stadt zeigt, so halten sie dafür, die wahren seyen zu Titus und Hadrians Zeiten zerstört worden, und ihre Lage sey heut zu Tage unbekannt.

Eine Untersuchung über diesen Gegenstand ist freylich so leicht nicht, daß man sie auf einem Paar Seiten abthun könnte: doch hoffe ich, durch Vorliegendes zu zeigen, daß man nicht allein keinen Grund habe, die Ansicht der Alten zu verwerfen; sondern daß im Gegentheile sich alles sehr gut zur Bestätigung derselben eigne. Was nun die Behandlung dieses Stoffes betrifft, so werde ich so dabey zu Werke gehen, daß ich zuerst aus den Quellen selbst, d. i. aus den neutestamentlichen Schriftstellern und aus dem Flavius Josephus, die Lage beyder in Frage stehender Orte zu erforschen, dann aus der Gestalt des heutigen Jerusalems sie genauer zu bestimmen suche, und auf diese Weise die Meinung der Alten bestätige.

Zuerst thun die neutestamentlichen Schriftsteller von den beyden genannten Orten Erwähnung, doch so, daß man ihre Lage darnach mit Gewißheit nicht wohl angeben kann. Nach ihrer Erzählung gingen die Soldaten, welche Christum, um ihn zu kreuzigen, vom Pilatus nach dem Golgotha abführten, aus der Stadt heraus (s. M. 27, 32; Mk. 15, 20; Luk. 23, 26; Joh. 19, 17). Josephus von Arimathäa aber, welcher sich daselbst befand, mußte, um sich vom Pilatus den Leichnam Christi zum Begraben auszubitten, in dieselbe hineingehen (s. Mk. 15, 43). Nach Joh. 19, 20 [5]) war dieser Ort in der Nähe der Stadt, und nach Hebr. 13, 12 [6]) außerhalb des Thores. Hieraus ist nun klar, daß der Golgotha außerhalb der Stadt gelegen war. Es war ja auch übrigens zu Jerusalem wie zu Rom durch Sitte und Gesetz hergebracht, daß die Strafplätze außerhalb der Städte seyn mußten. Aus den angeführten Stellen ergibt sich aber zugleich, daß derselbe nicht weit von der Stadt [7]) und dem Prä-

---

Parätonium, die lybische Wüste, Siwa, Aegypten. Palästina und Syrien in den Jahren 1820 und 21. Leipzig 1822.

1) Joh. 19, 41, 42.
2) Num. 15, 35. I. König 21, 13.
3) Cic. de legg. II. 23. Plant. Mil. Glor. II. 46.
4) S. Adelung.
5) Ἐγγὺς ἦν ὁ τόπος τῆς πόλεως.
6) Ἔξω τῆς πύλης ἔπαθε.
7) s. Joh. 19, 20.

torium oder der Burg Antonia entfernt, und in der Nähe der sehr gangbaren[1]) öffentlichen Straße (via publica) gelegen war.

Hier hatte der edelmüthige Joseph (Joh. 19, 41) einen Acker oder einen eigenen Garten, in dem ein in Felsen eingehauenes Grab war, welches er mit seltener Großmuth unserem Heilande bestimmte (Mk. 27, 59; Mk. 15, 46; Lk. 23, 53; Joh. 19, 38, 42). Die Wächter, welche bey demselben aufgestellt waren, mußten, um den hohen Priestern die Botschaft von der Auferstehung Christi zu überbringen, in die Stadt hinein (Matt. 28, 11); Petrus aber und Johannes, um das Grab zu sehen, aus derselben herausgehen (s. Joh. 20, 3). Es ist demnach keinem Zweifel unterworfen, daß auch das h. Grab unseres Heilandes außerhalb der Stadt gelegen war. Hierzu kömmt noch, daß die Begräbnißplätze nach dem göttlichen Gesetze außerhalb der Städte seyn mußten, damit die Heiligthümer vor einer Verunreinigung durch das Begraben innerhalb der Stadtmauern bewahrt würden; nach dem weltlichen aber, um die Luft rein zu erhalten. Daß dieser Ort tiefer als das Prätorium gelegen war, läßt sich aus dem gehet hinab (ὑπάγετε) entnehmen, womit Pilatus die hohen Priester und Pharisäer, welche eine Wache für das heilige Grab begehrten (Mt. 27, 65) anredete. Daß er aber in der Nähe der öffentlichen Straße (via publica) war, kann man wohl aus dem Grunde annehmen, weil die Gräber gemeinhin zur Seite der Straßen gebaut wurden, um die Vorübergehenden an die Sterblichkeit zu erinnern.

Nach dem Gesagten könnte man also die Lage des Golgotha und die des h. Grabes außerhalb der Stadt, jedoch nicht weit von den Mauern und dem Prätorium, in einem etwas gesenkten Orte nächst der öffentlichen Straße, wo ehemals wahrscheinlich Gärten waren, annehmen. Wenn gleich hierdurch ein Ort nur im Allgemeinen bezeichnet wird: so dient diese Bezeichnung doch dazu, nach einer genaueren vergleichenden Untersuchung über die Lage Jerusalems, wie sie zur Zeit Christi war, und wie sie heute ist, uns über die Lage und Beschaffenheit der in Frage stehenden heiligen Orte nicht lange in Zweifel zu lassen.

Zuvörderst müssen wir uns nun bemühen, jene Stelle aufzufinden, auf welche die im Obigen angegebenen Bestimmungen am besten passen.

Von der östlichen und südlichen wie von der südwestlichen Seite wurde die Stadt von sehr tiefen Thälern eingeschlossen. Da diese beyden Seiten derselben von steilen Felsen gebildet wurden, keine Gräber enthielten, und auch nicht in der Nähe des Prätoriums waren: so können wir sie bey der Untersuchung über die Lage des Golgotha und des h. Grabes füglich übergehen. Nach Norden hin, wo eine große Ebene sich weithin ausdehnte, liegt Bezetha, in der Gegend des Thurmes Antonia, welcher von Herodes am Tempel erbauet, und von Bezetha durch einen tiefen Graben getrennt wurde. Josephus nennt es die Neustadt (καινόπολις) oder den neu erbauten Theil der Stadt (νεόκτιστον μέρος τῆς πόλεως)[2]). Später ließ es Agrippa mit einer Mauer umgeben[3]). Es reichte theils bis zu den Gärten, theils bis zu unzähligen Gräbern hin, welche rings herum in Hügeln und Bergen und am Fuße derselben eingegraben

1) s. Mt. 27, 39; Mk. 15, 29; Luk. 23, 35; Joh. 19, 20. Diesen Gebrauch s. bey Lamprid. K. 23. Quintil. Dec. 275. Cicer. Verr. 66.

2) Jos. vom jüdischen Kriege, V. 4. §. 2.

3) Jos. Alterthümer, XIV. 3. Vom jüd. Kr., V. 4. §. 2.

sind, und bis heute noch fortbestehen. Daß Golgotha weit von den Gräbern der Hebräer entlegen seyn mußte, unterliegt keinem Zweifel, weil die Juden vor solchen Plätzen einen Abscheu hegten. Da nun die Orte, um deren Bestimmung es sich hier handelt, aller Wahrscheinlichkeit nach auch in dieser Gegend nicht gewesen sind, so müssen wir uns nothwendig nach jenem Theile hinwenden, welcher zwischen Norden und Westen liegt, und wo sonst die Gärten waren.

Die Stadt wurde von dieser Seite bloß von einer Mauer [1]) umgeben, welche sich nördlich von der Turris hippica bis zur Turris psephina erstreckte; und von der entgegengesetzten Seite des Monumentes Helena's, der Adiabener Königin, fortlief, bis sie sich mit der alten Mauer vereinigte, und im Thale Zedron endigte. Auch Sion und Akra waren durch dieselbe von der nördlichen Seite her geschützt. Zwischen beyden lag von dieser Seite her das Thal Aeser, welches südlich mit dem Thal der Käsler (τυροποιῶν φάραγγι), das sich nach dem Siloa hinzieht, zusammenhing. Uebrigens stieß dieses Thal an die sogenannte δοκῶν ἀγορά [2]), welche in der nordwestlichen Gegend sich weit ausdehnte, den Berg Gihon in sich aufnahm, und von den Stadtmauern nicht eingeschlossen war.

Wir können füglich annehmen, daß unsere Orte in dieser Umgegend gelegen waren. Diese war in der Nähe der Stadtmauer bey der öffentlichen Straße, welche durch das eiserne Thor in die Stadt führte, in einer unbedeutenden Entfernung vom Prätorium. Daß hier einst Gärten und Weingärten gewesen, wissen wir aus dem Flavius Josephus [3]).

Um diesen Ort nun mit Bestimmtheit angeben zu können, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die noch vorhandenen Spuren der genannten Mauer und Thäler hinwenden.

Wenn wir gerne zugestehen, daß Mauer und Stadt durch die häufigen Zerstörungen eine sehr veränderte Gestalt angenommen haben: so glauben wir doch, daß auch heute noch Vieles sich genauer davon bestimmen läßt. Die tiefen Thäler, z. B. zwischen dem Sion, dem Akra und dem Moria und Bezetha sind beynahe gänzlich verschwunden, dennoch sieht man auf den ersten Blick, daß jene eingesenkteren Stellen, wodurch diese Berge jetzt von einander getrennt werden, in den ältesten Zeiten wirkliche Thäler waren. Das Käsler-Thal aber scheint mir an jener vertieften Stelle gewesen zu seyn, wo die Krämer und Juden jetzt ihre Wohnungen haben, und wo am sogenannten Judenwege (charet-el-jehud) die vielen Synagogen angetroffen werden. In dem ehemals sogenannten Thale Aeser, d. i. an jenem Abhange, welcher unterhalb des Hospitiums und der Zisterne der h. Helena an einem schmalen Wege liegt, wobey der Markt sich befindet, und den Kalvarienberg östlich und südlich einschließt, ist jetzt das Quartier der Kaufleute (basar). Dann scheint in demselben Thale außer dem Wege zur nördlichen Seite des großen griechischen Klosters, welcher westlich mit dem Wege el-birket zusammenläuft, zu dem man von beyden Seiten her auf Stufen gelangt, auch jene Niederung gewesen zu

1) Daß hier von den beyden übrigen Mauern die Rede, nicht ist, versteht sich von selbst.

2) Joh. vom jüd. Kr. II. 19. §. 5.

3) Jos. vom jüd. Kr. V. 2. §. 2. Ἐκτετάφρευντο ἀπὸ τοῦ τείχου περὶ τὰς κηπείας, ἅπαντα, κήποις δὲ ἐπικαρσίοις καὶ πολλοῖς ἕρκεσι διειλλεμμένα.

seyn, welche den Thorgarten in der Nähe des el Chalil durchschneidet, und an das benachbarte Thal Raphaim und Gehennom angränzet. Daß man so die nördlichen Gränzen von Sion, und nicht enger angeben müsse, geht auch schon daraus hervor, daß er sich gegen Mittag hin immer erhöht, und vom Wege el Birket, vom Wege des griechischen Klosters, vom Tempelwege und vom Hospitium der h. Helena an bis zum Davidsthore keine Niederung mehr wahrgenommen wird. Auch nach Norden darf man seine Gränzen nicht weiter ausdehnen; denn wie könnte man glauben, daß auf dem kalksteinigen Berge Sion eine Höhle um beynahe dreyßig Fuß unter dem Gipfel, in einer Länge von etwa einer deutschen Viertelmeile je wäre ausgegraben worden? Zudem findet sich nach Norden hin keine andere Niederung, welche den Sion von dieser Seite begränzen, und sich bis zu den Thälern Gehennon und Rephaim hätte erstrecken können. Denn jener unbedeutende Berg, welcher nordwärts an das oben bezeichnete Thal angränzt, zieht sich weit hin, und hat nicht die geringste Spur einer etwaigen mit ihm vorgegangenen Veränderung an sich.

Die Reste von den Mauern, von welchen ich oben gesprochen habe, können noch jetzt deutlich wahrgenommen werden, und passen sehr gut mit der gegebenen Gränzbestimmung des Thales zusammen. Daß die Turris hippica an jener Stelle erbaut war, wo jetzt das Castellum pisanum oder der Thurm Davids steht, unterliegt mir keinem Zweifel. Der untere Theil desselben, mit großen und rohen Quadersteinen erbaut, verräth ein hohes Alter; der obere Theil aber, aus mehr behauenen Steinen aufgeführt, ist viel späteren Ursprungs. Die älteste Form desselben war Quadrat, jede Seite hatte eine Länge und Breite von fünf und zwanzig Ellen, was beydes mit der von Josephus gegebenen Beschreibung sehr vortrefflich zusammenstimmt [1]). Daß die meisten, ich will nicht sagen alle, Gelehrte mit d'Anville diese Stelle für die Turris psephina gehalten haben, ist mir sehr wohl bekannt; aber was für Gründe sie zu dieser Annahme vorbringen können, sehe ich nicht ein. Zwar berichtet Flavius Josephus an jener Stelle [2]), wo er diesen Thurm beschreibet, derselbe sey achteckig, und an dem nordwestlichen Winkel erbaut gewesen. Nun findet sich aber bey den Substruktionen des Castellum pisanum nicht die entfernteste Spur einer achteckigen Form; und ein Winkel konnte ohnehin nicht an dieser Stelle seyn; denn die dritte Mauer zog sich nördlich von der turris hippica, bey der sie anfing, bis zu der turris psephina hin; von der entgegengesetzten Seite aber lief sie in der Richtung des Thales fort. Josephus sagt weiter, der Umfang jener Mauer, welche nach Mittag ging, habe sich von der turris psephina nach Abend hingezogen [3]). Aber nach Abend konnte ja keine Mauer an jener Stelle hingehen, wo das Castellum pisanum stand. Denn daß in dieser Gegend das sehr tiefe Thal Gehennom, welches Sion von Westen her einschloß, immer gewesen sey, wird keinem, der die Gegend selber gesehen, zu bezweifeln einfallen. Dann berichtet er ferner an derselben Stelle: Ein Theil des Heeres des römischen Feldherrn Titus habe bey der turris hippica sein Lager aufgeschlagen, was Titus wahrscheinlich nicht würde befohlen haben, wenn dieser Thurm weiter nach Mittag hin, wo die sehr tiefen

1) Vom jüd. Kr. V. 4. §. 1. ff. — 2) Daselbst.

3) Vom jüd. Kr. V. 4. §. 5. Πρὸς ὃν ὁ κύκλος τοῦ τείχου πρὸς ἄρκτον κλιθήκων, ἀνακάμπτει πρὸς δύσιν.

Thäler Gehennon und Siloa, zu versetzen wäre Ist es nun nicht höchst wahrscheinlich, in einem so großen Umfange, wie zwischen diesem Kastellum und der Burg Antonia ist, sey ein Thurm (zur Befestigung der Stadt von der Nordseite her) gewesen, ähnlich der Turris mariamna, hippica und dem phasaelus? Man könnte dieses aber keineswegs annehmen, wenn das Castellum pisanum ehemals die Turris psephina gewesen wäre.

Hingegen hängt alles sehr gut zusammen, wenn wir annehmen, die turris hippica sey an der Stelle gewesen, wo jetzt das Kastellum des Thores ist, mit dem Namen Bab-el-Chalil, ehemals Fisch= oder Kaufmannsthor genannt, und den Israeliten [1]), Mazedoniern, Römern, Griechen, Arabern, den Soldaten bey den Kreuzzügen, den Pisanern und den Türken bekanntlich öfters eine Schutzwehr war. Da dieses in der Nähe der Landstraße, via publica, welche zum mittelländischen Meere hinführt, und die gangbarste von allen Straßen war, auch an das ziemlich flache Thal Nephaim anstieß, so mußte dasselbe zur Vertheidigung der Stadt höchst nothwendig erscheinen.

Von der Mauer, welche zwischen dem hippischen und psephinischen Thurme war, sind noch Spuren vorhanden. In jenem Garten nämlich, der bey dem Fischthor liegt, und vielleicht einen Fischteich in sich hatte, nimmt man noch Rudera wahr, welche mit jenem Bogen, wo man auf Stufen zum Berge Gihon hinaufsteigt, zusammenhängen. Daß das Hospitium der Johanniterritter auf sehr alten Mauern erbaut worden, habe ich bereits in meiner Reisebeschreibung [2]) auseinandergesetzt.

In der Nähe hievon trifft man die Ueberreste von dem Gefängnisse des h. Petrus an, in welches der Apostelfürst, nach Hinrichtung des h. Jakobus d. älteren, auf des Herodes Befehl geworfen wurde, um hingerichtet zu werden, weil dieser dadurch den Juden was Angenehmes zu thun glaubte. — Daß dieser außerhalb der Stadt, aber von den Ringmauern noch eingeschlossen war, erhellet aus Apostelgesch. 12, 10 [3]). Denn das eiserne Thor, welches in die Stadt führte, scheint in der Nähe eines Eckthurmes (solcher Eckthürme gab es bekanntlich in der dritten Mauer neunzig) und des Gefängnisses, worin der h. Petrus aufbewahrt wurde, und nicht weit vom Richtplatze sich befunden zu haben.

Auch von der dritten Mauer hat man auf dem Markte, welcher östlich von der h. Grabeskirche gelegen ist, deutliche Spuren.

Daß der hohe psephinische Thurm in jener Gegend gestanden habe, welche an diesen Markt anschließt, nämlich zwischen dem Kastell der h. Helena und dem Gerichtsthore, unterliegt bey mir gar keinem Zweifel. Josephus sagt es ausdrücklich, oder deutet es doch an, derselbe sey von dem Thore Ephraim (jetzt das Damaszener=Thor, oder bab-el-amud genannt) nicht weit entfernt gewesen. Daß derselbe am äußersten Ende des nördlichen Sions oder der Oberstadt (τῆς ἄνω πόλεως), in der Gegend der Akra oder der Unterstadt (τῆς κάτω πόλεως) und in der Nähe des Weges harat-bab-el-amud gewesen sey,

1) Hiervon scheint auch die Rede zu seyn, Neh. 3.

2) J. M. A. Scholz Reise, S. 168 u. 169.

3) Διελθόντες (der Engel nämlich und der h. Petrus) δὲ πρώτην φυλακὴν καὶ δευτέραν, ἦλθον ἐπὶ τὴν πύλην τὴν σιδηρᾶν, τὴν φέρουσαν εἰς τὴν πόλιν κ. τ. λ.

läßt sich aus andern Indizien schließen. Auf diesen Weg gelangt man wenn man vom Kloster St. Salvator über den schmerzhaften Weg (harat-el-nasareh) nach Osten bis zum Gerichtsthore hingeht.

Dieser Thurm war an dem Theile der dritten Mauer gelegen, wo diese nordwestlich in einen Winkel auslief. Der Name eines Winkels paßt aber kaum auf einen anderen Theil der Mauer so gut, als auf den bezeichneten. Denn der eine Theil der Mauer zog sich von dem psephinischen Thurme nach Südwest, der andere aber zuerst nördlich hin, wandte sich dann beym Denkmal Helena's, der Adiabener Königin, gegen Osten, durchschnitt weiter die Gräber der Könige (speluncas regias), wandte dann vom Thore Ephraem bis zu dem Herodesthore (bab-ez-zahari) bey einem Eckthurme am Walker-Monumente (monumentum fullonis) um, verband sich im Thale Maeon mit der alten Mauer, und endete zwischen Akra und Moria im Thale Zedron.

Ferner hat die Annahme viel für sich, daß am nördlichen Ende Sions nicht bloß eine einfache Mauer, sondern auch ein sehr hoher Thurm gewesen sey, um die Stadt auch von der nördlichen Seite, wo sie nicht weiter befestigt war, gegen den Anfall der Feinde zu schützen.

Diese Annahme wird durch die Reste von Gemäuer in der Nähe des Gerichtshofes, welches aus ungeheuern Quadersteinen besteht, sehr unterstützt; aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie Ruinen von diesem Thurme.

Es zeigen sich demnach so zahlreiche und so bedeutende Spuren von der dritten Mauer, daß man nicht weiß, wo man mit dieser Masse von Mauerresten hin soll, wenn man ihre Lage anders angeben wollte. Im Gegentheile müßten wir aber annehmen, wenn wir die Richtung dieser dritten Mauer anders bezeichnen würden, alle Spuren davon seyen gänzlich verschwunden; denn die Bruchstücke von Gemäuer, auf welche man mehr nördlich oder östlich und mehr südlich trifft, rühren von Häusern aus neueren Zeiten her [1]).

Aus demjenigen, was wir über den nördlichen Umfang Sions und Akra's gesagt haben, leuchtet klar genug ein, daß jener große Theil der heutigen Stadt, welcher zwischen Westen und Norden liegt, ehemals außerhalb der Stadt war, und daß auch hierher die Stelle gehöre, wo die h. Grabeskirche steht. Wir sind demnach berechtiget, der Ansicht, welche die Christen von jeher über die Lage des h. Grabes hatten, beyzupflichten. Auch alle christlichen Schriftsteller beynahe, welche von dem h. Lande Erwähnung gethan haben, berichten: Der Golgotha, wo unser Heiland gekreuziget worden, sey westlich von der Stadt und nördlich vom Berge Sion, außerhalb der Stadtmauer gewesen [2]). Aelius Hadrianus aber, nachdem er Jerusalem, welches er mit Titus durchaus zerstört hatte, wieder herstellen wollte, habe die Stadt von dieser Seite so erweitert, daß der Richtplatz und das Grab unseres Heilandes nun in den Umfang der Ringmauer gekommen [3]).

---

1) Vgl. J. M. A. Scholz Reise, S. 173 folg.

2) Vgl. Euseb. u. Hieron. im Buche von der Lage und den Namen; Hebr. II. p. 451 edit. Mart., wo es so heißt: Golgotha, locus Calvariae, in quo Salvator pro saluti omnium crucifixus est, et usque hodie ostenditur, in Aelia ad *septentrionalem* plagam montis Sion.

3) Jakob. von Jerus. in descript. itin. — Euseb. demonstr. evang. l. 4, p. 406. De vita Const. III. 25, 35. — S. Cyrill. Hieros. Catech. XIV. 9 sagt ausdrücklich: Petra quae speluncam habuit, non intra veteres muros sed intra

Dann aber ließ Hadrian das ganze Grabmal so mit Erde über und über beschütten [1]), daß ein ziemlicher Hügel aus demselben heranwuchs, und als dieser mit Steinen bedeckt war, pflanzte er daselbst die Bildsäule der Venus auf. Konstantin zerstörte das gottlose Monument von Grund aus, ließ den Schutt abtragen, und an der Stelle eine Kirche bauen [2]). In dieser Umgebung wurden nun in der Folge viele Häuser gebaut, und so entstand gewisser Maßen neben dem alten ein neues Jerusalem, welches sich aber mehr nach Norden und Westen ausbreitete.

* * *

Zum Schlusse haben wir noch die Erklärung des angehängten Planes von Jerusalem, den ich meiner Reisebeschreibung, aus Mangel an Zeit, nicht beyfügen konnte, hier mitzutheilen. Daß ich bey dem Entwerfen desselben vorzüglich auf die vorliegende Abhandlung Rücksicht genommen habe, bedarf keiner Erinnerung. Die Lage der übrigen h. Orte, wie man sie den Pilgern zu Jerusalem gewöhnlich angibt, wird übrigens durch diese genauere Bestimmung der Stelle, wo das h. Grab gelegen, an Zuverläßigkeit ungemein gewinnen [3]).

---

antemuralia postea extructa, ἐν τοῖς ὕστερον γενομένοις προτειχίσμασι, sita fuit.

1) Warum Hadrian dieses sollte gethan haben, wenn dieser Ort nicht damals bey den Christen, welche denselben nach der Weise der Israeliten besuchten und für heilig achteten, in der größten Verehrung gewesen wäre, sehe ich nicht ein.

2) Wiewohl dieser Ort durch die Geschenke des Kaisers höchst verherrlicht war, so sagt doch der h. Cyrill von Jerus., Catech. 14, 5. u. 9., zu seiner Zeit seyen noch Spuren von jenem Garten vorhanden gewesen. Seine Worte sind diese: εἰ γὰρ καὶ τὰ μάλιστα νῦν βασιλικαῖς δωρεαῖς ἐφαιδρύντο, ἀλλὰ κῆπος ἦν πρότερον καὶ τὰ σύμβολα τούτου μένει καὶ τὰ λείψανα. S. Euseb. vita Const. III. 25. 34. h. Cyrill v. Jerus. cat. 12 n. 39, cat. 16 n. 4, cat. 4 n. 10 et 14, cat. 10 n. 18, cat. 13 n. 39, wo er sagt, daß er sehr oft in derselben gepredigt habe.

3) Ich wiederhole, was ich hierüber in meiner Reisebeschreibung schon ausgesagt (S. 184): Man erwog nicht, daß die meisten und allerwichtigsten Monumente von Konstantin oder dessen frommen Mutter Helena in einem Zeitalter erbaut worden sind, wo man aus mündlichem Zeugenverhör die Wahrheit noch erfahren konnte. Es lebten hier seit der apostolischen Zeit immer Menschen, denen als Freunden oder Feinden der Christen diese Orte nicht gleichgültig waren, die sich als den Aposteln heilige Orte auch bey ihren Nachkommen stets als denkwürdig erhielten. Auch bürgt uns für ihre Echtheit eine Reihe von achtungswerthen christlichen Schriftstellern, die in Palästina gelebt, wiewohl sich leider wenig mehr als ihre Namen erhalten hat. Ihnen als Forschern konnte dieser Gegenstand nicht gleichgültig bleiben, und sie würden gewiß durch ihr Ansehen die unrichtige Nachricht der Tradition verbessert haben. Es beschäftigt sich auch im Orient der gemeine Mann lieber mit der Vorzeit und ihren Ueberlieferungen, und diese erhalten sich hier reiner, als in irgend einem anderen Lande, wie man längst bemerkt hat, und ich aus eigener Erfahrung erläutern könnte. Sie verdächtig machen, hieße: die ganze Geschichte des Orients in Verdacht ziehen, die auf ihr wie auf Grundpfeilern ruht. — Endlich muß der unparteyische Beobachter eingestehen, daß das, obgleich sehr veränderte Lokal, so wie wir es jetzt sehen, so sehr mit den Beschreibungen der h. Schriftsteller und des Josephus Flavius übereinstimmt, daß man eher auf die durch die Tradition bemerkten Orte, als auf andere gerathen würde, wenn man ihre Lage zu bestimmen hätte. — Wir wollen daher den Millionen von Pilgern durch unnütze Konjekturen oder Träumereyen ihren Glauben nicht verkümmern, sondern der Tradition Dank wissen u. s. w.

Durch a	wird	bezeichnet	das h. Grab.
» b	»	»	der Golgotha.
» c	»	»	die dritte Mauer.
» d	»	»	das Castellum pisanum oder die Turris hippica.
» e	»	»	die heutige Mauer um Jerusalem.
» f	»	»	die Turris psephina.
» g	»	»	die Burg Antonia.
» h	»	»	der Tempel Salomons.
» i	»	»	das Kaufmannsthor oder bab-el-chalil.
» k	»	»	das Sionsthor oder bab-ennibi-daud.
» l	»	»	das Mistthor oder bab-el-moggrebi.
» m	»	»	das St. Stephansthor oder bab-sette Mariam.
» n	»	»	das Herodesthor, oder bab-essachre.
» o	»	»	das Damaszenerthor, oder bab-el-amud.
» p	»	»	Bezetha.
» q	»	»	das Thal der Käsemacher.
» r	»	»	der Markt, welchen man δοκῶν ἀγορά nennt.
» s	»	»	der Weg el-birket.
» t	»	»	der Weg des großen griechischen Klosters.
» u	»	»	der Tempelweg.
» v	»	»	der Christenweg.
» w	»	»	das Salvator- oder Franziskanerkloster.
» x	»	»	der Fischteich.
» y	»	»	das Hospitium der Johanniterritter.
» z	»	»	das eiserne Thor.
» 1	»	»	das Gefängniß des h. Petrus, welches ohne Zweifel in der Nähe des Richtplatzes gelegen war, da der Apostelfürst, als Jünger unseres Herrn Jesu Christi, am Kreuze sterben sollte.
» 2	»	»	das Kastell der h. Helena.
» 3	»	»	das Richtthor.
» 4	»	»	die große Straße oder suk-el-kebir.

An Herrn Letronne,

Mitglied des Instituts (académie des inscriptions et belles lettres), Ritter der Ehrenlegion, General-Inspektor der Universität und Studien-Inspektor in den königlichen Kriegsschulen.

Ihr Werk: Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte pendant la domination des Grecs et des Romains, hat neuerlich einen sichern Beweis geliefert, welchen bedeutenden Nutzen wenige bisher übersehene oder von Anderen mißverstandene Inschriften aus dem Alterthume uns verschaffen, wenn sie von einem Manne erläutert werden, der mit umfassenden Kenntnissen, mit feinem kritischen Gefühl und Eleganz der Darstellung nicht minder die besonnenste Wahrheitsliebe verbindet, und der sich vor Allem von jeder Art von Leidenschaftlichkeit, von Parteylichkeit und Vorurtheilen der Schule frey zu erhalten weiß. Ihre gründlichen Betrachtungen und Ansichten vereinigen sich herrlich zu einem Gan-

zen, welches seinen Ursprung und seine Bestandtheile von jenen Denkmalen herschreibt, die theils früher völlig unbekannt waren, theils durch Ihre passende Anführung und wechselseitige Vergleichung unerwartet in einem neuen, ganz anderen Lichte erschienen; so wie Edelsteine, welche die Hand des Meisters kunstreich zusammenfügte, uns ein musivisches Bild von seltener Arbeit zeigen, das nun als der reizende Gegenstand der Bewunderung aller Zeiten dasteht. Sie können demnach ermessen, wie ungeduldig Jedermann, der sich mit dem anziehenden Studium der Archäologie beschäftigt, die Bücher über die Künste und Einrichtungen Aegyptens, so wie über die Rosettischen Inschriften erwartet, welche Sie versprochen haben, und welche gewiß unsere dürftige Kenntniß jener Völker, denen wir jede höhere Wissenschaft verdanken, um Vieles bereichern werden. Ich bin versichert, in denselben, außer reichhaltigem Inhalte anderer Art, auch ausführlichere Belehrung über die Verwaltung Aegyptens zu finden, einen Gegenstand, über welchen Ameilhon in seiner vom Institute gekrönten Preisschrift nur dürftige Bemerkungen mitzutheilen wußte. In der That wird man nach deren Lesung, um mit Dante zu reden »den Schwamm ungesättigt aus dem Wasser ziehen.« Vielleicht hat er sich über diesen Gegenstand weitläufiger in einer anderen Abhandlung ausgelassen, die er nach seiner Angabe ebenfalls in Ihrem Institute gelesen hat; vielleicht auch that dieß noch besser, als er, der Herr Prévôt d'Iray in seiner Lösung der Aufgabe, welche die Académie des inscriptions et belles lettres eben darüber gestellt hatte. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, diese Arbeit gedruckt zu sehen. Sie aber haben im Anfange des zweyten Theils Ihrer »Untersuchungen« mein Verlangen erfüllt, und zwar für den ganzen Zeitraum, der die obere Verwaltung Aegyptens unter den Römern begreift, wozu Sie die griechischen und lateinischen Inschriften vortrefflich benutzt, und so die Liste vieler Präfekten, deren Namen Sie oftmals selbst erst auffanden, zu ordnen, ja von manchen derselben auch die Zeit ihrer Amtsführung zu bestimmen gewußt haben.

Um mich einer kleinen Zugabe zu der reichen Zahl jener Bemerkungen rühmen zu können, führe ich, sicherlich mit Ihrer Billigung, und gewissermaßen als Nachtrag zu Ihrem Kataloge der Präfekten, aus anderen Inschriften auch einen Cajus Mincius an, der zur Zeit des Vespasianus und Claudius lebte, und einen Marcus Aurelius Papirius, dem in einer griechischen Inschrift die Würde dieses Amtes beygelegt wird [1]). Ich lasse hierbey den von Ihnen im Journal des Baron Ferussac behandelten Turranius eben so wenig unbeachtet, als die anderen in den klassischen Schriftstellern angeführten, und die, welche auf dem Koloß des Memnon eingehauen stehen [2]). Ob man auch einem Lucius Furius diesen Titel zuschreiben dürfe, scheint mir sehr zu bezweifeln. Die Autorität der Liste des Gruter, welcher dessen Titel auf Seite 414 seines häufig unkorrekten Thesaurus angibt, kann hier unmöglich genügen. Ich finde auch bey Durchsicht der Inschriften der Villa Albani [3]) zu den Zeiten der Gordiane einen anderen römischen Magistrat in Aegypten, der ebenfalls den Titel eines Vicepräfekten von Aegypten führt;

1) Siehe Marini über die arvalischen Brüder, p. 5 und 798.

2) Siehe Leichii J. H. Sepulcralia Carmina, p. 75.

3) Pag. 52.

da mich jedoch Ihre Leitung hier verläßt, so weiß ich über diesen keine Nachricht aufzufinden, so sehr ich auch ausgemacht zu sehen wünschte, ob dieß ein außerordentlicher Weise von den Gesetzen bestelltes Amt gewesen, oder nicht.

Ohne Zweifel ist Ihnen die Verschiedenheit bekannt, welche in den Ansichten mehrerer Grammatiker über die Ausdrücke: Agens Vices, Vice Praefecti und Vicarius Praefecti obwaltet. Dieselben vereinigen sich zwar nicht über die bestimmte Geltung genannter Wörter; indessen scheinen mir dergleichen Streitigkeiten nicht mehr für bedeutend zu erachten, nach dem folgenden Ausspruche des Cledonius *): Saepe quaesitum est, utrum *vicarius* dici debeat etiam is, cui magnificentissimi praefecti vices suas in speciali causa mandaverunt. Nequaquam: nam *vicarius* dicitur is, qui ordine codicillorum vices agit amplissimae praefecturae; ille vero cui vices mandantur propter absentiam praefectorum, non *vicarius*, sed *vices agens* non *praefecturae* sed *praefectorum* dicitur tantum. Diese dürftigen Nachrichten müssen für die Römer in Aegypten hinreichen; was aber die Aegypter in Rom betrifft, so kennen wir sie bis auf Caracalla nur als Tänzer oder Sklaven, die zu niedrigem Preise verkauft, und unverschuldeter Weise von einem Gesetze des Augustus verfolgt wurden. Caracalla aber öffnete nach des Dio Cassius Nachricht zum ersten Male die Thüre des Senats dem Aegypter Coeranus, welcher eine Zeit lang wegen seiner Freundschaft mit Plautianus verbannt war, aber nach sieben Jahren von eben diesem Kaiser zurückgerufen, und, ohne noch ein anderes Amt verwaltet zu haben, zum Konsul in Rom ernannt wurde.

Bis hieher nun wollen wir, freylich nur kurz und unerschöpfend, von Aegypten unter den Römern gesprochen haben. Es scheint, als verdiene diejenige Zeit weit mehr unsere Untersuchung, in welcher diese Provinz unter griechischen Königen stand, die Pracht und Luxus, und mit ihnen Wissenschaft und Kunst zum höchsten Grade der Vollkommenheit brachten. Welche bedeutenden Förderungen verdankt nicht Ihnen die Chronologie dieses Abschnitts der Geschichte, theils durch Ihre geschickte Emendation jener Stelle des Porphyrius, welche so zu sagen bisher die Qual der Ausleger war, theils durch Ihre scharfsinnige Benutzung des im Anastasianischen Papyrus enthaltenen griechischen Kontraktes Und gewiß dürfen wir, da die klassischen Schriftsteller und die Münzen zur genauen Bestimmung der Ptolemäischen Zeitrechnung unzureichend scheinen, mit Recht einen bedeutenden Vortheil von den griechischen Papyrusrollen erwarten, auf welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Gelehrten gewendet ist. Drey merkwürdige Denkmale der Art sind ein Schmuck des hiesigen k. k. Antikenkabinettes, und bilden ein treffliches Gegenstück zu den vielen anderen ägyptischen, welche mit Figuren und demotischer oder Enchorialschrift bezeichnet, und ebenfalls hier befindlich sind.

Indem ich nun die Erklärung dieser letzteren der erleuchteteren Einsicht Anderer überlasse, habe ich nur die Auslegung der griechischen unternommen; und meine Arbeit, die bereits beendigt ist, wird in wenigen Wochen hier in Wien die Presse verlassen. Bey gefälliger Durchsicht derselben werden Sie hinsichtlich der Gestalt der Buchstaben der Papyrusrollen bemerken, daß Sie von Neuem die Richtigkeit ihrer Muth-

*) Bey Putsch, p. 1865.

maßungen begründen; was aber die darin enthaltenen Gegenstände betrifft, so werden Sie sich gewiß überzeugen, daß dieselben mehr als alle anderen dieser Art, die bis auf diesen Tag bekannt geworden, ans Licht zu treten verdienen. Die älteste derselben enthält ein Gebet einer gewissen Artemisia an den Serapis und an die anderen, mit ihm in Einem Tempel verehrten Gottheiten, und ist im reinsten attischen Dialekte, nicht ohne einigen Anstrich von dorischem Archiismus abgefaßt. Es scheint mir in den ersten Jahren der griechischen Herrschaft über Aegypten geschrieben zu seyn. Die anderen beyden, welche kein so hohes Alter und unter sich eine große Aehnlichkeit haben, enthalten höchst bemerkenswerthe Notizen sowohl über die Art der Gerichtsverwaltung, welche in ihnen dargelegt ist, als auch über das griechisch=ägyptische Geldwesen.

In der Uebersetzung derselben und noch mehr in meinen hinzugefügten Erläuterungen habe ich versucht, in der Kürze Alles bis auf die geringsten Eigenthümlichkeiten bemerklich zu machen, und mich hauptsächlich bemüht, die vorkommenden neuen oder noch dem gelehrten Streite unterworfenen Gegenstände zu erklären; — in der That kein leichtes Vorhaben. Darum bitte ich, wenn Sie mich einem so schwierigen Unternehmen häufig nicht gewachsen finden, um eine gütige Beurtheilung, welche dieß nicht einem Mangel an Thätigkeit und Eifer, sondern eher an Einsicht und Gelehrsamkeit zuschreibt. Es werden in eben derselben Schrift auf die Papyrusrollen einige Kommentare zu griechischen unedirten Inschriften des hiesigen k. k. Antikenkabinettes folgen; vielleicht wird auch als Zugabe die Erklärung einer goldenen und unstreitig antiken Krone beygefügt werden, welche nebst mehreren anderen Sachen von Werth vor Kurzem durch Kauf in Besitz Seiner Majestät des Königs von Bäiern gekommen ist. Sie werden es wohl nicht ungern sehen, wenn ich Ihnen hier zum Schlusse eine kurze Bemerkung über dieselbe mittheile.

Diese Krone ist von Eichenblättern geflochten, zu denen sich Epheu gesellt, und man erkennt daran Eicheln und Epheutrauben. Noch viele Blumen, welche ziemlich den Rosen gleichen, und andere, die mit himmelblauen Steinchen erhaben angegeben sind, finden sich in jenen Blättern eingewunden, und hier und da sitzen einzelne Bienen auf denselben. Dieser Kranz erhebt sich nach Art eines Diadems, und ist oben an dem Theile über der Stirn bey weitem am reichsten gearbeitet, woselbst man sechs kleine Figuren eingegraben sieht. Die mittelste derselben, unter allen die größte, erscheint geflügelt und bekleidet, und trägt auf dem Haupte eine Art von Korb, auf welchem sich wieder eine kleine Blume erhebt. Die Füße ruhen über einer Art von Schemel, der mit einer griechischen Inschrift bezeichnet ist. Zu den Seiten desselben bemerkt man zwey Elstern, und hinter jeder von ihnen zwey andere von gleicher Art, die gewissermaßen an jene erinnern, welche in den Grotten des alten Rom abgebildet stehen, und ein Vorbild für die glückliche Nachahmung des großen Raphael von Urbino wurden. Bis hierher ist alles deutlich, und nicht minder deutlich sind die erhobenen griechischen Buchstaben auf dem Schemel; aber möchte mir das Verständniß derselben eben so klar seyn *). Hier stehen sie, getreu in derselben Gestalt, wie das Original sie gibt, abgeformt:

*) Ueber die goldenen Kronen, welche sich mit den Leichnamen eingegraben finden, stehen treffliche Bemerkungen in Letronne: Observations sur l'objet des représentations zodiacales. Paris 1824. 8. p. 39—41.

Nach aufmerksamer Betrachtung derselben wird ein Jeder ohne Bedenken zugeben, daß der Kopist, oder auch wer sie zuerst niederschrieb, in ihrer Bezeichnung nachläßig verfahren ist. Lesen wir die Inschrift auf die Weise, die man fur die natürlichste halten dürfte: ΚΡΗΘΩΝΙΟΣ ΕΘΗΚΑΤΟ ΕΙΣ ΣΤΕΦΑΝΟΝ, so wären wir doch genöthigt, das erste ΚΡΕΙ in ΚΡΗ, das ΗΘΗ in ΕΘΗ zu verwandeln, ein Σ an das ΕΙΣ anzufügen, und endlich das ΣΤΗ in ΣΤΕ umzuändern *).

Haben wir nun dieß alles gethan, und so die Lesart der Inschrift festgesetzt, so fragt es sich, welcher Sinn derselben zu geben sey. Wollen wir sie für eine der vielen Dedikationen halten? Nehmen wir auch an, daß der Name der Gottheit oder Person, welcher die Krone geweiht war, elliptisch verschwiegen wird, so bleibt uns doch die Präposition εἰς, die man in einer so kleinen Inschrift für überflüssig halten müßte; und dieser Gebrauch derselben wird sich durchaus mit keinem Beyspiele eines guten Schriftstellers rechtfertigen lassen. Ich finde kein Buch über griechische Idiotismen, das mich hinsichtlich dieser Behauptung zweifelhaft ließe; denn wenn ich auch in der Carta Borgiana den Ausdruck: τῶν ἀπεργασμένων εἰς τὰ ἔργα, lese, und eben so in der Uebersetzung des Buchs der Genesis: ἔσονται οἱ δύω εἰς σάρκα μίαν, oder einen und den anderen ähnlichen Fall im neuen Testamente, so werden dieß meines Erachtens die einzigen Beyspiele einer solchen Abundanz seyn, welche sich anführen lassen. Doch sind auch diese Beyspiele nur hergenommen von einem hebräisirenden Griechen und von einem zur Zeit des gänzlichen Verfalls der Sprache kläglich verunstalteten Dialekte. Daher scheint mir dieser Gebrauch des εἰς völlig dem Geiste jener edlen Sprache zuwider, besonders in Erwägung der Zeit, in welche, wie ich sehe, von einem gepriesenen Kunstkenner die Verfertigung genannter Krone gesetzt wird, ich meine die Zeit kurz vor der römischen Besitznahme des südlichen Theils von Italien.

Ein gewiß sehr mißlicher Umstand für den Erklärer eines antiken Stückes ist der Mangel an Nachrichten von Ort, Zeit und den anderen begleitenden Umständen der Entdeckung desselben, — alles Dinge, die ganz besonders dazu mitwirken, ihm Gedanken einzugeben, welche außerdem fast unmöglich ihm in den Sinn kommen konnten Angaben dieser Art fehlen mir bey Behandlung der genannten schönen Krone gänzlich, und darum trage ich kein Bedenken, Ihnen zu zeigen, auf wie mancherley Wegen ich zum wahren Sinne dieser Inschrift zu gelangen versucht habe, obschon ich eingestehe, daß mir keiner derselben bisher als der

*) Ich finde in der Iliade (E. 541) einen Messenier Κρήθων. In dem Leben Homers, das man dem Herodot zuschreibt, wird eine Κρηθηῒς genannt, als Mutter des grossen Dichters. Nach Apollodorus (A. 3) war Κρηθεὺς ein Sohn des Aeolus. Von diesen ältesten Namen hat man unfehlbar den Namen Κρειθώνιος abzuleiten, der irrig mit ει geschrieben ist.

wahre erschienen ist. Ich gehe weiter, und sage, daß mir die oben vorgetragene Emendation nicht gefällt, und ich mich berechtigt glaube, nach eigenem Gutdünken manche Buchstaben zu ändern, und vor allen diejenigen, welche um eines gewissen Wohllautes willen eine solche Metamorphose erleiden können, ohne daß ich darum den Tadel einer ovidischen Licenz zu fürchten hätte; um so mehr, da sich die geringe Genauigkeit des Originals darthun läßt. Demnach wollte ich lesen: ΚΡΗΘΩΝΙΟΣ ΕΘΗΚΕ ΤΩΙ ΤΙΕΙ ΣΤΕΦΑΝΟΝ, wobey ich ΤΙΕΙ nach der ältesten Form für ΤΙΩΙ setze. Dann kam ich wieder auf eine andere Meinung, und glaubte, etwa die Tochter des Inachus erwähnt zu finden. Ich war also geneigt, die Worte folgendermaßen anzusehen: ΚΡΗΘΩΝ ΙΩ ΣΟΙ ΘΗΚΑΤΟ ΕΙΣ ΣΤΕΦΑΝΟΝ, oder: ΚΡΗΘΩΝ ΙΩ ΣΟΙΘΗΚΕ ΤΟΝΔΕ ΣΤΕΦΑΝΟΝ, oder endlich, wenn man lieber den Namen der Aurora finden will, schlage ich folgende Lesart vor: ΚΡΗΘΩΝ ΗΩ ΣΟΙ ΘΗΚΕ ΤΟΝΔΕ ΣΤΕΦΑΝΟΝ. Aber unter einer so reichen Anzahl von Konjekturen war ich doch sehr übel daran, als ich die auswählen wollte, die ich als die richtige beybehalten könnte. Ja, es wurde mir endlich eine jede so verleidet, daß ich mich nicht länger mit ihnen quälen mochte. Gern überlasse ich also die Auslegung Ihrer gelehrten Einsicht, und zweifle nicht, daß Sie willig, sofern es Ihnen nicht an Muße zu Beantwortung meines Briefes mangelt, mir diese Zweifel lösen werden.

Sie haben sich schon die volle Achtung erworben, welche Ihren Studien gebührt. Ihr Name hat bereits, selbst für die späteste Nachwelt, einen gleichen Ruhm erlangt mit den Ausgezeichnetsten unter jenen Männern, welche hauptsächlich die verdiente Bewunderung künftiger Zeiten so sehr für die Literaturgeschichte Frankreichs erworben haben, als auch für die Geschichte Ihrer Akademien, die mit tiefer Einsicht für Erhaltung und Förderung jedes menschlichen Wissens errichtet sind, und eine der glänzendsten Zierden Ihres würdigen Vaterlandes:

Quid ternos memorem, Pallas quois invidet ipsa,
Ipse et Apollo, Choros! datur his res temporis acti
Eloquii et veneres et rerum noscere caussas.

Mit der vollkommensten Hochachtung unterzeichne ich
Wien, den 20. May 1826.
Vom k. k. Antikenkabinett.

Ihr ergebenster Diener
Giovanni Petrettini von Corcira,
k. k. ordentlicher Professor der griechischen
und lateinischen Literatur und der Aesthetik
an der Universität zu Padua.

An den Herrn Professor A. Böckh,

Mitglied der Akademie zu Berlin.

Es sind bereits mehr als anderthalb Jahre verstrichen, seit ich während meines Besuches auf dem hiesigen k. k. Museum der ägyptischen Alterthümer mit besonderem Interesse bey den verschiedenartigen Papyrusrollen verweilte, welche die vorzüglichste Zierde dieses Museums ausmachen. Vor allem aber widmete ich meine Aufmerksamkeit dreyen derselben, welche in meiner Muttersprache, der griechischen, abgefaßt sind, und mich einen ergiebigen Stoff für meine Untersuchungen erwarten ließen.

Seitdem entstand in mir das Verlangen, während Sie Allen, die so treffliche Gaben zu schätzen wissen, eine reiche Nahrung ihrer Wißbegierde darreichten, und während mehrere ausgezeichnete Männer anderer Nationen hierin Ihrem Beyspiele folgten, nicht selbst gleichsam an dem gemeinsamen Mahle nur als ἀσύμβολος Theil zu nehmen. Ich wendete mich daher, mehr im Bewußtseyn meines besten Willens, als im Vertrauen auf meine nur schwachen Kräfte, an den verehrten Herrn Direktor der k. k. archäologischen Museen, Herrn von Steinbüchel, mit der Bitte um Abschriften der genannten Papyrusrollen, und um die Erlaubniß, dieselben nach Gefallen benutzen zu dürfen. Er gewährte mein Ansuchen mit der Gefälligkeit und Güte, welche Ihm mehr, als irgend Jemanden eigen ist, und übergab mir nach wenigen Tagen die genaue Abschrift der einen dieser Papyrusrollen; von den beyden anderen aber hatte er nicht nur eine Kopie besorgt, sondern vielmehr eine von dem einsichtsvollsten Verständniß zeugende Uebertragung des unverständlichen griechischen Textes in ein vollkommen deutliches Griechisch. Hieraus wird man erkennen, welcher bedeutende Antheil an der Erklärung der genannten Schriften dem Herrn Direktor zuzuschreiben ist; denn in der That habe ich, was er hierbey gethan hat, nicht allein seiner gütigen Gesinnung und unermüdeten Thätigkeit zu verdanken, sondern eben so sehr auch einer umfassenden Kenntniß der griechischen Sprache und Paläographie, um tausend andere Hülfsmittel nicht zu erwähnen, welche ihm allenthalben zu Gebote stehen; so daß auf seine anspruchslose Gelehrsamkeit jener Aeschyleische Ausspruch seine volle Anwendung findet: οὐ γὰρ δοκεῖν ἄριστος, ἀλλ' εἶναι θέλει.

Leider konnte ich der Beschäftigung mit diesen wichtigen Mittheilungen nur sehr kurze Zeit widmen, da mich die Geschäfte der mir anvertrauten Lehrstellen nach Padua abriefen, Geschäfte, welchen ich, bey den fast ununterbrochenen Störungen lästiger Privatsorgen und einer sehr schwächlichen Gesundheit, auch allein nur mit Mühe Genüge zu leisten vermochte. Es lagen daher die Abschriften der Papyrusrollen gänzlich vergessen, und ich wurde erst durch einen Brief wieder an sie erinnert, in welchem sich Herr von Steinbüchel bey mir nach ihnen erkundigte, und in der Absicht, sie Herrn Böckh in Berlin zuzusenden, mich, im Falle ich mein Vorhaben aufgegeben hätte, um Zurückerstattung derselben ersuchte. Diese Nachricht erweckte in mir von Neuem den vorigen Eifer für jene Schriften; ich überlegte mir, wenn sie den Händen eines so bedeutenden Mannes übergeben wären, so würde er sie auf solche Weise ans Licht stellen, daß mir, trotz allen meinen früheren Vorstudien, zuletzt doch nichts über sie nachzutragen übrig bliebe: und so überwog in mir das Verlangen, mich als einen nützlichen Verehrer dieser Wissenschaft zu zeigen, das Gefühl meiner unzureichenden Kräfte. Ja, dieser Gedanke hatte mich so sehr eingenommen, daß er mich einerseits die Größe des Nachtheils nicht berechnen ließ, der um meinetwillen die gelehrte Welt und die Papyrusrollen selbst durch den Verlust eines so vorzüglichen Auslegers treffen sollte, und daß ich anderseits nicht erkannte, wie bedeutend meine übernommenen Verbindlichkeiten wären, sofern ich der Erwartung eines Jeden entsprechen wollte, der sich bey Lesung jener Schriften durch meine Schuld eines sichereren Führers beraubt sähe. Indem ich mich also über diese Bedenklichkeiten hinwegsetzte, antwortete ich Herrn von Steinbüchel, ich behielte die verlangten Abschriften noch zurück, gäbe ihm dagegen die Versicherung, ihm in Kurzem meine Arbeit selbst, so viel in meinen Kräften stände,

Digitized by Google

vollendet vorzulegen; ein Versprechen, dessen Erfüllung ich leider erst in dieser letzten Zeit obliegen konnte.

Nachdem ich nun dem Hauptzwecke meines Briefes Genüge gethan habe, welcher mir als der schwierigste Punkt desselben erschien (sofern das offene Eingeständniß einer Vernachläßigung, wenn es auch nachher belohnend seyn mag, doch im Augenblicke immer einige Ueberwindung kostet): so bleibt mir noch die Pflicht übrig, Ihnen in der Kürze eine möglichst deutliche Vorstellung von diesen antiken Denkmalen zu geben; was ich Ihnen, theils aus den oben angegebenen Gründen, theils weil Sie selbst Lehrer in diesem Fache sind, mehr als jedem Anderen schuldig zu seyn glaube.

Die eine der Papyrusrollen, welche leider durch die Zeit sehr gelitten hat, trägt zwar keine Art von Zeitbestimmung an sich, wird jedoch den Gelehrten hinlänglichen Grund zu der Annahme geben, daß sie aufs Späteste in den allerersten Jahren der Regierung Ptolemäus des Zweyten geschrieben sey. Die Form der Buchstaben kommt fast den Zügen derjenigen gleich, welche auf der goldenen Tafel mit dem Namen des Ptolemäus Evergetes eingegraben stehen, von der zuerst Herr Sidney Smith ein Facsimile bekannt gemacht hat. Sie enthält die Verwünschung einer Tochter gegen ihren eigenen Vater. Der vollkommen reine Sprachcharakter, die noch wenig bekannten Formen, die Schriftgattung selbst, von welcher wir nur sehr wenige Beyspiele in der griechischen Sprache besitzen, endlich die Hauptsache, das Alter nämlich, welches höher hinaufreicht, als das irgend einer anderen Schrift, zu der man sich der Tinte bedient hat: dieß Alles sind Eigenschaften, welche diese Papyrusrolle so sehr, als je eine andere, interessant und wichtig machen.

Die anderen beyden Papyrusrollen sind sich unter einander so ähnlich, und lassen nur so seltene Verschiedenheiten blicken, daß man sie als identisch ansehen, und die eine für die Abschrift der anderen erklären darf. Die Form ihrer Buchstaben gleicht ziemlich der des Papyrus, welchen Herr Buttmann herausgegeben hat, das heißt, sie ist ausgebildeter, als die rohgestalteten Züge Ihres Anastasianischen Kontraktes. Die Zeitangabe, die wir darin finden, kann meines Erachtens auf die letzten Jahre des Ptolemäus des Sechsten, mit dem Beynamen Philometor, gedeutet werden; und daraus geht offenbar hervor, daß dieß die beyden ältesten griechischen und mit der Zeitbestimmung versehenen Papyrusrollen sind, welche bis auf diesen Tag bekannt geworden. Sie müssen also noch älter, als die von dem Engländer Yung herausgegebenen, aber fast gleichzeitig mit jenen ägyptischen seyn, welche in demotischen Charakteren geschrieben, und von Herrn Champollion dem Jüngeren vor Kurzem in Rom erklärt worden sind *). Unsere Papyrusrollen scheinen den Auszug aus einem Protokolle zu enthalten, welches vom Schatzmeister zu Memphis amtlich aufgenommen worden. Man findet darin eine Anzahl von Verordnungen zur Einziehung verschiedener Zahlungen; dann die Beschwerde eines Klägers, dem nach seiner Angabe zweymal die Entrichtung derselben Summe als Preis eines Grundstückes abgefordert

---

*) Man kennt jedoch einige ägyptische Papyrusrollen mit demotischer Schrift, welche noch ältere Angaben enthalten. Siehe: Champollion Figeac Notice de deux Papyrus Egyptiens en écriture démotique im Journal Asiatique. Paris. 1823. 8.

worden; und endlich den Spruch des Gerichtes, an das er sich gewendet hatte, worin mehrere, bisher noch unbekannte Formalitäten vorkommen. Wenn man hierbey zugleich den Gebrauch einiger bisher noch unrichtig verstandenen Wörter des Alexandrinischen Dialektes kennen lernt; wenn man ferner eine von der gewöhnlichen Annahme bedeutend abweichende Bestimmung vom Geldwerthe des Talentes erhält, den Zinsfuß genau angegeben findet, und über die Bedeutung der Eigenschaften von mehreren Aemtern der griechisch=ägyptischen Administration richtiger belehret wird: so überzeugt man sich gewiß, daß in der Gattung von Schriften diese im Besitz des k. k. Museums befindlichen unbezweifelt den ersten Rang einnehmen.

Was nun meine eigene Bemühung bey Erklärung derselben betrifft, so schweige ich hierüber am liebsten, weil es immer eine mißliche Aufgabe ist, sich über seine eigene Arbeit auszulassen. Ich will Sie nur ersuchen, in der Beurtheilung derselben weniger die Strenge der Kritik, als die Nachsicht gelten zu lassen, welche Sie gewiß mit Ihren hohen Verdiensten verbinden.

Um den Umfang meines Werkchens, das Sie in Kurzem gedruckt erhalten werden, etwas zu erweitern, scheint es mir nicht unangemessen, die Erklärung einiger griechischen unedirten Inschriften des hiesigen Museums beyzufügen. Eine derselben, die ziemlich kurz ist, sende ich Ihnen als Zeichen meiner Hochachtung, und zwar um so zuversichtlicher, als sie mir einen frommen Wunsch auszudrücken scheint, den ich selbst aufrichtig für Sie hege.

Diese Inschrift findet sich auf den beyden Seiten einer Koralle, die unter den sogenannten Gemmae literatae als eine Zierde jener Werke stehen könnte, unter denen ich sie gleichwohl bisher nicht habe auffinden können.

Hier folgt eine genaue Kopie derselben:

ΠΑΡΑ	ΠΑΝΤ
ΤΩΝ	Α
ΑΓΑ	ΑΓΑΘ
ΘΩΝ	Α
ΘΕΩΝ	
ΔΕΔΟ	
ΜΕΩΑ	

Um nun von den Buchstaben zu sprechen, die hier eingegraben stehen, so hat man die richtige Schreibart des Wortes ΔΕΔΟΜΕΩΑ, das, wie man leicht einsieht, offenbar einen Fehler enthalten muß, wieder herzustellen. Wir könnten annehmen, es sey für ΔΕΔΟΜΕΝΑ geschrieben, mit der Voraussetzung, daß das Particip dorisch anstatt δεδομένη stehe; und könnten ἁ oder ἡ λίθος suppliren, so wie wir wissen, daß die Alten den weiblichen Artikel häufig den Edelsteinen beygesetzt haben. In diesem Falle hätte man den ganzen Satz als eine Formel anzusehen, die nach dem Gebrauche auf dergleichen Steinen eingegraben worden, und deren sich der Eingrabende bedient hätte, ohne die Art des Stoffes zu beachten, den er unter den Händen hatte. Aber auch bey dieser Annahme muß man gestehen, daß der Sinn, den die Inschrift darbietet, uns nicht genügen kann; um so mehr, da die andere

Seite unabhängig von der ersten übrig bliebe. Ich glaube daher, so wenig auch die Gestalt des vertauschten Buchstabens von der deutlich ausgeprägten Form auf der Koralle abweicht, so möge doch diese Art der Emendation unsere Beystimmung nicht verdienen. Besser könnte man meines Erachtens die Lesart δεόμεθα vorschlagen, und das Ganze so ansehen: ΠΑΡΑ ΤΩΝ ΑΓΑΘΩΝ ΘΕΩΝ ΔΕΟΜΕΘΑ ΠΑΝΤΑ ΑΓΑΘΑ. Die ganze Phrase, so wie der Gebrauch der Präposition und des Verbi wird sich mit den Beyspielen des Homer und des Demosthenes rechtfertigen lassen; und wir sehen so ohne allen Zweifel einen frommen Wunsch auf dieser Koralle ausgesprochen. Da wir oben in der Mitte derselben eine kleine Oeffnung bemerken, so dürfen wir schließen, daß sie nach Art einer Bulla von einem Kinde oder auch von einem Erwachsenen am Halse getragen worden sey, der gern sein Geschick der Gnade der Götter anempfehlen mochte. Denn der Mensch hatte, als er auf seiner irdischen Laufbahn von der ersten edlen Bestimmung abgefallen, und mit den Geheimnissen der Offenbarung noch unbekannt war, den Himmel, wie sich Plinius ausdrückt, fast mit einer größeren Anzahl von Gottheiten bevölkert, als Menschen auf der Erde sind; so daß Varro zu seiner Zeit mehr denn sechstausend derselben zählen konnte. Doch bildete man durch eine glückliche Fügung in dieser Schöpfung der Phantasie weit weniger schädliche Gottheiten, als solche, die dem guten Ausgange der menschlichen Handlungen vorstehen sollten, wie die Dii consentes, das günstige Glück, die Bona Dea, die frohe Hoffnung, den guten Genius, die glücklichen Fata und den Bonus Eventus, der bey den Griechen τὸ ἀγαθὸν genannt wurde *), wie wir noch auf den Münzen von Ephesus sehen.

Doch meine Andeutungen mögen hinreichend seyn, wofern sie nicht schon das Maß überschreiten. Gern möchte ich von Ihrem Urtheile erfahren, ob ich mich in denselben geirrt habe. Sie, als der erste Erklärer des Pindar und des Plato, haben bewiesen, daß Sie mit dem griechischen Leben so vertraut sind, als es nur der unterrichtetste Athenienser mit den Angelegenheiten seines Vaterlandes seyn konnte. Die griechischen Musen, die, noch in der Frische ihres Lebens aus dem Vaterlande vertrieben, unstät von Ort zu Ort wanderten, haben ihren Helikon und Parnaß in den deutschen Alpen wiedergefunden, die sie gastlich aufgenommen, und ihren jungfräulichen Blick nicht unziemlich und schmeichlerisch entwürdigt haben. Darum begabten sie auch, erkenntlich für solche Wohlthaten, eine rauhe Sprache mit den Reizen der Harmonie, und enthüllten ihren Verehrern ganz ihr Antlitz. Wird es ihnen aber je vergönnt seyn, in ihrem Vaterlande wieder einzuziehen, dann werden sie von den Wohlthaten und der Ehre, die sie

*) Unsere Inschrift gehört nicht unter die ganz gewöhnlichen. Biagi bemerkt, daß sich sehr selten griechische Inschriften finden, die der Bona Fortuna gewidmet sind. Dieß kann nicht eben so von den römischen gelten. Derselbe Schriftsteller erinnert sich nicht, daß außer der Fortuna und dem Genius auch anderen Gottheiten der Beyname ἀγαθή und καλή (welches letztere mit jenem gleichbedeutend ist), beygelegt wurden. Auf einem antiken Marmor finden wir ebenfalls für die Glücksgöttin die Beynamen ἐπίκουρος, d. i. günstig, und ἐπιχθόνιος, d. i. irdisch. Siehe: Monumenta graeca ex Museo J. Nanii. Romae. 1785. 4. p. 6.

in Deutschland genossen, ihren besseren Enkeln erzählen, und sie vor Allem lehren, Ihren unsterblichen Namen in Hymnen geehrt und gepriesen der Nachwelt zu bewahren.

Wien, den 12. May 1826.
Vom k. k. Antikenkabinett.

Ihr ergebenster Diener
Giovanni Petrettini von Corcyra,
k. k. ordentl. Professor der griechischen und lateinischen Literatur und der Aesthetik an der Universität zu Padua.

Was enthält die dem Pesther National-Museum nun schon überlassene Jankowichische Sammlung?

Aus echter Quelle.

1. Griechische und römische Denkmäler und Alterthümer aus Erz, Eisen, Stein, Thon, Glas u. s. w. gemacht, und in Ungern, Siebenbürgen, Kroatien, Serbien ꝛc. ausgegraben.

2) Ungrische Denkmäler aus Erz, Stein, Holz, Thon und Glas erzeugt.

3) Alte ungrische Waffen oder solche, die in Ungern gefunden worden sind, aus Eisen, Kupfer, Erz; nicht minder kostbare Schießgewehre, Schwerter, Säbel, Streitärte, Sättel, Verzierungen, Decken ꝛc.

4) Trinkgeschirre, Krüge, Becher und derley aus Silber, Krystall, Elfenbein, Bernstein, Muscheln und derley, mit Gold oder kostbaren Steinen eingefaßt; eine kostbare und zahlreiche Sammlung.

5) Alte, sowohl männliche als weibliche Ornamente; ferner Aufsätze und Geräthschaften, früheren Jahrhunderten gemein, aus Gold, Silber, Elfenbein, Krystall, Onix, Muscheln und aus allen anderen Materien erzeugt und mit Diamanten und anderen Edelsteinen dekorirt; wohin auch die goldenen Ketten gehören.

6) Die ältesten und kostbarsten Ritterordenskreuze aus Gold, mit Diamanten, Rubinen, übrigen Edelsteinen und Perlen geziert.

7) Alte Ringe aus Gold und Silber, auch mit Diamanten und anderen Edelsteinen geziert, und in drey Klassen eingetheilt: in ungrische Luxus-, in ungrische Siegel-, und in griechische und römische Ringe. Dazu kommt eine höchst seltene Sammlung von Siegeln, welche aus Silber und Erz gemacht sind.

8) Griechische, römische, arabische, persische ꝛc. Münzen, aus Gold, Silber und Kupfer — ungrische, siebenbürgische Münzen und jene der Könige von Serbien aus Gold, Silber und Kupfer.

9) Gemälde von vorzüglichen Meistern auf verschiedene Materien gemalt; welche aber keineswegs Gegenstände aus der ungrischen Geschichte vorstellen.

10) Gemälde, welche aus Porträten von Königen und berühmten Männern bestehen, originelle und gleichzeitige Kunstprodukte, Ungern betreffend.

11) Kupferstiche und Holzschnitte, von den berühmtesten ausländischen und ungrischen Künstlern verfertigt.

12) Kupferstiche und Holzschnitte, welche Könige, Heerführer, berühmte Männer, auch Städte und mehrere andere Gegenstände, welche auf Ungern Bezug haben, vorstellen.

13) Einige gezeichnete Abbildungen und andere vaterländische Gegenstände. Ferner einige alte originelle Kupferplatten und Holztafeln.

Handschriften.

1) Originalurkunden, Deutschland, Böhmen und andere Länder betreffend. Mehrere Hunderte; vom dreyzehnten bis siebzehnten Jahrhundert.

2) Originalurkunden, welche Ungern, Siebenbürgen, Kroatien und Dalmatien betreffen, und vom zwölften Jahrhundert angefangen, in Dekaden eingetheilt sind; es sind deren bey zweytausend Stück. Wobey die Akten und Artikeln der Friedensverhandlungen vorkommen, die mit Siegeln versehen sind, nebst den authentisirten Abschriften.

3) Griechische und lateinische Handschriften klassischer Schriftsteller und jener des sogenannten Mittelalters, vom achten Jahrhundert angefangen, theils auf Pergament, theils auf Papier geschrieben.

4) Orientalische Handschriften auf Pergament; hebräische, arabische, türkische u. s. w.

5) Deutsche, serbische, walachische Manuskripte auf Pergament und Papier bis zum sechzehnten Jahrhundert.

6) Lateinische Handschriften auf Pergament aus der Corvinischen Bibliothek. Ferner lateinische, ungrische, deutsche, slavische, wallachische, illyrische Handschriften, auf Pergament und Papier bis zum Jahre 1700. Sie gehören zur Literatur- und ungrischen Geschichte.

7) Handschriften neueren Zeitalters, vom Jahre 1700 gesammelt, in Abschriften; sie betreffen Ungern, und enthalten politische, ökonomische, militärische und historische Gegenstände. Bestehen aus mehreren hundert Bänden.

8) Historische Manuskripte, Deutschland, Polen, Italien und andere Ungern angränzende Länder betreffend, in lateinischer, deutscher, slavischer rc. Sprache. Machen beynahe fünfhundert Bände aus.

9) Eine vollständige ungrische Bibliothek, welche von Anbeginn gesammelt, jedes von Ungern herausgegebene Werk oder jene Schriftsteller, welche über Ungern oder über ungrische merkwürdige Begebenheiten geschrieben haben, enthält.

10) Eine Sammlung von klassischen Autoren in griechischer und römischer Sprache, und auch deren sogenannten editiones principes, über hundert; nicht minder dieser klassischen Autoren beste und seltene Ausgaben, mit einer Sammlung von Kritikern und Kommentatoren, welche über die Klassiker geschrieben haben.

11) Eine Sammlung von alten Druckstücken und solchen Büchern, die von den Bibliographen für sehr seltene gehalten werden; in verschiedenen Sprachen und über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände.

12) Eine historische Sammlung, alle Völker Europa's, Asiens und Amerika's (die Ungern ausgenommen) betreffend.

13) Eine antiquarische Sammlung, mit den vorzüglichsten Antiquitäten — Museen.

14) Eine historische Sammlung, enthaltend Schriften über die

christliche Religion und über alle übrige Religionen mit den vorzüglichsten christlichen Schriftstellern der ersten fünf Jahrhunderte.

15) Eine Sammlung solcher Schriften, welche von der allgemeinen Literaturgeschichte aller Völker und Nationen handeln Dazu kommen die allgemeinen kritischen Schriftsteller, alle encyklopädischen und periodischen Werke, die Akten gelehrter Gesellschaften, Philologen, Dichter, Redner, nebst den literarischen Zeitschriften.

16) Eine Sammlung von orientalischen Autoren; hebräischen, arabischen, persischen, syrischen, mit linguistischen und philologischen Schriften. Diese Sammlung ist erst im Entstehen, und besteht kaum aus achtzig Bänden.

17) Eine Sammlung deutscher Bücher, von den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst; vom Jahre 1467 bis zum Jahre 1600. Sie besteht aus mehr als sechzehnhundert Druckstücken von großer Seltenheit.

18) Eine Sammlung von Büchern, die in slavischer Sprache geschrieben sind, von 1482. Sie besteht aus beynahe tausend Bänden, und enthält böhmische, polnische, illyrische, russische, wallachische rc. Werke.

19) Eine Sammlung von französischen Büchern, welche die vorzüglicheren klassischen Schriftsteller in allen wissenschaftlichen Fächern enthält.

Berichtigung und Nachtrag.

Der XXX. und XXXI. Band dieser Jahrbücher enthält Beyträge zur Geographie des Landes an der Enns, namentlich über die Ennsgränze, vom Ausgange des sechsten bis zu jenem des achten Jahrhunderts, und über die Wohnsitze der Slaven in der Ostmark, sowohl unter als ob der Enns, von der Eroberung dieses Landstriches über die Hunnivaren durch Karl den Großen bis in die Tage der Hohenstauffen.

In der Zergliederung des letzteren mehrfach wichtigen Gegenstandes kam unter andern auch Heyrenbachs vermeintliche böhmische oder slavische Mark in der Ostmark zur Sprache, und die Markgrafen, die man für diese Mark zu finden glaubte: Sigfried, der mit Albrecht dem Sieghaften, Gottfried, der mit Leopold dem Heiligen, und Konrad, der mit Heinrich Jasomirgott gleichzeitig und quellengemäß erscheint.

Der Fortsetzer der Chronik des Kosmas von Prag sagt: Lothar II. habe 1131 den Bischof von Münster nach Rom gesendet, um dort die nahe Ankunft des deutschen Heeres zu verkündigen. Dieser Abgeordnete aber, die Nachstellungen der Hohenstauffen, Konradin, Friedrich, scheuend, habe den Umweg durch Böhmen genommen, woselbst er vom Herzoge Sobeslav gastfreundlich empfangen, durch das Land des »marchionis Raed'sis« zurückgekehrt sey — und dieser marchio Raed'sis mußte nun offenbar ein zu Retz seßhafter Gränzgraf gegen Böhmen und Mähren seyn? —— Dieses Raed'sis verleitete eine spätere, von Menken herausgegebene Böhmenchronik zu sagen: — »et quia ex cessione Gottfridi, Marchionis Austriae, Lutholdus filius quondam Conradi, fratris dicti Wratislai primi Regis, castrum *Rachs* pro tunc habebat.« Dieses Raed'sis und Rachs erhält aber einen seltsamen Doppelsinn, der wenig

Trost übrig läßt für jene eigene, von der Babenbergischen Ostmark erfindirte slavische oder böhmische Mark in der Ostmark, da nach dem Zeugnisse der böhmischen Philologen und insonderheit ihres Altmeisters und Vordermannes, des berühmten Dobrowsky, für Racd'sis zu lesen ist Racusis. Die alten Handschriften haben ȣ, d. i. o mit v darüber. Dieß sahen spätere Abschreiber für d (d. i. d) an, daher das unrichtige Racdsis. Nun ist Racus, Racusy im Plural, wie gewöhnlich Orts= und Ländernamen, im Böhmischen 1) das Schloß Racus (Retz), 2) aber auch das Land Oesterreich, die Ostmark selbst, wie noch heut zu Tage Rakausy, d. i. au für das ältere u: — eine Verwechslung, die offenbar auch schon jene ältere Chronik irre geführt hat.

Bey dieser Gelegenheit noch eine über die S. 113 des XIX. Bandes der Jahrbücher enthaltene Stelle über des Ritters Karl Heinrich von Lang Repertorien des königlich baierischen Staatsarchives: Regesta, sive Rerum Boicarum Autographa, bis zum Jahre 1300:

»1190 im Bestätigungsbriefe des Prager Bischofs und Herzogs »von ganz Böhmen, Heinrich, wären die Zeugen näherer Prü»fung werth: Engilbertus episcopus moravensis, Florianus can»cellarius, Bohuslaus comes Facensis, Ratibor comes Dadhe« (??).

Die Urkunde hat übrigens auch schon Lünig im spicileg. ecclesiastic. in einigen Namen richtiger abgedruckt, als durch Lang, in anderen unrichtiger. — So wie sie hier stehen, sind freylich die beyden Grafen, comites, praefecti, castellani, unmöglich zu finden. — Allein die Urschrift hat nicht Jacensis sondern Sacensis, also Bohuslaw Graf zu Saatz, und eben so heißt es im Original nicht Dadhe, wie Lang angibt, sondern cladze, böhmisch kladsko, also Ratibor Graf zu Glatz in Schlesien. — Auch die provincia Hedliz (bey Lünig Hedlich) ist ein Unding. — Das 'h ist ein z. Es heißt Zedliez, Sedlitz, noch ein Dorf ohnferne Karlsbad, und ehedem der Hauptort einer Strecke des jetzigen Ellenbogner Kreises. — Beyde Berichtigungen sind für die alte Geographie zu wichtig und zu folgenreich, um selbe nicht hier nachzutragen.

Herausgabe besorgt durch J. G. Hülsemann.

Preisaufgabe der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag in Böhmen.

Die k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag macht die von der historischen Klasse entworfene Preisaufgabe: Ausführliche Würdigung der böhmischen Geschichtschreiber vom ersten derselben bis zur Hagekischen Chronik herab, hiermit bekannt.

Die Lösung der Aufgabe soll enthalten: a) eine gedrängte Zusammenstellung alles dessen, was in Bezug auf besagte Schriftsteller von biographischen Notizen in Balbins Bohemia docta, in Knolls Mittelpunkten der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Böhmen und Mähren, in Meinerts Aufsätzen über die böhmischen Geschichtschreiber des ersten Zeitraumes (Wiener Jahrb. der Lit. Bd. XV und XVI) vorgefunden wird, und sonst noch aus andern Quellen ergänzt werden kann; b) eine genaue Prüfung der Ausgaben jener Geschichtschreiber mit Rücksicht auf den Werth der Handschriften, woraus sie geflossen, nebst Anzeige anderer noch ungebrauchter Handschriften, aus denen sich ein besserer Text herstellen ließe; c) eine auf den ganzen Inhalt und Ton der Erzählung, auf den Zweck des Schriftstellers und das Verhältniß seiner Lage gegründete Beurtheilung seiner Glaubwürdigkeit, oder Treue in Benutzung früherer Quellen.

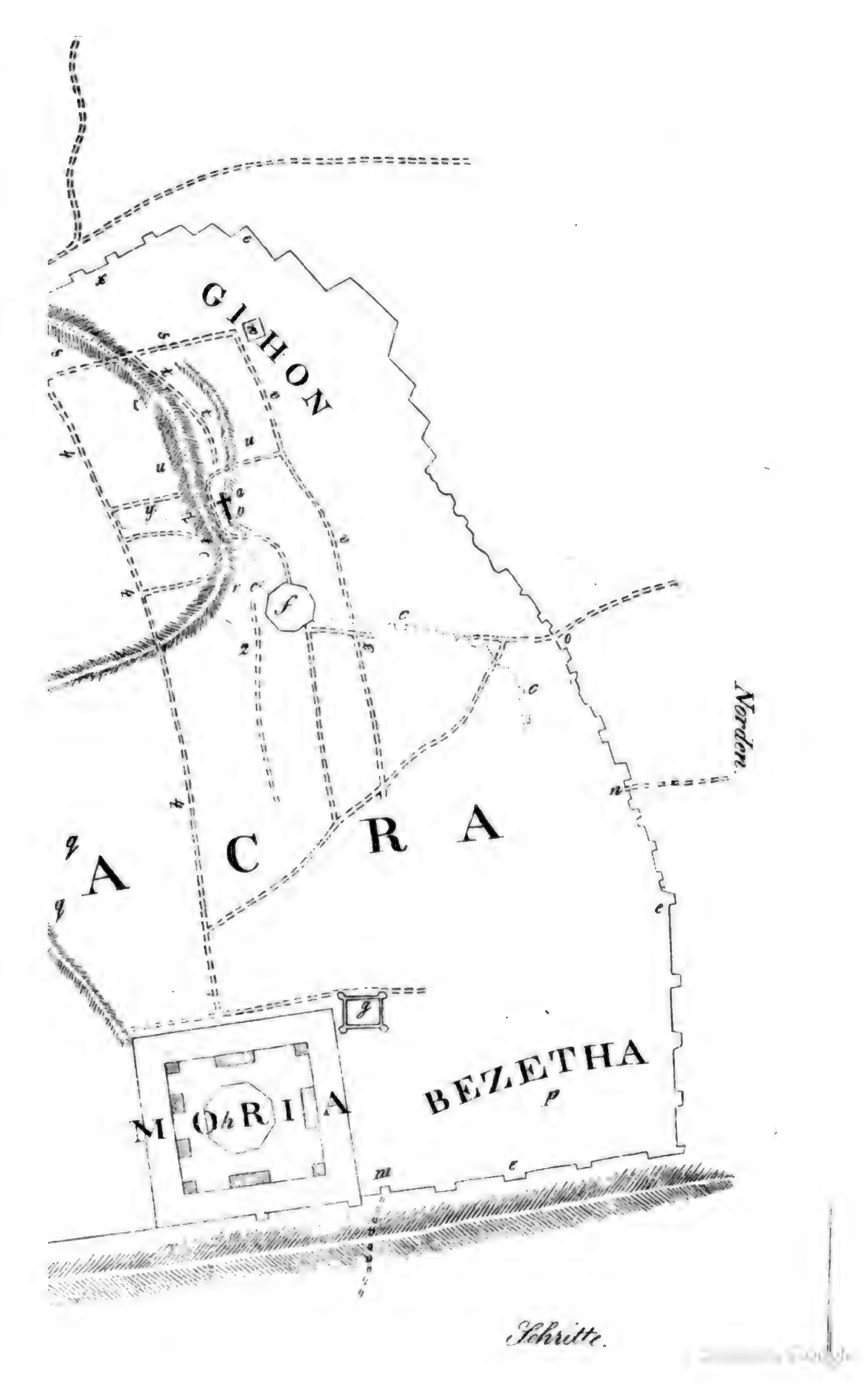
Der Preis für die beste Bearbeitung dieser Aufgabe besteht in 50 kaiserlichen Dukaten in Gold, nebst 250 Exemplaren von der auf Kosten der Gesellschaft gedruckten gekrönten Preisschrift.

Die in deutscher Sprache verfaßten Aufsätze der Herren Konkurrenten müssen von einer fremden Hand leserlich geschrieben, mit einem Motto und besonders versiegelten Zettel mit dem Namen des Verfassers versehen, vor Ende Dezember des Jahres 1827, an den unterzeichneten Sekretär der k. Gesellschaft eingesendet werden.

Die versiegelten Zettel jener Bewerber, die den Preis nicht erhalten, werden verbrannt; die Handschriften aber auf Verlangen den Einsendern nach dem Motto zurückgestellt.

Prag, den 25. Juny 1826.

Prof. David,
Sekretär der Gesellschaft.


GIHON
ACRA
MORIA
BEZETHA
Norden.
Schritte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich vier Bände zu 30 Gulden W. W. für die österreichischen Staaten, und zu 8 Rthlr. sächs. für das Ausland bey Endesunterfertigtem. Die Weygand'sche Buchhandlung in Leipzig hat immer Exemplare zur Auslieferung vorräthig. Ueberdieß werden regelmäßig Exemplare versandt, und sind zu haben:

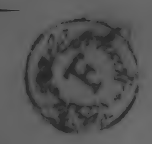
Aarau, bey Sauerländer.
Abo, bey Meyer.
Amsterdam, bey Müller u. Comp.; bey Sülpke.
Bamberg, bey Dresch.
Berlin, bey Amelang; bey Christiani; Dümmler; Dunker u. Humblot; Enslin; in der Maurerschen Buchhandlung; bey Mittler; Mylius; Nauck; Reclam; [illegible]
Bonn, bey Marcus; Weber.
Braunschweig, bey [illegible]; in der Schulbuchhandlung.
Bremen, bey [illegible]; Kaiser.
Breslau, bey [illegible]; J. Fr. Korn; W. G. Korn; [illegible] u. Comp.
Brünn, bey Gastl; Traßler.
Coburg, bey [illegible]
Cöln, bey Bachem; DuMont Schauberg.
Copenhagen, b. Brummer; Gyldendal.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible], bey Heyse; Palm u. Enke.
Essen, bey Baedeker.
Frankfurt a. M., bey Andreae; [illegible]; Hermann; [illegible]; Schäfer.
Freyberg, bey Craz u. Gerlach.
Freyburg, Herder'sche Buchhandlung.
[illegible]
Göttingen, bey [illegible]; Vandenhoeck u. Ruprecht.
Grätz, bey Ferstl; Kienreich.
[illegible]
Halle, bey [illegible]; Renger; in der Waisenhaus-Buchhandlung.
Hamburg, bey Herold jun.; Hoffmann u. Campe; [illegible]
Hamm, bey [illegible]
Hannover, bey [illegible]
Heidelberg, bey Mohr u. Winter.
Helmstädt, bey Fleckeisen.
Hermannstadt, in der Hochmeister'schen Buchhandlung; und bey W. H. Thierry.
Hildesheim, bey Gerstenberg.
Jena, bey Crocker; Schmid.
Innsbruck, in der Wagner'schen Buchhandlung.

Klagenfurt, bey Kleinmayer; Sigmund.
Königsberg, bey Bornträger; W. Unzer.
Laibach, bey [illegible]; Korn.
Landshut, bey Krüll.
Leipzig, bey Barth; Brockhaus; Cnobloch; in der Dyk'schen Buchhandlung; bey Fr. Fleischer; [illegible]; Gleditsch; Hinrichs; Kummer; Rein; W. Vogel.
Lemberg, bey Kuhn und Millikowski; Pfaff; Piller; Wild.
Linz, bey Fink; Haslinger.
Londen, bey [illegible]; bey J. [illegible]
Lüneburg, bey Herold u. [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Oedenburg, bey Carl Wigand.
Paris, bey [illegible]; tel u. Würtz.
Pesth, bey [illegible]; genberger.
Petersburg, bey [illegible]; handler der Akademie der Wissenschaften.
Potsdam, bey [illegible]
Prag, bey Calve; [illegible]; Widtmann.
Preßburg, bey Landes; [illegible]
[illegible]
Rudolstadt, in der [illegible]
Salzburg, bey Mayr; [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Stuttgart, bey [illegible]
[illegible]
Ulm, bey [illegible]
[illegible]
[illegible]
Wiener Neustadt, bey [illegible]
Würzburg, bey Stahel; [illegible]

Carl Gerold.

Jahrbücher der Literatur.

Sechs und dreyßigster Band.



1826.

Oktober. November. Dezember.

Wien.

gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich vier Bände zu 30 Gulden W. W. für die österreichischen Staaten, und zu 8 Rthlr. sächs. für das Ausland bey Endesunterfertigtem. Die Weygand'sche Buchhandlung in Leipzig hat immer Exemplare zur Auslieferung vorräthig. Ueberdieß werden regelmäßig Exemplare versandt, und sind zu haben:

Aarau, bey Sauerländer.
Abo, bey Meyer.
Amsterdam, bey Müller u. Comp.; bey Sülpke.
Bamberg, bey Dreich.
Berlin, bey Amelang; bey Christiani; Dümmler; Dunker u. Humblot; Enslin; in der Maurerischen Buchhandlung; bey Mittler; Mylius; Nauck; Nicolai; Lasw. Oehmigke.
Bonn, bey Marcus; Weber.
Braunschweig, bey Lucius; in der Schulbuchhandlung.
Bremen, bey Heyse; Kaiser.
Breslau, bey Gosohorsky; J. Fr. Korn; W. G. Korn; Max u. Comp.
Brünn, bey Gastl; Trassler.
Coburg, bey Briesmann.
Cölln, bey Bachem; Dumont Schauberg.
Copenhagen, b. Brummer; Gyldendal.
Danzig, bey [illegible]
Darmstadt, bey Heyer u. Leske.
Dresden, [illegible] Arnold; [illegible]; Walther.
[illegible], bey [illegible]
[illegible], bey [illegible]
Erfurt, bey Keyser.
Erlangen, bey Heyder; Palm u. Enke.
[illegible], bey Baedeker.
Frankfurt a. M., bey Andreae; [illegible]; Hermann; Sauerländer; [illegible]
Freyberg, bey Craz u. Gerlach.
[illegible]
[illegible]
[illegible], bey [illegible]; Barth [illegible]
Gratz, bey [illegible]
Halberstadt, [illegible]
Halle, bey [illegible]; Kümmel; in der [illegible] Buchhandlung.
Hamburg, bey Perthes [illegible] u. [illegible]
[illegible]
Hannover, bey [illegible]
[illegible]
[illegible], bey [illegible]
Hermannstadt, in der Hochmeister'schen Buchhandlung, und bey W. H. Thierry.
Hildesheim, bey Gerstenberg.
Jena, bey Frommann; [illegible]
Innsbruck, in der Wagner'schen Buchhandlung.

Klagenfurt, bey Kleinmayer; Sigmund.
Königsberg, bey Borntraeger; W. Unzer.
Laibach, bey Licht; Korn.
Landshut, bey Krull.
Leipzig, bey Barth; Brockhaus; Cnobloch; in der Dyk'schen Buchhandlung; bey Fr. Fleischer; Gerh. Fleischer; Gleditsch; Hinrichs; Kummer; Kern; W. Vogel.
Lemberg, bey Kuhn und Millikowski; [illegible]; Wild.
Linz, bey [illegible]; Haslinger.
London, bey [illegible]; bey J. [illegible] u. Comp.
Lüneburg, bey [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Marburg, bey Krieger.
München, bey Fleischmann; [illegible]; Lindauer.
[illegible], bey [illegible] Buchhandlung.
Nürnberg, bey [illegible]; [illegible] u. [illegible]
Oldenburg, bey Carl Wigand.
Paris, bey [illegible]; [illegible] u. Würz.
Pesth, bey Hartleben; [illegible] gendorfer.
Petersburg, bey [illegible] der Akademie [illegible]
Potsdam, bey [illegible]
Prag, bey Calve; [illegible] Widtmann.
Preßburg, bey Landes; Wigand.
[illegible], bey [illegible]
[illegible]
[illegible], bey [illegible]
[illegible], in der [illegible]; E. [illegible]
[illegible], bey [illegible]
Stuttgart, bey Metzler; [illegible]
Tübingen, bey Laupp; Osiander.
Ulm, bey Stettin.
[illegible], bey [illegible]
[illegible], bey [illegible] Landes-Industrie-[illegible]
Wiener Neustadt, bey [illegible]
Würzburg, bey Stahel; Etlinger.

Carl Gerold.

Jahrbücher der Literatur.

Sechs und dreyßigster Band.

1826.

Oktober. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Sechs und dreyßigster Band.

1826.

Oktober. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

Inhalt des sechs und dreyßigsten Bandes.

Seite

Art. I. Restauration der Staats-Wissenschaft, oder Theorie des natürlich-geselligen Zustands, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt, von Karl Ludwig von Haller. Erster bis vierter und sechster Band . . . 1

II. *Sophoclis Tragoediae. Rec.* GODOFREDUS HERMANNUS 40

III. Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten. — Im Vereine mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden bearbeitet und herausgegeben durch Joseph Freyherrn v. Hormayr 78

IV. 1) Taschenbuch für die Geschichte Mährens und Schlesiens, in Verbindung mit mehreren Geschichtsfreunden herausgegeben von Gregor Wolny.

2) Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg. Beyträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tyrol und Vorarlberg. Herausgegeben von den Mitgliedern des Ferdinandeums, von Mersi, von Pfaundler und Röggel . . 109

V. 1) Heinrich Meyers Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen, von ihrem Ursprunge bis zum höchsten Flor.

2) Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. Von Friedr. Thiersch. 170

VI. G. A. Bürgers Lehrbuch der Aesthetik. Herausgegeben von Karl v. Reinhard 191

VII. Fortsetzung der Recension des Siebenmeeres . . . 250

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXXVI.

Seite
Italienische Literatur 1

Bemerkungen zu einem Aufsatze im XXV. Bande der Jahrbücher . 7

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1826.

Art. I. Restauration der Staats-Wissenschaft, oder Theorie des natürlich-geselligen Zustands, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt, von Karl Ludwig von Haller. Erster bis vierter und sechster Band.

Mit dem im letztverflossenen Jahre 1825 erschienenen sechsten Bande, welcher die Republiken oder freyen Kommunitäten abhandelt, ist dieses wichtige Werk, mit Ausschluß des fünften, der wohl erst später zu erwarten ist *), geschlossen, und nun erst die Befugniß gegeben, darüber zu urtheilen. Denn dieser sechste Band sammt dem ihm angehängten, das ganze Werk rekapitulirenden Beschluß liefert einen überzeugenden Beweis von strenger Konsequenz, welche der Verfasser seinem System zu geben wußte, und ein treffendes Zeugniß von der Uebereilung, welche die meisten Urtheile charakterisirt, die sich früher hatten vernehmen lassen. Vom Hohn und von den Schmähungen der Widersacher kann hier nicht die Rede seyn, denn diese sind durch ihre eigene innere Nichtigkeit genugsam beseitigt. Aber auch von anderer Seite hatte sich die Meinung oder die Ansicht verbreitet, des Verfassers System sey bloß aus der Geschichte des Mittelalters geschöpft, und er wolle den damaligen Zustand der Dinge zur allgemeinen Norm erheben. Es werden S. 662 des sechsten Bandes einige Aeußerungen mitgetheilt, welche dieses Urtheil aussprechen, und der Verfasser setzt ihnen in der Kürze nur die allgemeine Versicherung entgegen, daß er vom sogenannten Mittelalter gerade am wenigsten wisse, daß seine Berufsgeschäfte ihm die Zeit zu Forschungen über jene Periode nicht gegönnt hätten, daß es ihn aber freuen müsse, wenn seine aus ganz andern Gesetzen geschöpfte Theorie auch durch das Mittelalter sich bestätigt finden sollte, weil er dieß für einen neuen Beweis ihrer Wahrheit halten müsse. Diese letzteren Worte sind es, welche den Beurtheiler sogleich auf den wichtigsten, auf den entscheidenden Punkt hinweisen, nämlich auf die Frage von der Wahrheit der durch Haller aufgestellten Theorie, oder vielleicht besser ausgedrückt, von der Richtigkeit des durch ihn, seiner Versicherung nach, wieder entdeckten wahren Wesens der gesellschaftlichen Zustände.

---

*) Wir behalten es uns vor, auf dieses vor so vielen andern gründliche und gelehrte Werk zurückzukommen, so bald der fünfte Band erschienen seyn wird. Anm. d. Red.

Man lese die verschiedenen Vorreden, man lese den Beschluß des ganzen Werks, und man findet den Verfasser so tief vom klarsten und sichersten Bewußtseyn durchdrungen, es sey ihm geglückt, eine der schwierigst zu erkennenden Wahrheiten wieder aufgefunden, eine der dringendsten Nothwendigkeiten erfüllt zu haben, daß diese Festigkeit der Selbstbeurtheilung allein schon verpflichten sollte, dem Vortrage des Autors einen gewissen Glauben beyzumessen, wollte man auch nichts auf Rechnung des Scharfsinnes und der Konsequenz setzen, welche den Leser so oft mit einer bewunderswürdigen Kraft der Wahrheit anleuchten. Dennoch ist es eine allgemeine Meinung, der sogar Viele huldigen, die dem Systeme des Autors zugethan sind, daß die Rechtfertigung mancher von ihm in Schutz genommenen Gesellschaftsverhältnisse mehr durch ein Uebergewicht des Scharfsinnes, der Gelehrsamkeit und der Ueberredung geleistet, als aus der reinen Natur der Dinge entwickelt sey.

Befremden darf es auch gewiß nicht, daß ein Urtheil, wie dieses, gefällt wird über den Restaurator der Staatswissenschaft, obwohl es nicht leicht seyn möchte, die Gründe aufzufinden, aus denen jene Behauptung hervorgeht. Auch den Referenten hat bey mehreren Anlässen ein Zweifel ergriffen, und er mußte oft sein Urtheil in Betreff der einen oder der andern Ausführung suspendiren. Sorgfältig hat er deßhalb vermieden, sich irgendwo über die Theorie des Hrn. v. Haller zu äußern; er wollte eine längere Zeit zur genauen Erwägung derselben verwenden, ehe er sich auch nur gelegentlich darüber aussprach, und vielleicht hat er dadurch alle die Hinderungen kennen gelernt, welche manchen denkenden Kopf abhalten, nicht, das Buch zu loben, sondern ihm eine unbedingte Beypflichtung zu zollen. Es sind nämlich gewisse Rücksichten, welche in der Zeit liegen, und gewisse ganz besondere Eigenthümlichkeiten, welche die Doktrin der Staatswissenschaft von andern Doktrinen unterscheiden, die dem Sinne des Lesers nie entschwinden sollten, die jedoch eben so wohl den empirischen Praktiker, wie den philosophischen Denker bald bey dieser, bald bey jener Stelle verlassen, und dadurch so manches fehlgreifende Urtheil vermitteln. Mögen daher zuvörderst gewisse Hauptpunkte vorantreten, aus deren richtiger Auffassung und Beherzigung sich die wahre Ansicht und Beurtheilung von dem Werthe des Buches und von der inneren Begründung der darin vorgetragenen Lehren sich bilden müssen, sofern es nämlich möglich ist, dem Verf. ganz beyzupflichten.

Zum Ersten liegen in dem Vorwurf der Staatskunde selbst gewisse unbesiegliche Schwierigkeiten, welche es unmöglich machen, ihr den streng wissenschaftlichen Geist zu ertheilen, sofern

letzterer nämlich in Auflösung oder in Entfernung alles und jedes Widerspruches bestehet. Dieses erklärt sich, wenn man den doppelten Charakter erwägt, welchen alle Wissenschaften an sich tragen. Denn sie beruhen sämmtlich auf solchen Bedingungen, welche der wissenschaftliche Geist entweder selbst feststellt, oder auf solchen, welche er vorfindet. In dem letzteren Gebiete entdeckt der Gelehrte, in dem ersteren Falle schafft, bildet oder komponirt er. Hier nämlich geht der menschliche Geist bald von der Voraussetzung aus, irgend ein Feld der Wirklichkeit oder der Erkenntniß befinde so sehr sich in der Verwirrung und Anarchie, daß er in der wohlgeübten Virtuosität eines reinen und richtigen Denkvermögens, welches ihm als eine von oben verliehene Gabe erscheint, den besten Leiter zu dem, der göttlichen Idee oder dem göttlichen Willen entsprechenden Wahren zu besitzen glaubt; er befleißigt sich, sein Denkvermögen richtig operiren zu lassen, und wenn die Resultate dieser Operation mit den Erscheinungen der Außenwelt hin und wieder glücklich zusammentreffen, so findet er letztere vor dem Tribunal seines Geistes gerechtfertigt. Bald aber auch setzt der Denker die Außenwelt ganz bey Seite, und er bildet aus den Gaben und Mitteln seiner eigenen Geisteskraft, indem er diese allenfalls mit gewissen ihm beywohnenden Erinnerungen und Eindrücken verbindet, ein neues zweytes Universum, dessen intellektueller Genuß, dessen intellektuelle Anschauung und Ausbildung ihn wahrhaft beseligen kann. Es wäre unrecht, den Geist hierin stören zu wollen, wiewohl es eine Frage anderer Natur ist, ob nicht vielleicht ein Denker dieser Art überhaupt etwas Besseres hätte thun können. In solchem Wege entstehen unter andern manche philosophische Systeme, die von einem gewissen Standpunkte aus sehr trefflich seyn können, aber deßhalb noch nicht die wahrhaft wesentliche Wahrheit selbst enthalten. Die Wissenschaften der ersteren Art hingegen, wo der Gelehrte nicht so wohl selbst schaffet, als vielmehr nur entdeckt, gehen hauptsächlich von der Beobachtung aus, von der Beobachtung einer gegebenen, nicht im Kreise der subjektiven Geisteskräfte des Denkers, sondern außerhalb dieses Kreises sich entwickelnden Welt. Man beobachtet diese letztere, entdeckt dadurch gewisse Analogien, Kausalverhältnisse, Zusammenwirkungen u. s. w., geräth durch das Betrachten derselben auf die Wahrnehmung von Gesetzlichkeiten außer uns, und erforscht diese bald rein für sich wie sie erscheinen, oder stellt sie mit den Gesetzlichkeiten des eigenen Geistes in Verbindung. Als Beyspiel dieser letzteren Art der wissenschaftlichen Thätigkeit läßt sich unter andern das Verfahren des Naturforschers oder des Freundes der angewandten Mathematik anführen. Beschäftige diesen letzteren zum Beyspiel die Mechanik oder

die Statik; so wird mit Recht von ihm gefordert, daß er den Gegenstand seiner Wissenschaft von allen Widersprüchen reinige, und daß, sobald er einen Satz bedingt oder unbedingt aufstellt, derselbe nun auch innerhalb der ihm geliehenen Bedingtheit eine von jeder Schwankung und Unbestimmtheit befreyte Wahrheit behaupte. Die Gesetze, wie eng sie gestellt seyn mögen, sollen innerhalb ihrer Begränzung sicher und fest dastehen. Auch an den Naturforscher ergeht eine, wenn nicht gleiche, doch ähnliche Ansprache; nämlich es bleibt die Forderung, daß er in den ihm dargebotenen Gegenständen der Natur die wirklich vorhandenen, wirklich liegenden Eigenschaften, ja wohl gar Gesetze zu entdecken beflissen seyn soll; und wenn es ihm nicht gelingt, diese letzteren ganz widerspruchslos und sicher aufzufinden und darzustellen, so wird der Grund davon in den geheimnißvoll tiefliegenden Zusammenhang gesetzt, der überall die Entdeckung der letzten Harmonie und Wahrheit ungemein erschwert. Immer aber bleibt es stillschweigende Voraussetzung, daß in tiefster Tiefe, im letzten Hintergrunde eine völlig widerspruchfreye Wahrheit wirklich vorhanden sey. Und was man hier der Natur zutraut, das bringt in allen mechanischen Wirksamkeiten der Mensch selbst hervor; denn nur in so fern gelingt sein Unternehmen, als er schon in der Berechnung der ersten, Bewegung gebenden, Kraft sich nicht irrte, und als jedes damit zusammenhängende Getriebe gleich richtig war berechnet worden.

Ganz anders aber verhält es sich mit den gesellschaftlichen Einrichtungen und Gründungen. Will man diese nach Platons Weise behandeln; so muß man wissen, was man thut, nämlich daß man ein intellektuelles Gebilde von hoher Schönheit schafft, ein erhabenes Kunstwerk der Philosophie, das auf den menschlichen Geist indirekt wohlthätig wirken darf, wie ein herrliches Gemälde, aber eben so wenig wie letzteres in die Wirklichkeit unbedingt versetzt, oder in der Wirklichkeit nachgeahmt werden kann. Verläßt man aber diese, vielleicht vorzugsweise für philosophisch zu erklärende Behandlungsart; so tritt man in die Klasse der entdeckenden Gelehrten, derjenigen Gelehrten, welche die einem gegebenen Stoff inwohnenden und lebendigen Gesetze, oder Gesetze der Wahrheit, durch Beobachtung auffinden und der Entdeckung gemäß darstellen wollen. Aber da frägt sich nun, ob der hier gegebene Stoff jene widerspruchslose, in jeder Aeußerung und Wirksamkeit als sich treu bleibend bewährte Wahrheit auch enthalte, welche man in der Natur stillschweigend voraussetzt, und in den mechanischen Gebilden der Menschen mit Recht fordern darf. — Gewiß nicht! denn man hat es mit einem Zusammengesetzten zu thun, in welchem sich allerdings

natürliche Verhältnisse und Gesetze vorfinden, die sehr oft mit den offenbarten Gesetzen zusammenklingen mögen; aber die Menschen haben sie modifizirt, und weil sie in ihren Modifikationen nicht stets dem Geiste der ursprünglichen Gesetzlichkeit treu geblieben sind, so mußten Gebilde entstehen, welche das Ursprüngliche, Wahre und Natürliche in mannigfacher Mischung mit einem mangelhaften Menschlichen vereint enthalten. Solches, das ist mit Grund zu behaupten, sind in den meisten Beziehungen unsere Staaten, so wie unsere geselligen Gründungen und Zustände. Die ursprüngliche Gesetzlichkeit ist darin eben so wohl noch enthalten, wie daraus theilweise verschwunden, und vermischt mit einem menschlichen, bald mehr bald minder mangelhaften oder vollkommenen Ersatz- und Ergänzmittel. Berücksichtigen wir dieß, so erklärt sich die Mangelhaftigkeit aller staatswissenschaftlichen Lehren und Systeme, hauptsächlich aber zeigt sich, weßhalb sie desto mehr in Widersprüche verwickeln, je mehr sie im gemeinen Sinne des Wortes fortschreiten; und schon hieraus ergibt sich, weßhalb in der theoretischen Staatskunde die sogenanten Rückschritte oft mehr und sicherer zur Wahrheit führen, als die Vorschritte, da jene, die Rückschritte, dem reinen, ursprünglichen, unvermischten und unverdorbenen Zustande wieder annähern, hingegen die Vorschritte immer tiefer in die Kreise einer das Entartete mit dem Ursprünglichen verbindenden Vermischung hineinlocken, jene den reinen Typus wieder herstellen, letztere den entarteten Typus bald rechtfertigen, bald nur ausbessern wollen.

Ist nun in dem Vorwurf der Staatswissenschaft, in dem Bereich nämlich, mit welchem sie sich beschäftigt, eben so wohl der Geist des Ursprünglichen, Reinen und Wahren, oder wie Hr. v. Haller sich ausdrücken würde, des Natürlichen, noch wieder zu erkennen, jedoch auch demselben ein Irrthümliches, Entartetes, ja vielleicht durchaus Unwahres eingewebt, welches menschliche Einseitigkeit und Verblendung damit zusammengefügt hat, folglich reines Gebilde und Mißbildung darin vereinigt, und soll die Doktrin ihren Gegenstand wieder geben wie er ist, nicht aber ein Umgewandeltes dafür hinstellen; so erscheint die Anforderung ganz unstatthaft, daß der wissenschaftliche Darsteller ein in sich ganz Harmonisches oder vollkommen Reines darbringen kann als Inhalt der Staatswissenschaft; denn seine Doktrin muß ja dem gegenständlichen Stoff entsprechen. Man kennt die platonische Frage, ob die Gesetze göttliche oder menschliche Schöpfungen seyen. Die richtige Beantwortung kann nur die Erklärung geben, daß die Gesetze ursprünglich göttliche Gebote oder göttliche Schöpfungen allerdings waren, und daß die Menschen sich Glück wünschen könnten, wenn ihre Gesetze letzteres stets geblie-

ben, wenn sie es noch wären. Aber in der Wirklichkeit ist es anders. Immer noch enthält der gesellige Zustand Ueberreste göttlicher Gesetze, nur ist deren echter Typus nicht mehr überall rein aufzufinden, oder es sind da, wo er noch waltet, ihm Gesetze menschlichen Ursprungs verschwistert worden; und so enthalten die wirklichen Staaten jetzt immer noch ein göttliches Vollkommenes, aber auch ein menschliches Mangelhaftes, woraus dann ein Widerspruch entsteht, der bald mehr bald minder schneidend ist, und es wäre zu viel begehrt, wenn man von dem ersten Restaurationsversuch der Staatswissenschaft fordern wollte, daß er seinen Gegenstand völlig schon von jenem Widerspruch gereinigt darstellen müsse, da wir ja noch nicht gewiß seyn können, in wie weit jene vollkommene Restauration überhaupt sich mit bloß menschlichen Kräften vollbringen lasse. Unrecht wäre folglich, wenn man dem Verfasser vorwerfen wollte, daß er nicht alle seinem Stoff inwohnenden Widersprüche vollkommen gelöset, nicht jedes Bedenken getilgt habe, indem hier schon Andeutungen genügen müssen, von welcher Seite her die Lösung zu erwarten sey. Wenn man irgend etwas rügen wollte, so könnte es nur darin bestehen, daß das Streben, einzelne gesellschaftliche Gründungen und Einrichtungen auf ihren wahren und echten Typus, was Hr. v. Haller ihr natürliches Verhältniß nennt, zurückzuführen oder daraus herzuleiten, zuweilen bald angestrengt, bald willkürlich, bald erkünstelt erscheine, woraus sich dann erklären ließe, weßhalb der Vorwurf einer sophistischen Darstellung gleichsam als Retorsion mehrmals gegen den Autor so laut werden durfte.

Zum Andern entspringt aus dieser ersten Betrachtung eine zweyte. Nicht jedesmal sind es reine Begriffe oder reine Gebilde, welche der Restaurator der Staatswissenschaft aufzustellen vermag, wenn er die vorhandenen politischen Gründungen betrachtet, weil letztere, so wie sie vorgefunden worden, sich bald vom Wahren und Reinen entfernt haben, d. h. entartet sind, oder weil sie, beflissen letzteres wieder herzustellen, ihre Aufgabe nicht vollkommen gelöset haben, d. h. unvollkommen geblieben sind. Keineswegs ist folglich von der restaurirten Staatswissenschaft jene widerspruchlose Konsequenz im Ganzen und in jeder einzelnen Entwickelung zu verlangen, welche man als das Wesen philosophischer Wissenschaftlichkeit zu fordern gewohnt war; und doch ist sie eben so wenig bloße Geschichte. Denn in der Staatswissenschaft steht die Rücksicht oben an, daß die Zustände, welche sie schildert, als perfekte, sich gleich bleibende Verhältnisse feststehen; in der Geschichte aber überwiegt die Rücksicht eines thätigen Entwickelungsganges, so daß alles entweder zur festen Form

erst sich bilden will, oder das Gebilde der festen Form zu verlassen schon wieder beflissen ist. Ein Bewahren der festen, nicht jedesmal reinen Form, ein Hinneigen zu derselben und ein Wiederabweichen von ihr, das sind also die Elemente, mit denen der Restaurator der Staatswissenschaft zu thun hat, und welche ihn eben so wohl hindern, seinen Vortrag vollkommen philosophisch als ihn historisch abzufassen, und die Nöthigung geben, stets zwischen philosophischer und zwischen historischer Entwickelung sich schwebend zu erhalten. Wird dieses in der Sache selbst liegende daraus nicht zu entfernende Verhältniß mißdeutet; so hat man es leicht, die Restauration der Staatswissenschaft zu tadeln, bald daß sie nicht streng genug geschichtlich, bald daß sie nicht streng genug philosophisch wahr, d. h. widerspruchsfrey ihre Aufgabe löse. Aber es liegt ganz in ihrer Natur, weder das eine noch das andere vollkommen zu leisten; über beydes kann sie nur Winke geben, die bloße Approximationen zur Wahrheit sind, und das thut ihr keinen Abbruch des innigen Verhältnisses wegen, in dem sie zur Praxis stehet. Diese Praxis bildet, ganz wie solches bey der Heilkunde der Fall ist, ihre zweyte Hälfte, und erst in der richtigen und wahren Vereinigung mit der letzteren gewinnt sie ihre eigentliche Vollkommenheit. Unter gewissen Verhältnissen enthält die Geschichte selbst schon die Staatswissenschaft, jedoch nicht immer; und es gehört nicht hieher, zu entwickeln, weßhalb es nur selten der Fall ist. Aber gerade deßhalb entsteht uns ein Mittelwesen als Wissenschaft, welches jene und diese in Annäherung bringend, auf Absolutheit nicht Anspruch machen darf; und dem unparteyischen Gelehrten muß diese Betrachtung einen zweyten Grund zeigen, aus welchem es unmöglich ist, ein Werk, wie das vorliegende, mit der Konsequenz der Absolutheit auszustatten, so daß auch die aus jenem Anlaß dem Verfasser wohl gemachten Vorwürfe die Strenge übertrieben haben. Es kann einmal nicht anders seyn; wo es nicht der ruhende Zustand eines einzelnen geschichtlich Entstandenen ist, den man schildert, wo vielmehr der geschichtliche Entstehungsgang erst die wesentlichsten Aufschlüsse über die Natur eines vorwaltenden Zustandes zu leisten vermag, und wo man zugleich diesen auf einen Begriff, und hauptsächlich wo man ein mehrfache Abweichungen enthaltendes Geschichtliches auf einen allgemeinen und einfachen Begriff generalisirend zurückführen will, da verstummt die Frage: ob der Verfasser seine Aufgabe vollkommen gelöset, ob er sein Ziel ganz erreicht habe; es kömmt nur darauf an, ob er uns, seine Zeitgenossen, demselben im Allgemeinen näher führe, und man darf nicht zu sehr vom Einzelnen ausgehen, indem man diese Forderung stellt.

Zum Dritten ist es der zeitliche, eine gewisse Polemik des Vortrags gebietende Zustand der Dinge, welcher Rücksicht fordert. Solche Gelehrte sogar, die sich nicht unumwunden für die von Hrn. v. Haller aufgestellte Theorie erklärt haben, sind doch darin mit ihm einig, daß diejenigen Doktrinen, welche er bekämpft, allerdings, seiner Sprachweise gemäß, Pseudophilosophie, daß sie Chimären sind, und gewiß gibt es wenig gründliche Köpfe, welche nicht die Nothwendigkeit fühlten, die Mitwelt über den Werth jener Doktrinen zu enttäuschen. Dieser Aufgabe ein Genüge zu leisten, das ist es eigentlich, was Hr. v. Haller sich vorgesetzt hat, und auch dieser Vorsatz muß bey Beurtheilung seines Werkes um so mehr in Rücksicht gezogen werden, als der ganze Vortrag demselben gemäß eingerichtet ist. Er konstruirt nicht nach der Weise so vieler politischer Schriftsteller unserer Tage den Staat aus gewissen Grundideen, sondern er betrachtet in systematischer Folge die sämmtlichen Momente, welche bey der Regierungskunst in jeder Gattung von Staaten zur Sprache kommen, und er stellt eigentlich die neuerdings in Betreff derselben verbreiteten Meinungen vergleichend der früheren Betrachtungsweise gegenüber. Indem er diese mit jenen, die gegenwärtige Ansicht von den Staatselementen mit deren früherem Charakter vergleicht, gibt er herrliche Winke über den letzteren; allein sein Hauptzweck geht vielmehr darauf, die Zeitgenossen zu überzeugen, daß ihre neuen Lehren, Meinungen und Ansichten irrig sind, daß deren Falschheit schon einleuchtet, so bald sie nur gegen die Grundsätze der früheren Wissenschaft gehalten werden, als er die dermalen zurückgesetzten und verkannten besseren Lehren im Einzelnen zur unbedingten Wiedernachahmung zu empfehlen beabsichtet. Darum kann auch nur grobes Mißverständniß oder hämische Böswilligkeit denjenigen Vorwurf auf Herrn v. Haller ausdehnen wollen, welchen ein böser Leumund den Königsfreunden aller Staaten macht, daß das Bestreben der letzteren, wenn es nicht an sich selbst schon revolutionär sey, ganz nothwendig zur Revolution und zur Anarchie führen müsse, weil es den geltenden Zustand der Dinge, die Grundlage der zur Zeit herrschenden Ruhe und Ordnung mit Erschütterung bedrohe, und eine Umwälzung bezwecke, die nur Lieblingsneigungen und Interessen von anderer Farbe wie die früheren entspricht. Aber der Restaurator der Staatswissenschaft beschränkt seine Restauration gänzlich darauf, daß er überall Bild und Gegenbild von demselben Gegenstande dem Leser vorhält, in dem einen das Unzusammenhängende, Falsche, Trügerische und Verfehlte, in dem andern das Wohlbegründete, das Wahrhaftnatürliche, das Richtige und Vernünftige, seiner Ansicht nach, zeigend. Vielleicht

ist kein Schriftsteller mehr als Hr. v. Haller frey von dem Vorwurf, daß er dieses oder jenes, man nenne nun es Gründung, Gebrauch oder Form, was sonst sich bewährte, unbedingt zurückführen wolle; und es muß, wer das zu behaupten wagt, sein Werk mit unverzeihlicher Gedankenlosigkeit gelesen haben. Ueberall unterscheidet ja der Verfasser eine vierfache Beschaffenheit, eine vierfache, nicht Form, sondern Natur der Staaten, und er erkennt mit partenloser Wahrheitsliebe das einer jeden derselben angehörige Gute vollkommen an. Nirgends wird man das anzeigen können, was er mit antirevolutionärer Sucht unvermittelt wieder hinzustellen angerathen oder gefordert hätte. Nur den Geist einer schädlichen Richtung der neueren und der gegenwärtigen Zeit, nicht die Gesammtrichtung dieser Periode als verderblich malend, läßt er sie uns gleichzeitig und im Vergleich mit dem Geiste früherer Verhältnisse anschauen, allerdings bezweckend, daß die Mitwelt sich mit dem Wahren und Natürlichen abermals befreunde und den Geist des böslich ersonnenen Irrthums wiederum verlasse; und dieses unter allen Verhältnissen zu empfehlende Verlassen des Irrthums nennen die Gegner, ohne zu erwägen, daß Hr. v. Haller keine Restauration der Staaten, sondern eine Restauration der Wissenschaft vom Staate geschrieben hat, einen Rückschritt, als ob es z. B. ein Rückschritt wäre, daß unsere Aerzte jetzt von widernatürlicher Behandlung der mit Heilmitteln überfüllten Kranken zur reineren Natureinfachheit zurückkehren. Ist es aber nothwendig, daß bey Beurtheilung der Restauration der Staatswissenschaft auch dieser dritte Punkt gehörig berücksichtigt werde; so zeigt derselbe, weßhalb der Verfasser vollkommen richtig verfuhr, wenn er bald andeutende Winke, bald tiefere Entwicklungen den früheren natürlich geselligen Zustand betreffend benutzt hat, um dem Blicke der Zeitgenossen das Unbegründete und Zusammenhanglose gewisser jüngerer Staatslehren darzustellen; denn um die falsche Auffassung einer Gegend oder einer Gesichtsbildung in einer fehlerhaften Zeichnung anschaulich zu machen, ist es das beste Mittel, ihr eine bessere Zeichnung, wenn auch nur in leichten Umrissen, gegenüber zu stellen. Es konnte also, auch von dieser Seite betrachtet, nicht in dem Plane des Verfassers liegen, das Ganze und das Einzelne der Staatsgründungen, wie solches früherhin vollkommen da gewesen war, in allen seinen Theilen zu rekonstruiren, sondern er mußte sich damit begnügen, letzteres seinen Hauptelementen nach im Allgemeinen richtig aufzustellen, dann aber beym besonderen Anlaß einzelne Charakterzüge richtig schildernd hervorzuheben. Es kam mehr darauf an, über das

Irrthümliche der neueren Pseudogebilde zu enttäuschen, als die Grundzüge der früheren Zustände vollständig auszuzeichnen.

Zum Vierten aber ist in Betreff desjenigen, was Hr. v. Haller den natürlich geselligen Zustand nennt, die durchgreifende Richtigkeit wenigstens einer von ihm entwickelten und durch das ganze Buch ungetrübt fortgehenden Grundwahrheit nothwendig anzuerkennen, und es muß, daß dieses die Hauptsache sey, von jedem Leser gewürdigt werden. Eine streng geschichtliche Entwickelung des Bildungsganges derjenigen jüngsten geselligen Zustände, in welchen dermalen noch die Grundzüge des natürlichen Verhältnisses — natürlich im Sinne des vorliegenden Buchs — obwalten, liefert Hr. v. Haller nicht. Eine solche Entwickelung, wenn wir uns noch sehr weit von derselben entfernt befinden, wenn wir sie so bald noch nicht gewinnen dürften, und wenn namenlose Schwierigkeiten erst müßten überwunden werden, bevor sie sich liefern läßt, möchte wohl einen von des Autors Darstellung ganz abweichenden Gang nehmen. Sie müßte vielleicht zwey Hauptunterschiede in das Auge fassen, den Charakter der christlichen und den der entweder nicht christlichen oder vorchristlichen Staatenverhältnisse, ferner den bedeutenden Unterschied von Volks- und von Landesverfassungen, woraus dann viele wichtige Punkte sich aufklaren würden. Allein wie dem immer sey, die vier Hauptformen oder Hauptnaturen, auf welche der Verfasser die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Staaten zurückzuführen versucht, würden auch dabey sich glücklich bewahren. Nicht, daß in der Staatengeschichte diese Formen stets rein erschienen, vielmehr werden sie oft in den sonderbarsten Mischungen, in wunderlichen Verbindungen angetroffen, und oft liegen die sämmtlichen Elemente dieser vier verschiedenen Naturen durch einander; aber stets sind es die nämlichen vier Charaktere, auf welche sich alles zurückführen läßt, was man antrifft, und nur in dem bestimmenden Uebergewicht, demjenigen Uebergewicht, welches dem Ganzen Ton und Farbe gibt, findet eine Verschiedenheit Statt. Die Herrschaft des bis an die ursprünglichen Offenbarungen gläubig hinanreichenden Geistes, die Herrschaft der in aller genetischen Entwickelung sich als Geburt manifestirenden Autorität, deren Werth darin liegt, daß in der Regel das organisch Entstandene vor dem kunstvoll Erfundenen den Vorrang behauptet, ferner die Herrschaft der äußern, die oberflächliche Zweckmäßigkeit durch Angemessenheit des Mechanismus und Kraft der Mittel erhaltenden Ordnungen und Anordnungen, endlich die Herrschaft mannigfacher — in der Regel der besten — Kräfte einer kollektiven Gesammtheit, diese vier Dominationen, die jedes gesellige Verhältniß dergestalt

mehr oder minder besitzt, daß danach sich solches, dem Spruch a potiori fit denominatio gemäß, charakterisirt, sind es, welche die Natur aller verschiedenen Staatengebilde bestimmen. Den Vereinigungspunkt gibt, oder Seele des Ganzen ist bald der Oberpriester, bald der Familienvater im ausgedehntesten Wortsinne, bald der Anführer oder bald die Rathsversammlung, und je nachdem diese vier Charaktere oder Typen sich mischen und bedingen, danach bestimmen sich die verschiedenen Staatenbildungen, welche noch in unsern Tagen sogar, bald mehr zum Priesterstaat, bald mehr zum Patrimonialstaat, bald mehr zum Kriegerstaat, bald mehr zur freyen Kommunität oder zur Republik hinneigen, falls nicht ein ganz neues Gebilde entsteht, so voll der wunderbarsten Harmonie dieser Bestandtheile, daß es sich als ein ganz neues Wesen darstellt. Jene so richtige und unwidersprechbare Entwickelung des vierfachen Charakters aller Staaten wird niemand dem Hrn. v. Haller angreifen können, und kaum hat noch ein Auge, indem es die von der Geschichte dargebotenen Staatenerscheinungen überblickte, so treffend und so gründlich das wahre Verhältniß entdeckt. Geistreich und scharfsinnig sind wohl die Gegensätze der republikanischen und monarchischen, desgleichen der priesterlichen und kriegerischen Staaten im Einzelnen beleuchtet, auch in diesem Wege schätzbare Wahrheiten entdeckt worden; allein den wahren Zusammenhang der Sache gibt nur die vorgedachte Ausführung der ursprünglichen vier Elemente des politischen Universums, wie denn auch alle sonst wohl bemerkten politischen Gegensätze durch sie erst die vollständige Entwickelung gewinnen, fast den Verhältnissen analog, in welche die Naturelemente selbst wieder unter sich zu treten pflegen. Denn im Patrimonialstaat, wie im Kollektivstaat kann bald die kriegerische, bald die geistliche Kraft überwiegen, und beydes so in einem jeden dieser Staaten sich gleichfalls wieder entgegen treten, was den geistlichen und was den kriegerischen Staat charakterisirt, gleich wie abermals jeder dieser letzteren beyden bald mehr die Form und Kraft der höchsten Autorität nutzt, um das Ganze von ihrem Geist durchdringen zu lassen, bald mehr dahin trachtet, einen gewissen Kollektivwillen zur Autorität zur erheben. Kurz, Hr. v. Haller hat die gesammte Masse des politischen Stoffes, die, wenn wir aufrichtig sprechen wollen, den meisten Philosophen und Lehrern der Staatskunde, sofern sie sich nicht auf einzelne Staatsorganismen individueller Natur beschränkten, nur da lag gleich einem Chaos, in welches sie oft herrliche lichte Blicke thaten, vollständig überschaut, in seine richtige Urelemente eingetheilt, und durch seine erschöpfende Eintheilung eine den Stoff selbst erschöpfende Kenntniß desselben an den Tag gelegt,

damit aber jedem verständigen Denker möglich gemacht, wenn ihm hier oder dort ein Bedenken begegnen sollte, jedes Einzelne auf dasjenige der vier Grundelemente zurückzuführen, aus dessen Natur und Nothwendigkeit für jeden etwaigen einzelnen Widerspruch die richtige Auflösung gewiß entspringen muß.

Zum Fünften endlich ist aus dieser letzten Betrachtung hauptsächlich der große Unverstand zu erklären, welchen so viele Leser, die jenen wichtigen Punkt übersehen, vom Lesen des Buches mit zurückbringen, gleich als wäre ihnen gar nicht möglich, dessen eigentlichen Geist zu erfassen. Um diesen Ausspruch zu bestätigen, muß der Plan des Buchs, der Gang des Vortrags berücksichtigt werden, und so bahnt sich der Weg endlich, von diesem letztern direkt und unmittelbar zu sprechen.

Nachdem die am 18. Oktober 1816 geschriebene Vorrede unverholen die polemische Richtung ankündigt, welche das Werk nehmen soll, wird letztere wieder in dem ersten Bande vorwaltend mit strenger Konsequenz fortgesetzt, und sie veranlaßt uns zu folgender allgemeinen Betrachtung.

Angenommen, es wäre die Erscheinung des Gleichstehens vieler belebter Einzelheiten oder die Erscheinung vieler sich gleich stehender lebendiger Einzelheiten möglich oder denkbar; so wäre dieß kein geselliges, ja nicht einmal ein natürliches, es wäre ganz und gar kein Verhältniß. Sogar das Wort mangelt, um diesen Zustand zu bezeichnen, seiner vollendeten Nichtigkeit wegen. Trete irgendwer auf, um den Begriff eines solchen Zustandes, wenn es ein Zustand wäre, festzustellen, oder auch nur irgend eine Eigenschaft desselben auszudrücken! Es ist unmöglich! Weder eine Einheit, noch eine Monas, noch ein Kollektivum ist gegeben. Man hat weder die Erscheinung des Organischen, noch des Anorganischen, weder des Anarchischen noch des Zusammengreifenden; ein jedes Merkmal fehlt, kurz man hat gar nichts, nicht einmal ein Abnormes. Wenn ein Unding — nicht ein bloß unvollkommenes oder sich widersprechendes Wesen — zu denken wäre, so würde allein jenes Verhältniß für das einzige Unding gelten müssen; und nicht einmal die Vorstellung der Freyheit, nicht einmal die Vorstellung der Gleichheit könnte zu Stande kommen, weil diese, um ein Wesentliches zu seyn, erst aus ihrem Gegensatz hervorgehen, erst durch ihn vermittelt werden muß. Treffen wir daher, wohin irgend das Auge sich wenden mag, um ein Wirkliches zu finden, stets Unterordung an; so ist diese erste Bedingung aller Zustände auch die erste Bedingung des geselligen Zustandes, Unterordnung nämlich, in welcher das Verhältniß der Gleichheit sich höchstens als Ausnahme bilden könnte, wenn anders dies Verhältniß je vermöchte, wirklich zu Stande zu

kommen. Es ist stets nur gesetzt und angenommen oder gebildet worden; es ist Satzung und Geltung, niemals aber unbedingte Realität, daher denn die Voraussetzung, die erste Bedingung alles geselligen Verhältnisses in der Unterordnung beruhet, sie das Natürliche oder Wirkliche, jede Gleichheit aber ein Erkünsteltes ist.

Geben nun diese philosophisch gestellten Worte den Grundgedanken des Hrn. v. Haller an; so spricht er selbst ihn viel einfacher und schlichter aus, weil er sich hauptsächlich leiten läßt durch die Reinheit seines Sinnes und durch den stillen aber festen Glauben an diejenige Wahrheit, welche von jeher der Ordnung Gottes zum Grunde gelegen hat. Aber wir sind so sehr gewöhnt worden, dergleichen nur für Aeußerung und Ansicht eines schönen Gemüths zu halten, und es haben Ansichten von nur bedingter oder untergeordneter Wahrheit so lebhafte Ansprüche auf unbedingte und fundamentelle Richtigkeit gemacht, daß der philosophische Scharfsinn oft die letzten und feinsten Betrachtungen und Formen zu Hülfe nehmen muß, um einen Prüfstein für gewisse Entwickelungen an sich selbst einfacher Gegenstände zu gewinnen. Da nun Viele die Restauration der Staatswissenschaft für nichts mehr halten, als die scharfsinnige Entwickelung und Rechtfertigung der einer einzelnen politischen Partey eigenen Ansicht, so versäumten wir nicht, des Verfassers ersten, Alles begründenden Satz derjenigen Probe zu unterwerfen, welche unseres Dafürhaltens der höchste Standpunkt kritischer Philosophie nur fordern und nur gewähren kann.

Der Aufstellung des vorgedachten, alles Weitere begründenden Satzes folgt nun eine umfassende, theils kritische, theils polemische, theils literargeschichtliche Revision aller vorhanden gewesenen, jenen Satz nicht anerkennenden oder ihn angreifenden Lehren, welcher sich eine charakteristische Darstellung der mißlungenen Versuche, jene falsche Lehre zu realisiren, anschließt. Aus beyden dann, nämlich aus den Resultaten der vorgedachten Revision bisheriger schriftstellerischer Leistungen, und aus der Entwickelung des jedesmal eingetretenen nothwendigen Mißlingens jeder versuchten Verwirklichung, geht der Verfasser zum Beweis der inneren Falschheit und der unmöglichen Ausführbarkeit derjenigen Staatstheorie über, welche er die pseudophilosophische nennt.

Nachdem diese Aufgaben in den eilf ersten Kapiteln des ersten Bandes gelöset worden sind, beginnt mit dem zwölften die Darstellung der nach Hrn. v. Haller's Meinung richtigen Lehre, und hier trägt der Verfasser wieder in der populärsten, allgemein verständlichsten Weise Wahrheiten vor, welche auch die

tiefsinnigste Spekulation nicht richtiger zu ergründen fähig wäre, wie nämlich der Mensch z. B. in jeglichem Verhältnisse Obere antrifft, und der Autor zeigt nun in seiner faßlichen Methode, was wir oben spekulativ anzudeuten versuchten, daß das Verhältniß der Unterordnungen und Abhängigkeit keineswegs ein gestiftetes, gemachtes, sondern vielmehr gerade dieses das wirkliche, oder philosophisch ausgedrückt die wirkliche Realität sey, die, seitdem es eine Natur und Menschen gibt, noch niemals aufgehört hat sich zu manifestiren.

Darauf folgt das wichtige dreyzehnte Kapitel, welches das vorgedachte Verhältniß darstellt, als ein Verhältniß der Herrschaft und Dienstbarkeit. Hier finden wir nun den Verfasser mehr denn irgendwo überredend, mehr denn irgendwo zurückgehend auf die Aussprüche anerkannt ausgezeichneter Männer und bewährter Zeugen, Beyspiele zu Hülfe nehmend und den Augenschein herbeyrufend. In vielfachen Wendungen wird dem Leser gesagt: »wohin du blicken magst, du siehst ja, daß es so ist,« und wir wollen uns nicht wundern, daß er viele Anhänger gewinnt, denn er hat vielfältig Recht. Allein ob er wahrhaft Recht, ob er den innersten Grund des von ihm gepriesenen Verhältnisses durchschaut, ob er sein natur-, welt- und menschengeschichtliches Entstehen entdeckt habe, dieß muß noch dahingestellt bleiben, und unbeantwortet gelassen werden, ob Hr. v. Haller den Geschichtsfreund, ob er den Philosophen, ja ob er auch nur den mit scharfblickender Wahrnehmungskraft begabten Laien bis in den letzten Beziehungen zufrieden gestellt habe. Wir möchten hier eine Lücke vermuthen, aber eine Lücke, welche nicht bloß in der Staatswissenschaft, sondern in aller Wissenschaftlichkeit überhaupt waltet, eine Lücke, fühlbar in den mannigfachsten und fernsten, in tausend kaum muthmaßlichen Beziehungen, so sehr, daß vielleicht sie es ist, vermöge welcher beynahe jede Wissenschaft mit irgend einer Unvollkommenheit, mit irgend einem halbgelöseten Problem zu kämpfen hat. Deßhalb ist auch des Verfassers überall genetische Entwickelung nirgends so unangenehm unterbrochen, wie gerade hier, und schon die Inhaltsanzeige gibt ein Zeugniß davon durch die Worte: Hinleitung auf das allgemeine Naturgesetz: daß der Mächtigere herrsche. Den streng philosophischen Kopf kann weder das hinleitende Verfahren, noch der Satz selbst befriedigen; und ist die Rede von einer Verwundbarkeit der Theorie unsers Verfassers, so muß diese Stelle bezeichnet werden. Schon zwischen der Macht oder dem Mächtigen, und der Kraft oder dem Kräftigen bestehet ein Unterschied; dennoch aber würde noch nicht alles gewonnen seyn, wenn man, was Hr. v. Haller

von der **Macht** sagt, übertragen wollte auf die **Kraft**. Betrachten wir z. B. nur die von unserm Autor höchst richtig aufgestellten vier Staatsformen, so finden wir freylich bey jeder das Wirksame einer gewissen Mächtigkeit. Aber besitzt diese Mächtigkeit nicht vielmehr die Natur eines Accidens als die eines Prinzipale? — Ueberall ist sie ein mitwaltendes Wesen, im geistlichen wie im Patrimonialstaat, in der freyen Kommunität wie beym Anführer-Regiment. Und dennoch ist diese Macht in dem Kriegerstaat gewißlich die Hauptsache. Das kann unmöglich im Grade der Vollkommenheit des Prinzips liegen, weil sonst die Feldherrnstaaten, woselbst die Manifestation der Macht, oder die Disciplin, am höchsten gesteigert ist, letztere auch am wirksamsten zu seyn pflegt, dieser ihrer Vollkommenheit wegen obenan stehen müßten. Nur im Kriegerstaat ist das Dynamische am höchsten gesteigert; schon im Patrimonialstaat ist alles, was als Dynamik erscheint, eigentlich produktive Genesis, und im geistlichen Staat Wirkung des Glaubens und der Liebe. Also ist die Mächtigkeit lediglich ein nicht überall mit gleicher Anstrengung waltendes Accidentelles; sonst könnten wir schon im gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht unterscheiden Macht der Waffen, Macht der Liebe, Macht des Glaubens. Denn in allen diesen Ausdrücken ist nicht die Macht das Prinzipale, sondern der Glaube, oder die Liebe, oder die Waffe, und man müßte, da man nach gleicher Analogie auch von der Macht des Bösen spricht, nicht minder dem Staat der Bösheit gleichfalls einen Rang unter den Anerkennung fordernden positiven geselligen Verhältnissen beylegen, wie wir denn in ganz entgegengesetzt göttlichen Beziehungen auch die Macht Gottes von der Liebe Gottes unterscheiden, dagegen wohl von der Macht der Liebe Gottes, oder von der Macht der göttlichen Liebe sprechen, sie trennend von der Macht der göttlichen Weisheit.

Wie wir demnach auch unsern Gegenstand betrachten, so finden wir zwar in der Welt überall Unterordung, nicht aber, daß Unterordung auch überall Abhängigkeit sey, und noch weniger daß jene Unterordung vollständige Herrschaft der Macht und Dienstbarkeit gegen letztere bilde. Die Ungleichheit der Kräfte, woran der Verfasser erinnert, kann weder das eine noch das andere begründen; denn gerade dem Schwächeren unterordet sich oft das Mächtigere, ja es entspringt erst daraus, daß dieses geschiehet, der Begriff der Autorität, jener Autorität, welche mit sich bringt, das Früherentstandene zu ehren, sogar wenn es als schwaches Alter erscheint, wenn ihm die Kraft, dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, entwichen ist, ja wenn sogar ein anderes

Wesen, dem die Autorität mangelt, jenes Bedürfniß besser zu befriedigen fähig wäre.

Hoffentlich werden diese Andeutungen nicht mißverstanden werden; denn weniger ist von einer Lücke in dem vorliegenden Werke die Rede, als von einer jener unbezweifelten Wahrheiten, welche alle Bessern, ja die Mehrzahl der Menschen jeder Zeit erkannten, und deren eigentlicher Grund immer noch ein nicht ganz eingesehenes Problem bleibt, zum sicheren Beweis, daß unstreitig es Wahrheiten gibt, die wir zwar anerkennen müssen, aber nicht vermögen einzusehen.

Daß übrigens die Wissenschaft, in so fern sie nach Allgemeingültigkeit strebt, hier noch von einer dunklen Stelle bedrängt werde, beweiset unter andern das vierzehnte Kapitel, wo, nachdem im vorher gegangenen die Herrschaft natürlich aus dem Uebergewicht der Macht erklärt worden, deren Schranken, oder das allgemeine Pflichtgesetz, abgehandelt wird. Wir lernen hier den mit rühmlicher Konsequenz das ganze Buch durchdringenden und zusammenhaltenden Grundsatz kennen, daß eine jede Macht ihre natürliche Grenze besitze und daß ein Hinausstreben über diese Grenze, um in das Gebiet oder in die Grenzen einer fremden Macht unbefugt vorzudringen, unerlaubt sey, zugleich aber auch die Scheidelinie anzeigen, innerhalb welcher der unerlaubte Gebrauch der Macht seinen Anfang nehme. Allein die nämlichen Hindernisse, welche schon in dem vorigen Kapitel fühlbar geworden sind, treten uns auch in diesem wieder entgegen. Es wird angefangen mit einer Unterscheidung der natürlichen Macht oder Ueberlegenheit (potentia) von der schädlichen Gewalt (vis), oder dem Mißbrauch, welcher des Menschen Schuld ist. Wird nicht der philosophische Geist fragen, was denn der Mißbrauch sey, ob nämlich eine Exaggeration der Uebermacht, oder eine zufällig falsche Richtung derselben, oder eine innere Entartung? — Alles dessen ist die Macht fähig, ohne daß sie aufhört Macht zu bleiben; aber nicht die Liebe, der Glaube, die Erkenntniß, die Autorität. Ein jedes dieser letzteren Wesen ist ein an sich so vollkommen gutes, daß es aufhören muß, Liebe, Glaube oder Erkenntniß zu seyn, daß es von einem Trugbilde verdrängt werden muß, um des Mißbrauchs fähig zu werden, um schädlich wirken zu können. Anders aber ist es mit der Uebermacht oder mit der Herrschaft, in sofern wir mit einem reinen Begriff derselben zu thun haben, und dieß stehet eben in Verbindung mit der oben angezeigten ganz besonderen oder abweichenden Natur jenes Wesens. Vielleicht daß die Wirksamkeit des Glaubens, der Liebe, der Weisheit, der Autorität nur in so fern, als sie übergeht in Macht und Herrschaft, oder als letztere, die Macht oder die

Herrschaft, jedes milde der Macht und der Herrschaft entsagende wohlthätige Wirken aufhebt oder verdrängt, vielleicht, sage ich, daß nur in so fern jene Kräfte pflichtwidrig und verderblich werden. Es möchte daher der Fall seyn, daß nur, sofern die mildwirkenden Kräfte sich umsetzen in bloße kalte Macht und Herrschaft, die schädlichen Erscheinungen beginnen. Und diese Betrachtung, wie sie die früheren Winke von einer abweichend eigenthümlichen Natur der Macht fortsetzen, verstärken die Andeutung einer alles menschliche Erkennen störenden Lücke.

Das funfzehnte Kapitel, von den Mitteln gegen den Mißbrauch der Gewalt, ist zu betrachten als Uebergang zu der eigenen Theorie des Verfassers, welche es hier gar nicht mehr mit der Macht (potentia), sondern der Gewalt (vis) zu thun hat, so daß, streng genommen, Gewalt an sich schon synonym wäre mit Mißbrauch der Macht. Uebersieht man den der Wissenschaft allen ihren Beziehungen nach anhaftenden Mangel, und verfolgt von hier, wie von einem neuen Punkte den Ideengang des Autors; so erfreut abermals jene nun wiederkehrende fortgesetzte Konsequenz, wo stets sich eins aus dem andern entwickelt, jedes folgende nicht blos richtig, sondern auch genetisch aus dem früheren hervorgeht; und glücklicher konnte der Grund nicht gelegt werden, als durch das eben aufgestellte Pflichtgesetz wirklich geschehen ist, nämlich daß Niemand über die Schranken der eigenen Befugniß hinausgehen und in das Gebiet der fremden Befugnisse vordringen dürfe, was im Grunde nichts anderes ist, als eine Verwandlung des bekannten fundamentellen Ausspruchs christlicher Liebe und christlicher Gesinnung in eine verpflichtende Gesetzlichkeit oder in eine rechtliche Verpflichtung. Und so sehr bewährt sich diese Uebertragung, daß dem Hrn. v. Haller es gelingt, die meisten, ja fast alle allgemeinen rechtlichen Kontroversen, welche die Staats- und Privat- oder Natur-Rechtslehrer beschäftigt haben, glücklich durch Anwendung jenes Rechtssatzes zu lösen. Sogar, wenn wir geneigt seyn möchten zu erklären, daß die wichtige Frage von dem Wesen des Positiven ganz genügend bis jetzt weder in anderen Werken, noch in dem vorliegenden Buche beantwortet worden, scheint uns das Mittel und die Möglichkeit, jenes Problem zu lösen, in der Aufstellung des fraglichen Grundsatzes um so erwünschter vorbereitet zu seyn, als man in unsern Tagen mit Recht diesem Positiven die wohlverdiente Anerkennung zu zollen wieder anfängt. Wenn es hauptsächlich auf die beyden Fragen ankommen dürfte, worin das Charakteristische des Positiven bestehe und woran es sich erkennen lasse, so wird die Deduktion des H. von Haller für beyde Momente einen glücklichen Anhalt leihen.

Mit großem Erfolg ist sie bey Betrachtung der gegen den Mißbrauch der Gewalt gegebenen Mittel angewendet worden. Zuvörderst bleibe jeder Einzelne selbst innerhalb der Gränzen der ihm zustehenden Macht, um durch das eigene Beyspiel jenes wichtige Gesetz zu verallgemeinern und zu bekräftigen; dieß ist eine Verpflichtung. Aus der letztern folgt, bey anderseitiger Verletzung, eine Befugniß, nämlich die Befugniß zu demjenigen Widerstand, der sich als erlaubte Selbsthülfe ausspricht, welche letztere der Verfasser sowohl hier als in mehreren der folgenden Kapitel deduzirt. Auch hier dürfen die Schranken des Erlaubten nicht überschritten werden, und daher entsteht als Drittes in mancherley Formen die Anrufung der fremden Hülfe. Als letztes Mittel endlich vindizirt H. v. Haller dem Gekränkten oder Verletzten und Verfolgten die Flucht oder Trennung, hiedurch die beste Widerlegung der unwahren Anschuldigung gebend, daß er die absolute Gewalt in Schutz nehme; denn niemand verficht wohl mehr als er die sogenannte bürgerliche Freyheit aus richtigen Grundsätzen. Wird nun aber, weil jene Flucht und Trennung den Menschen dann doch nicht in das wahrhaft ihm zustehende Recht einsetzt, schlüßlich ausgeführt: daß zuletzt und gründlich der Mißbrauch der höchsten Gewalt doch nur allein durch Religiosität gezügelt werden könne; so ist dieß eben so sehr richtig, als es abermals bestätigt, daß alle Staatswissenschaft noch immer mit einem Mangel, einem Widerspruch oder einer Lücke kämpft.

Das sechzehnte, siebenzehnte und achtzehnte Kapitel des Buches führen nun noch bestimmter aus dem polemischen zu dem didaktischen Inhalt, weil sie sowohl den Staat und seinen Zweck, wie den Fürsten und die Republik definiren. Gedenkt man der mancherley Begriffsaufstellungen, welche die neuere Zeit vom Wesen des Staats hat erscheinen sehen, und denen es mehrentheils darum zu thun war, den Staat als etwas recht Hohes darzustellen, unbekümmert darum ob sie auch das Wahre getroffen hatten, das nämlich, was er in der Erscheinung wirklich ist; erwägt man dabey, wie das Trefflichste diejenigen glaubten geleistet zu haben, welche den Staat am unumwundensten für eine Anstalt zur Vollendung der Freyheit erklärten; so wird man, der Entwicklung des H. v. Haller folgend, erst recht inne, wie allem Glänzenden jener Darstellungen jede Begründung mangelte. H. v. Haller kann, seiner Grundidee zufolge, nur auf die Herrschaft, d. h. auf die Unabhängigkeit des herrschenden Wesens gelangen, dergestalt daß sich ein Staat bildet, woselbst ein gewisser Grad von Unabhängigkeit des herrschenden Wesens kraft einer gewissen ihr gegen überstehenden Abhängigkeit zu Stande

kömmt, woraus jene hervorgehet. Daraus erklärt sich dann, weßhalb wohl der Staat auch eine Gesellschaft zu nennen ist, allein keinesweges die Gesellschaft schon ein Staat ist, denn es muß ein gewisser Grad der Unabhängigkeit des sie beherrschenden einzelnen oder kollektiven Wesens hinzukommen. In dem Maße wie diese Unabhängigkeit zunimmt, in dem Maße nähert sich die Gesellschaft dem Staate, und der letztere vollendet sich da, wo das herrschende Wesen, abgesehen davon, daß es in tausend Beziehungen durch die Berechtigungen der Einzelnen verpflichtet oder beschränkt ist, in Hinsicht alles dessen, was diese Befugnisse der Einzelnen frey lassen, abhängig ist nur von dem obersten Herrn aller Dinge. Es befindet nämlich jeder Mensch sich in einem zweyfachen Zustande. Gegen gewisse Willküren ist er ganz oder bis zu einem gewissen Grade geschützt; anderen ist er ganz oder bis zu einem gewissen Grade unterworfen. Es entstehet folglich in jeder Gesellschaft ein Bereich oder ein Verhältniß, für welches die Recht und Gegenrecht gebende Regel, zu deren Handhabung auch ein Verwalter oder Richter befugt und verpflichtet seyn kann, ohne daß er die Souveränität besitzt — nicht mehr ausreicht. Hier würde die Willkür eintreten, der Zufall, die Gewalt u. s. w. Aber der diesen letzteren Kräften offen gebliebene Platz ist einem herrschenden Wesen eingeräumt, welches mehr oder minder eine gewiße Befugniß zur Uebung der Willkür erworben hat, eine Befugniß zur Willkür, die dann am besten genutzt wird, wenn das herrschende Wesen sie verwendet zur Beförderung und Verwirklichung der göttlichen Gebote, oder des göttlichen Willens.

Indem wir es versuchten, durch die obige Darstellung die Meinung oder vielmehr die Lehre des H. v. Haller vom Staat möglichst kurz und scharf in philosophischer Bestimmtheit deutlich zu machen und wieder zu geben, sind wir zu einer Entwicklung und Definition gelangt, die der unseres Autors analog ist, aber sie noch vervollständigen möchte. Man muß doch Versuche, die Souverainität abzuleiten, d. h. ihr Entstehen zu erklären, unterscheiden von Definitionen derselben, d. h. von Aufstellung eines richtigen Begriffes über ihr Wesen. Die Souverainität ist ein geschichtliches und ist ein juridisches Objekt. Sie ist ein Recht — wir sagten eine Befugniß zur Willkür — und von einem Recht muß man nicht blos wissen wie es entstanden ist, sondern auch worin es besteht. Es ist sehr heilsam, wenn mir bekannt ist, woher sich irgend eines meiner Besitzrechte herleitet, ob aus Kauf, oder Schenkung, oder Erbschaft; und es frommt, wenn ich den Verkäufer, Verleiher oder Vererber kenne. Aber noch wichtiger ist mir die Kenntniß von dem Umfange und von den Modalitäten meines Besitz-

rechts. Jene erstere Kenntniß ist, nach dem Ausdruck der Juristen, nur die Kenntniß vom Titel, und man beachte wohl, daß der Inhalt eines Rechts nur als ein einzig bestimmter vollkommen feststehend ist, z. B. ein Pachtrecht, ein Pfandrecht, ein Eigenthumsrecht, wo jedes seine eigenen Bedingungen hat, welche die Befugnisse des Inhabers modifiziren. Mit dem Titel aber ist das nicht der Fall. Ein Eigenthumsrecht, es sey durch Kauf, Schenkung oder Erbschaft erlangt, bleibt als Eigenthumsrecht ganz das nämliche. Es haben daher die in unsern Tagen unternommenen Versuche, das Erbrecht der Souverainität zu erklären, sich eigentlich nur damit beschäftigt, sein Entstehen auszumitteln, d. h. seinen Titel aufzufinden und mehrentheils bald Hypothesen, bald Erdichtungen geliefert, sie mochten nun von der väterlichen Gewalt, vom Familienverhältniß oder von andern Befugnißweisen ausgehen. Das alles sagt uns nicht, was die Souverainität sey, worin sie bestehet; während des Restaurators der Staatswissenschaft Entwicklung sehr richtig darauf hinlenkt. Ungemein schätzbar ist alles, was das kurze sechzehnte Kapitel über diesen Gegenstand enthält, und wen die gewiß sehr wichtige Materie interessirt, den möchten wir bitten, solches zur Hand zu nehmen und es mit unseren Betrachtungen zu vergleichen.

Richtig sey es, daß Hr. v. Haller zum entscheidenden Merkmal der Souverainität die Unabhängigkeit macht; denn es bleibt dabey stets bevorwortet, was man die Seele seiner ganzen Theorie nennen könnte, die Bedingung, niemals in die Schranken einer fremden Berechtigung einzudringen. Aber dadurch wird die Unabhängigkeit eine bedingte, und bedingt unabhängig ist jeder Mensch. Dem gemäß ließe sich sagen, daß eigentlich jeder Mensch souverain sey, und dann verlieren wir uns dergestalt in Widersprüche, daß alles jenes Nichtige sich erneuert, wovon oben bey Gelegenheit der Hypothese einer Gleichheit mehrer Einzelwesen die Rede war. Nämlich wo jedermann souverain ist, da verschwindet der Begriff oder das Wesen der Souverainität, und mit ganz gleichem Recht ließe sich behaupten, der Regent sey Souverain, das Volk sey Souverain, Alle seyen Souverain, auch Keiner sey Souverain; denn es kömmt immer ganz auf das nämliche heraus. Es ist gleich wahr und gleich unwahr; wir haben bey der natürlichen Gleichheit nicht mit einem Verhältniß zu thun, sondern mit dem Mangel alles Verhältnisses.

Haben wir nun dieses Bedenken gegen unseren Verfasser geltend zu machen, so möchten wir auch Einiges gegen den mit zu Hülfe genommenen Territorialbesitz erinnern, wodurch Hr. von Haller sogar seine eigene Theorie in etwas zu verwunden scheint. Dieß wird nur beyläufig in der Absicht angemerkt, um an-

zudeuten, daß auch bey dieser Stelle die Wissenschaft es noch mit einer Lücke, einer unaufgeklärten Dunkelheit zu thun hat, zu deren Aufhellung eine sorgfältige Betrachtung des Unterschiedes von Volks- und von Landesverfassungen viel beytragen dürfte, ein Unterschied, über dessen Bedeutsamkeit schon die ältesten Urkunden sehr wichtige Winke enthalten.

Erklärt nun unser Autor die Staaten für die höchste Gradation natürlicher Dienst- und Sozietäts- oder sogenannter Privatverhältnisse, unterschieden blos durch die Unabhängigkeit, höhere Macht oder Freyheit ihres Oberhauptes, sind sie ein durch sich selbst bestehendes geselliges Verband, ist der Fürst nichts anders als ein begüterter, mächtiger und eben dadurch unabhängiger Mensch, ferner aber die Unabhängigkeit oder Souverainität nichts als eine Gabe der Natur; aber weil der Inhaber derselben niemand zu dienen braucht, ein Glücksgut, und zwar das höchste von allen, in religiösem Sinn eine Gnade Gottes u. s. w.; so soll dieß alles nicht gerade geläugnet werden. Aber der Philosoph unterscheidet eben, was mit einem Gegenstande verbunden ist, was in ihm liegt, von demjenigen, was ihm die ausschließliche Eigenthümlichkeit gibt. Viele Eigenschaften des Widders sind auch Eigenschaften des Stiers, man findet in beyden zum Theil die nämlichen Bestandtheile, und doch sind sie verschieden, doch ist jedes dieser Thiere eine eigene, eigenthümliche animalische Organisation; und wenn es ein, freylich eben so schwer zu entdeckendes wie schwer zu bezeichnendes Etwas gibt, was eins vom andern unterscheidet, so wird von der philosophischen Staatskunde die Angabe dieses als unterscheidend durchgehenden Kennzeichens gefordert. Verschiedenes, das H. v. Haller angibt, hat die Unabhängigkeit und höchste Macht mit andern Verhältnissen gemein, anderes aber paßt in der That nicht allgemein auf sie, z. B. daß sie ein Glücksgut, und zwar das höchste, im religiösen Sinn eine Gnade Gottes sey. Dann müßte ja jedermann nach dieser Souverainität streben, es wäre ihm Pflicht dieß zu thun, und wenn auch der Vorbehalt wegen Schonung aller übrigen Rechte dabey nicht außer Acht bliebe; so kann doch ein solchergestalt bedingtes Streben sogar unmöglich für das einzige und das höchste dem Menschen obliegende ausgegeben werden. Auch paßt das Merkmal nicht für den Anführer des Militärstaats und auf die dem letzteren zustehende Souverainität, aus Ursachen, deren Angabe den Leser ermüden möchte, und doch sich leicht von selbst darbietet.

Aber es ist wahr, daß alle vom H. v. Haller angeführten Schriftsteller, welche an Beantwortung der merkwürdigen Frage zum Ritter werden wollten, kein vollkommenes Genüge gaben,

und um so mehr sey der oben aufgestellte Begriff nochmals in Erinnerung gebracht, wiewohl er nur für approximativ gelten darf. Denn dem Referenten ist sehr wohl bekannt, daß nach Ausfüllung gewisser Lücken in unserer Erkenntniß, die hiesigen Orts nur angedeutet werden durften, sich die Sache ganz anders stellen würde. Auch wenn die Ableitung von einem Punkte höherer Art ausginge und wenn sie sich mehr auf das Innere als auf das Aeußere der Sache richtete, würde jenes der Fall werden. Wir schließen uns also hiesigen Orts nur der Vorarbeit des Hrn. von Haller an, und sagen Folgendes. Mit dem Entstehen mehrer eigenthümlich besonderer Rechtsverhältnisse für einzelne als ein vereintes Ganze zusammenhängende Klassen und Personen, imgleichen mit der nach mannigfacher Weise entstandenen und zur Gültigkeit gelangten Anerkennung gemeinsamer Regeln, hängt die Erscheinung der Wirksamkeit eines herrschenden Wesens zusammen, dessen Herrschaft aber nicht immer und nicht allein darin bestehet, daß es mit Entsagung aller unbefugten Willkür seiner Seits selbst die besonderen Rechte und die geltende Regel achtet, sondern welches auch noch dahin wirkt und wacht, daß jene Anerkennung von Anderen und allgemein geschehe. Weil aber alle jene besonderen Rechte oder allgemeinen Regeln, als menschliche Hülfsmittel, unzulänglich bleiben, und weil sie eine von ihnen nicht ganz auszufüllende Leere zurücklassen, welche Leere eigentlich die durch alle Satzungen nur verdrängte göttliche Weisheit und Wirksamkeit einnehmen sollte, jener göttliche Einfluß, welchen die Menschen aufgehört haben auf natürliche Weise in ihrem Kreise zu erhalten; so wird gedachte Leere das Gebiet einer nicht Allen sondern nur Einem oder Wenigen einzuräumenden menschlichen Willkür. Souverain ist aber derjenige, welcher die in diesem Gebiet gegebene Befugniß zur Willkür rechtlich, es sey aus welchem rechtlichen Titel es wolle, besitzt und ausübt. Diese Befugniß zur Willkür, welche eigentlich bestimmt ist, auf Erden den göttlichen Willen und die göttliche Weisheit zu suppliren, und die nach dem Maße der Erfüllung dieser Obliegenheit sich eben so wohl zum Walten der göttlichen Gesetzlichkeit erheben kann, wie sie zur schnöden Tyranney und Unvernunft einer menschlichen Willkür herabzusinken vermag, diese Befugniß zur Willkür läßt sich erlangen sowohl durch Ererbung wie durch Eroberung, ja, sogar durch mittelbare Delegation des Volks unter gewissen Modalitäten, und nicht minder durch Delegation, d. h. durch mittelbare Verleihung Gottes, von welcher letzteren unter andern noch in unsern Tagen die Wahlart der Päpste ein Beyspiel gibt. Denn auch diejenigen sogar, welche bezweifeln möchten, daß die Wahl des Oberhaupts der christlichen Kirche eine göttliche

Verleihung dem Wesen nach sey, werden einräumen, daß wenigstens durch die Form der Wahl die Idee eines Niederschwebens des Geistes Gottes auf die Wählenden ausgesprochen, mithin die Wahl selbst eine Wirkung der göttlichen Lenkung sey.

Wir können nicht umhin, hier auf die in allen menschlichen Dingen sich findende Lücke zurückzukommen, die auf nichts anderm beruhet, als auf dem Entweichen oder vielmehr Austreiben des Geistes Gottes aus den Dingen, dessen Anbeginn der Anbeginn der Nichtigkeit oder des Todes war, so daß mit dem Zunehmen dieser Entweichung die Nichtigkeit und der Tod um sich griff und um sich greift, sofern nicht in dem eigenen Herzen des durch den Sündenfall ausgetriebenen Gottes der freye Entschluß zur Wiedereinkehr in die Nichtigkeit und in den Tod durch seinen erlösenden Sohn entstanden wäre. Hiermit läßt sich dann ahnen, welches jene Lücke sey, die in gegenwärtigen Zeilen mehrmals ist angedeutet worden, als alle Staatskunde begleitend. Weil im Sündenfall ein Austreiben oder wenigstens ein Verlieren, ein Aufgeben des Geistes Gottes Statt fand; so ward er der Anbeginn jener Leere, die seitdem, weil sie durch Menschensatzung nicht ganz auszufüllen ist, eine Ausfüllung anderer Art bedarf. Wo nun der zur Wiedereinkehr in die Welt herabgekommene Geist Gottes nicht aufgenommen worden von den Menschen, da ist jene Macht oder Herrschaft eingetreten, die wir wiederholentlich als ein zweydeutiges, sowohl mangelhaftes wie vollkommenes Wesen kennen gelernt haben. Es ist solches in Monarchien die zum Eigenthum der Fürsten gewordene Befugniß zur Willkür, denn diese Befugniß, deren Anwendung den Regenten nun einmal frey gelassen ist, kann zum Guten ausschlagen wie zum Bösen. Die Unterthanen aber, weil auch diesen eine, wiewohl beschränktere Befugniß zur Willkür geblieben ist, können ihre Regenten wegen der guten oder bösen Anwendung dieser Befugniß zur Willkür, nie durch Thathandlungen, sondern nur durch eine innere Liebe oder durch einen inneren Haß, durch eine innere Verehrung oder durch eine innere Verachtung belohnen oder bestrafen. Empfiehlt sich diese Erweiterung, oder wenn man will genauere Feststellung des Begriffs der Souverainität hauptsächlich wohl nur dadurch, daß sie mit dem Wesen des christlichen Staats innig zusammenhängt; so ist doch die weltgeschichtliche Wahrheit keineswegs ihr widersprechend. Sogar, wenn wir beabsichteten, den Verfasser aus seinen eigenen Darstellungen zu widerlegen, ließen sich Bestätigungen unserer Behauptungen aus der Theorie der geistlichen Staaten entlehnen; allein die aus den Thatsachen der Geschichte selbst geschöpften Beweise frommen mehr und besser. So würde, wollte

man die Historie nur einmal von dieser Seite auffassen und behandeln, sich darthun lassen, daß in dem Maße wie der Geist Gottes, welcher gewißlich während der früheren Zeiten der gesellschaftlichen Verbindungen den Menschen mehr inwohnte, als während der späteren Perioden, daraus entwich, anfänglich sich die Priesterschaften mehrten, dann sie die weltliche Macht zu Hülfe nehmen mußten, endlich letztere selbstständig eintrat und so zuletzt die Willkür der Macht jene Leere ausfüllte, die niemals hätte entstehen sollen. In der Geschichte der christlichen Staatenverbindung aber erneuert sich das nämliche Ereigniß. Es war der unter die Menschen und auf die Erde zurückgekehrte Geist Gottes, welcher abermals die gesellschaftliche Verbindung beseelen sollte und dann gewiß alle Befugniß zur Willkür entbehrlich gemacht hätte, weil er, in den kirchlichen Gebräuchen lebend, auch die geselligen vermittelte, und so das Herkommen gründete, durch sein Verschwinden aber das Bedürfniß der Gesetze und der Rechte stiftete. Diesen letzteren wird die Aufgabe, jene vielmals angedeutete Leere auszufüllen, um so schwieriger, je weiter sie greift und je mehr sie die Menschen vereinzelt. Um so mehr also erweitert sich das Gebiet der Willkür, und gerade das Gebiet der Willkür ist das Gebiet der Macht. Letztere, je mehr sie unbefugt wirkt, nähert sich um so schnöder dem Despotismus und der Tyranney, entfernt sich aber von der letzteren, je mehr sie die Natur einer festen Befugniß annimmt, und dadurch, daß sie die Natur der letzteren behauptet, wird sie eben Souverainität. So möchten wir denn auch von dieser Seite betrachtet die Souverainität richtig definirt haben, wenn wir sie nannten eine Befugniß zur Willkür, und mittelst dieser Behauptung hätten wir uns denn wieder hinausgewunden aus dem Gebiet unserer theosophischen Betrachtungen.

In der That möchte dieser Begriff, je mehr er nächst dem von Hrn. v. Haller aufgestellten der höchsten Unabhängigkeit oder der höchsten Macht, mancherley Prüfungen unterworfen wird, die Probe bestehen. So fragen wir: ob nicht die Souverainität nothwendig ein Recht, eine Befugniß seyn müsse? Der Verfasser selbst beantwortet diese Frage, indem auch er ja die Souverainität ein Eigenthum nennt. Es muß aber das Eigenthum, um vollkommen zu seyn, um Anerkennung fordern zu dürfen, rechtlicher Natur seyn, und die menschliche Vorstellung wenigstens muß die Wirkungen der usurpirenden Gewaltthat von demjenigen Besitz unterscheiden, welcher sich darstellt als Besitz der legitimen Macht. Der Begriff der Befugniß also bleibt unerläßlich und unentbehrlich. Vergleichen wir nun die Vorstellungen einer Befugniß zur Willkür und einer Befugniß zur Unab-

hängigkeit mit einander; so entdecken wir manche zwar sehr feine aber doch sehr wichtige Unterschiede. Das Verlangen nach Willkür ist nicht so persönlich egoistisch, wie das Verlangen nach Unabhängigkeit, wie sehr auch der erste Anblick einen entgegengesetzten Anschein gebe. Denn in der Unabhängigkeit liegt ein doppeltes Verhältniß, daher man auch Unabhängigkeit des Regenten von der Unabhängigkeit des Staates oder Reichs, beym Regenten selbst aber wiederum seine Unabhängigkeit von anderen Souverainen und seine Unabhängigkeit vom Volk unterscheidet. Beyde Unabhängigkeiten könnte der Regent nur um seiner selbst willen wünschen, wie er denn auch nach deren möglichsten Ausdehnung trachten müßte. Anders ist es mit der Willkür. Sie kann nicht nur eines oder mehrerer Anderer wegen gesucht werden, sondern es läßt sich auch denken, daß der Inhaber selbst deren Verminderung wünsche, eben weil er sie zum Besten anderer ausübt, und wohl ihm, wenn er nicht nöthig hat, um das Beste der Anderen zu befördern, die Ausübung der Willkür zu Hülfe zu nehmen. Alle diese Behauptungen einleuchtend zu machen, ist jedoch die Theorie viel zu schwach; nur ein Beyspiel kann hier wirken, und wir besitzen ein solches, ein Beyspiel der glänzendsten Art, durchaus einzig, und wahrhaft die Worte beweisend, daß grau alle Theorie und grün allein der Baum des wirklichen Lebens sey, die Verfassung Englands. In diesem Staate ist es, allen Ausführungen unsers Verfassers entgegen, dahin gediehen, daß die ersten und hauptsächlichsten Wirkungen des erworbenen Eigenthums weniger darin bestehen, die eigenen als die fremden Angelegenheiten zu verwalten.

In Beziehung auf das neunzehnte Kapitel, welches von Erwerbung der Souverainität handelt, darf eingeräumt werden, daß die Souverainität bald in dieser, bald in jener Art entstehen, sogar daß sie aus kleinen Anfängen und durch Kumulation mehrerer Erwerbungsweisen sich bilden könne. Aber die Acquisition durch Delegation ist nicht unbedingt zu läugnen, denn als ein bloßer faktischer Besitz, eine alleinige Usurpation darf die Souverainität nie gedacht werden.

Das zwanzigste Kapitel zeigt, um wie vieles des Hrn. v. Haller oben erwähnte Aufstellung einer vierfachen Staatsform richtiger ist, als die bisherige Eintheilung in Monarchien, Aristokratien u. s. w., welche lediglich von einem zufälligen Merkmal und nicht von dem wesentlich Charakteristischen ausging; den Beweis ihrer Mangelhaftigkeit aber liefert das mit Würdigung der Frage: ob die monarchische oder die republikanische Verfassung besser sey, beschäftigte ein und zwanzigste Kapitel. Meistens sind dergleichen Fragen unnütz, überflüssig und irrführend, wegen

ihrer Abhängigkeit von der Ansicht, welche in Betreff des höchsten Gutes derjenige hegt, welcher die Frage aufwirft; denn jene Ansicht ist gewöhnlich unklar, fehlerhaft oder unvollständig. Die geistreichsten Anhänger der Republikanismus stellen Folgendes auf, das nicht sowohl richtig als interessant ist, weil es den wirklich entscheidenden Fragepunkt, nicht aber eine gelegentliche Zufälligkeit ergreift. Der Monarchismus, sagen sie, konzentrirt freylich das Gute in einen Mittelpunkt zusammen, und es soll von dort aus dann wieder in die fernsten Außentheile hin strahlen, um dem gesammten Körper seine bessere Natur mitzutheilen. Aber wozu dieser Nothbehelf? — Wozu dieses Entlehnen des Guten von einem vorzugsweise gehegten Wesen? — Es bedarf dessen weder, noch erfüllt es seinen Zweck; denn die Masse schmückt sich nur damit, oder nimmt es auf; aber sie wird nicht davon durchdrungen, nicht dadurch verwandelt, nicht in sich selbst, ihrem Stoff nach besser. Und so besteht das Heilvolle des Republikanismus darin, daß er das Beste nicht äußerlich hinstellen, nicht es zum Gegenstand der Anerkennung erheben will, oder zu erheben braucht. Denn er trachtet jenes Gute überall in das Wesen selbst zu verpflanzen, dort es kräftig und wirksam zu machen, und die erhabene Natur das Vorbildes dem Ganzen und dem Einzelnen in seinem eigenen Innern einzuverleiben. Wo dieß geschiehet und gelingt, da hört die Auszeichnung von selbst auf; denn da wird das Ganze in sich selbst gleich gut und gleich vollkommen, so daß nach Gleichheit streben nur sagen will, nach gleichem Gute und Vollkommenheit trachten, welche Gleichheit der Güte und der Vollkommenheit dann die Menschen am schönsten verbrüdert. Wie gefahrvoll und verderblich dieß ansprechende Raisonnement die höchste Wahrheit mit dem schlimmsten Truge verknüpft und mischt, das kann hier eben so wenig ausgeführt, wie der verfängliche Knoten gelöset werden, der den Irrthum mit der Wahrheit zusammen knüpft, als wäre es ein und der nämliche Faden. Aber welchem Unbefangenen entgeht es wohl, wie sehr diese Darstellung alle Autorität untergräbt und welche Verwandtschaft sie mit dem bekannten Spruch, verräth: eritis sicut deus etc. Es sind also wahrhaft und ernstlich nur diejenigen zu bekämpfen, welche den Republikanismus in der obigen Weise präkonisiren; in Absicht aller Uebrigen, welche unbefangen und harmlos die Frage aufwerfen, ob die individuelle oder die kollektive Herrschaft mehr Gutes oder mehr Böses stifte, bedarf es einer andern, weit mehr praktischen Belehrung, welche zurückführt zu der oben hingeworfenen Behauptung, daß in England das Eigenthum zur Verwaltung der fremden Angelegenheiten leitet. Denn gerade durch die treffliche Weise, wie letzteres in Groß-

britannien geschieht, bewährt sich die dortige Kollektivherrschaft. Den Britten nämlich setzt das Eigenthum in den Fall, als gewählter Geschworner berufen zu werden, dann aber die Rechte der Mitbürger zu bestimmen, Rechtsverletzungen zu schützen, Anklagen zu prüfen, selbst über das Leben der Mitbürger zu entscheiden, ein wichtiges Motiv, sich durch guten Wandel und gründliche Rechtskenntnisse auszuzeichnen, welches, nach Blackstone, auch ehedem so kräftig wirkte, daß erst eine allmälich eingeschlichene Vernachläßigung nöthig machte, eine richterliche Gewalt zu stiften, welche die Sprüche der Geschwornen leiten, kontrolliren, wohl gar umstoßen durfte. Aber nicht bloß als Geschworner, auch als Friedensrichter erwirbt der vermögende Britte einen Wirkungskreis für Andere, nämlich in seiner Nachbarschaft eine gute Ordnung zu erhalten, Liederliche und Müßiggänger polizeymäßig (also schon mit mehrerer Willkür) zu bestrafen, Friedliche und Fleißige zu beschützen, auch kleine Mißhelligkeiten beyzulegen. Auch streben Männer, die ein bedeutendes Eigenthum besitzen, eine Zeit hindurch ihre Heimat im Parlament zu vertreten, und so werden sie dann schon vertraut mit den größeren politischen Beziehungen. Sie haben Steuern zu bewilligen oder zu versagen, für oder gegen eine beliebte Verwaltung zu stimmen, über die Verfassung zu wachen, Gesetze zu geben, aufzuheben, zu erklären u. s. w. Ein noch größerer Wirkungskreis zeigt sich dem hohen Adel, der zwar nicht Geschworne gibt, aber durch Geburt erbliche Rathgeber der Krone und Richter über Leben und Ehre der Standesgenossen stellt, ja sogar über das Eigenthum aller Mitbürger zu entscheiden hat, und zwar in letzter Instanz.

Man wird uns einräumen, daß jedes Urtheil über die Vorzüge der individuellen, oder der kollektiven Herrschaft, wie Hr. v. Haller sich ausdrückt, mangelhaft seyn müsse, so lange der Urtheilende uneingedenk bleibt der eben geschilderten Gattung oder Form jener Kollektivherrschaft. Man beherzige dieses Beyspiel, und die Frage wird aufhören eine leere Grübeley zu seyn; denn hier zeigt als Resultat sich jenes große Ereigniß, daß die sogenannte Kollektivherrschaft aufhört Herrschaft zu seyn, ja daß Begriff und Wesen von Herrschaft ganz verschwinden, daß also, wie der Verfasser der Schrift: Darstellung der innern Verfassung Großbritanniens, wie Vinke bemerkt, die Erscheinung des Regierens ganz verschwindet, und gewissermaßen in anderer Art ein dem geistlichen Staat analoges Gemeinwesen bildet, welches jenem darin gleicht, daß es die Existenz der Herrschaft überflüssig macht. Scheint diese Betrachtung von der einen Seite eine gewisse Mangelhaftigkeit des vorliegenden Werkes aufzudecken; so stellt sie doch zugleich auch die Wahrheit sei-

ner eigentlichen Grundlage so weit in das gehörige Licht, als jene in der Feststellung von vier Elementen der Politik beruht, und das geistliche Element weder übersehen noch vernachläßigt worden ist. Denn im Grunde erkennt Hr. v. Haller doch nur drey Staatsformen an, und die vierte ist ihm nur eine Uebergangsformation, wir meinen die Militärstaaten oder das Generalat, von dem Hr. v. Haller auch zeigt, daß es sich jedesmal dem Patrimonialstaat wieder annähere, oder darein zu verwandeln trachte, und als gedeihliche Staatsformen bleiben ihm nur der Patrimonialstaat, der geistliche Staat und die freyen Kommunitäten stehen.

Wir kommen nun zu dem, als Schluß der allgemeinen Einleitung, die allgemeinen Resultate rekapitulirenden zwey und zwanzigsten Kapitel, und können dem Verfasser die Behauptung, daß die Staaten sich von andern gewöhnlichen Dienst- und Sozietäts-Verhältnissen nicht ihrer Natur, sondern nur dem Grade nach durch höhere Macht und Freyheit unterscheiden, nur in so fern einräumen, als wir die freye Abgeschlossenheit und statt der Unabhängigkeit, welche nur Folge äußerer Glücksgüter und zureichender Macht seyn soll, die Befugniß zur höchsten Willkür, so wie wir letztere bereits charakterisirt haben, gleichfalls dabey fordern, damit der Satz auch in Absicht der geistlichen Staaten wahr und gültig bleibe. Denn bey letzteren kommen die äußern Glücksgüter zu wenig in Betracht, und was die Macht anlangt, so erinnern wir den Leser an unsere vielfältigen Andeutungen über die zweydeutige Natur derselben, und daß der Begriff der Unabhängigkeit bey tieferer Betrachtung in ein Gedränge kommt, welches weniger belästigt, sobald dafür die Befugniß zur höchsten Willkür substituirt wird. Hiermit können wir endlich zu den einzeln vom Hrn. v. Haller aufgestellten Schlußresultaten übergehen.

1. Die Fürsten herrschen nicht aus anvertrauten, sondern aus eigenen Rechten. Diesem Satz thut, allem Obigen zufolge, eine nähere und genauere Bestimmung noth. In so fern er gegen die Lehre gerichtet ist, welche alle Herrschaft unbedingt aus Delegation des Volks ableitet, muß man ihm beypflichten, um so mehr, als die Anhänger jener Lehre theils nicht wissen, was sie mit der Delegation verstehen, theils unter sich selbst nicht einig sind; denn Einige haben das Mandat, andere die Vollmacht im Sinne, und schon das ist ein Unterschied. Viel weiter gehen nun diejenigen, welche den Regenten zum Beauftragten, das Volk zum Auftraggeber machen, wie die, welche jenem eine Plenipotenz beylegen. Letztere, die Plenipotenz nämlich, könnte mit einer Rechtsübertragung, ja sogar mit einer Rechtsentsagung verbunden seyn, und würde dann die Ple-

nipotenz sich einem gewissen Eigenthum des Rechts nähern. Ueberhaupt würde man alle thatsächliche Wahrheit und den ganz unwidersprechlichen Inhalt der Geschichte zu sehr verletzen, wenn man die anvertraute, die durch Delegation entstandene Herrschaft ganz läugnen und ein unbedingtes Eigenthum aller Herrschaft behaupten wollte. Man geräth nur dadurch in einige Verlegenheit, wenn man die anvertraute Herrschaft römischen Rechtsbegriffen gemäß zu charakterisiren versucht, z. B. sie eine cedirte unbedingte Plenipotenz nennen will, als womit ein geschichtlich wahres Herrscherverhältniß offenbar eine große Aehnlichkeit behauptet. Denn es könnte daraus gefolgert werden, daß das Objekt der Abtretung, also die Herrschaft, ursprüngliches Eigenthum des abtretenden Volks gewesen wäre. Dieß ist aber nicht der Fall, und den Grund des Widerspruches gibt die völlige Verschiedenheit der Begriffe des römischen und des Lehnrechts. Wie jenes nur Eigenthum, so kennt dieses nur Verleihung, und des Hrn. v. Haller Theorie würde ihre Anwendbarkeit auf die neuere Zeit beynahe ganz verlieren, wenn er die Herrschaft ganz aus eigenem Recht wollte entstehen lassen. Man sieht, beyläufig gesagt, hieraus recht deutlich, wie durchaus der Kern seiner Theorie und seines Werks von denen mißverstanden worden, welche geurtheilt haben, es sey aus der Geschichte des Mittelalters geschöpft; denn gerade während des Mittelalters war die Verleihung überwiegender als das Eigenthum, und jene bestimmt auch in unsern Tagen noch tausend Rechts- und Staatsverhältnisse. Um so nothwendiger wird es aber, diese Verleihung mit zu berücksichtigen, nämlich neben der aus eigenem Recht hervorgegangenen, auch eine aus anvertrautem Recht entstandene Herrschaft zu vindiziren. Auch ist der Satz:

2. Die Fürsten sind nicht von dem Volk gesetzt oder geschaffen, sondern sie haben im Gegentheil dieses Volk nach und nach um sich versammelt; nur bedingt zu verstehen ist. Denn kann diese Behauptung z. B. wohl buchstäblich gelten von den zur Regentschaft über Deutschland erhobenen sächsischen Kaisern, einem Konrad dem Ersten oder Heinrich dem Vogler? — Bildete sich hier nicht ein ganz anderes Verhältniß für die Zukunft aus, als jenes unter den Kapetingern? Hat Rudolph von Habsburg das Volk, dessen Herrschaft ihm übergeben ward, nach und nach um sich versammelt? Und ist nicht das Haus Hannover doch eigentlich durch Uebertragung zur Krone Englands gelangt? Ja würde es nicht einen Unterschied gemacht haben, wenn Georg der Erste für seine Person allein, wie die Könige von Po-

len, und wie die deutschen Kaiser, zum Throne wäre berufen worden, nicht aber zugleich sein Haus, wie wirklich geschehen, dieß Thronrecht erworben hätte? Zwar leitet Hr. v. Haller diese Thronerwerbung in anderer Art ab; doch sie weckt so manchen Zweifel, und der zuletzt erwähnte merkwürdige Fall lehrt auf das bündigste, wie in einem und demselben Verhältniß Uebertragung und Erbrecht verbunden seyn können. So müssen wir, aller dieser Rücksichten wegen, auch recht eigentlich zur Unterstützung des von Hrn. v. Haller aufgestellten vierfachen Staatsverhältnisses den Satz so stellen: daß die Befugniß zu der in einem abgeschlossenen Ganzen auszuübenden höchsten Willkür sich erlangen lasse durch Ererbung, durch Eroberung und durch Uebertragung mancherley Art, göttliche nämlich und menschliche, wohl dabey ausbedingend, daß die meisten Herrscher zweyfache Befugnisse zu besitzen pflegen oder besitzen können, eigenthümliche nämlich und übertragene; danach wäre denn das vom Verfasser als pseudophilosophisch bekämpfte Staatssystem falsch, nur durch die falsche Generalisirung, und hauptsächlich, sofern gelehrt wird, daß die Herrschaft entstehe durch ein Mandat des Volks; denn Auftrag und Verleihung sind himmelweit von einander verschieden.

3. Die Fürsten sind nicht Administratoren eines gemeinen Wesens, denn in einem herrschaftlichen oder Dienstverhältniß ist keine Kommunität, folglich kein gemeines Wesen, nicht die ersten Diener des Staats, nicht die obersten Beamten des Volks. Auch diesen Satz berichtigt erst die Behauptung, daß die Fürsten alles obige nicht sind, und doch auch sind, daß sie allerdings unabhängige, aber auch abhängige Herren sind, und daß die Ursache ihrer Abhängigkeit aus derjenigen Begrenzung, welche die fremden Befugnisse geben, allein noch nicht genügend erklärt ist. Jede Theorie muß doch den wirklichen Verhältnissen und der gegenständlichen Wahrheit entsprechen. Denn gesetzt, daß ein Fürst zwar selbst kein fremdes Recht verletze, aber verabsäume auf die Handhabung der Gerechtigkeit durch die bestellten Richter zu wachen, und daß er Schaden stiften kann, schon weil er die Vernachläßigungen der letztern nachsieht; ferner daß er die Landeseinkünfte zwar nicht sich selber aneignet, nicht sie für seine Person verschwendet, hingegen sie durch die Verwalter unzweckmäßig verwalten, oder wohl gar verschwenden läßt; so muß man doch fragen, ob er von aller Verpflichtung frey war, für die gehörige Verwaltung des Rechts oder der Landeseinkünfte zu sorgen und thätig mitzuwirken. Wäre der Regent von dieser Verpflichtung frey gewesen, so hätte solche ein anderer mit höchster eigener Verantwortlichkeit übernehmen müssen, und

daraus ginge eine Beschränkung der Herrschaft hervor. Also theils deßhalb, theils weil derjenige, welcher die Oberaufsicht über Verwaltung fremder Rechte oder fremder Verhältnisse führt, Administrator eines fremden Wesens ist, welches dem eigenen Verhältnisse gegenüberstehend als gemeines Wesen allerdings erscheint, kann auch der Fürst sogar im Patrimonialstaat, gewissen Beziehungen nach, für ersten Diener und für ersten Administrator eines gemeinen Wesens angesehen werden, nur daß er dies nicht allein ist, und daß dieses Verhältniß nicht das Prinzipale der Herrschaft bildet. Es lassen sich viel Beyspiele zur Bestätigung dieser Behauptung anführen. In vielen Patrimonialstaaten sogar bilden die Städte freye Kommunitäten so sehr, daß die Rechtsverwaltung als eine ihnen zustehende Berechtigung und obliegende Verpflichtung betrachtet wird; allein dem Landesherrn sind dadurch nicht alle hierauf Bezug habende Kümmernisse genommen. Desgleichen in Staaten, wo die Verwaltung der Steuern von der der Domainen und Regalien dadurch geschieden ist, daß letztere nur fürstlich geführt, erstere durch Beamte, welche die Stände ernennen, dirigirt wird, bleibt dem Landesherrn immer noch eine gewisse Obliegenheit, entweder auf die zweckmäßige oder auf die statutenmäßige Administration dieses letzteren Zweiges zu sehen und zu wachen. Da nun alle diese Relationen thatsächliche, oder wenn man will positive sind; so wird folglich der Landesherr in sehr vielen Fällen auch als erster Administrator fremder Angelegenheiten, oder solcher Verhältnisse, welche nicht unbedingt seine eigenen sind, erscheinen müssen. Der Irrthum aber besteht darin, daß man ihn in allen Beziehungen zu demjenigen machen will, was er nur in einer Beziehung ist. Wir hätten hiernach die Fürsten in einer dreyfachen Relation erblickt; sie besitzen die Befugniß zur höchsten Willkür; sie haben alle Rechte und Pflichten des ersten Administrators nicht bloß eigener, sondern auch fremder Sachen, und sind in so fern Diener des Staats, solchergestalt wie der Vormünder Stellung zu ihren Kuranden, gerade indem sie Vorrechte gibt, zugleich Pflichten unterwirft, welche nicht allgemeine Menschen- sondern besondere Dienstpflichten sind; endlich, die Fürsten sind auch in ihrer Befugniß zur höchsten Willkür durch alle feststehende Unterthanen- und Nächstenrechte verpflichtet oder gebunden. Doch sey hier nicht gesagt, daß mit Obigem die Charakteristik der fürstlichen Macht abgeschlossen sey; die Mannigfaltigkeit der wirklichen Dinge und der wohlbegründeten Erscheinungen in der Zeit ist so groß, hingegen wieder die Gefahr eines abschließenden Generalisirens durch Reduktion auf Begriffe so schlimm, daß nur zu leicht die Erkenntniß der wahren Natur eines in seinem indivi-

duellen Zustande Guten durch den Hang zum Generalisiren getrübt werden kann.

4. Die Befugniß und die Ausübung des Regierens ist in den Händen der Fürsten daher ein Recht, und nicht eine Pflicht. Daß diesem Satz die eben gelieferte Beschränkung erst eine bestimmte Wahrheit verleiht, ergibt sich schon daraus, daß der Verfasser eine Pflicht bey der Regierung nur in so fern findet, als nicht fremde Rechte beleidigt werden. Der Landesherr hat aber in sehr viel Fällen auch noch die Pflicht des Vormundes; und dann sind diejenigen, welche er anstellt und benutzt, um ihm in Erfüllung dieser Pflichten zu assistiren, seine Diener und nicht Diener der Mündel.

5. Gleich wie die Fürsten nicht von dem Volk geschaffen sind; so sind sie auch nicht allein für das Volk geschaffen, sondern vor allem wesentlich aus und für sich selbst; gleich wie die Unterthanen nicht allein für den Fürsten und seinen Nutzen vorhanden sind. Gegen diesen Satz kann in keinem Bezug etwas aufgestellt werden, und man möchte beynahe ihn überflüssig nennen; denn weder von der einen noch von der andern Behauptung kann vernünftiger Weise die Rede seyn.

6. Ein Fürstenthum, sey es auch so groß, daß man es eine Monarchie nennt, ist kein gemeines Wesen, sondern seinem wesentlichen Charakter nach eine Privatexistenz, ein herrschaftliches und Dienstverband, ein Hauswesen. Unbedingt diesen Satz zu unterschreiben möchte man billig Anstand nehmen; aber man darf ihm vielleicht beypflichten, sobald er beschränkt wird auf den reinen Patrimonialstaat, oder die unabhängigen grundherrlichen Fürsten. Hier ist der angegebene Charakter so vorherrschend, daß alle übrigen Eigenschaften sich ihm unterordnen, wo hingegen man den Typus des Militär- oder Feldherrenstaats doch wohl untergrübe, wenn man ihn mit dem des herrschaftlichen oder Dienstverbandes oder des Hauswesens identifiziren wollte.

Hiemit ist die den ersten Theil des Werkes bildende allgemeine Einleitung geschlossen, und die folgenden Bände liefern die Charakteristik oder Theorie einer jeden einzelnen der vier Gattungen, worin alle Staaten zerfallen. Ganz gemäß dem sehr absichtsvollen Plane des Verfassers machen den Anfang die Patrimonialstaaten, oder die grundherrlichen Königreiche und Fürstenthümer. Denn nicht nur haben die Reiche, welche auf erblichem Landbesitz beruheten und von ihm ausgingen — welches unterschieden ist von den Länderbesitz erobernden Staaten — zu allen Zeiten, die uns näher liegen und bekannt sind (die Theo-

kratien eines höhern Alterthums kennen wir allen ihren einzelnen Bestandtheilen nach zu wenig) überwogen; sondern auch noch jetzt bilden in allen Staaten die Bedingungen der Patrimonialität oder des erblichen Länderbesitzes einen überwiegenden Bestandtheil, so daß Hr. v. Haller auch gar nicht Unrecht hat, wenn er dazu hinneigt, das Kriterium, oder vielmehr das Wesen des Staats überhaupt in die patrimoniale Grundherrlichkeit zu setzen. Denn wie schwer es uns auch werden mag, die wahre Natur der ältesten Staatenverhältnisse zu ergründen, wie falsch wir die mangelhaften Ueberlieferungen verstehen, und wie sehr wir moderne Vorstellungen in die Erkenntniß des Alterthums hinübertragen mögen, so viel können wir mit einem hohen Grade von Sicherheit als wahr anerkennen, daß im Alterthum überall einmal eine bedeutende Periode hindurch Patrimonialherrschaft und hohes Priesterthum in enger Verbindung bestanden haben. Ueber die Innigkeit dieses Verhältnisses aber, die Grade, in welchen hier die priesterliche, dort die landesherrliche oder landesväterliche, oder familienväterliche Influenz und Wirksamkeit über die priesterliche herrschten, oder letzterer unterworfen waren, lassen sich keine allgemeine Behauptungen aufstellen; nur die Aufklärung einzelner individueller Verhältnisse läßt sich als die Frucht der Forschungen erwarten und leisten. Wenn also die obige Behauptung gegründet ist, und wenn die Militärstaaten sammt den in den freyen Genossenschaften weniger von der Natur und dem Schöpfer der Natur gegeben, vielmehr durch die Menschen und durch deren Fähigkeiten und Neigungen gestiftet sind; so war gewiß mit den ersteren überhaupt anzufangen, und die Rücksicht auf praktische Zweckmäßigkeit brachte es mit sich, hier wieder den patrimonialen Grundherrschaften den ersten Rang einzuräumen.

Der Verfasser verweilt lange bey den Staaten dieser letzteren Art, handelt sie sehr gründlich ab, und beleuchtet gewisse Punkte, Fragen und Gegenstände, welche auch bey der Betrachtung der übrigen Staaten wieder vorkommen, hier nicht bloß am ausführlichsten, sondern er behandelt sie auch, als wären sie sein Hauptthema, so daß bey Darstellung der übrigen Gattungen von Staaten nur vorgetragen wird, wie daselbst sich jene Bestandtheile des Staats modifiziren und welche andere Gestalt sie annehmen. Dieses sehr richtige und wahrhaft unparteyische Verfahren hat aber gerade Anlaß zu dem Miß-, ich möchte sagen Unverstande gegeben, welchen wir angedeutet, als das fünfte Hinderniß einer richtigen Würdigung des vorliegenden Buches und eines überall beypflichtenden Urtheils aufgeführt ward. Hr. v. Haller, weit davon entfernt, alle Staaten zu unbedingt grundherrlichen Patrimonialstaaten machen zu wollen, hat es in

dem zweyten Bande gerade mit diesen ausschließlich zu thun, und nun ist sein richtiges Verfahren dieses, daß er hier dasjenige Prinzip hervorhebt, welches sich im Patrimonialstaat hauptsächlich manifestirt, sich die Entwicklung und Darstellung des die andern Staatsformen bestimmenden Prinzips vorbehaltend. Nur das hat er nicht hehl, daß die den Patrimonialstaat charakterisirende Eigenthümlichkeit auch in den Staaten anderer Art mächtig vorwaltet, und daß, damit ein Staat sich vollende, er die Qualität des Grundherrnverhältnisses mehr oder weniger annehmen müsse. Das nun scheinen sehr viele Leser übersehen zu haben, indem sie sich in der Meinung erhielten, Hr. v. Haller behaupte, was er in Bezug auf die Patrimonialstaaten sagt, von allen Staaten. So ist denn mancher aus Mißverständniß entsprungene Tadel entstanden, und so hat sich manche irrige, zum Theil abenteuerliche Meinung verbreitet, welche nicht laut geworden wäre, wenn man besonnener gelesen und den sechsten Band des Werks, welcher von den freyen Genossenschaften handelt, abgewartet hätte.

Den Verfasser in seiner Darstellung des Patrimonialstaats, so wie des Feldherrn- oder Militärstaats mit der nämlichen Vollständigkeit zu begleiten, welche wir der Einleitung gewidmet haben, müssen wir uns aber versagen, denn unsere Anzeige dürfte dadurch zum eigenen Werke anschwellen. Gewiß wird jeder Leser, der sich mit der Hauptidee des Hrn. v. Haller einmal befreundet, der sie richtig aufgefaßt hat, ungemeine Befriedigung vom Lesen des zweyten und der ersten Hälfte des dritten Bandes zurückbringen; denn auch ein Theil des dritten Bandes beschäftigt sich noch mit den grundherrlichen Staaten. Wir bemerkten schon oben, daß unser Autor hauptsächlich beabsichtigt, diejenigen Eigenschaften zu entwickeln, die den Staat zu demjenigen Wesen machen, welches er seiner bestehenden Verfassung nach darstellt, und daß nur selten auf den geschichtlichen Entstehungsgang Rücksicht genommen wird, was auch ganz recht ist. Aber deßhalb bleibt es immer noch eine wichtige und nützliche Aufgabe, alle Staatseinrichtungen ihrem geschichtlichen Entstehen nach, d. h. den Bedingungen gemäß, zu entwickeln, aus denen sie hervorgegangen sind; allein es ist nicht möglich, jetzt hier darauf einzugehen.

Hauptsächlich würde eine historische Forschung nöthig werden, um die Materie von dem Feldherrn- oder Militärstaat, dessen Schilderung die zweyte Hälfte des dritten Bandes enthält, in ihr gehöriges Licht zu setzen. Denn welche Aehnlichkeit mit der Patrimonialverfassung auch entstehen kann, wenn das Verhältniß eines Anführers zu seinen Begleitern und Getreuen, ohne

alle Rücksicht auf vorher besessenes Eigenthum, zum Erwerb des Grundeigenthums führt, so wird doch immer die dadurch sich bildende Aehnlichkeit nur eine äußere bleiben; und nur tiefgreifende geschichtliche Entwicklungen allein vermögen Aufschluß zu geben über die zahllosen, sich gewöhnlich ganz nahe liegenden Anomalien, welche alle Staatengebilde schädlich durchdringen, in denen die aus Patrimonial- und aus Erobererverhältnissen hervorgegangenen Gründungen und Einrichtungen in unglückliche oder in nicht vollkommen reine Verhältnisse getreten sind. Uns scheint der Verfasser fast über die Gebühr beflissen, auszuführen, daß auch der Feldherrnstaat sehr bald die Eigenschaft des Patrimonialstaats annehme. Wir wollen einräumen, daß, wo ein Anführer mit seinen Getreuen Landbesitz und Unabhängigkeit erwirbt, nicht die Kriegsgenossen vor dem Feldherrn da gewesen sind, nicht letztere jenen erhoben, sondern daß entgegengesetzte Verhältnisse Statt gefunden haben; es soll die Wirkung von der Geistesüberlegenheit des Chef ausgegangen seyn; allein weil die Herrschaft auf letzterer beruht, möchten wir noch nicht sagen, daß auch sie auf höherer Macht beruhe. Immerhin mag dieser Erwerbungstitel gelten, wir wollen seine Legitimität nicht angreifen; aber sein wesentlicher Inhalt stehet dem der Patrimonial- und geistlichen Staaten, so wie dem der freyen Genossenschaften weit nach, und sind in dieser Beziehung die geschichtlichen Thatsachen, so wie die Kenntnisse des wahren Verhältnisses noch sehr mit Dunkelheit bedeckt. Wir fragen unter andern, welches soll im Generalat die Stellung des Priesterthums zum Staatschef seyn? — Die dem frühesten Alterthum nicht fremde Verbindung oder vielmehr Einheit der hausväterlichen und priesterlichen Autorität in einer Person, wofür wir sogar den Ausdruck Patriarchen haben, ist eine natürliche Verbindung, dem höheren Sinn nach, welchen Hr. v. Haller dem Wort natürlich gibt. Aber läßt sich das behaupten von einem mit dem Generalat verbundenen hohen Priesterthum? Schwerlich; denn hier müßte das letztere aus dem ersteren entspringen, und das kann nicht seyn. Hr. v. Haller selbst bemerkt, daß nicht bloß das Generalat, sondern auch dessen Verbindung mit dem Priesterthum nur selten sey, daher er auch nur wenige Beyspiele anführt, unter andern die Makkabäer. Aber wir bezweifeln, daß das Verhältniß richtig aufgefaßt sey. Ist nämlich einmal die Rede von Ausnahmen; so scheint uns, daß als Ausnahme bey dringendster Noth sich vielleicht wohl auch der Hohepriester bewaffnen dürfe; aber mag das dann sich bildende Verhältniß dem Generalat auch noch so ähnlich sehen, es ist dem Wesen nach durchaus davon verschieden. In wie vielen Fällen wir übrigens

auch bey der Betrachtung der Militärstaaten von Hrn. v. Haller abweichen mögen; so sehr müssen wir doch den glücklichen Scharfsinn und den richtigen Blick bewundern, welcher ihn den entscheidenden Punkt fast bey allen einzelnen Verhältnissen treffen läßt. Denn indem er entwickelt, wie die Feldherrnstaaten in Patrimonialstaaten übergehen, ein Uebergang, der seiner Ueberzeugung nach durchaus nothwendig ist, kömmt er auf alle die Relationen und Konflikte, welche sich an vielen Punkten bilden müssen, weil sich die Ausflüsse ganz heterogener Prinzipien dort begegnen, und der Geist derselben entgehet seiner richtigen Beurtheilung keineswegs. Uns aber dünkt das entscheidende Moment, worauf es hierbey ankömmt, Folgendes. Jene Leere des Göttlichen, sey es nun der Natur oder der Offenbarung, von welcher wir verschiedentlich sprachen, ist nicht dasjenige Vacuum, in welches die Militärmacht eindringt, oder welches sie sogar schaffen hilft, und ein gewisses Bewußtseyn, daß dem so sey, muß sie nothwendig von Zeit zu Zeit beunruhigen. Daher wird sie stets trachten, einen Charakter anzunehmen, der bessere Begründung verspricht. Aber indem sie dieß thut, kann sie doch nie sich dazu entschließen, den Charakter als Prinzip aufzugeben, aus welchem sie entsprungen ist. Daher ihr unabläßiges Bestreben, diesem letzteren Prinzip, das sie aufgeben sollte, und das sie beybehält, den Charakter der grundherrlichen Patrimonial-Verfassungen zu leihen, oder vielmehr solches in die Formen des letzteren zu gießen, woraus denn folgt, daß die Einrichtungen der Militärstaaten niemals einen reinen Typus darstellen. Davon liefert den treffendsten Beweis das Machwerk der napoleonischen Einrichtungen, welches allen in früheren Perioden unternommenen ähnlichen Versuchen recht kläglich nachstehet. Jene Versuche früherer Zeiten waren viel kunstvoller unternommen, weit besser gelungen und zuweilen so trefflich geglückt, daß sie beym ersten Anblick zu täuschen wohl fähig sind. Auch Hr. v. Haller möchte diese Täuschung in so weit erfahren haben, als er in mehreren Fällen zu glauben scheint, Feldherrenstaaten wären Patrimonialstaaten geworden, wo wir solches bezweifeln müssen und wo wir behaupten, daß nur zwitterartige Formen erfunden und gebildet werden, die das wahre Wesen der Sache verstecken. Diese sind in allem Betracht die gefährlichsten und verderblichsten, weil sie das Echte durch Unechtes ersetzen wollen, und nur zu leicht den Sinn der Menschen betrügen. Dem Forscher macht ihr Verständniß die größten Schwierigkeiten, die Geschichte verdunkeln sie am meisten, und der Anlaß zu inneren Reibungen gehet überall hauptsächlich von ihnen aus. Ihr Prinzip ist weit mehr das Prinzip der Volks- als das Prinzip der Landes-

verfassungen. Durchaus überwiegt das Persönliche, und gibt doch sich den Anschein vom Entgegengesetzten. Daher die Statthalterschaften, Hof- und Ministerial-Dienste, die Länderverschenkungen, der Hof-, Dienst- und Militäradel, sammt dem sogenannten Briefadel, ja sogar die sogenannten Reichsstände und im Volke die Nationalfreyheiten. Auch der wechselseitige Kampf der Großen mit den Königen und die zuweilen eintretenden Königswahlen stehen in inniger Beziehung darauf. Aber, wie gesagt, es ist dieß ein Gegenstand, in Betreff dessen der historische Forscher noch am meisten aufzuräumen hat; und es dürften die Resultate solcher Untersuchungen den Verfasser wohl nur in einzelnen Punkten berichtigen. Denn die Hauptsache ist ganz richtig von ihm aufgefaßt worden, daß nämlich bey einem militärisch gegründeten und erst in der Folge grundherrlich gewordenen Reiche immerhin zwey ganz verschiedene Rechtsverhältnisse zu betrachten sind, deren gleichzeitige Existenz solche Staaten sehr künstlich und zusammengesetzt macht; und wir bezweifeln hauptsächlich nur, ob der wahre Geist und Entstehungsgrund des hieraus abgeleiteten Lehnwesens richtig aufgefaßt sey, indem wir den Ursprung des Feudalismus aus einem viel höheren Prinzip ableiten möchten.

Der vierte Band enthält die Betrachtung und Darstellung der geistlichen Staaten; deren Fortsetzung und Vollendung aber würde den fünften Band gebildet haben, wenn er vor dem sechsten Bande erschienen wäre. Der Verfasser fühlte nämlich, daß, um diesem Gegenstand die nöthige Gründlichkeit zu geben, um ihn in allen seinen Materien zu erschöpfen, ein mit der Geschichte der Bildung des christlichen Kirchenstaats, d. h. der christlichen Kirche und des christlichen Staats verwandtes Quellenstudium nöthig sey, welches ihn mehrere Jahre hinhalten könne. Deßhalb hat Hr. v. Haller sich die Ausarbeitung und Nachlieferung des fünften Bandes vorbehalten, und den sechsten Band früher abgefaßt und bekannt gemacht, um so mehr, als die Beschaffenheit und Natur der freyen Kommunitäten oder der Republiken ihm recht von Grund aus bekannt ist, und als es wahrhaft zu bedauern gewesen wäre, wenn uns diese länger hätten sollen vorenthalten bleiben. Wir halten dieß auch keinesweges für einen Vorwand, sondern durchaus für die wahre Ursache, denen nicht beypflichtend, welche meinen, Hr. v. Haller habe die Unmöglichkeit gefühlt, diejenige Darstellung des geistlichen Staats, welche aus dem Wesen des Katholizismus hervorgehe, mit den übrigen Theilen seiner Theorie in Uebereinstimmung zu bringen, und er hätte von Grund aus ein anderes Werk liefern müssen, wenn er gleich Anfangs von der Theokratie ausgegangen wäre,

was wahrscheinlich geschehen seyn würde, im Falle er jetzt erst angefangen hätte zu schreiben. Dieß könnte vielleicht einigen Grund nur dann haben, wenn Hr. v. Haller die Entwicklung des Entstehens der mehrmals gedachten vier Formen aller Statenbildungen ihrem historischen Gange nach hätte liefern wollen. Dann aber hätte er freylich bey der sehr dunklen Materie von der ursprünglichen Einheit des Patrimonial- und Priesterstaats anheben, das Entstehen ihrer Trennung zeigen, und den Kampf schildern müssen, der sich mit dem Generalat und der freyen Genossenschaft gebildet hat, als worüber nicht nur unsere heiligen Schriften, sondern auch die heiligen Urkunden anderer Völker reich sind an Ueberlieferungen und Andeutungen, die sich jedoch nicht ganz leicht erklären und entziffern lassen, auch noch an so mancher Lücke laboriren.

Was nun den Inhalt dieses vierten Bandes anbetrifft, so zeichnet ihn hauptsächlich die schöne Frömmigkeit des Sinnes aus, mit welchem er ausgearbeitet worden, und die Vorrede dazu kann man nicht lesen, ohne eine innige Zuneigung zu dem Autor zu fassen. Ein klarer Verstand hat sich mit einem frommen Gemüth vereinigt, um einen faßlichen Vortrag, eine ansprechende Darstellung zu liefern. Denn gerade die reine Einfachheit des religiösen Sinnes ist dasjenige, was den Haller ganz vorzüglich auszeichnet, mehr als ein gewisser religiöser Tiefsinn, der den Zeiten, in welchen wir leben, wohl auch nothwendig seyn dürfte, dem jedoch durch eine Wirksamkeit anderer Art die Bahn vorher muß geebnet werden, und den hervorzurufen ein Werk wie das vorliegende nicht verfehlen wird. Jenem Tiefsinn dürfte dann vorbehalten bleiben, zu untersuchen, in wie weit es allen Beziehungen nach gegründet sey, daß die geistlichen Staaten aus dem Verhältniß eines Lehrers oder geistigen Oberhaupts zu seinen Jüngern und Gläubigen hervorgegangen, und daß namentlich der christliche Kirchenstaat so müsse betrachtet werden. Können wir diesen letzteren, wäre dann zu fragen, wohl durchaus und genügend aus dem Verhältniß des Lehrers zu seinen Jüngern ableiten, und beruht er allein auf überlegener Weisheit und höherer Geisteskraft? — Es würde demnach auf eine Untersuchung ankommen, worin das wahre Wesen des Hohenpriesterthums, so wie das Priesterthums überhaupt bestehet. Denn merkwürdig genug lehrt uns die Geschichte, wie auch das Priesterthum von Alters her in zwiefacher Natur erscheint; nämlich gesalbte und geweihte Priester zeigt, die aus dem Schooße der Kirche hervorgehen, gleich wie deren Kinder und Zöglinge, und von denen immer angenommen wird, daß sie deren geistige Nach-

kommen und Sprossen (also von ihr geistig geboren und genährt) in Form der Erbfolge aus ihr hervorgegangen oder durch Adoption genetisch mit ihr verbunden waren; dann aber Priester anderer Art, welche von Menschen anerkannt, durch Menschen zu Priestern erhoben, durch Menschen mit der priesterlichen Funktion beauftragt wurden. Diese Doppelheit des priesterlichen Wesens und der dadurch vermittelte Zwiespalt spricht sich schon im frühesten Alterthum aus, und hängt so nothwendig mit dem zusammen, was unter allen Verhältnissen Religionsfehden gestiftet, daß es ein arger Irrthum wäre, wenn man die berühmten Investiturstreitigkeiten unabhängig davon betrachten und als eine bloße Wirkung des Eigensinnes, der Herrschsucht oder der Willkür betrachten wollte. Aber ohne einen gewissen religiösen Tiefsinn ist weder dieß, noch der wahre Geist der Kirchenverfassung zu ergründen, und doch ist es von hoher Nothwendigkeit, daß solches geschehe. Denn, mag es auch Vielen ein Genüge leisten, wenn sie zur Einsicht gelangen, weßhalb da, wo Verschiedenheit der Lehren und Meinungen im Christenthum obwaltet, die eine der andern vorzuziehen, die eine besser sey als die andere; so ist doch damit die Sache noch keinesweges abgemacht. Es kommt darauf an, in welcher Lehre sich die uranfängliche ungetheilte Wahrheit am vollkommensten erhalten hat, zu der die Rückkehr dem Menschengeschlecht in solchem Maße nothwendig ist, daß erst mit ihr dasselbe zu derjenigen Ruhe gelangen kann, die die echte Wahrheit allein zu geben vermag, und in deren Mangel man den wirksamsten Anlaß aller unseligen Bewegungen zu suchen hat, wodurch die Söhne der Erde in mannigfache Kämpfe und Kriege verwickelt wurden.

Daß Hr. v. Haller die Verfassung der freyen Genossenschaften oder Republiken und deren Charakter sehr genau kennt, ist bereits früher bemerkt worden, und deßwegen hat er durch den sechsten Band seines Werkes eine vorzüglich schätzenswerthe Arbeit geliefert. Wahrhaft neu und belehrend ist die Entwicklung, wie auch in den Republiken ein echt grundherrliches, oder ein dem grundherrlichen analoges, die Unabhängigkeit und Oberherrschaft begründendes Verhältniß sich zu bilden pflegt, der diejenigen unterworfen sind, die solches nicht theilen. Dabey liefert gerade diese Entwicklung ein Zeugniß von der Parteylosigkeit, von dem richtigen Blick und von der wohlunterscheidenden Sachkunde des Verfassers; denn gewiß werden jeden Bürger eines Freystaats die Ausführungen derjenigen Urtheile und Vorzüge befriedigen, welche nur die republikanischen Verhältnisse zu gewahren vermögen, von denen jedoch deßhalb nicht auf-

hört zu gelten, was in Betreff aller menschlichen Verhältnisse zu sagen ist, daß in ihnen verschiedenartige Vortheile und Nachtheile anzutreffen sind, so daß jedem Vorzug hier, wieder ein Mangel dort gegenübersteht, der eine den andern aufwiegt, und daß zuletzt ein allgemeiner durchgreifender Ausspruch über das mehr oder minder Gute seine große Schwierigkeiten findet.

Art. II. *Sophoclis Tragoediae. Ad optimorum librorum fidem iterum recensuit, et brevibus notis instruxit* CAR. GOTTLOB AUG. ERFURDT. Vol. III. *Ajax.* Lipsiae, apud Gerhardum Fleischerum, 1825. XX und 200 S., fl. 8.

Nebentitel: *Sophoclis Ajax Ad optimorum libr. fidem iterum rec. et brev. not. instruxit* GODOFREDUS HERMANNUS. *Editio secunda, etc.*

La vérité, rien que la vérité, toute la vérité.
Rousseau.

Eins der berühmtesten Trauerspiele des Alterthums, von so kundigen Männern herausgegeben, muß ohne Zweifel bald in den Händen aller Liebhaber dieses Literaturzweiges seyn, und seines mäßigen Preises wegen auch in die Schulen Eingang finden, und die gewählten Sammlungen der minder Begüterten vermehren. Um so weniger kann es unzweckmäßig seyn, diese Arbeit einer vorurtheillosen Kritik zu unterwerfen, mitforschend den Herausgebern gleichsam die Hand zu bieten, und gemeinschaftlich das Wohl der Wissenschaft, der ihre Bemühungen gewidmet sind, zu fördern.

Der verdienstvolle Erfurdt, zuletzt Lehrer der Alterthumswissenschaften auf der Universität Königsberg in Preußen, wurde in der Blüthe des Alters dahingerafft, und es fand sich in seinem Nachlasse für Ajar in dieser Ausgabe nichts weiter als Anmerkungen zu der griechischen Inhaltsanzeige und zu dem Verzeichnisse der Personen. Demnach mußte Hermann alles Uebrige hinzufügen, und er that dieß mit freundschaftlicher Rücksicht auf den Verstorbenen, indem er dessen Anmerkungen in seiner größern Ausgabe des Sophokles vorzugsweise dabey zu Rathe zog. Von Erfurdts Plane wich er in sofern ab, daß er viel seltener als dieser in der Antigone und König Oedipus die Noten Bruncks und anderer Bearbeiter wiederholte, theils wegen der Langweiligkeit solches Geschäftes (nam nec delector magnopere, ut ingenue fatear, describendis repetendisque observationibus aliorum etc., heißt es in der Vorrede), theils und vornehmlich aber, damit das Buch nicht zu einer unverhältnißmäßigen Stärke anwüchse. Nur das Noth-

wendigste für einen, der die Tragiker verstehn wolle, berührte er; und so zweckmäßig wir dieß finden, so wenig können wir doch mit dem Herausgeber darin einverstanden seyn, daß er unter diesem Vorwande Brunck's, Musgrave's, Erfurdt's, und vornehmlich Lobecks Anmerkungen entweder mit Stillschweigen überging, oder nur mit zwey Worten auf sie verwies, und dafür lieber seine eigenen Meinungen mittheilte. Denn so hoch wir auch seine Gelehrsamkeit, seinen Scharfsinn, und seine Uebung in diesem Fache schätzen, so kommt es doch bey einer Arbeit solcher Art weniger darauf an, Eigenes zu geben, als vielmehr das allgemein Brauchbarste zusammenzudrängen, gleichviel, wessen es sey. Wie jetzt die Ausgabe vor uns liegt, sind wir nur allzuoft genöthigt, Lücken der Erklärung durch die Bemerkungen Anderer auszufüllen; wir müssen eine kleine Bibliothek zur Hand haben, und von Einem zum Andern herumschweifen, bis wir endlich finden, was wir suchen, und was in dem Buche selbst wenigstens angedeutet zu sehen der Zweck einer Handausgabe billig erwarten ließ. Doch wir fahren in der Charakterisirung des Werkes, nach Anleitung der Vorrede, fort. Besonderer Aufmerksamkeit würdigte der Herausgeber die Noten Elmsley's im 3. und 4. Theil des kritischen Museums, das zu Cambridge erscheint (P Elmsley's Notes on the Ajax of Sophocles, nachgedruckt in der, von Hartmann zu Leipzig 1822 veranstalteten, Ausgabe der beyden Iphigenien des Euripides, nach Marklands Bearbeitung), und die neue Ausgabe des Morellischen Thesaurus graecae Poëseos. Was aber der Arbeit einen vorzüglichen Glanz verleiht, ist die Benützung zweyer Abschriften von Sophokles Ajax, Elektra, und Oedipus dem König, die sich zu Leipzig auf der Rathsbibliothek befinden, beyde guter Art (bonae notae) und frey von Triklinius Verfälschungen sind. Die eine dieser Handschriften war bisher durch Reiske unvollkommen bekannt; die andere, auf Baumwollenpapier, mit Scholien und Glossen, wird es hier zuerst, und Hermann hat sich schon allein durch die Mittheilung ihrer merkwürdigeren Lesearten (Ex utroque hic memorabiliores vel diversitates vel aberrationes ab ea scriptura, quae in Brunckiana editione est, enotatas dabo. Praefat. p. VIII.) den Dank aller Freunde des Sophokles erworben.

Indem wir nun zur näheren Betrachtung des Werkes selbst übergehn, finden wir uns veranlaßt, vorher einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Alterthumswissenschaft zu werfen, um den Standpunkt zu finden, aus welchem Arbeiten dieser Art zu beurtheilen sind. Wie überhaupt in den Wissenschaften seit

ihrer Wiederherstellung, und besonders seit dem 16ten Jahrhundert, so war es auch in der Alterthumswissenschaft der Fall, daß die Bearbeitung des Einzelnen der des Allgemeinen voranging. Man lernte eher Homers Worte verstehn, als man seine Welt begriff, seinen Geist ahnete, und man wußte früher Geschichte aller Völker, ehe man sich zu einer philosophischen Anschauung der Menschheit erhob. Die zerstreuten Strahlen jeder Wissenschaft in ihren Brennpunkt zu sammeln, war unserem Zeitalter vorbehalten, als das seiner Natur nach spätere Geschäft, und derjenige, der heut zu Tage diesen Schauplatz betritt, hat ungleich größere Anfoderungen zu erfüllen, als die Vorwelt, die in ihren beschränkten Kreisen ruhig und anspruchslos waltete. Diese Bemerkung hier angewandt, ist es klar, daß jetzige Bearbeitungen der Alten sich von frühern durch das Umfassende ihrer Ansicht unterscheiden müssen. Valckenaer's Phoenissae — um sie zum Beyspiele zu wählen — enthalten einen Schatz von Sach- und Sprachkenntnissen; allein von dieser Thebais, als einem Dichterwerke, von der Gliederung seiner Formen zu einem Einen und Ganzen, findet ihr kein Wort. Dagegen ist in Bentley's (freylich sonst auch eines vollendeten Kenners der auszeichnungsweise sogenannten Sachen) also in Bentley's Terenz, sag' ich, ist dagegen die Tendenz zum Metrischen, zur Form, zur Einheit, nicht ohne Nachtheil für Einzelheiten, vorherrschend. Mischt beyde Charaktere in Eins, und ihr habt ohngefähr das Musterbild des heutigen Philologen. Wir wollen keinen Valckenaer, keinen Bentley; einen Valckenaer-Bentley wollen wir. Stoff und Form — dieß ist der Kunstausdruck — sollen sich durchdringen. Halbes ist verhaßt. Aut Caesar, aut nihil. Und spräche in diesem Augenblicke der weiland mannhafte Sprachheld Ernesti sein einseitiges Wort (J. Aug. Ernestii Praefat. Plauti p. X.); Illud serio optandum est ne accidat Plauto, ut aliquis ejus Comoedias ex ingenio ad leges poëticas refingere conetur, quod Bentlejus in Terentio fecit, et in Plauto se facturum minatus est, ne rursus Plautum, vix majori ex parte receptum, paulatim perdamus, so würde er sicherlich von den Schülern ausgelacht werden.

Hermann's Ajax darf diesen Maßstab nicht scheuen. Er ist im Allgemeinen betrachtet ein Zeitwerk in guten Sinne. Kein Theil desselben ist vernachläßigt, und Alles rundet sich harmonisch zum Ganzen. Doch konnte sich die Eigenthümlichkeit des Bearbeiters nicht ganz verläugnen: das Grammatische waltet vor. Wenn öfters Historie oder Aesthetik in Schatten treten, und man ihretwegen weiter geschickt wird zu den Vorgängern, so erhält dagegen meist Alles, was Redeart betrifft, sonderlich im

Gegensatz abweichender Meinungen der neuesten Zeit, das hellste Licht, und durch die fast zu wortreiche Auseinandersetzung wird wohl gar der Text von der Seite verdrängt. Hier findet sich, wie man erwarten kann, viel Gutes: Z. B. über ἐκφέρειν bey V. 7, über ἐκστῆναι mit dem Akkusativ V. 82, über den Gebrauch des Artikels vor dem Infinitiv V. 114, über ἀπελωσθῇσθη S. 216, über den Unterschied im Gebrauche des Konjunktivs und des Optativs (m. vgl. V. 1200), u. s. w. V. 272, über ὢρ ἂν V. 1096, über den Aoristus V. 1105, 6, über die Nicht-Ellipse von περὶ V. 1215, über πολὺ für πλέον V. 1336, über τοὶ V. 1383. »Und wie steht's mit der Metrik?« hör' ich fragen. Allerdings hat man Ursach, in diesem Felde von dem Verfasser einiger Bücher über alte Verskunst Außerordentliches zu erwarten. Hermanns Werk de Metris Graecorum et Romanorum ward, noch naß, wie es aus der Presse kam, von F. A. Wolf, der doch auch bey Reiz Takttreten gelernt hatte, mit den Worten Ἐν σμικρῷ μεγάλη χάρις, an Ruhnkenius geschickt, und ein bekannter kunstsinniger Staatsminister las es auf seinen Reisen reiheherum den Bekannten vor. Ganz Deutschland bewillkommte die zeitgemäße Arbeit, und wo sich der geringste Widerspruch, ob auch nur gegen Einzelnes, erhob, ward er sogleich, zum Theil rauh genug, beschwichtigt. Auch das Ausland nahm Kenntniß davon, und zollte dem Verfasser Lob. Nur in England bildete sich eine Art von regulärer Opposizion, welche theils die heruntergesetzten Grammatiker in Schutz nahm, theils im Gefühl ihres weitern Fortschreitens im Einzelnen den Werth der Zusammenstellung fast verkannte. Elmsley äußert sich hierüber eben so freymüthig als gerecht in einer Kritik des Hermannischen Hercules furens, Classical Journal, XV. p. 199. »Unter den englischen Gelehrten,« sagt er, »scheint uns Hr. Hermann nicht des Rufes zu genießen, zu welchem er berechtigt ist. Die Engländer sind außerordentlich geneigt, die Gelehrsamkeit des Festlandes zu unterschätzen. Hr. Hermann besonders ist nicht allein ein Deutscher, sondern in Folge seines Wagstücks, der porsonischen Hekuba des Euripides eine eigene entgegenzusetzen, hat er das Unglück, hier und da in Porson's Schriften eine Zielscheibe der Verachtung und des Spottes zu seyn. Hierzu kommt, daß Hr. Hermann in England am meisten durch sein Werk über griechische und lateinische Metrik bekannt ist; ein Buch, von welchem man nicht leicht zu viel Böses sagen kann, und das in Verhältniß seines Umfangs einen geringern Antheil nützlicher und solider Lehre enthält, als irgend ein Elementarwerk, welcher Art es sey, dessen wir uns erinnern. Höchst wahrscheinlich hat er es längst bereuet, daß er

dieses Buch schrieb. Aber was er auch vormals gewesen seyn mag, unstreitig leistet er jezt sehr Bedeutendes in seiner Wissenschaft, obwohl er noch nicht alle kritische Ketzereyen seiner Jugendzeit abschwur. Wenige lebende oder verstorbene Gelehrte haben glücklicher die Mysterien der Griechensprache durchforscht, und dem allgemeinen Verständnisse geöffnet« *).

Gewiß war dieß eine starke Abkühlung. Doch einige Dornen in dem Siegerkranze werden leicht verschmerzt, und Spottverse gehörten ja sogar ehemals zu den Triumphgesängen. So ließ sich denn Hermann durch diese Aufnahme seines Hauptwerks in der stolzprangenden Britteninsel keineswegs abhalten, den rüstig betretenen Weg fortzusetzen. Elmsley's den Tadel überschallendes Lob besänftigte ihn, und er überbot es noch in seinen Adnotationes ad Medeam ab Elmslejo editam, Classical Journal, XXXVIII. und in dem Leipziger Abdrucke vom Jahr 1822, Seite 407, wo es am Schlusse so heißt: Est P. Elmslejus, si quis alius, vir natus augendae accuratiori Graecae linguae cognitioni, ut cujus eximia ac plane singularis in pervestigandis rebus grammaticis diligentia regatur praeclaro ingenio, mente ab auctoritatibus libera, animo veri amantissimo, neque aut superbia, aut gloriae studio, aut obtrectandi cupiditate praepedito. His ille virtu-

---

*) Among English scholars, Mr. Hermann does not appear to us to enjoy that portion of reputation, to which he is justly entitled. The English are exceedingly prone to undervalue the abilities of the learned on the continent. Mr. Hermann, in particular, is not only a German, but in consequence of his rashness in publishing an edition of the Hecuba of Euripides, in opposition to that of Mr. Porson, has the misfortune to stand as an object of scorn and derision in several parts of Mr. Porson's writings. It may be added, that Mr. Hermann is best known in England by his work on Greek and Latin metres; a book, of which too much ill cannot easily be said, and which contains a smaller quantity of useful and solid information, in proportion to its bulk, than any elementary treatise, on any subject, which we remember to have seen. In all probability, he has long repented of writing that book. Whatever he may have been formerly, undoubtedly he is now a very considerable proficient in his art, although he has not altogether abjured the critical heresies of his youth. Few living or deceased scholars have labored more successfully in exploring the mysteries of the Greek language and in exposing them to the popular eye. M. vgl. P. Elmsley's Review of Porson's Hecuba, Edinburgh Review 1811 N. XXXVII. p. 65 die Note.

tibus id est consequntus, ut, quum doctrina ejus maximi facienda sit, non minus ipse sit amandus atque venerandus. Ea autem maxima est et non interitura laus, non utilem tantum, sed etiam *bonum virum* esse. Uebrigens war er weit entfernt, seine Metrik für so verwerflich zu halten, als der gute Elmsley; vielmehr nennt er sie in der Zueignung seiner Elementa doctrinae metricae ein juvenile quidem rudimentum, verum ut *non poenituerit* tamen. Und er hatte Recht. Die Zusammenstellung der bekannten Versarten, welcher sich die Alten bedient haben, war etwas durchaus Nützliches und Zeitgemäßes. Nur der philosophische oder räsonnirende Theil der Schrift, der auch in dem neuern Werke fast keine Veränderung erlitten hat, möchte sich schwerlich je allgemeinen Beyfall erwerben, da er, theils das metrische Prinzip, den Fuß, verkennt; theils durch, wie es uns scheint, zu große Vereinfachung dunkel und verwirrend wird; theils endlich das Dichtergefühl zuweilen auf bloßen Mechanismus zurückführen möchte. Wie weit jene Verkennung eines von den alten Grammatikern wohl erkannten Grundbegriffes der Verskunst führt, zeigen Behauptungen, wie folgende: Elem. doctr. metr. p. 73, 4: Numerus *trochaïcus* haec quinque versuum genera comprehendit, *trochaïcos*, qui proprie vocantur, *jambicos*, *creticos*, *bacchiacos*, *antispasticos*. — Ac primo *trochaeos jambosque* non nisi unum (!) esse idemque (!) metri genus, vel syllabae ancipites ostendunt, quae in utroque genere eosdem (!) locos tenent etc. Uebertriebene Vereinfachung aber dünkt uns die Eintheilung aller Versmaße in drey Klassen statt jener weit lichtvolleren der Grammatiker in neun, wovon Hermann Elem. doctr. metr. p. 67 handelt. Um auch ein Beyspiel jener, von uns angedeuteten, Verwechselung von Dichtergefühl mit todtem Mechanismus zu geben, führen wir folgendes an aus Hermanns Ausgabe der Hekuba p. 109, wo er zu erklären sucht, warum die Tragiker die lange Endsylbe eines mehrsylbigen Wortes selten oder nie in den Anfang des fünften Fußes der Senare verlegen, wenn nicht die zweyte Sylbe desselben Fußes ein Monosyllabum ist, das keinen Vers beginnen kann; eine Regel, die Porson zuerst aufstellte, und späterhin Elmsley durch eine größere Anzahl von Beyspielen und gefälligen Emendationen widerstrebender Stellen befestigte. Porson hatte in seiner Note zur Hekuba V. 343 (bey Aldus: κρύπτοντα χεῖρα, καὶ πρόσωπον τοὔμπαλιν) dieß geschrieben, wobey er auf den poetischen Takt seiner Leser gerechnet zu haben scheint: »τοὔμπαλιν Ald. ἔμπαλιν Mss multi et Eustathius ad Il. A. p. 129, 14 — 97, 31 nullo ad sensum discrimine, ad nume-

ros maximo. Quid velim, melius fortasse intelligetur, si dicam, paucissimos apud Tragicos versus occurrere similes Ionis initio Ἄτλας ὁ χαλκέοισι νώτοις οὐρανόν.« In Bezug hierauf sagt Hermann in seiner Ausgabe desselben Trauerspiels S. 109: Caussa, quare ista vocabulorum divisio displicere debet, haec est. Quoniam in fine cujusque versus, ubi, *exhaustis jam propemodum pulmonibus*, lenior pronunciationis decursus desideratur, asperiora omnia, quo difficilius pronunciantur, eo magis etiam aures laedunt: propterea sedulo evitatur illa vocabulorum conditio, quae ultimum versus ordinem longiore mora a praecedente disjungit, eaque re decursum numerorum impedit ac retardat. In etwas pedantischem Lehrerton setzt er hinzu: Id sponte animadvertisset vir eruditissimus, si non satis haberet observare, sed in caussas etiam earum rerum, quas observavit, inquirendum putaret. »Um diese Lehre zu erklären,« spöttelt Elmsley (Review of Porson's Hecuba. p. 81), »wird es gut seyn, zu dem Anfangsverse des Ion "Ἄτλας ὁ χαλκέοισι νώτοις οὐρανὸν zurückzukehren. Es ist keineswegs nöthig, die Rolle Merkurs in dieser Tragödie gespielt zu haben, um zu fühlen, daß die Umstellung "Ἄτλας ὁ νώτοις χαλκέοισιν οὐρανόν der »erschöpften Lunge« eines korpulenten Schauspielers wohlthun muß. Daß die Komiker nicht ganz so besorgt für die Lungen ihrer Theatermänner waren, erhellt theils aus ihrer Vernachläßigung dieser Regel, theils aus den ungeheuer langen Wörtern, die sie manchmal einmischen, z. B. Aristophanes am Schluß der Ekklesiazusen, wo eins von beynahe achtzig Sylben vorkommt. Hephästion (Kap. 14) meldet uns, das Μακρὸν der komischen Parabasis müsse ἀπνευστί, ohne Athemholen, deklamirt werden; und in Aristophanes Vögeln besteht dieses Μακρὸν aus vierzehntehalb anapästischen Dimetern (Vers 723 bis 736), welche 134 Sylben enthalten.« Ernsthaft und vorsichtig äußert sich über denselben Gegenstand der scharfsinnige Solger in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Sophokles, Seite LXV. »Dieß ist,« sagt er, »eine von den vielen (?) vortrefflichen Entdeckungen Porsons (ad Eurip. Hecub. 343, Phoeniss. 1419). Auch ich habe dieß mit großer Sorgfalt und wenigen Ausnahmen befolgt, da bey einiger Uebung das Ohr bald merkt, wie unangenehm noch gegen das Ende eines steigenden Verses ein so schwerer Fall ist« (m. vgl. Hermann selbst Elem. doctr. metr. p. 115). Derselbe spricht sich, Trotz seiner großen Verehrung Hermanns, über die trochäischen Jamben ziemlich naiv so aus (a. a. O. Seite LXVII), indem er zugleich diesem und dem Altmeister Bentley, der zuerst

diesen Ton angab, den Weg verrennt: »Ich würde nicht sagen, daß man die Jamben trochäisch lesen müsse: denn die Jamben sind da, um jambisch zu klingen.« Und Karl Reisig lehrt mit landsmännischer Freymüthigkeit, Conjectan. in Aristophanem p. 4 Anacrusis eadem ad arsin, qua thesis, necessitate cogitur, *neque jambici trochaïcis modis, aut anapaestici dactylicis annumerari possunt, sed suis genus quodque terminis circumscriptum est.*

Wenn so selbst in Deutschland immer mehr Stimmen gegen Hermanns Theorie laut wurden, so fand auf der andern Seite auch seine metrische Praxis Widerstand. Die Ausgabe des plautinischen Trinummus, die 1800, zugleich mit der der Hekuba, erschien, ward von einem Kritiker zu Jena mit trockenem Ernst getadelt, und ich sah mich späterhin veranlaßt, in meiner größern Ausgabe des Komikers die Willkürlichkeiten dieser Behandlungsart in ein noch helleres Licht zu setzen, ohne bedeutenden Widerspruch zu erfahren. Schon früher waren von mir im Pindar die größern Versmassen geltend gemacht worden. Theils vielleicht hiervon angeregt, theils durch eigene Forschungen auf diesen Weg geführt, stellte Böckh, dem Thiersch folgte, in seiner Bearbeitung dieses Lyrikers so lange Verse auf, als Hermann niemals gesehen hatte, um nur des fatalen Abbrechens der Wörter in zwey Zeilen überhoben zu seyn, und den alten metrischen Kanon Πᾶν μέτρον εἰς τελείαν περατοῦται λέξιν (Hephaestion p. 14) aufrecht zu erhalten. Hierüber konnte Hermann, der auf diese Vorschrift niemals sonderlich geachtet hatte, seinen Unwillen nicht bergen. Postulat haec materia, schreibt er Elem. doctr. metr. p. 668, ut paucis de illo Hephaestionis praecepto dicam p. 14 (26) πᾶν μέτρον εἰς τελείαν περατοῦται λέξιν, quod nuper et rixas acerbiores quam pro tantilla re, et versus immanis ac monstruosae longitudinis peperit: quorum ad instar si Tragicorum systemata describenda essent, novis chartarum formis, (!) immo loris quibusdam potius quam foliis, (!) opus foret. Sed abstinuissent, opinor, ab his conatibus, qui nunc tanta cum cupiditate de hujus inventi gloriola contendunt, si iis in manus venisset liber Friderici Richteri, scriptoris facetissimi, quem vulgo Joannem Paulum vocant, inscriptus hoc titulo *Flegeljahre*: cujus in libri vol. primo, quod editum est Tubingae a. 1804, mira praesagitione et occupatum est hoc praelongorum versuum inventum, et festivissime illusum, maxime p. 48 et 104 et 197. Hephaestioni quidem ego non tantum tribuam, ut hujus auctoritate praeceptum illud credi velim. Solent enim grammatici ex usitatioribus

exemplis praecepta sua depromere, quae, ubi ad rariora ventum est, falsa esse intelligas. Verum hic tamen res ipsa monet, et esse aliquid veri in illo praecepto, et quid illud sit. Pertinet enim ad versus *non nexos*, **quales plerique sunt. Quorum in fine quoniam pausa et silentium succedit, consentaneum est, una cum versu etiam vocem finiri, ne vocabulum inchoatum, pausa in medio facta, abrumpatur, atque utraque ejus pars trunca et mutila haereat. Minime vero ad versus** *nexos* **extendi hoc praeceptum potest, qui quoniam una perpetuitate numeri cohaerent, nulla interposita pausa, (?) nihil est, quod finiri versum in media voce prohibeat.** *Strophae* **vero et** *systemata*, **quoniam semper pausam in fine habent, integra voce, ut versus non nexi, finiri debent.**

Man kann wohl sagen, daß der wackere Gelehrte hier mit Waffen der Verzweiflung ficht. Denn was Jean Paul betrifft, so hat der scherzhafte Mann gewiß selbst niemals daran gedacht, als wirklicher Schiedsrichter in einer gelehrten Streitsache aufzutreten, und seine Ansicht derselben gehört auf keinen Fall hierher. Der Unterschied aber zwischen **versus nexi** und **non nexi** (**Elem. doctr. metr. p. 666** finden sich sogar **seminexi**) ist Erdichtung, und die dünne Scheidewand, die Hermann zwischen diesen Versen aufstellt, indem er gesteht, die meisten (**plerique**) seyen **non nexi**, muß bald fallen, wenn sie nicht schon gefallen ist: denn Böckh's Pindar, so wie der von Thiersch, ist ja glücklich herausgekommen, ohne neue Papierformen, oder gar Riemen zum Zusammenbinden, zu erfordern, und mein Euripides hat ebenfalls keine Wortbrechung, ohne deshalb Beschwerlichkeit beym Drucken zu verursachen. Freylich enthalten diese Ausgaben manche metrische Zusammensetzung, wovon in den Handbüchern nichts steht; allein hierüber wird sich Niemand verwundern, der die Unendlichkeit der Kunst, und die Beschränktheit des Einzelnen bedenkt; die Menge der verlornen Werke des Alterthums nicht einmal zu erwähnen. Und was insonderheit die Versarten von ungewöhnlicher Länge anlangt, so sind ja unstreitig solche aus Theokrit, Horaz, und den Grammatikern (man denke nur an das sogenannte pindarische, platonische, und ähnliche Sylbenmaaße) dem Hersteller der Metrik unter uns am wenigsten unbekannt.

Wir fahren fort, die Wirkung hermannischer Werke auf die Mitlebenden anzudeuten, um so endlich die Leser in den richtigen Gesichtspunkt seines Ajax zu stellen. Im Jahr 1810 hatte er **Euripidis Hercules furens** herausgegeben, und in der Vorrede unter andern sich so geäußert: **Praetuli aliis (Euri-**

pidis fabulis) Herculem furentem, tum quod haec fabula in melioribus est; tum quod non est ex his, quae in carminibus antistrophicis nihil proprium habent; tum denique quod difficultates, quibus laborat, maximam partem vinci posse videbantur. Hierüber läßt sich sein brittischer Rezensent, der gute (bonus vir) P. Elmsley, folgendergestalt vernehmen (Classical Journal, XV. p. 200): »Die letzten Worte dieser Stelle scheinen einen korrektern Text und einen mehr ausgearbeiteten Kommentar zu versprechen, als man hier findet. Möglich, daß der Herausgeber durch diesen Abdruck, der hauptsächlich für seine Zuhörer bestimmt ist, nicht den Werth der mündlichen Erklärung vermindern wollte, indem er die schwierigen Stellen schon hier erklärte. Allein wir, die Hermanns Lehrgaben (his professorial capacity) nicht kennen, und ihn nur als Herausgeber betrachten, sind häufig in dem Fall, bald sein Stillschweigen zu beklagen, bald die spartanische Kürze, womit er spricht, wenn es ihm gefällt, die Lippen zu öffnen. Hier ein Beyspiel. V. 9: *Κρέων δὲ Μεγάρας τῆσδε γίγνεται πατὴρ, Ἣν πάντες ὑμεναίοισι Καδμεῖοί ποτε Λωτῷ ξυνηλάλαξαν, ἡνίκ' εἰς ἐμοὺς Δόμους ὁ κλεινὸς Ἡρακλῆς νιν ἤγετο.* Hermann schreibt über den zweyten dieser Verse: Reiskius et Tyrwhittus ἧς. Non opus. Es ist klar, daß jeder Leser, den die vorgeschlagene Aenderung Reiske's und Tyrwhitt's gut dünkt, etwas mehr zur Vertheidigung der gemeinen Leseart verlangen wird, als Hermanns Non opus. Denn unmöglich kann derselbe diese Konstruktion für so leicht und gewöhnlich halten, daß sie gar keiner Erläuterung bedürfe.« Weiterhin bemerkt er, daß bey dieser Ausgabe keine noch unverglichene Handschriften benutzt wurden; daß aber auch Musgrave und andere Herausgeber der frühern Zeit beynah' alle Hülfsmittel dieser Art erschöpft zu haben scheinen, und etwa nur von der kritischen Konjektur etwas zu hoffen sey*). Hier nun zeige sich Hermann ungleich ge-

*) Diese Meinung ist irrig, und wir wundern uns, sie bey einem Manne zu finden, der selbst Handschriften verglichen hat. Allerdings ist die Ernte hier geschehn; das liegt in der Natur der Sache, aber kein wirklich altes Manuskript ist so werthlos, daß es nicht eine Nachlese gäbe, welche die Mühe des Durchlesens lohnt. Dieß bestätigte sich uns von Neuem bey der Kollationirung des Ms. decurtatus Plauti und bey der der sohpokleischen Handschrift zu Heidelberg. Wie oft war nicht der Decurtatus schon gelesen! Dennoch fanden wir noch bisher Unbekanntes darin; und eben so in dem andern Manuskript, das namentlich im Ajax an zwey höchst anstößigen Stellen hier eine vortreffliche Leseart bietet, dort eine sinnreiche Vermuthung Herrmanns zur Gewißheit erhebt.

mäßigter als Wakefield, Bothe, Jacobs, Seidler, und viel andere Deutsche. »Doch,« setzt er sogleich hinzu, »nicht überall. Seine Vorliebe für den angenommenen Text verläßt ihn augenblicklich, wann er den Ton der Lyra hört, oder den Chor zu seinen Sprüngen in der Orchestra sich rüsten sieht (when he hears the sound of the lyre, or sees the chorus preparing to cut capers in the orchestra). Es scheint heut zu Tage in Ober- und Nieder-Sachsen eine ausgemachte Sache zu seyn, daß das Wort Monostrophica, und die ganze Idee, von der attischen Bühne verbannt werden müssen. Nicht zufrieden, die *στάσιμα μέλη*, oder die ordentlichen Choroden, zu antistrophisiren, ist die neuere Schule (the modern school) entschlossen, keine Monodie einer von den Personen des Drama, keinen lyrischen Dialog zweyer Personen, oder einer Person und des Chors, keinen kurzen Zwischengesang des Chors, Leid, Hoffnung, Schrecken oder Freude ausdrückend, in seinem alten Zustande der Monostrophie (in its ancient state of monostrophicity) zu lassen. Die Klage des Chors über den Untergang von Herkules Kindern, die im Hercules furens vorkommt, und das folgende Gespräch zwischen dem Chor und Amphitryon zu strophisiren war kein leichtes Geschäft, so lange man voraussetzte, Strophen und Antistrophen müßten von einer gewissen Länge, und in einer bestimmten Folge geordnet seyn. Aber jetzt hat man die Entdeckung gemacht, daß ein einziger Vers, ja Ein Wort, hinreicht, eine vollständige Strophe oder Antistrophe zu bilden, und daß die entsprechenden Theile des Gesangs nicht in die geringste Ordnung gestellt zu seyn brauchen. Zu Nutz und Frommen der jüngern Lesewelt unseres Vaterlandes wollen wir kürzlich die deutsche Verfahrungsart bey diesem Antistrophisiren nach den allerneuesten Verbesserungen beschreiben. Nehmt eine Seite von Plato, Demosthenes, oder irgend sonst einem griechischen Prosaiker. Sucht so viel Zeilenpaare (as many pairs of lines), als ihr könnt, und sorgt, daß die beyden Zeilen desselben Paars einander in der Anordnung der Längen und Kürzen einigermaßen gleichsehen. Nehmt z. B. den Fall, es finde sich eine geringe Aehnlichkeit zwischen der 4. und 14., der 5. und 9., der 7. und 24., der 10. und 11. Zeile, u. s. w. Vermehrt die Aehnlichkeit durch kecke Aenderung des Textes. Dann betitelt die vierte Zeile *Strophe A*, die 14. *Antistrophe A*, die 5. Strophe B, die 9. Antistrophe B, und so fort. Habt ihr nun so viel von der Seite antistrophisirt, als ihr könnt, so wird wahrscheinlich eine beträchtliche Anzahl von Zeilen zurückbleiben, die sich jeder Zumuthung von Anähnlichung und Kameradschaft (assimilation or fellowship) entziehen. So viel dieser rohen

Masse (brute matter) oben auf der Seite vor eurer ersten Strophe steht, muß Προῳδὸς heißen. Um die Mitte der Seite wird solche Reihe widerspenstiger Sylben Μεσῳδὸς genannt; endlich unten Ἐπῳδός. Was die Anzahl der Μεσῳδοὶ betrifft, so habt ihr freye Hand; indeß je weniger ihr aufstellt, desto geründeter wird eure Anordnung erscheinen. Auch ist der Gebrauch von Antistrophen, die aus bloßen Gedankenstrichen oder Kreuzen bestehn, ein vortreffliches Mittel, die zu häufige Wiederkehr der Μεσῳδοὶ zu verhindern. Diese Regeln und ein wenig Uebung werden euch bald in den Stand setzen, jeden Dialog Plato's, jede Rede des Demosthenes, zu antistrophisiren. Leichteres Spiel aber habt ihr freylich, wenn ihr ein Gedicht vornehmt. Es findet sich selten, daß ein Werk dieser Art mit so studirter und mühseliger Unregelmäßigkeit geschrieben ist, daß es nicht zwey Verse von derselben Art darbieten sollte. Besonders brauchen die griechischen Tragiker in ihren unregelmäßigen Gesängen so viel dochmische Verse, daß der Metriker gemeiniglich eine Menge von Strophen und Antistrophen schon zur Hand findet, die keiner Aenderung bedürfen, um einander entgegengesetzt zu werden. — Wir bitten unsere Leser um Verzeihung, daß wir sie mit diesen Thorheiten (fooleries) unterhalten, und versichern sie feyerlich, daß jenes von uns beschriebene Verfahren schwerlich Karikatur der Manier heißen kann, in welcher Hermann mehrere Theile des vorliegenden Trauerspiels behandelte. Z. B. Vers 1016 bis 1086 in Barnes Ausgabe, also 71 Zeilen, sind hier in eilf Strophen und eben so viel Antistrophen vertheilt; dazu kommt ein προῳδὸς von eilf Zeilen, ein μεσῳδὸς von einer, und drey jambische Trimeter. Der μεσῳδὸς, durch einen Schreibfehler ἐπῳδὸς genannt, ist ebenfalls ein Senar, Εὕδοντος ὕπνον δεινὸν ἐκποδὼν φόνου, dessen Sinn ihn genau mit dem Vorhergehenden verbindet. Die Antistrophen sind ohne alle Ordnung und Methode unter die Strophen gemischt. Damit der Leser selbst urtheilen könne, setzen wir die Anordnung hieher, indem wir die Strophen mit den großen, und die entsprechenden Antistrophen mit den kleinen Buchstaben des griechischen Alphabets bezeichnen. A, α, B, Γ, Δ, E, F, (ϛ), Z, H, Θ, γ, I, ι, IA, ια, ζ, ϑ, η, β, ϛ, ε, δ. Diejenigen, die diese Antistrophisirkunst genauer kennen zu lernen wünschen, werden wohlthun, Hermanns Vorrede zu lesen, worin eine Menge von Regeln und Bemerkungen über sie enthalten ist, nebst manchen andern Feinheiten der Metrik, die wir in diesem Augenblicke gern mit Stillschweigen übergehen.«

Diese Lektion war streng, aber verdient; und wir nehmen beschämt unsern Theil davon hin, da auch wir ehemals, vom

Zeitgeiste hingerissen, gleichergestalt irrten. Allein wir haben unsere Sünden erkannt, und sind, wie wir uns schmeicheln, seit geraumer Zeit wiederum auf dem bessern Wege. Was Hermann betrifft, so lobt er dieses Umkehren, wenn man fehlgegangen ist; er räth es unaufhörlich und höchst nachdrücklich Andern. Warum thut er es gleichwohl selber nicht? warum gibt er manche offenbar unhaltbare Punkte seiner Theorien nicht endlich auf? warum ist seine Praxis noch immer nicht frey von Gewaltsamkeit? Diese Fragen sind etwas schwer zu beantworten. An gutem Willen, das anerkannt Bessere zu befolgen, fehlt es ihm gewiß nicht, da er gegen seinen Mentor Elmsley so musterhaft dankbar ist, und nicht thut, wie Jener bey Gryphius,

Welcher den geringe schätzt,
Der den Kopf zurechte setzt.

Aber Verhältnisse scheinen hier, wie so oft, den natürlichen Trieb zu hemmen. Hermann ist öffentliche Person, ist Parteyhaupt. Seiner heftigen Natur gemäß war er rasch vorgedrungen, und der Beyfall seiner Schule begleitete ihn. Das Ausland hielt ihm jetzt den Spiegel der Wahrheit vor; und er zerschlug ihn nicht; er pries ihn sogar; aber zurückzugehen hielt er doch in seiner Lage für zu schmählich. Nur weiter fortzuirren erlaubte ihm ebenfalls sein richtiges Gefühl nicht. Also blieb er stehen, und in dieser Art von gelehrter Apathie finden wir ihn im Ajax. Seine metrischen Neuerungen sind hier unwesentlich; seine kritischen Vermuthungen weder zahlreich, noch kühn; sein Urtheil hat einen milderen Farbenton angenommen, und er würde jetzt wohl schwerlich mehr, wie einst*), für Ein Stück von Aeschylus oder Sophokles alle euripideiischen hingeben. Zeit und Erfah-

*) Hermann. ad Eurip. Hecub. v. 760, 1: Hos versus nemo desideraret, si abessent. Sed sic saepe Euripides quum aliis in rebus, tum maxime in colloquiis moderandis, perquam ineptus est. *Qui si Hecubam non scripsisset, quid aliud quam aliquot lamenta muliercularum periissent? Equidem unam Aeschyli aut Sophoclis fabulam facile redimerem jactura omnium Euripidis.* Placuerit hic Socrati suo, optimo homini, sed a poësi alienissimo (?). Als ob Euripides nicht auch dem Aristoteles (Anderer zu geschweigen) gefallen hätte, und als ob man dem Aeschylus und Sophokles gar nichts vorwürfe, jenem nicht Schwulst, diesem nicht Mattigkeit (m. s. die Ausleger zu Aristophanes Fröschen, V. 1030 ff., und Lobeck zu Ajax V. 862). Wir zweifeln, ob selbst damals (1800) dieses ganz Hermann's eigene Meinung, und nicht vielmehr eine angenommene war, die einiger Wortführer jener Zeit, welchen neulich auch einer der neuesten Ausleger des Aristophanes, vielleicht unbewußt, nachsprach, ohne doch Unparteyische mehr als so mancher Andere zu überzeugen.

rung haben ihn merklich abgekühlt, und wenn er irgendwo noch das Maß zu überschreiten scheint, so ist es in der Grammatik, worin man ihm von jeher weniger widersprochen hat; daher er hier sorgloser einherschreitet, und sich manchmal in Sonderbarkeiten der Wortbedeutungen oder der Konstruktionen gefällt.

Doch genug dieser Vorerinnerungen, die hoffentlich den Leser völlig orientirt haben! Wir waren weitläuftiger, weil es einem gefeyerten Dichter des Alterthums und einem berühmten Kritiker unserer Zeit gilt; auch deßhalb, weil von einem Felde der Literatur die Rede ist, das seit Menschengedenken besonders eifrig, und von den vorzüglichsten Gelehrten, angebaut wurde, unter welchen sich die Engländer auszeichnen, die seit Jahr und Tag in allen Bibliotheken Europa's fast nichts als Handschriften der griechischen Tragiker vergleichen. Nächstdem machte unsere eigne Vorliebe für denselben Gegenstand uns vielleicht wortreicher, als wir in einem andern Falle gewesen seyn würden. Gehen wir denn jetzt ungesäumt zur Erwägung einiger Einzelheiten dieser schätzbaren Arbeit über.

Aus der Vorrede S. XIX bemerken wir noch einstimmend die Verwerfung der Formen κάειν, κλάειν, ἀετὸς in den Tragikern, da diese Formen zwar attisch, aber allem Ansehen nach dem gemeinen Leben und der Komödie, besonders der späteren, eigenthümlich waren. Nicht unwahrscheinlich ist auch, was der Herausgeber eben da, nach Hemsterhuis im Reitzischen Lucian T. I. p. 94, und nach Wolf's Vorrede zu Plato's Symposion S. 17 ff., über den Gebrauch von σὺν und ξὺν sagt. Porson schreibt ad Eurip. Med. 11: »Hanc regulam mihi semel ipse statui, ut ξὺν semper pro σὺν scriberem, ubi per metrum et numeros liceret.« Hermann, ohne den englischen Kritiker zu nennen, eifert gewaltig gegen diese »exilis diligentia,« und allerdings kann wohl hier das Metrum kein sicheres Kriterion seyn, da man im Gebrauche jener Formen der Präposition auch bey Prosaikern Verschiedenheiten bemerkt, welche kein Ungefähr scheinen. M. s. Wolf a. a. S. 18, auch unsern Editor zu Aristophanes Wolken V. 969. Vornehmlich leitete wohl in dieser Sache der Sinn für Wohlklang, und schwerlich sprach oder schrieb Jemand ξὺν ζάλῃ (Aeschylus Agam. V. 668), ξυζύγους (Choëphoren V 595). Daß auch ξυμπόσιον ungebräuchlich war, macht Wolf wahrscheinlich, obwohl in dieser Zusammensetzung kein merklicher Uebelklang für uns sich findet. Solchen Freyheiten ist heut zu Tage kaum mehr auf die Spur zu kommen. Doch sind wir wenigstens nicht der Meinung Hermanns, daß hier bloß individuelles Gefühl oder Willkür des einzelnen Schrift-

stellers im Spiele war, sondern wir halten Besonderheiten dieser Art für stillschweigende Uebereinkunft der feinen attischen Welt.

Ueber die ganze Anlage der ersten Scene des Trauerspiels verdient nachgelesen zu werden, was bey V. 103, nach Jacobs in den Nachträgen zu Sulzers Theorie der schönen Künste, IV. Th. S. 111 ff., erinnert wird. Ueber V. 130 bemerkt der Herausgeber, daß allerdings die Leseart einiger Bücher πλούτου βάρει (für βάθει) von Korrektoren herrühre, denen βάρει besser als βάθει zu βρίθεις zu passen schien. »Virtus,« sagt er, »haec est graecae poëseos, quod in consociandis translationibus non logicam veritatem, sed vim, quam singula ad animum movendum habent, respicit.« V. 167.

ἀλλ' ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι·
μέγαν αἰγυπιὸν δ' ὑποδείσαντες,
τάχ' ἂν ἐξαίφνης, εἰ σὺ φανείης,
σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

So Hermann nach Dawes Misc. crit. p. 224 und Brunck. In den Handschriften fehlt δ' im dritten Verse. Der Sinn sey: te remoto perstrepunt, avium ritu: magnum vero vulturem metuentes, si tu appareas, statim taciti latebras quaerant. Quasi de avibus dicturus μέγαν αἰγυπιὸν ὑποδείσαντες, statim transfert metaphoram ad Ajacem et Graecos. Wie hart dieses sey, fühlt wohl Jeder. Lobeck im Kommentar interpungirt richtig nach αἰγυπιόν, aber in diesem Wort ἀποδρᾶσαι, mit Triklinius zu verstehen, ist wiederum hart. Mit poetischer Energie sagt vielmehr Sophokles ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι μέγαν αἰγυπιόν (παταγοῦσιν), »wie Vögelschwärme freudig von dem Geyer davonrauschen,« *sicut aves magnum vulturem strepunt*, i. e propter vulturem, cum e conspectu abiens metu eas liberat. Der Lobeckischen Umstellung und Aenderung τάχα δ', ἐξαίφνης

εἰ σὺ φανείης, ὑποδείσαντες
σιγῇ πτ, ἄ.

bedarf es nicht, sondern die Endsylbe von αἰγυπιόν wird durch Accent, Interpunktion und Versabschnitt gehoben; das Folgende aber ist ein kraftvolles Asyndeton. V. 179 schreibt Hermann richtig εἴ τιν' nach Elmsley in den Notes on the Ajax of Sophocles. Das Sylbenmaß der Schlußverse dieser Strophe ist stillschweigend nach meiner Ausgabe berichtiget. V. 190 nehmen wir μ' für μοι, wie in οἴμ' (οἴμοι), wogegen sich Erfurdt und Hermann ohne Grund sträuben. Unannehmlich scheint des Letzteren, nur allzuoft versuchtes, Hülfsmittel, eine Vermischung zweyer Redensarten zu statuiren, nämlich dieser: μὴ κακὰν φάτιν ἄρῃ; und μή με κακὴν φάτιν φημίσῃς: *ne tibi malum in me op-*

probrium contrahe. »Ad se enim trahit Chorus opprobrium Ajacis, ut v. 147 et saepius. Sed quoniam ipsi tamen Ajaci etiam gravius esse illud opprobrium debet, non *φημίσῃς* dicit, sed *ἄρῃ.*« Wie gezwungen in Vergleich mit der Annahme des elidirten *μοι* vor einem kurzen Vokale, wie in *οἴμ'* unstreitig geschieht! Im Exodus von V. 195 an dünkt uns die Versabtheilung der Handschriften und alten Ausgaben faßlicher, als die hier angenommene:

ἐχθρῶν δ' ὕβρις ὧδ' ἀτάρβητος ὁρμᾷ
ἐν εὐανέμοις βάσσαις,
πάντων καγχαζόντων
γλώσσαις βαρυάλγητ'·
ἐμοὶ δ' ἄχος ἕστακεν.

Der Herausgeber ist hierüber selbst nicht im Klaren: denn wie können der erste von diesen Versen und die zwey letzten »ex genere Glyconeo« seyn, wie er vermuthet? Auch *ἀτάρβητος ὁρμᾷ* scheint uns etwas voreilig aufgenommen. In den Büchern steht *ἀτάρβητα ὁρμᾶτ'*, oder *ὁρμᾶται.* Man schreibe:

ἐχθρῶν δ' ὕβρις ὧδ' ἀτάρβηθ' anacreont.
ὁρμᾶται ἐν εὐανέμοις βάσσαις, anapaest. dim.

das Uebrige, wie in den Büchern; der Umfang des Exodus aber so:

ἀλλ' ἄνα ἐξ ἑδράνων, ὅπου glycon.
μακραίωνι στηρίζει ποτὲ asynart., dochmius et iamb.
τᾷδ' ἀγωνίῳ σχολᾷ, etc.

Der hiatus in *ὁρμᾶται ἐν* hat nichts Anstößiges. V. 210 gefällt Hermanns *Φρυγίοιο Τελεύταντος*, das den Vers so schön rundet, besser als das porsonische (Eurip. Hecub. 120) *Φρυγίου σὺ Τελ.*, von dessen angeblicher Verfälschung weit schwerer Rechenschaft zu geben ist. Daß Formen, wie *Φρυγίοιο*, von den Tragikern gebraucht wurden, darüber sehe man Hermanns Anmerkung zu Orph p. 724, und es ist kein hinlänglicher Grund vorhanden, ihren Gebrauch, mit Ausschluß der Anapästen, bloß auf die eigentlichen melica einzuschränken. Nur das kann, trotz dem Naserümpfen Elmsley's, bezweifelt werden, ob nicht *τελεύταντος* Randglosse ist, wie sich oft Namen in den Text einschlichen. V. 324 heißt es *τέκμεσσα, δεινά, παὶ τελεύταντος*, etc. Aus dieser Stelle mag ein alter Leser sich den Namen des Phrygerhäuptlings hier angemerkt haben. Wäre dieß, so könnte *τοῦ Φρυγίου*, unverändert, mit den vorhergehenden Worten *νὺξ ἥδε βάρος* in einen anapästischen dimeter verbunden werden. Zu V. 220 gehört der Daktylus, mit welchem der nächste Vers anfängt, *ἀγγελίαν* aber zu dem darauf folgenden. So entstehen metrische Formen, die nicht weniger gebräuchlich sind, und die

Wortbrechung in der Antistrophe wird vermieden. V. 228 schreibe man aus demselben Grunde:

κελαινοῖς ξίφεσιν βοτὰ καὶ βοτῆρας ἱππονώμους. asynart., glycon. et anacr.

ἱππονώμους, für ἱππονόμους, oder ἱππονώμας, mit Hermann. V. 252: καὶ νῦν φρόνιμος νέον ἄλγος ἔχει. Die Leseart φρόνιμον, welche sich auch in der Heidelberger Handschrift findet, ist affektirt, und wohl nur Zufall. Man schrieb vermuthlich φρόνιμον, wie νέον: eine Art von Versehen, die öfters vorkommt. Auch das Homöoteleuton νῦν φρόνιμον νέον mißfällt. V. 266 nahm, nach unserem Vorgange, Hermann aus dem alten Scholiasten βλέποντας auf, indem er die gemeine Leseart auf eine wahrscheinliche Art erklärt. »Etsi βλέποντας proprie potest intelligi, nos, *qui ista cernebamus*, tamen exquisitiore significatu hoc dicere videtur poëta, *qui non falsa specie decepti recte oculis utebamur*. Hujus autem significationis explicatio est φρονοῦντας. Non plane alienum est, quod comparetur, Aeschyli in Choëph. 844. πῶς ταῦτ' ἀληθῆ καὶ βλέποντα δοξάσω;« V. 305 ἔπειτ' ἐμοὶ τὰ δείν' ἐπηπείλησ' ἔπη,

εἰ μὴ φανοίην πάν τὸ συντυχὸν πάθος.

So erzählt Tekmessa von Ajax, als er, nach seinem rasenden Nachtabenteuer wieder zur Besinnung gekommen war. Erfurdt hatte den Ausdruck τὰ δεινὰ so erklärt: quae mihi minatus est, δεινὰ fuerunt. Dieses verwirft Hermann. Auch sey V. 1205 (σὲ δὴ τὰ δεινὰ ῥήματ' ἀγγέλλουσί μοὶ

τλῆναι καθ' ἡμῶν ὧδ' ἀνοιμωκτὶ χανεῖν;)

nicht hieher zu ziehen. »Τὰ δεινὰ non aliqua mala, sed, quae mala sunt, significant, i. e. infortunium.« Dieß ist dunkel; und, was er hinzufügt, ἔπη bedeute res, scheint an diesem Ort keine Anwendung zu finden. Vielmehr sind, nach unserer Meinung, τὰ δεινὰ ἔπη oder ῥήματα bestimmte Drohungen, wie man sie im höchsten Zorn auszustoßen pflegt, indem man einem den Tod, oder sonst großes Unglück, drohet. Aehnlich V. 285 ὁ δ' εἶπε πρός με βαί', ἀεὶ δ' ὑμνούμενα, »er wiederholte mir das, was die Männer den Weibern zuzurufen pflegen, er sang mir das alte Lied: Weiber ziert Stillschweigen.« V. 323: φίλοι γὰρ οἱ τοιοίδε νικῶνται φίλοι. So alle Handschriften. Nur im Florilegium des Stobäus (Ausgabe von H. Grotius S. 469) steht νικῶνται λόγοις, und dieß würdigten H. Stephanus, Brunck, Lobeck, Erfurdt, und zuletzt Hermann, der Aufnahme in den Text. Auch Musgrave war dieser Leseart nicht abgeneigt: »denn wer,« sagt er nach Stephanus, »von Zorn oder Begierde zu weit fortgerissen ist, pflegt

nachgiebig gegen seine Freunde zu werden; »οἱ τοιοίδε aber heiße so viel als οἱ ἐν τοιοῖσδε ὄντες. Wir sind theils hievon durch die ähnlich scheinenden Stellen, die der wackere Mann anführt, nicht völlig überzeugt; theils und vornehmlich finden wir die Bemerkung nicht allgemein wahr, und besonders unpassend auf Ajax, der niemals nachgiebig war, und eben in diesem Trauerspiele den übermüthigen, selbstgenügsamen, Menschengeist personifizirt, den endlich der Götter rächende Hand von seiner Höhe ins Verderben hinabschleudert. Was Hermann gegen φίλοι einwendet, ist von noch geringerem Belange. Es könne nur etwa als Anrede stehen (wie in unserer Ausgabe, wo indeß φίλων für ψυχῆς, τοῦ παθητικοῦ, genommen, auch V. 321 verändert wurde); allein so eben sey diese Anrede (ὦ φίλοι) da gewesen; auch mißfalle φίλοι neben φίλων. Andere übergehen wohlbedächtig die kontroverse Stelle mit Stillschweigen, außer daß Stephanus bemerkt, οἱ τοιοίδε könne nicht allein bedeuten qui in tali sunt statu, sondern auch qui tali sunt ingenio praediti, welche Erklärung indeß eben so wenig auf den halsstarrigen Ajax paßt. Erwägen wir nun erstlich die Lesart des Stobäus: φίλων γὰρ οἱ τοιοίδε νικῶνται λόγοις, solent enim viri, qualis hicce est, amicorum sermonibus flecti, wie Brunck übersetzt. Das läßt sich freylich leicht verstehn, und darum hat man auch so begierig darnach gegriffen. Aber ist denn der Gedanke richtig? Nichts weniger. Gerade die schwächsten Charaktere geben Andern am leichtesten Gehör, und Ajax ist einer der stärksten Charaktere, die das Alterthum kennt. Was sagt dagegen die Lesart der sophokleischen Handschriften: φίλων γὰρ οἱ τοιοίδε νικῶνται φίλοι? Nach unserer Meinung dieß: »denn Freunde dieser Art geben Freunden nach;« »Freunden,« sagt Tekmessa nachdrücklich, indem sie sich ihnen entgegensetzt. Der Sinn ist dieser: Starkmüthige Männer, wie Ajax, achten nicht auf gewöhnliche Bewegungsgründe, die aus ihren nächsten Verhältnissen hergenommen sind. Die Klage der Gattin, das Geschrey der Kinder, rührt sie nicht. Aber laßt Freunde kommen, alte Waffengefährten, die einst mit ihnen ruhmvoll für das Vaterland kämpften. Vor diesen haben sie Achtung; ein Wort, ein Blick von solchen kann sie aus ihrer Lethargie emporreißen, und auf den besseren Weg zurückführen. Faciles amicis sunt amici eimodi dolmetscht richtig Joseph Scaliger in seinem Sophoclis Ajax lorarius, stilo tragico translatus. Diesen klaren, und, wie es uns scheint, dem Zusammenhange entsprechenden Sinn faßte der Verfälscher nicht, der das unbedeutende λόγοις unterschob. Was die Worte betrifft, so hat νικῶνται φίλων für ὑπὸ φίλων nichts Auffallendes. V. 1333 heißt es

eben so τῶν φίλων νικώμενος, Euripides Iphig. in Aulis V. 1223 sagt: ἐνικώμην κεκραγμοῦ, d. h. ὑπὸ κεκραγμοῦ u. s. w. M. s. Matthiä's griech. Gramm. §. 335. Die Allitteration in φίλων φίλοι ist ächt griechisch. V. 344, 5:

εἰδεσθέ μ' οἷον ἄρτι κῦ-
μα φοινίας ὑπὸ ζάλης,

und in der Antistrophe:

σέ τοι, σέ τοι μόνον δέδορ-
κα ποιμένων ἐπαρκέσοντ'.

So die alten Ausgaben, und Erfurdt nahm hieran keinen Anstoß. Vermuthlich um die zweymalige Wortbrechung zu vermeiden, hatte früher schon Lobeck die Endsylben der Worte κῦμα und δέδορκα zu den vordern Versen hinzugenommen. Beyde Gelehrte sind keine Metriker. Aber wie kam es, daß Hermann die alte Irrung fortpflanzte? daß er nicht entweder Lobecks Instinkte folgte, oder mit uns jedes dieser Verspaare in Einen kräftigen iambicus tetrameter zusammenzog? Wollte er nur die Langversler necken? — V. 351:

ἅλιον ὃς ἐπέβας ἑλίσσων πλάταν.

Warum ἅλιον ohne Autorität, da der Dochmius von einem Anapäst anfangen darf? V. 363. Auch die Heidelb. Handschrift hat αἶ, αἶ, αἴ. Aber wir sind der Meinung Hermanns: »Semper bina αἲ conjunguntur, neque aut unum, aut tria, aut quinque poni, licet. Itaque rectius scribitur αἰαῖ, de quo Herodianus περὶ μονήρους λέξεως, p. 27, 13. V. 372:

ἰὼ πᾶν θ' ὁρῶν, ἁπάντων τ' ἀεὶ
κακῶν ὄργανον, τέκνων Λαρτίου,
κακοπινέστατον τ' ἄλημα στρατοῦ etc.

Wozu in aller Welt πᾶν θ'? »Libri ἰὼ πάνθ' ὁρῶν.« Das ist Alles, was Hermann hierüber schreibt, und wir rufen ihm dagegen sein gleichlakonisches Non opus zu. Stände sogar πᾶν θ' in Handschriften, wir verwandelten es in πάνθ', um nur der τὲ nicht zu viel zu haben. Vermuthlich ist auch κακοπινέστατον ἄλημα στρατοῦ zu schreiben, da dieß so viel heißt, als ὃς εἶ κακοπ. ἄλ. στρ., wenn nicht die verdächtige Partikel das Ueberbleibsel einer anderen Schreibart ist, und ehemals hier πάλημα (Aristophanes Wolken, V. 260: λέγειν γενήσῃ τρῖμμα, κρόταλον παιπάλη; m. vgl. Lobeck), λάλημα, oder etwas ähnliches stand. Daß der Daktylus in der Kommissur der Dochmien regelrecht sey, erwiesen wir aus Aristides Quintilianus (Musicc. vett. edit. Meibom. vol. 2, p. 38) in der Beurtheilung von Seidlers Schrift: de versibus dochmiacis (Grundzüge der Metrik, S. 52 ff.). Uebrigens deutet κακοπινέστατον auf

die niedrige Gewinnsucht, oder den Schmutz (denn auch wir reden so), dessen Ajax den Ulyß beschuldigt, indem er besonders die nach jenes Meinung unverdiente Rüstung Achills an sich gerissen hat. Erfurdts homo sceleratus ist zu stark, und Hermanns sqallidus erro (er denkt an die Bettlertracht, in der Ulysses, als Spion, sich in Troja einschlich) zu schwach, zu eng. V. 377: ἴδοιμι δή νιν. So Triklinius, höchst wahrscheinlich nach Handschriften: denn wo dieser Bearbeiter Eigenes einschiebt, pflegt er es zu bemerken. Hermann nennt diese Lesart Triclinii interpolationem; aber ohne Beweis. Ueberhaupt behandelt er den Grammatiker zu hart, der, trotz mancher Faseleyen, doch bey Lobeck (ad Ajac. p. 393) vir minime contemnendus heißt, und neulich von Buttmann in ein noch besseres Licht gestellt wurde. Hermann glaubt, es sey etwas Aehnliches ausgefallen, und hat daher in seinem Texte ἴδοιμί νιν νῦν, welches, nach unserem Gefühle, so übel klingt, daß kein attisches Ohr es ertragen hätte. V. 382:

ἐχθρὸν ἄλημα, τούς τε δισ-
σάρχας ὀλέσσας βασιλεῖς.

Wiederum Ein Vers, ein choriambicus tetrameter von dieser Form: — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — | $\bar{◡}$ — ◡ — | — ◡ ◡ —. Eben so müssen V. 391, 2; 393, 4; 395, 6; 398, 9 vereinigt werden, V 397 aber muß so lauten:

ὀλέθριον αἰκίζει,

ein Dochmius. Der erste von diesen Versen, so wie der dritte und vierte, sind asynartetische, und die letzteren schon so bekannt, besonders aus Plautus, daß man sich wundern müßte, sie verkannt zu sehen, wenn nicht (frey herausgesagt) dieß auch Hermanns Art, und ein bekanntes Strategem vieler, sonst achtbarer Männer wäre, Abweichendes durch Stillschweigen unterdrücken zu wollen. V. 391, 2 ist eine jambisch-choriambische Zusammensetzung: ◡ — ◡ — ◡ — | — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ —, und das nächste Verspaar ein iambus tetrameter brachycatalecticus clodus, wie jener in Euripides Orest 1398 unserer Ausgabe:

ὁ δὲ ξυνεργὸς ἄλλ' ἔπρασσ' ἰὼν κακὸς Φωκεύς.

M. vgl. Oedip. Tyr. 1328 und 1343 der Erfurdt-Hermannischen Ausgabe. V. 400:

εἰ τὰ μὲν φθίνει, φίλοι, τοιοῖσδ'
ὁμοῦ πέλας μωραῖς δ' ἄγραις προσκείμεθα,
πᾶς δὲ στρατὸς δίπαλτος ἄν με
χειρὶ φονεύοι.

So unser Herausgeber, indem er die Lesart der Handschriften

τοῖς δ', oder τοῖσδ', in τοιοῖσδ' verändert (was schon ehemals Erfurdt in den Anmerkungen zu seinem Texte verwarf), und statt des Punktes hinter προσκείμεθα ein Komma setzt, um das Folgende unmittelbar anzuschließen. Beydes ist offenbar unnöthig. Man schreibe nur τοῖσι für τοῖς, und tilge das δ' hinter μωραῖς mit Benedict (Observationes in Sophoclis tragoedias. Lips. 1820, p. 12), so ist Alles klar. Ajax, wiederum seines Verstandes mächtig, und seinen Zustand überdenkend, ruft verzweiflungsvoll aus: »Wohin fliehen? wo soll ich bleiben, wenn das Eine dahin ist, und zugleich bey dem Andern, thörichter Jagdbeute, ich so ruhe?« Τὰ μὲν und τὰ δὲ werden sich hier entgegengesetzt, wie auf allen Seiten der griechischen Schriftsteller. Was τὰ μὲν sey, fühlt man, und die Scholiasten sagen es auch: Achills Waffen, die für Ajax verloren sind, sein voriger Kriegsruhm, sein ganzes Glück. Statt dessen erblickt er die schmählich hingemetzelten Thiere um sich, und fürchtet, das ganze griechische Heer werde rächend auf ihn eindringen, und ihn durchbohren. Hermanns Erklärung seiner Lesart läuft im Grunde auf dasselbe hinaus. Wir übergehen sie daher, und bemerken nur noch das Sylbenmaß. Es ist, wenn uns nicht der Augenschtin trügt, folgendes:

ποῖ τις οὖν φύγῃ; ποῖ πολῶν μενῶ, asynart., 2 troch. hypercat.
εἰ τὰ μὲν φθίνει, φίλοι, τοῖσι δ' ὁμοῦ πέλας, asynart., troch. dim.
catal. et dochmius.
μωραῖς (oder μωραῖς γ') ἄγραις προσκείμεθα; iamb.
πᾶς δὲ — φονεύοι. asynart., iamb. dim. hypercat. et adon.

Senare, wie diese, die uns selbst ehemals entschlüpften,

ὁμοῦ | πέλας, | μωραῖς δ' | ἄγραις | προσκείμεθα,
Τροία | στρατοῦ | δέρχθη, | χθονὸς | μολόντ' | ἀπὸ,

müssen wir beyde dem sophokleischen Genius abbitten. V. 414:

ὦ Σκαμάνδριοι
γείτονες ῥοαί,
εὔφρονες Ἀργείοις
οὐκ ἔτ' ἄνδρα μὴ
τόνδ' ἴδητ' u. s. w.

Skamanders, des trojanischen Stromgottes Wellen, εὔφρονες Ἀργείοις, wohlwollend gegen die Griechen? wie reimt sich das? wie stimmt es zu Homer's Erzählung von Achills gefährlichem Kampfe mit diesem Strome im 21. Buche der Ilias? Die Scholiasten deuten das Wohlwollen auf den Trank, den Skamander den Griechen gewährt, auf den lieblichen Geschmack seines Wassers; und ähnlich Eustathius, p. 890, 21 (διὰ τὸ χρησιμώτατον αὐτὸν γενέσθαι τοῖς Ἕλλησι).

Mit Recht findet Hermann dieß lächerlich und abgeschmackt. Ist denn also εὔφρονες falsch? Muß man etwa mit Musgrave δύσφρονες schreiben, was dem deutschen Herausgeber scharfsinnig (acutum) scheint? Nein! ruft er entschlossen aus. Man muß nichts ändern: εὔφρονες ist doch recht: »Trahenda haec verba ad ea, quae sequuntur: quare comma post Ἀργείοις delevi. Hoc enim dicit: *non amplius hunc faventes Argivis videbitis*, i. e. vestro favore victorem.« Wie? εὔφρονες soll faventes heißen, und zugleich vestro favore victorem? Und (bey diesem stehen zu bleiben) wie kann man sagen, Ajax habe gesiegt, d. h. die Trojaner besiegt, durch Skamanders Gunst? — Wir verstehen hiervon nichts, und erklären die Stelle für verderbt, aber leicht herzustellen. Man schreibe nur εὔφρον' ἐς Ἀργείους, den Wohlthäter des Griechenheers, und verstehe Ajax selbst, so ist Alles deutlich. Des Ajax Verdienste um die Griechen vor Troja werden in dieser Tragödie öfters erwähnt; auch kennt sie Jedermann aus Homer. Die Aenderung ist leicht: denn der Apostroph wird häufig in den Handschriften vernachläßigt. Nachdem dieses hier geschehen, und so εὔφρονες entstanden war, änderte man Ἀργείους absichtlich, um es der zufällig entstandenen falschen Lesart anzupassen. V. 420: 'δέρχθη. »Vulgo δέρχθη sine coronide.« Warum dieß ändern, und gar in einer Chorstelle? M. s. hierüber Hermann selbst in der Vorrede zu Euripides Bacchantinnen. V. 510:

— σὺ γάρ μοι πατρίδ' ἤστωσας δορί,

. . . .

καὶ μητέρ' ἄλλη μοῖρα τὸν φύσαντά τε
καθεῖλεν Ἅιδου θανασίμους οἰκήτορας.

Auch Herm. fühlte, daß die Lesart — δορὶ, καὶ μητέρ'. ἀλλ' ἡ μοῖρα u. s. w. nicht richtig seyn könne. Ajax, der Mörder von Tekmessa's Mutter, und doch von ihr geliebt? Wie gräßlich! Dennoch dolmetschte Solger frischweg: Es tilgte deine Faust mir Vaterland und Mutter. Freylich fehlen die lateinischen Uebersetzer eben so. Aber, wenn sein Gefühl den Deutschen ungewarnt ließ, warum folgte er nicht dem Grafen von Stolberg, der den verfälschten Text stillschweigend verbesserte, indem er so übersetzte:

Du vertilgtest unsre Stadt,
Und meine beyden Eltern hat der Tod
Geraubt, und zu den Schatten sie gestürzt.

Hier also ganz einverstanden mit dem Herausgeber, und eben so mit der Aenderung φύσαντά τε, die der Stolbergischen Uebersetzung zum Grunde liegt, und schon in unserer ersten Ausgabe steht, sehen wir hingegen gar keine Nothwendigkeit, eine

Lücke anzunehmen. Herm. verlangt, Tekmessa soll noch etwas mehr von dem Untergange ihres Hauses, von ihrer Sklaverey, sagen. Wozu dieß, da das Gesagte genügt? Früher vermuthete er, dieß oder Aehnliches sey Sophokles Hand:
σὺ γάρ μοι πατρίδ' ἤστωσας δορὶ,

καὶ δώματ' ἄλλη δ' αὖ κασιγνήτους ἐμοὺς,
καὶ μητέρ', ἄλλη μοῖρα τὸν φύσαντά με etc.

Das ist sinnreich genug, und gut versifizirt; aber solch Einschiebsel gehört in die Zeit der Camerarius, oder spätstens der Barnes. Auch verwirft es Hermann nun selbst, vornehmlich deßhalb, weil Tekmessa's Bruder sonst nirgend erwähnt worden Uns scheint überhaupt die Annahme von Lücken, wo der mangelhafte Sinn nicht unverkennbar darauf hindeutet, etwas sehr Bedenkliches. Hier ist daran nicht zu denken, sondern bloß die Lesart eines Augsburgischen Manuscripts ἄλλη (die alte vulgata ist ἀλλ' ἡ) in ἄλλῃ zu verwandeln:

— δορὶ,
καὶ μητέρ' ἄλλῃ μοῖρα, τὸν φύσαντά τε,
καθεῖλεν etc.

»und meine Mutter, und den Erzeuger, entführte das Schicksal anders wohin, zu den abgeschiedenen Bewohnern des Hades.« Wie hier ἄλλῃ, so sagt Medea bey Euripides zu ihren Kindern. Med. 981:

ὑμεῖς δὲ μητέρ' οὐκέτ' ὄμμασιν φίλοις
ὄψεσθ', ἐς ἄλλο σχῆμ' ἀποστάντες βίου,

wo der Scholiast anmerkt: ἄλλου (sic) βίου λέγει τοῦ κατὰ τὸν ᾅδην. Da die Abschreiber das iota subscriptum häufig auslassen, so ist dieß kaum eine Aenderung zu nennen. V. 550, 1:

ἐν τῷ φρονεῖν γὰρ μηδὲν ἥδιστος βίος.
τὸ μὴ φρονεῖν γὰρ κάρτ' ἀνώδυνον κακόν,
ἕως τὸ χαίρειν καὶ τὸ λυπεῖσθαι μάθῃς.

Stobäus, Serm. 78, 9, läßt den mittleren dieser Verse aus, der vielleicht Dittographie ist. Valckenaer ad. Eurip. Hippolyt. 247, Brunck, Porson, ad. Med. 140, und Erfurdt halten ihn zwar für sophokleisch, aber aus einem anderen Stücke hierher an den Rand geschrieben, wie so oft Abschreiber und alte Leser Aehnliches zu Aehnlichem gesellt haben. Wer den Zusammenhang der Stelle erwägt, muß dieß mehr als wahrscheinlich finden. Nicht so Hermann. Er hält den in Rede stehenden Vers für ächt. Erstlich darum, weil ihn alle Handschriften des Sophokles haben, auch Eumathius de Ism. et Ismenia, p. 52, Suidas an zwey Stellen, und Tzetzes Chiliad. 6, 69; eine Notiz, die, genau genommen, nur das

Alter der Verfälschung andeutet. Dann scheinen ihm diese Worte zufällig ausgelassen, weil der Sinn auch ohne sie bestand. Wiederholungen, wie ἐν τῷ φρονεῖν μηδὲν und τὸ μὴ φρονεῖν seyen etwas Gewöhnliches. Vornehmlich aber sey ἥδιστος βίος und κάρτ' ἀνώδυνον κακὸν gar nicht dasselbe (diversissima). »Nam quum dixisset, ignorantes vivere jucundissime, ne hoc falso dixisse videatur, quia malum tamen sit ignorantia, in parenthesi (!) addit: *nam si malum est ignorantia, at innoxium est malum, usque dum discernere didiceris, quid gaudere sit, et quid dolere.*« Wir überlassen es dem Geschmacke der Leser, zu beurtheilen, ob solche Subtilität in den Mund eines schlichten Kriegers, wie Ajax, und zu einem so ernsten Augenblicke paßt. V. 568: μέχρις μυχοὺς κίχωσι τοῦ κάτω θεοῦ. Unsere Verbesserung, die nachher in zwey Leidener Manuskripten des Suidas gefunden wurde, so wie μέχρι μυχοὺς in einer Venetianer Handschrift des Sophokles. In den meisten Büchern steht μέχρις οὗ, in einigen μέχρις ἂν. Mit Recht hielt Hermann sowohl οὗ als ἂν für Erklärungen. Daß die Atticisten μέχρις für unattisch halten, daran liegt, nach seiner Meinung, so wenig, als daran, daß dieses Wort anderswo bey den Tragikern nicht vorkommt, da kein Grund vorhanden ist, anzunehmen, daß sie es nicht gebraucht haben könnten. V. 576: κάρτα τοι φιλοίκτιστον γυνή soll heißen: lamentis mulierum facile hominum miserationem commoveri. Möchte der Herausgeber dieß durch Beyspiele außer Zweifel gesetzt haben. Bis dahin dünkt es uns gegen den Sprachgebrauch zu seyn. Gleich darauf halten wir für οὐ πρὸς ἰατροῦ σοφοῦ θροεῖν ἐπῳδὰς πρὸς τομῶντι πήματι, die Lesart der meisten Manuskripte, immer noch für das Wahre. θρηνεῖν vermischt den Gegenstand der Vergleichung mit dem Verglichenen: denn Ajax vergleicht Tekmessa's Klagen mit den Beschwörungen, deren einige Aerzte sich bedienten. In den Begriff der Beschwörungen selbst den des Klagens hineinzulegen, ist daher unpassend, und θρηνεῖν für ein mißverstandenes Glossem von θροεῖν ἐπῳδὰς anzusehen. V. 593:

ὦ κλεινὰ Σαλαμίς, σὺ μέν
που ναίεις ἁλίπλαγκτος εὐδαίμων,
πᾶσιν περίφαντος αἰεί.

Που, ein Enklitikon, vorn im Verse? Das heißt die Privilegien der vorgeblichen versus nexi zu weit ausdehnen. Wie war es möglich, die so stark ausgedrückte Form des priapeus zu verkennen,

ὦ κλεινὰ Σαλαμίς, σὺ μέν που ναίεις ἁλίπλαγκος?

Gefällig schließt sich an ihn der logaödische pentameter dactylicus:

εὐδαίμων, πᾶσιν περίφαντος αἰεί.

In der Antistrophe wird so eine höchst widrige Wortbrechung (*Αἴ-ας*) erspart. V. 597:

Ἰδαίᾳ μίμνω λειμωνίᾳ ποίᾳ μή-
λων, ἀνήριθμος αἰὲν εὐνώμᾳ
χρόνῳ τρυχόμενος etc.

Eine Stelle, an der sich fast alle Bearbeiter versucht haben, da sowohl Sinn als Sylbenmaß Schwierigkeiten entgegenstellen. Nach Anleitung einer von Johnson gegebenen Notiz über seine Handschriften, die man zwar in der Folge unrichtig fand, hatte ich λειμωνίᾳ in λειμωνίδι verwandelt, wodurch das Sylbenmaß des ersten dieser Verse, zu welchem μήλων ganz gehört, eines asynartetus, aus zwey überzähligen Dochmien bestehend, hergestellt wird. Lobeck, der potenzirte Stolberg *), oder vielmehr Dorville, ein Mann, der mit Einem Flügel Bentley's (der andere, welcher fehlt, ist, wo nicht Bentley's göttliche Divination, doch sein Studium der poetischen Form), Lobeck, sage ich, der mit Einem Flügel Bentley's, wie Jean Paul (nach Wielands Bemerkung) mit Einem Shakespeare's dahinfliegt, und dem man, wie einst dem Jean Paul, zurufen möchte:

Hieltest du deinen Reichthum so gut zu Rathe, wie seine
Armuth Mancher, du wärst unsrer Bewunderung werth.

Dieser Vielbelesene also, der sich mit Metrik ungern befaßt, bemerkt hier bloß λειμώνιδι (sic), als die Lesart zweyer Handschriften. Den Gebrauch, den ich von dieser Lesart gemacht hatte, vielleicht einen guten, bemerkt er nicht; er, der sich die Mühe gab, oft mit orbilischem Zorn, alle kritisch-ästhetischen Ueberwallungen des angehenden Mitforschers zu registriren, so daß man nun von diesem, wie Pope von Cromwell, sagen mag, er sey »damn'd to eternal fame,« Lobeck that hier, wie öfters, was ihn sein Genius hieß, ὅ θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι κέλευε. Wir wollen darüber nicht mit ihm rechten Aber Erfurdt, dessen candor so gerühmt wird, wie kam er dazu, sich Fremdes so keck anzumaßen? »*Λειμωνίδι.* Hoc ut metro convenientius pro vulgato λειμωνία *reposui* ex Barocc. 1, 2, in quibus tamen accentus perperam notatus est.« Dieß in der Varietas lectionis, nach Art der Parteymänner, die es auf fremdem Gebiete mit dem Mein und Dein nicht so genau nehmen. Im Kommentare verzeichnet er, mit wohlwollender Verschwei-

*) Balthasar *Stolbergius*, Graecar. Literar. Professor Publ. Substit., der den Ajax 1668 zu Wittenberg herausgab.

gung des von ihm benutzten Fremden, bloß das verschmähte Fehlerhafte: »Bothius edidit *μηλοπόᾳ*« Gegen diese wie gerecht, wie unbefangen, zeigt sich hier, und fast überall, der Britte Elmsley! wie ehrt sein geißelnder Satyr doch so gewissenhaft jede Flagge! Doch wir kehren zu dem Herausgeber zurück. Mit dem bisher Versuchten so unzufrieden, daß er es nicht einmal erwähnen mag (Conjecturas, quibus tentatus est hic locus, praeteriri satius est), stellt er bloß seine eigene Vermuthung auf, die (er fühlt es) schwerlich trügen wird. »Nisi magnopere fallor, scribendum est: *ἐγὼ δ' ὁ τλάμων παλαιὸς ἀφ' οὗ χρόνος Ἰδαῖα μίμνω λειμώνι' ἄποινα, μηνῶν ἀνήριθμος αἰὲν εὐνώμα χρόνῳ τρυχόμενος*, *ego autem miser diu est ex quo Idaea pratensia praemia exspecto, mensium innumerabilis, semper praepete tempore cruciatus.* *Ἰδαῖα λειμώνια ἄποινα* intellige praemia commorationis in prato Scamandrio, in quo secundum Homerum pugnabatur, *i. e. eversionem Trojae direptionemque.*« Nie ist wohl eine hochgespannte Erwartung so getäuscht worden. Idäische Wiesenpreise, nicht etwa der Heumäher am Berge Ida, sondern des vor Troja lagernden Griechenheers. Idäische Wiesenpreise, d. h. (hört! hört!) die Eroberung und Zerstörung Troja's. — Wer hätte sich so Wunderbares in den Sinn kommen lassen; V. 659:

δεινῶν δ' ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε
στένοντα πόντον.

Diese, von uns, so wie nachher von Erfurdt und Andern, nach Anleitung der alten Ausleger, in Schutz genommene Lesart der alten Handschriften, ist auch von Hermann nicht gegen des königsbergischen Polymathen Vorschlag *λειῶν* vertauscht worden, der die eingebildete Schwierigkeit nicht einmal hebt. Dagegen irrt er bald nachher, V. 663, wenn er die Worte *ἐγὼ δ' ἐπίσταμαι γὰρ ἀρτίως* in Eins verbindet. Man muß mit Vauvilliers so schreiben: *ἐγὼ δ'·* (d. h. *ἐγὼ δὲ γνώσομαι·*) *ἐπίσταμαι γὰρ* etc. *δὲ* bekräftigt hier, wie öfters. V. 678 ff. Hermann hat in dieser Strophe und in ihrer Antistrophe nicht weniger als zehn Wortbrechungen, die sehr leicht zu vermeiden waren, wenn er nur nicht alles Metrische, was nicht in den Handbüchern steht, zu verschmähen pflegte. Wie von selbst vereinigen sich z. B. diese Vershälften

ὦ ἄν, Πὰν ἁλίπλαγκτε Κυλ-
λανίας χιονοκτύπου

in einen Doppelglykoneus; sie streben gleichsam zusammen, wie die Menschenhälften bey Plato; aber der unbarmherzige Kritiker reißt sie aus einander. V. 682:

πετραίας ἀπὸ δειράδος φά-
νηθ', ὦ θεῶν χοροποί' ἄναξ.

Hermann schreibt hierüber Folgendes: Multa de Pane ἀκτίῳ, λιμενίτῃ, vel religione ejus per mare in Peloponnesum advecta, disputari possunt: sed ea omnia vereor ne ab hoc loco aliena sint (dieß gegen Lobeck). Conjungenda enim videntur verba ἁλίπλαγκτε φάνηθι, *per mare huc ades.* Vide ad Viger. p 894. Alia hujus constructionis exempla etiam ex Latinorum poëtis congesta sunt in Britannorum Diario classico, vol XVI. p. 353. Als wir dieß lasen, war uns so zu Muthe, wie dem wackern Uebersetzer Mylius, als er in Ideler's und Nolte's Handbuche der englischen Literatur Smollet's Leben las. »Ach,« rief der gute Mann aus, dessen Gedächtniß etwas siebartig ist, »wie glücklich wär' ich gewesen, hätte ich solche Quellen bey meiner Charakteristik dieses Schriftstellers im ersten Bande des deutschen Peregrine Pickle benutzen können!« Voll dieses Gedankens schlägt er seine Uebersetzung nach, und — o Wunder! — es ist sein eigener Aufsatz, den jene Gelehrten bey dem ihrigen benutzt haben. Sie sagen es selbst am Schluß. Eben so hat der Leipziger Herausgeber hier meine Anmerkung benutzt; aber genannt hat er seinen Gewährsmann nicht, wie die ehrlichen Berliner, unstreitig, weil es ihm, wie er sagt, wenig Vergnügen macht, fremde Anmerkungen abzuschreiben. Lieber zitirt er sich selbst, und daneben höchstens noch einen Engländer, der doch immer zehn Mal so viel werth ist, als ein Deutscher, besonders einer, der seine eigene Meinung zu haben wagt. — Bey den selbigen Unglücksworten ist auch dem gelehrten Lobeck Menschliches begegnet. »Comis (?) poëta,« schreibt er, »semicaprum istum senem sine cujusquam injuria deorum principem vocare potuit.« Ob Sophokles das mit gutem Gewissen konnte, und ob kein anderer Gott dagegen Einspruch gethan hätte, wenn er es gewollt, lassen wir dahingestellt seyn; gewiß aber ist, daß er hier nicht daran dachte, den guten Vater Pan zur Würde eines Götterfürsten zu erheben. Man muß nämlich θεῶν χοροποί' ἄναξ zusammendenken, so ergibt sich der Sinn, über den wir uns begnügen, Folgendes aus unseren Notaten über dies Trauerspiel hierher zu setzen: θεῶν χοροποιὸς ἄναξ nihil aliud significat quam eum ex deorum numero, i. e. illum deum, qui choros ducere solet, eosque primus instituit; quemadmodum Eurip. Iphig. Aul. 1373 Diana dicitur θεῶν ἄνασσα, *domina inter deos, domina divina,* non deorum regina. V. 700. Weder Hermann, noch sein Vorgänger in dieser Sache, Erfurdt, überzeugt uns davon, daß τε καὶ φλέγει

ächt ist. Stobäus Eclog, 1, 9, 24 hat diese Worte nicht, und sie würden, wenn sie nicht vom Rande sich eingeschlichen hätten, was menschlich gewiß ist, in der Strophe eine Lücke voraussetzen, wovon dort die Gedankenfolge nicht die geringste Spur zeigt. »Amant Graeci,« sagt Hermann, »in hujusmodi (?) sententiis opposita afferre.« Sie thun das, aber doch nicht immer: sonst wären sie ja die einförmigsten Darsteller von der Welt. Was er zur Bestätigung seiner Anahme aus dem Vorhergehenden anführt, *ἅπανθ' ὁ μακρὸς κἀναρίθμητος χρόνος φύει τ' ἄδηλα, καὶ φανέντα κρύπτεται*, scheint uns, wenn irgend etwas, gerade das Gegentheil zu beweisen: denn welcher Schriftsteller von einiger Besonnenheit würde wohl so Aehnliches nicht allein in demselben Werke, sondern sogar in so kurzen Zwischenräumen desselben Werkes, vorbringen? V. 702 wird das Lobeckische *φατίσαιμ'* darum angenommen, quod sic metra melius cum caeteris numeris congruunt. Alienus enim videtur (!), quem vulgata praebet, numerus dochmiacus etc. Das dochmische Versmaß fremdartig in einem Chorgesange? Welch neue Lehre! V. 705 ziehen wir des Triklinius *θυμῶν* dem neu ersonnenen *θυμοῦ* vor, da sich jenes so gut an *ἀέλπτων* anschließt. Im folgenden Verse:

Ἄνδρες, φίλον τὸ πρῶτον ἀγγεῖλαι θέλω,

ist zwar Musgrave's *φίλον* sinnreich, und einigem Andern, was unter solchen Umständen bey den Tragikern vorkommt, ähnlich (so heißt es z. B. in Euripides Elektra 230: *Ζῇ πρῶτα γάρ σοι τἀγάθ' ἀγγέλλειν θέλω*): aber eines Platzes im Texte hätten wir doch diese Muthmaßung nicht gewürdigt, da *τὸ πρῶτον* keinen Anstoß hat, wenn man *τὸ* für *τοῦτο* nimmt. Euripides sagt, Orest, V. 1078: *τὸ γὰρ ἕτοιμόν ἐστιν*, und der Scholiast: *τὸ, τοῦτο* u. s. w. M. vgl. Matthiä's griech. Gramm. §. 286. V. 757: *εἶτα δεύτερον*

δίας Ἀθάνας, ἡνίκ' ὀτρύνουσά νιν
ηὔδα τ' ἐπ' ἐχθροῖς χεῖρα φοινίαν τρέπειν,
τότ' ἀντιφωνεῖ δεινὸν ἄῤῥητόν τ' ἔπος.

»Notandum anacoluthon. Excidit enim coepta constructione, quum vellet dicere *δίας Ἀθάνας, ἡνίκ' ὤτρυνέ νιν, αὐδωμένης.*« Dergleichen Sonderbarkeiten, oder sollen wir sagen grammatische Maschinen? liebt der Herausgeber nur allzusehr, und hat auch manchen Anderen mit dieser Sucht angesteckt. Hier ist kein Anakoluthon, sondern bey *Ἀθάνας* aus dem Folgenden *ἔπος* zu suppliren: *δεινὸν ἔπος ἀντιφωνεῖ ἔπος Ἀθάνας, verbo Minervae respondit verbum nefandum.* Philoktet, V. 1054 der kleinen Erfurdtischen Ausgabe: *μή μ' ἀντιφώνει μηδέν.* Solche Ellipsen eines in

der Nachbarschaft stehenden Wortes sind sowohl im Griechischen als im Lateinischen so gewöhnlich, daß wir keine Beyspiele zu häufen brauchen. V. 798:

χωρῶμεν, ἐγκονῶμεν· οὐχ ἕδρας ἀκμή,
σώζειν θέλοντας ἄνδρα γ', ὃς σπεύδῃ θανεῖν.

Die herrschende Lesart der Handschriften ist θέλοντες, welches vollkommen paßt, wenn man mit Canter die Worte οὐχ ἕδρας ἀκμὴ parenthetisch versteht. In einem Dresdner Kodex steht θέλοντος, und in einem Augsburger, so wie in dem Heidelbergischen, den wir verglichen, ὃς ἂν σπεύδῃ anstatt des sonstigen ὃς σπεύδει. Hierauf gründet Hermann seine Neuerung. »Horum codicum scriptura,« sagt er, »licet non ex omni parte probanda sit, tamen sensum monstrat longe aptiorem. Ac non male quidem, etsi etiam θέλοντος ferri potest, legeretur οὐχ ἕδρας ἀκμὴ σώζειν θέλοντί γ' ἄνδρ' ὃς ἂν σπεύδῃ θανεῖν, quanquam ὃς ἂν hic minus recte diceretur, quia non *quisquis*, sed *is qui mori vult*, dici debet. Nominativus etsi defendi quodammodo potest, tamen et constructionem praebet valde duram, et propter praegressa verba χωρῶμεν, ἐγκονῶμεν vix potest universe de quibusvis dictus accipi. Neque ἄνδρα γ' ὃς sollicitandum, quia sensus est τόν γε σπεύδοντα θανεῖν, sed quod in cod. Aug. additum est ἄν, veram lectionem esse σπεύδῃ ostendit, cui explicandae additum ab interprete est ἄν. Quae quum ita sint, majore interpunctione post ἐγκονῶμεν posita, recepi conjunctivum, et scripsi θέλοντας. Nam verba οὐχ ἕδρας ἀκμὴ pro sensu eorum, qui est οὐχ ἱδρυτέον, sunt constructa. *Non est, inquit, desidiae locus, si quis servare vult virum mortis appetentem.* Sic non modo sententia multo fortior est, multoque convenientior perturbatae mulieri, sed illud etiam ex more Tragicorum factum, quod oratio in fine scenae loco communi concluditur: cujus rei exempla ita frequentia sunt, ut hoc de industria quaesivisse Tragici videantur. Neque, quare id fecerint, obscurum est.« Wie schwankend, und zum Theil falsch, wie hart, unnöthig, ja pedantisch, fast alle diese Annahmen sind, wird jeder Sachkundige wohl selbst gewahren. Der Sinn der gemeinen Lesart ist dieser: Auf! eilen wir (hier ist nicht Säumens Zeit), da wir ja den Mann retten wollen, der den Tod sucht! V. 826:

καὶ σφᾶς κακοὺς κάκιστα καὶ πανωλέθρους
ξυναρπάσειαν, ὥσπερ εἰσορῶσ' ἐμὲ
αὐτόσφαγῆ πίπτοντα, τὼς αὐτοσφαγεῖς
πρὸς τῶν φιλίστων ἐκγόνων ὀλοίατο.

Hermann und Andere haben hier Anstoß gefunden, indem sie an eine ahnungsvolle Vorherverkündigung dachten, wie sie wohl anderswo Sterbenden in den Mund gelegt wird. Dieser Meinung widerstrebt der Ausdruck πρὸς τῶν φιλίστων ἐκγονων ὀλοίατο, der sich höchstens auf Ulysses vorgeblichen Tod durch die Hand seines Sohnes beziehen ließe, ohne Rücksicht auf die Atriden. Also folgen wir Brunck und Erfurdt, die in diesen Worten bloß eine Verwünschung finden. »Aber,« ruft Hermann, »dann hätte Ajax seinen Feinden bloß auch Selbstmord anwünschen sollen, nicht Ermordung durch ihre Söhne; was offenbar Beziehung, und zwar eine falsche, auf die Geschichte hat.« Nicht doch! Ajax wünscht ihnen Aergeres, als Selbstmord, und das ohne alle Rücksicht auf die Geschichte: denn sonst hätte auch die mörderische Gattin Klytemnestra bezeichnet werden müssen. Man setze Punkt oder Kolon hinter ξυναρπάσειαν, so ist alles klar. καὶ σφας heißt auch sie, wie mich; und bey ὥσπερ fehlt keine Partikel, sondern diese Asyndeta sind hier höchst wirksam und charakteristisch. Die Lesart der Jenaer Handschrift ἐκγόνων τ', auf welche Musgrave durch Vermuthung kam, rührt wahrscheinlich von Jemand her, der diese Worte mit Gewalt der Geschichte anmodeln wollte, so wie die Gelehrten, denen wir widersprechen zu müssen glaubten. V. 830:

ἴτ' ὦ ταχεῖαι ποίνιμοί τ' Ἐρινύες,
γεύεσθε, μὴ φείδεσθε πανδήμου στρατοῦ.

Bedeutsamer interpungirt man so, nach Triklinius: ἴτ', ὦ, ταχεῖαι ποίνιμοί τ', Ἐρινύες, γεύεσθε —, damit sich die Adjektiva auf das Verbum beziehen. V. 843:

σὺ δ', ὦ φαεννῆς ἡμέρας τὸ νῦν σέλας,
καὶ τὸν διφρευτὴν Ἥλιον προσεννέπω,
πανύστατον δή, κοὔποτ' αὖθις ὕστερον.
ὦ φέγγος, ὦ γῆς ἱερὸν οἰκείας πέδον
Σαλαμῖνος u. s. w.

Es ist auffallend, daß hier Niemand Bedenken hatte. Alle nehmen φέγγος für Tageslicht, ohne weder darauf zu achten, daß dieses schon im Vorhergehenden angeredet ist, noch die enge Verbindung nachzuweisen, in der, dieser Erklärung nach, das Tageslicht mit der Insel Salamis stehen müßte. Das Wahre ist, daß man auch φέγγος hyperbolisch auf γῆς οἰκείας Σαλαμῖνος beziehen muß, und daß es in demselben Sinne steht, wie sonst φάος. Aehnlich oben ὦ κλεινὰ Σαλαμίς, — πᾶσιν περίφαντος αἰεί! Cicero Catil. 4, 6, *hanc urbem, lucem orbis terrarum*, das Licht der Welt. V. 853 bis 865. Hermann hat seine Grille (ad Hecub. p. 72) noch nicht fah-

ren gelassen, sondern die kurze Stelle in einen προῳδὸς, zwey Strophen und Antistrophen, und einen ἐπῳδὸς getheilt; auch fünf Personen aus beyden Halbchören aufgeführt. Ungern müssen wir hierbey an Elmsley's oben angeführte Persiflage dieser Spielereyen in seiner Beurtheilung des Hermannischen Hercules furens zurückdenken. V. 871:

σχέτλια γάρ,
ἐμέ γε, τὸν μακρῶν ἀλάταν πόνων.
ουρίῳ μὴ πελάσαι δρόμῳ,
ἀλλ' ἀμένηνον ἄνδρα μὴ λεύσσειν ὅπου.

Die schwierigste Stelle in diesem Stücke. Dem letzten dieser Verse entspricht in der Antistrophe ein iambus dimeter. Triklinius setzte diesem Ἀχιλλέως vor, und hielt also den Vers ἀλλ' ἀμένηνον für einen Senar, ähnlich dem des Aeschylus in den Handschriften, Sept. ad Thebas, 543:

Παρθενοπαῖος Ἀρκάς· ὁ δὲ τοιόσδ' ἀνήρ,

dem Blomfield durch das vorgesetzte παῖς aufhalf; oder vielmehr mochte der Grammatiker die Anfangssylbe von ἀμένηνον für lang halten. Wie dieß auch sey, der Vers ist verdächtig, und da der antistrophische einen unmangelhaften Sinn gibt, so muß man hier, den Grundsätzen einer gesunden Kritik gemäß, an Interpolation denken, nicht aber an einen auszuwitternden Zusatz in der Antistrophe. Wirklich ist ἀλλ' spielend, und ἄνδρα so überflüssig, daß es sich, so zu sagen, selbst als Erklärung bekennt. Man schreibe: — δρόμῳ

ἀμένηνον, ἢ λεύσσειν, ὅπου.

ἀμένηνον gehört zu ἀλάταν, und der Chor nennt nicht den Ajax, sondern sich selber, kraftlos, weil er jenen weder, trotz langen Suchens, auffinden, noch wenigstens etwa von fern erblicken konnte, wie z. B. Iphis seine Tochter Euadne auf der Felsenspitze in Euripides Schutzflehenden. μὴ scheint aus μ' ἢ durch Auslassung des Apostrophs, wovon oben geredet ward, entstanden zu seyn. V. 885. Auch hier fehlt nichts. Man schreibe:

ἰώ μοί, μοι, ἐμῶν νόστων! ὤ μοι, κατέπεφνες, asynart., 2 pherecrateï.
ἄναξ, τὸν δε συνναύταν, ὦ τάλας! dochmiacus.

und in der Antistrophe mit leichter Umstellung zweyer Worte:

ἰώ μοί, μοι, ἀναλγήτων δισσῶν ἐθρόησας
ἔργον ἄναυδον Ἀτρειδᾶν τῶδ' ἄχει!

V. 889. Warum ἔρξε? Es ist genug, zu setzen τίνος πότ' ἄρα πράξε χειρὶ etc., um diesen Vers mit dem antistrophischen auszugleichen. V. 909:

στερεόφρων ἄρ᾽ ὧδ᾽ ἐξανύσειν κακάν.

Daß das Einschiebsel ὧδ᾽ unnütz sey, wenn man im entsprechenden Verse die Mittelsylbe von ἀΰπνους verkürze, bemerkt Elmsley. Eben so entbehrlich ist zwey Verse weiter ἄρα nach φαέθοντ᾽. Man muß nur die Verse richtig abtheilen, nämlich so:

1. τίς ἂν δῆτά (so für δὴ mit Herm.) μοι, τίς ἂν φιλοπόνων dochmiacus.
2. ἀλιαδᾶν — ἄγρας, asynart., troch. et choriamb. dim. brachycat.
3. ἢ — θεῶν, glycon.
4. ἢ — ποταμῶν asynart., cretic. et dact. d. hypercat.
5. ἴδρις, — πλαζόμενον asynart., iamb. dim. et dochmius.
6. λεύσσων ἀπύοι; dochmius.

---

1. ἔμελλες, — χρόνῳ
2. στερ. — κακάν
3. μοῖραν ἀπ. πόνων.
4. τοῖά μοι — φαέθοντ᾽
5. ἀνεστ. — Ἀτρεΐδαις
6. οὔλῳ ξὺν πάθει.

Das Homerische οὔλῳ für οὐλίῳ verlangt der Vers. V. 1002 hat das numerösere ταὐθ᾽ ἅπαντα, das Brunck dem gemeinen, hier wieder eingeführten ταῦτα πάντα mit Grunde vorzog, nicht allein Eustathius, p. 999, 61, sondern auch das Heidelberger Manuscript. V. 1013:

ἆρ᾽ οὐκ ἐριννὺς τοῦτ᾽ ἐχάλκευσε ξίφος,
κἀκεῖνον Ἅιδης δημιουργὸς ἄγριος;

Wenn man sehen will, wie weit die Liebe zum Sonderbaren auch Männer von Geist und Gelehrsamkeit verleiten kann, so lese man Hermanns Anmerkung zu dieser Stelle. Das Epitheton δημιουργὸς ἄγριος dünkt ihn ein abgeschmacktes Anhängsel (ineptum additamentum), das wohl mitten im Satze Wirkung thun könne, am Schlusse desselben aber unangenehm nachschleppe. Das müsse nun ein Sophokles nothwendig gefühlt, und wenn er es gefühlt, auch vermieden haben. Also seyen die in Rede stehenden Worte kein Epitheton, sondern κἀκεῖνον Ἅιδης δημιουργὸς ἄγριος heiße so viel, als κἀκεῖνον Ἅιδης ἀγρίως ἐδημιούργησεν. Adjektiva regierten oft den Casus der Verba, sonderlich bey Dichtern; worüber auf Matthiä's griech. Grammatik S. 444 und 573 verwiesen wird. Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese Idee, außer der, daß, wenn dieß griechisch ist, wir Andern, die auch etwas davon zu verstehen glaubten, diesen Glauben abschwören, und es erst in Leipzig erlernen müssen. V. 1034:

ὅστις στρατῷ ξύμπαντι βουλεύσας φόνον,
νύκτωρ ἐπεστράτευσεν, ὡς ἕλοι δορί.

Der Scholiast erwähnt die Varianten ὡς ἐλοιδόρει, die ich und Erfurdt einst in den Text aufnahmen. Der Scholiast erklärt sie so: ὡς λοιδορούμενος ἀπηγγείλατο· ταῦτα γὰρ εἶπεν ὁ Αἴας. Hermann frägt: »Wann, wo und in wessen Gegenwart stieß denn Ajax solche Reden aus?« Wir antworten: in der Anfangsscene des Stücks, vor seinem Zelte, als Ulysses versteckt seiner Unterredung mit der Pallas zuhörte. Uebrigens billigen wir jetzt mit dem Herausgeber die alte Lesart. V. 1079: ποῦ δὲ σοὶ λεῶν

ἔξεστ' ἀνάσσειν ὧν ὅδ' ἡγεῖτ' οἴκοθεν;

ein Vers, über dessen Fehlerhaftigkeit alle Kenner der Metrik einig sind. M. s. unsere Einleitung zu dieser Kritik da, wo wir von Porsons Note zu V. 343 der Hekuba reden. Porson verwandelt daher, wie Kidd berichtet, ἡγεῖτ' in ἦγεν, nach Homers Αἴας δ' ἐκ Σαλαμῖνος ἄγεν δυοκαίδεκα νῆας. Elmsley ad Eurip. Heraclid. 371 vermuthet ἦγετ', und in den Notes on the Ajax ἤγαγ'. Herm. Elem. doctr. metr. p. 115 will ἡγεῖτ' mit einer Nachläßigkeit des Dichters entschuldigen, von der auch der Beste nicht immer frey sey. Wir haben das Vergnügen, aus dem Heidelberger Manuscript eine Lesart ans Licht zu ziehen, die allen Streit endigt, und eine neue Bestätigung der Porsonischen Regel ist. Ganz deutlich steht nämlich darin Elmsley's ἤγαγ', und wer bedenkt, wie oft α und ει, γ und τ, mit einander verwechselt wurden, dem wird es leicht seyn, zu erklären, wie aus dieser Schreibung zufällig die gemeine entstand. V. 1099:

ὁ τοξότης ἔοικεν οὐ σμικρὸν φρονεῖν.

Die Handschriften haben σμικρά. Lobeck frägt, warum Sophokles nicht, um die syllaba anceps (—κρὰ) zu unterstützen, lieber σμικρὸν φρονεῖν geschrieben habe, wie Euripides, Isokrates, Aristoteles, Plutarch. Man könnte nach dem Warum dieses Warum fragen. Man könnte sagen: σμικρὰ hat dem Sophokles beliebt, es sagt mehr als σμικρὸν, es ist poetischer. Was aber die Sache entscheidet, ist dieß, daß Erfurdts Regel (Sophoclis Ajax, ed. major, p. 631) Tragici in versibus iambicis et trochaïcis syllabam finalem ob mutam cum liquidá nunquam produxerunt zu allgemein ausgedrückt ist, wenn man nicht alles Widerstrebende, was die Bücher uns überliefert haben, verändern will. θυγατρὸς, θυγατρὶ, μελάθρα, verlängern die Mittelsylbe bey Euripides Orest 453, 480, Phoeniss. 334, 1593, Troad. 417 unserer Ausgabe. M. vgl. die Anmerkung zur Medea, V. 135. Sollen wir hier mit Erfurdt a. a. O., Elmsley Review of

Hermann's Supplices bey V. 296 und Andern nach der Ehre streben, eine Regel ohne Ausnahme aufzustellen? Welche Thorheit! Wir haben nur Beyspiele solcher Sylbenverlängerungen mitten in den Wörtern angeführt, weil sie eigentlich zur Rechtfertigung für alle hinreichen: denn wenn mitten in den Wörtern diese Dehnung Statt fand, wie vielmehr am Ende der Wörter, wo der nothwendige Absatz der Stimme eine Art von natürlicher Verlängerung der Endsylbe bewirkt! Wir begreifen nicht, wie Porson ad Orest. 64 diese Bemerkung gerade umkehren konnte, indem er sagt: Ubi verbum in brevem vocalem desinit, eamque duae consonantes excipiunt, quae brevem manere patiantur, vix credo exempla indubiae fidei inveniri posse, in quibus syllaba ista producatur. Er erinnerte sich also nicht dieser Stelle des Ajax, nicht des jambischen Verses τίνι προσεικάσω; im Rhesus 661, dem κρυφαῖος ἐν πέπλοις entspricht, und so manches Aehnlichen, das, mit Acidalius zu reden, quisque inveniat, si venetur. Noch tadelhafter ist der treffliche Mann, wenn er den Handschriften alle Autorität in einer Sache absprechen will, in welcher sie vielmehr zuletzt einzig entscheiden müssen. Kurz, wir überlassen diesen Gelehrten ihre Regeln ohne Ausnahme, und bitten um Erlaubniß, die gute alte Lesart zu behalten. V. 1188:

μή νυν ἄτιμα θεούς, θεοῖς σεσωσμένους.

Ueberall steht νῦν, und der Vers erlaubt nicht das kurze Enklitikon. Ist dieß ein Schreibfehler? Fast sollte man das glauben, da nichts erinnert wird? Ist es mehr, und meinte in der That Hermann νυν, igitur, sey hier erforderlich, so können wir seiner Meinung nicht beytreten. Die Zeitpartikel νῦν paßt vollkommen. Menelaos hatte nämlich im vorhergehenden Verse gesagt, θεὸς ἐκσώζει με, die Gottheit hat mich errettet. Diese fromme Aeußerung ficht Teukros an, indem er antwortet: μὴ νῦν ἄτιμα θεοὺς u. s. w.: so raube jetzt auch nicht, du Gottesfürchtiger, den Göttern die Ehre, die du ihnen so eben gabst, da du ihnen deine Errettung zuschriebest. Raube sie ihnen nicht durch Hinderung des göttlichen Rechtes der Todten. V. 1146. Die Ableitung der Wörter εὐρώεις und εὐρώδης (?) von εὐρὺς ist gegen die Analogie, und wir wissen nicht, wie der Herausgeber zu der Behauptung kommt, Miras hujus vocabuli (εὐρώεντα) interpretationes peperit derivatio ab εὐρώς. V. 1164, 5. Man verbinde diese Verse in Einen Doppelglykonius von hyperkatalektischer Art:

⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ — — ‖ ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑ ⏑

Eben so V. 1167, 8 (δορυσσόντων μόχθων scheint ein pherecrateus, ähnlich dem Katullischen Nutriunt humore), nur ἀνὰ zum folgenden gezogen, in welchem man εὐρώδη in εὐρυεδῆ zu verwandeln hat, ein Wort, das Musgrave aus einer Stelle des Simonides bey Plato Protag. p. 159 beweist. So erscheint auch hier der in der Antistrophe (wo nur ὦ für ἰὼ zu schreiben ist) unverkennbar glykonische Vers. V. 1184, 5. Auch an dieser Stelle maßt sich Hermann stillschweigend meine Verbesserung ἐρώτων δ', ἐρώτων, ἀπέπαυσεν auf eine unbegreifliche Weise an. Suum cuiuqe! Die rechte Versabtheilung hätte er auch bey mir finden können, so wie bey Elmsley, in der Antistrophe: denn was sollen Verse, wie ἐρώτων δ', wie γενοίμαν? Versfüße sind das, nicht Verse. V. 1215:

ποίου κέκραγας ἀνδρὸς ὧδ' ὑπέρφρονα;
ποῦ βάντος, ἢ ποῦ στάντος, οὗπερ οὐκ ἐγώ;

Von welchem Manne machst du so großes Rühmen? wo ging oder stand er, wo ich nicht auch ging und stand? So würdigt Agamemnon den Ajax herab. Allein hierzu stimmt nicht, was V. 1259 Teukros in Bezug auf diese Stelle sagt: οὐχ ὅδ' ἦν ὁ δρῶν τάδε,

ὃν οὐδαμοῦ φὴς οὐδὲ συμβῆναι ποδί;

War nicht Er es, der dieses that, Er, welcher, wie du sagst, nicht einmal je mit dem Feinde handgemein wurde? Ehren-Triklinius und seine Nachbeter helfen sich geschwind: sie sagen: Teukros schikanire Agamemnon, lege ihm etwas in den Mund, woran er nie gedacht habe. Nicht so Hermann, der mit großem Scharfsinn den Fehler des Textes aufdeckt, und ihn glücklich verbessert. Um nämlich diese Stellen in Einklang zu bringen, sollte es in der ersten nicht οὗπερ, sondern ἧπερ οὐκ ἐγὼ heißen: »wo ging, wo stand er (Ajax), und nicht vielmehr ich?« Dieß konnte Teukros so verstehen, als sey Ajax gar nicht einmal vor dem Feinde gewesen. οὗπερ hingegen kann diesen Sinn nicht haben, obwohl Hermann, seiner Konjektur mißtrauend, ihn hineinzukünsteln versucht. Um ihn und alle Leser des Sophokles zu beruhigen, berichten wir, daß im Heidelberger Manuskripte ἧπερ οὐκ ἐγὼ steht, wodurch die Konjektur zur Gewißheit erhoben wird. An dem falschen Accent darf sich Niemand stoßen: denn in diesen Punkt irren die Abschreiber oft. Auch kann der nicht in die Augen springende Sinn des ἧπερ οὐκ ἐγὼ zu der leichten Aenderung ἧπερ (dessen Erklärung dann wieder οὗπερ wäre) bewogen haben: denn οὐκ abundirt hier, wie z. B. bey Thucydides 3, 36, wenn er sagt πόλιν ὅλην διαφθεῖραι

μᾶλλον ἢ οὐ τοὺς αἰτίους, wo, unserem Gefühle nach, die Negation wegfallen könnte, der Grieche aber sie liebt. M. s. Hermann sowohl hier, als zu Vigerus p. 801. V. 1283:

ἆρ' ὧδ' ἄριστος ἐξ ἀριστέοιν δυοῖν
βλαστὼν ἂν αἰσχύνοιμι τοὺς πρὸς αἵματος;

Porsons (ad Eurip. Med. 5) ἀριστεὺς empfiehlt sich durch elegante Koncinnität, und durch die Erfahrung, daß ἀριστεὺς und ἄριστος öfters verwechselt wurden. Doch scheint ἄριστος außer der edlen Abkunft auch auf Teukros Edelmuth hinzudeuten, die er der gemeinen Rachsucht der Atriden entgegensetzte. V. 1289:

ἐπεὶ καλόν μοι τοῦδ' ὑπερπονουμένῳ
θανεῖν προδήλως μᾶλλον ἢ τῆς σῆς ὑπὲρ
γυναικός, ἢ τοῦ σοῦ γ' ὁμαίμονος λέγω.

So meine Ausgabe, dahingegen anderswo σοῦ θ' steht, welches unpassend ist. Erfurdt und Hermann machten, nach ihrer freybeuterischen Art, das inventum des Non-nostri zu dem ihrigen. Allein sie hätten besser gethan, σοῦ δ' zu schreiben: »für dein, oder gar deines Bruders Weib.« Dieß nachdrückliche δὲ, besonders des Unwillens, ist aus den Grammatikern bekannt. V. 1317:

ἀλλ' αὐτὸν ἔμπας ὄντ' ἐγὼ τοιόνδ' ἐμοὶ
οὐκ ἄν γ' ἀτιμάσαιμ' ἂν —.

Bruncks Membrane, ein Dresdner und ein Moskauer Manuskript, dann besonders Aldus und die ältesten Ausgaben überhaupt, haben im zweyten dieser Verse οὔκουν, die Mehrzahl der Manuskripte aber (auch das zu Heidelberg) bietet οὐκ ἄν, eine Minorität, der Turnebus und die neueren Herausgeber folgen, οὐκ ἄν γε, was selten vorkommt, und eben sowohl als οὔκουν, das seiner Bedeutung nach hierher nicht paßt, Korrektoren zuzuschreiben ist, die den wankenden Vers stützen wollten. Wir vermuthen, daß ursprünglich οὐκ ἀντατιμάσαιμ' ἂν hier stand, ein Begriff, der genau in den Zusammenhang paßt, und ein analogisch gebildetes Wort, dem es bey Verständigen nicht schaden kann, daß es sich in den heutigen Wörterbüchern nicht findet, da wir bekanntlich nur auf Trümmern der alten griechischen Sprachwelt herumirren. V. 1336:

νικᾷ γὰρ ἡ ἀρετή με τῆς ἔχθρας πολύ.

Wir ziehen diese Schreibung des Eustathius an mehr als Einer Stelle, verschiedener Manuscripte, und Hermanns, der gewöhnlichen ἡ 'ρετὴ vor. Eine Leipziger Handschrift hat πλέον für πολὺ, »ex interpretatione, wie Hermann richtig

bemerkt, »quae etiam apud Eustathium prostat, sed illa male: nam comparatio in ipso, verbo νικᾷ inest.« V. 1337:

τοιοίδε μέντοι φῶτες ἔμπληκτοι βροτοῖς.

Mit Recht halten der ältere Scholiast und Hermann dieß für einen Seitenhieb Agamemnons auf Ulysses, der sein Benehmen nach den Umständen ändere. V. 1345:

ἦ πάνϑ' ὁμοῖα πᾶς ἀνὴρ αὑτῷ πονεῖ.

Fürwahr, Jedermann thut doch alles gleichergestalt (ὁμοῖα, d. h. ὁμοίως, ohne Unterschied, ohne Ausnahme) für sich selbst, für seinen Vortheil. In diesem Sinn erklären die Scholiasten. So auch Scaliger:

Ut rebus homines omnibus satagunt sui.

Noch deutlicher Naogeorgus (Sophoclis Tragoediae 7, latino carmine redditae etc. per Thom. Naogeorgum Straubingensem, Basil. [1558]):

Profecto cuncta sunt similia in omnibus
Pro se laborat quisque semper scilicet.

Graf Stolberg:

So strebt ein Jeder für das Seine nur!

Agamemnon wirft dieß dem Ulysses in den Bart, weil er gesagt hatte, er verhelfe dem Ajax zur Grabesehre, um sie selbst auch dereinst zu haben. Winsemius und Brunck übersetzen Ut quisque sibi quae congruunt facit, was Spätere ergriffen, und nach ihrer Art aufgestutzt haben, ohne den Zusammenhang der Stelle recht zu überdenken. V. 1392: φίλος ὅστις ἀνὴρ

φησὶ παρεῖναι, σούσϑω, βάτω,
τῷδ' ἀνδρὶ πονῶν τῷ πάντ' ἀγαϑῷ,
κοὐδενί γ' ᾧτινι λῷονι ϑνητῶν
Αἴαντος, ὅτ' ἦν, τότε φωνῶ.

Hätten wir diese Tragödie zum ersten Male ohne alle Anmerkungen gelesen, und den Vers κοὐδενὶ u. s. w. darin gefunden, wir hätten ausgerufen: »Der ist falsch! So kann Sophokles nicht schreiben. Welcher Numerus für einen anapaestus dimeter

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — —!

und vollends jeder Fuß ein Wort! Laßt uns nach der ächten Lesart herumspähen.« Nun aber werden wir leider gewahr, daß dieß Hermanns Aenderung ist, der früherhin das gleich numeröse

κοὐδενὶ πώποτε λῷονι ϑνητῶν

den lieben Freunden Lobeck und Erfurdt aufgeschwatzt hatte. »Veram scripturam,« meldet er jetzt, »nunc demum reperisse mihi visus sum. Quare recepi. Notanda autem attractio et mutatio constructionis. Quum enim dicere vellet τῷ πάντ' ἀγαθῷ, καὶ οὗ οὐδεὶς ὅστις λώων ἦν θνητῶν, ὅτ' ἦν ἐκεῖνος, per attractionem dixit κοὐδενί γ' ᾧτινι λώονι θνητῶν, quo factum, ut deinde pro οὗ cogeretur Αἴαντος substituere.« Welche Maschinen, um dem elegantesten Tragiker eine Tautologie aufzudringen! denn all dieser verwirrte Wortkram, was sagt er denn mehr, als das einfachgroße τῷ πάντ' ἀγαθῷ? — In den Büchern steht κοὐδενι πω λώονι θνητῶν, bey Triklinius καὶ οὐδενί πω λ. θν., was freylich den anapaestus dimeter nicht herstellt, oder doch der, nach unserer Meinung, besseren Lesart näher liegt, und vielleicht daraus entstand. Wir vermuthen nämlich, daß Sophokles schrieb:

> κἂν (d. h. καὶ ἂν) οὐδενί πω λώονι θνητῶν
> Αἴαντος, ὅτ' ἦν, τόδε φωνῶ,

»und wohl keinem Sterblichen, der besser ist, denn Ajax, da »er lebte, ruf' ich dieß zu.« Dieß mildernde ἂν, das lateinische facile (nec facile meliori sic acclamo), unser wohl, ist aus den Grammatikern bekannt (m. s. z. B. Matthiä's griechische Gramm. §. 598, c.), und paßt vortrefflich hierher. πω ist schwer auszudrücken. Der Sinn ist: nemini, qui adhuc fuerit melior quam ille. τόδε vermuthete schon Musgrave, doch in einer anderen Verbindung, die mehr Aenderungen nothwendig machte.

Und hiermit schließen wir denn unsere Anzeige dieses Werkes, das (wir wiederholen es) trotz seiner Mängel schätzbar, und eine Bereicherung dieser Literatur zu nennen ist. Sollte uns Jemand vorwerfen, daß wir mehr tadelten als lobten, so antworten wir mit Hermanns eigenen Worten am Schlusse seiner Annotationes ad Medeam ab Elmslejo editam: »Si fere ea tantum, in quibus dissentiremus a doctissimo editore hujus fabulae, protulimus, fecimus id propterea, quod hanc scribendi rationem longe existimamus litteris fructuosiorem esse quam commemorationes laudationesque earum animadversionum, in quibus nullam dubitandi materiam invenerimus. Est autem hic liber plenissimus talium observationum.« Die Gewalt, die der Herausgeber nicht selten der Sprache anthut, und die Nachläßigkeit, womit er, fast ohne Rücksicht auf fremde Forschungen, das Sylbenmaß, einen Hauptpunkt der neueren Kritik in diesem Fache, behandelt, schienen uns besonders der Rüge zu bedürfen; und das desto mehr,

je größer des Mannes Ansehen, und je verführerischer sein Beyspiel ist. Hoffentlich wird man deßhalb Refer. nicht tadeln, wenn er hier mit großer Freymüthigkeit gesprochen hat, da er, ganz diesen Beschäftigungen lebend, und von äußern Verhältnissen nicht bestimmt, kein höheres Interesse, als das der Wissenschaft kennt.

Dr. Friederich Heinrich Bothe.

Art. III. Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten. — Im Vereine mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden bearbeitet und herausgegeben durch Joseph Freyherrn v. Hormayr, k. k. wirklichen Hofrath und Historiographen, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Wien, 1823 bis 1825. Im Verlage der Franz Härter'schen Buchhandlung. Gedruckt bey Franz Ludwig. Papier von Anton Strauß. Zwey Jahrgänge. Erster Jahrgang fünf Bände; jeder Band drey Hefte. — Zweyter Jahrgang zwey Bände; jeder Band drey Hefte.

(Schluß.)

Dritter Band. Erstes und zweytes Heft. — Das Zwischenreich. Verhältniß der Lande Oesterreich und Steyer als unfehlbar heimfällig an Kaiser und Reich. Dem Kaiser war in seiner damaligen Lage nichts erwünschter, als der Heimfall zweyer Herzogthümer, der mit allem Reichthum des Friedens, mit allen Mitteln des Krieges reich gesegneten Lande Oesterreich und Steyer. — Graf Otto v. Eberstein, als kaiserlicher Reichsvikar zu Wien, und im April 1247 Wien zum zweyten Mal zur Reichsstadt erhoben. Der Papst schlecht berathen, fürchtend, der Kaiser möchte sich im Besitze dieser Länder behaupten, und der Hohenstauffen bereits gebrochene Macht möchte sich auf diesem köstlichen Grundstein neuerdings befestigen, mahnte den ungrischen Bela und Wenzel Ottokar von Böhmen zur Theilung. Ihre verwüstenden Einfälle reizten die Landherrn zur Nothwehre und zur festen Anhänglichkeit an den Kaiser und seinen Eberstein; weßwegen der Papst Oesterreich mit dem Interdikte belegte, welchem aber nicht alle Geistlichen Folge leisteten. Was auf diesem Wege mißlungen, versuchte hierauf Innozenz mehr auf einem anderen, indem er sich für die weibliche Nachfolge aus dem Geschlechte der Babenberger erklärte, wodurch bey dem Gegenwirken des Kaisers — der Gräuel der Verwüstung durch Ungern und Ku-

manen über das Land gebracht wurde. — Gertrud und Hermann von Baden. Margarethe und Ottokar. Friede zwischen Ottokar und Bela, 3. April 1254. Wien wünschte sich Glück, endlich einmal wieder seine Thore offen, Straßen und Ströme frey, Schwerter und Lanzen in Pflugscharen und Sicheln verwandelt und wieder einmal diejenigen ernten zu sehen, welche gesäet hatten. Freudig legte es die unter diesen Umständen zweydeutige Gabe seiner Reichsunmittelbarkeit dem mächtigen Ottokar zu Füßen, stolz auf den Schwur dieses Königs, dessen Ruhm von der Ostsee bis ans adriatische Meer durch alle Lande erscholl. — Die Landplagen, Mißjahre, Theurung und Hungersnoth 1252, 1254 und 1255. — Stiftung des Bürgerspitals außer dem Kärntnerthore diesseits des Wienerflusses 1257 — durch die Wiener Bürger selbst. — Wegen des damals durch den häufigen Verkehr mit dem Morgenlande sehr überhand nehmenden Aussatzes stiftet Meister Gerard, Pfarrer bey St. Stephan zu Wien, zur Versorgung der unglücklichen Aussätzigen das Siechhaus zum Klagbaum auf der Wieden. — Die erste Marchfeldschlacht, 13. July 1260, welche zwar schon in ihren nächsten Folgen für Oesterreich und Wien entscheidend gewesen; im unerforschlichen Rathe der Vorsehung durch das unvorherzusehende Ineinandergreifen der zahllosen Ringe der großen Geschichtskette, ward sie es aber auch auf Jahrhunderte hinaus. Steyermark mit Oesterreich wieder vereinigt. König Ottokar (die Frauen, die Krieger, das Volk nannten ihn den Goldenen, den Gastfreyen, den Siegreichen) in den Tagen jenes Sieges über die Ungern eben sein ein und dreyßigstes Jahr antretend, durch Gestalt Freunden und Feinden schön und fürchterlich, an Geist und Kraft den meisten seiner Zeitgenossen überlegen, ließ nun das Königsbanner des goldenen Löwen vom Pregel und der Weichsel bis an den Inn und die Drau wehen, erhob an den Gränzen Heinburg, Marcheck, Hradisch, Zittau, Eger, Budweis, als starke Waffenplätze, schickte und empfing Botschafter an und von Aegyptens und des Morgenlandes ungläubigen Fürsten, — gab im czechischen und germanischen Lande Munizipalsatzungen und Bergrechte, stiftete Schulen, regulirte Maß und Gewicht, regierte seine slavischen Provinzen durch deutsche Statthalter, die deutschen Provinzen durch Böhmen, machte das mitten durch slavisches Land streichende Riesengebirge von Schandau bis über Troppau hinaus zur einheimischen Pflanzschule Deutscher, schuf sich aus diesen arbeitsamen und freyheitliebenden Fremdlingen gewisser Maßen einen dritten Stand, der ihn von seinem trotzigen Adel weniger abhängig machte, siedelte im nordöstlichen Mähren einen

guten Theil seiner Kreuzfahrer an, erniedrigte die Großen, erhob die Niedrigen, herrschte durch Theilung um so unwiderstehlicher über alle. Oesterreich gab er einen, an Leopolds des Glorreichen goldne Tage erinnernden Landfrieden und verbesserte die Gerichtspflege. Mehrmal saß er zu Wien, zu Tuln, zu Neuburg zu Gerichte, theilte das Land in vier Viertel, jedes unter einem wehrhaften Hauptmann! — Anmaßungen des Pfarrers bey St. Stephan, Gerard, wider die Pfarrherrlichkeit der Schottenkirche sowohl als über die Kirche zu Ruprecht, Mariastiegen, St. Pankraz und am Peter. St. Niklas, Kloster der Cisterzienserinnen in der Singerstraße. Die große Feuersbrunst in Wien 1276. »In diesen Tagen,« sagen die Alten, »erbaute Ottokar eine zweyte, eine neue Stadt Wien! — Nach jenem ungeheuren Brande gab Ottokar der Burgerschaft die Wälder preis zum neuen Bau, legte selber den Grundstein zur welschen und Minoritenkirche, erließ auf fünf Jahre alle und jede Abgaben, gab der Stadt auf sechs Monate hintereinander vollkommen freyen Markt, hob mit Ausnahme der Münze auf fünf Jahre alle Zünfte und geschlossenen Gewerbe auf, gab Handel und Wandel völlig frey, und zog durch die vortheilhaften Bedingnisse Geld und Menschen aus fernen Landen in die hochbegünstigte Stadt. — Nicht was man thue, sondern wie? wirft die Würfel der großen Geschäfte meist günstig oder ungünstig, und der Mann der Vollstreckung bleibt immer die Hauptsache. Einer der glücklichsten Glücksfälle für Wien war der Statthalter, den ihm Ottokar vorgesetzt, Bruno der Ollmützer Bischof, ein geborner Graf zu Holstein und Schaumburg; zuerst glücklicher Vermittler zwischen Wenzel und Ottokar, Vater und Sohn, bewährte er sich wider die heidnischen Preußen, wider die Ungern, wider die Baiern als Feldherr, in vielen Gesandtschaften, in der Verwaltung Oesterreichs und Steyermarks als Staatsmann, führte die Künste in die mährischen Kirchen ein, erhob die elenden Hütten im Marschlande der March zum prächtigen Kremsier, baute an allen Gränzen stattliche Burgen, schuf sich eine eigene wehrhafte Ritterschaft durch die Ollmützer Kirchenlehen, und mehr als Alles, er war durch 30 Jahre des Königs Freund! Ottokars Größe war Brunos Leben, und wie ihn das Glück zum Tyrannen verwöhnt hatte, hielt Bruno allein aus, ungebeugt und würdig, den eigenwilligen Scepter, das blutdürstende Schwert gar oft mit dem Hirtenstabe zurückweisend. — Wien darf stolz darauf seyn, unter so vielen herrlichen Männern auch diesen den seinigen nennen zu können.« — Die Provinzialsynode in der St. Stephanskirche zu Wien, die

Satzungen derselben insbesondere wider die Juden, deren Uebermuth und Wuchergeist den höchsten Grad erreicht zu haben scheint. — Die glänzende Feyer der Hochzeit Ottokars mit Kunigunden, Tochter des Herzog zu Machows (Matschwa in Serbien) und Bosnien — zu Wien — wird voll Leben geschildert. — Die neue Kaiserwahl. — Rudolph von Habsburg. — Zwey hochwichtige Gegenstände, voll Charakteristik und mit ergreifender Parallelisirung der alten und neuen Zeit, der wundervollen Geschicke unsers väterlichen Kaisers und Herrn mit jenen des ehrwürdigen ersten Rudolphs!

P. 57 — 110. Ende des Zwischenreichs in Oesterreich und Deutschland. — Des Nürnberger Burggrafen Botschaft nach Wien. Rudolphs Heerfahrt in Oesterreich. Belagerung Wiens. Der Bürgermeister Paltram. Friede. Ottokar gibt Oesterreich und Steyer dem Reich anheim. Rudolph zieht in Wien ein, sichert den sämmtlichen Bürgern und Angehörigen seine Gnade, bestätiget die alten Rechte und Freyheiten, und gibt eine, den Juden sehr günstige Ordnung 1276, 1277. — Der Friedensbruch. Kaiser Rudolph gibt der Stadt Wien zwey sehr merkwürdige Briefe am 20. und 24. Juny 1278. — Der erste bestätiget ihre alten Stadtrechte, nennt sie den herrlichsten Spiegel Oesterreichs, der in der Gefahr nur heller glänze, und erhebt sie zum dritten Male zur freyen Reichsstadt. Der zweyte Brief erneuert Kaiser Friederichs II. goldene Bulle, 1237, während Friedrichs des Streitbaren Aechtung gegeben, und 1247, als mit ihm die Babenberger erloschen, bestätiget; jetzt aber mit ganz besonderen Vorzügen vermehrt. — Die zweyte Marchfeldsschlacht, 26. August 1278. — Ottokars Niederlage und Tod. — Kaiser Rudolph verweilt beynahe fünf Jahre zu Wien. — Im Jahre 1281 erklärt er seinen erstgebornen Sohn, Albrecht, als Reichsverweser. Bey der Anwesenheit in Augsburg, 27. Dezember 1282, 29. Jänner 1283, belehnte er seine beyden Söhne, Albrecht und Rudolph, späterhin aber auf die Einwendungen der Stände Oesterreichs, die nicht gerne zweyen Herren dienen mochten, am 1. Juny 1283 Albrechten allein und dessen Mannsstamm mit Oesterreich und Steyer. Durch diese Verleihung des Herzogthums schien das von Rudolphen zum dritten Mal als unmittelbare freye Reichsstadt erklärte Wien, auch ohne ausdrückliche Aufhebung der 1278 erneuerten Privilegien von 1237 und 1247, von selbst wieder landsäßig. Wiens Unmittelbarkeit konnte nicht mehr Statt haben, da Rudolph Oesterreich und Steyer seinen Söhnen verlieh, mit allen Rechten, allen Freyheiten und Zugehörden, wie sie einst die letzten Babenbergischen Herzoge,

Leopold und Friedrich, besessen. Die Wiener aber begriffen nicht, oder wollten nicht begreifen diese feinen staatsrechtlichen Unterscheidungen, und hielten sich an den Buchstaben ihrer Briefe, um so zuversichtlicher, als der noch lebende König Rudolph, der Vater ihres neuen Herrn, sie ihnen nicht nur bestätiget, sondern sogar erweitert hatte. — Wiens heftige Empörung gegen Albrecht, der die Rechte und Verfassung der Stadt mit Verachtung behandelte; an dessen Hofe die Schwaben alles galten, und die Eingebornen verdrängten. — Wiens Unterwerfung am 26 April 1288, worauf Kaiser Rudolph, als der oberste Herr und Richter, seine vor zehn Jahren verliehenen Privilegien für erloschen, die ihm und dem Reiche geleisteten Eide der Wiener für aufgelöst und auf seinen Sohn Albrecht, den neuen Herzog, übertragen erklärte. Nachdem dieses geschehen, also faktisch und rechtlich ein neues Verhältniß eingetreten war, beachteten die Wiener selbes mit völliger Treue. Denn bey der spätern Empörung des Landadels traten sie zusammen, und entboten Albrechten: »sie wollten ihm williglich dienen, es sey auch mit ihrer Gefahr und Schaden; — sie wollten ihm treu und fest zur Seite stehen in Noth und Tod!« darob bewegt, ertheilte Albrecht durch die Hand Meister Ottos von Mödling, seines obersten Schreibers, am 11. Februar 1295 eine große, inhaltschwere Handfeste, deren wesentlicher Inhalt klar und bestimmt dargelegt wird, p. 106 — 110.

P. 111 — 203. Wiens Gestalt und innere Verfassung. — Der Umfang und die Hauptumrisse der Stadt waren beynahe dieselben, wie heut zu Tage, nur daß inmitten ihrer, leere Hauptplätze, zahlreiche Hausgärten und Badstuben für Juden und Christen waren. — Verbot jeder Befestigung der einzelnen Wohnungen durch Vormauern, Thürme oder Gräben. — Die vielen Asylstätten, die große Zahl der einzelnen Gewerbe und Handwerke, — ja auch sehr reiche Bürger in der Stadt, — wovon noch die Beweise sind in den vielen von diesen allen genannten Straßen und Plätzen. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Schlüssel der stufenweisen Ausbildung des städtischen Munizipalwesens in dem Verhältniß der verschiedenen Stände unter einander aufzusuchen sey; — daß nämlich fast in jedem bedeutenderen Orte zweyerley Gemeinden koexistirten: Freye, bloß unter des Königs Bann und unter der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen und Markgrafen, und Hörige, welchen der Lehensherr, die Herrschaft, ihren Vogt vorsetzte. Nach diesem Hauptgrundsatz erklärt und beleuchtet der gelehrte Verfasser das Aufblühen und die Bildung des städtischen oder Munizipalwesens in Wien mit klarem Ueberblicke, mit erschöpfender

Gründlichkeit und voll von belehrenden Hinweisungen auf das deutsche und italienische Städtewesen. Wir halten diese Darstellung für vorzüglich gelungen, p. 116—132. — Albrechts auswärtige Unternehmungen, ausschließend seinen Sinn erfüllend, die Krone Rudolphs und die durch Erlöschung der einheimischen Dynastie bald nach einander erledigten Kronen Ungerns und Böheims auf seinem Haupte zu vereinigen. P. 133 sind in der Erzählung: »der habsüchtige Ehrgeiz eines Mönchs »von umfassendem Geist und von kraftvoller Härte, der durchaus »Erzbischof von Salzburg werden wollte (?), des Abtes »Heinrich von Admont, hatte Albrechten auch mit den »Steyrer Herren entzweyt, — bis grausamer Meuchel»mord, durch eines Anverwandten Faust, den fin»stern Abt auf seinem Bett erschlug, noch gegen »seine Leiche wüthend« ꝛc., die Umstände bey der Ermordung des Abtes Heinrich der falschen Angabe des Leobner Chronisten nachgeschrieben. Ermordet hat diesen Abt sein Neffe, Durring Grießer genannt; jedoch keineswegs in seinem Bette, sondern auf der Höhe des nahe bey Admont liegenden Dietmarsberges, über welchen der Weg nach Leoben und Grätz führt. Daselbst lauerte der Grießer mit noch zwey andern Gesellen auf den sorglos daher reitenden Abt, welchen er aus dem Dickicht mit einem Bolzen vom Saumpferde herabschoß. Die Meuchelmörder wurden jedoch von der Geleitschaft des Abtes schnell ergriffen, und im nahen Städtchen Rotenmann, nach Abhauung der Hände und Füße, durch den Strang hingerichtet. Mit ausdrücklicher Hinweisung auf ältere Nachrichten versichern die admontischen Chroniken: Dum aliquando via se dedisset (Henricus) et in supremo montis cacumine, quem vulgus Dietmarsberg nuncupat, constitutus esset, a nepote suo, sagittae jactu, meliori profecto fortuna dignus, vita privatur anno redempti orbis 1297. Und das Todtenbuch von Admont bemerkt: in die S. Urbani. P. et M. Abbas noster Henricus occisus est a quodam nepote suo, nomine Griezzer, qui — cum suis complicibus — comprehensus, manibus pedibusque truncatis demum suspendio miserrime finiuntur! — Diese Umstände werden auch in der, obgleich verstümmelt nur auf uns gekommenen Erzählung Ottokars von Horneck Cap. 652 bestätiget. — Folgen der auswärtigen Unternehmungen Albrechts für Wien. — Die feyerliche Vermählung Königs Andreas von Ungern mit Albrechts Tochter Agnes (J. 1296). Unbeschränkterer Salzhandel — nach der siegreichen Fehde mit dem Salzburger Erzbischof — bis 1299. Handelsprivilegien der Wiener Kaufleute zu ungehinderten Ge-

schäften nach Ungern. — Kaiser Albrecht vollendet die neue Burg und stiftet darin eine Kapelle, 1298. — Der alte Otto Haym aus dem ritterbürtigen Geschlechte von Neuburg, Stifter mehrerer Pfarren und Kapellen, vorzüglich der Salvatorskirche (auch die Kapelle in Ottenhayn genannt), mit deren ehrwürdigem Standbilde die Stadt Wien ihre Ehrenmünzen (Salvatorsmünzen) präget. — Der Elemente Wüthen, Sturm, Ungewitter, Ueberschwemmung, ungemeine Trockeniß 1295, 1297, 1304. — König Albrechts blutiger Ausgang 1308, — »der Wien auf immer seinem Hause unterwarf, »der seine alten Freyheiten brach, ihm aber neue, nicht geringere gab: unstreitig auf germanischer Erde der erste Fürst, der »mit richtigem Plan und mit unbeugsamer Beharrlichkeit die unerläßlichen Grundsätze neuer Monarchien, in Hinsicht auf »Kriegsmacht und Finanzen ausübte, der dadurch den Anlaß »gab und den Grund legte zur heutigen Verfassung, nicht nur »Wiens, sondern der sämmtlichen deutschen Erblande Habsburg »von der March und Drau bis zu den helvetischen Seen und Hochalpen.«

P. 111 — 165. Friedrich der Schöne. Verschwörung des Adels wider ihn und Treue der Wiener und Steyrer. — Großer Mißwachs und Theurung im Jahre 1310. — Wassernoth 1316. — Die erbitterte Fehde zwischen Friedrich und Ludwig dem Baier um das Reich. Schlacht bey Mühldorf, 28. September 1322. Im April 1325 kömmt Friedrich aus seiner Gefangenschaft nach Wien zurück. — Wien hat von Friedrichen eine am 21. Jänner 1320 gefertigte Handfeste, die mit den alten Bürgern beynahe abgestorbenen alten Ordnungen erneuernd und befehlend, daß »ein rechtes Buch« sollte gehalten werden und alle Rechte und Verordnungen, Armer und Reicher wegen hineingeschrieben. Das ist der Anfang des noch vorhandenen Eisenbuches. — Friedrich stirbt in der romantischen Waldeinsamkeit auf Gutenstein, 13. Jänner 1340. — Die neuen Kirchen und Klöster in Wien. P. 164 — 182. Albrecht der Lahme. — Der Tempelorden hatte in Oesterreich nie eine eigene Balley, nur äußerst geringen Besitz; und von den meisten Orten Oesterreichs, wo spätere Quellen, wo Sagen und Märchen Templer hinsetzten, läßt sich urkundlich deren Unrichtigkeit und von Zeit zu Zeit vielmehr darthun, daß diese Orte nicht jenem Orden, sondern theils dem Herzog, theils geistlichen Körperschaften angehört haben. — Albrechts ganzes Fürstenleben durchläuft die Eifersucht zwischen Luxenburg und Wittelsbach, und der äußerste Wankelmuth Ludwigs des Baiern, so wie Johannes von Böhmen-Luxenburg

und seines Sohnes Karl. — Für Wien erneute Albrecht in Wahrheit die Tage Leopold des Glorreichen: es sind wenige Zweige des städtischen Wesens, die er nicht als Gesetzgeber geordnet hätte. Am 5. März 1324 ward das Wasserrecht, oder die Abgabe von den Donauschiffen nach ihrer Größe bestimmt. Am 24. August und am 1. Dezember 1331 und 1350 erschienen die große Fleischhackerordnung und der große Fleischhackerbrief. Am 23. July 1340 kam die große Handfeste, alle Munizipalverhältnisse umfassend, alle älteren Briefe und Handfeste bestätigend, und Vergehen wider die Sitte weit strenger verpönend, als in Leopolds und Kaiser Rudolphs Briefen, zumal, wenn sie die Hausordnung und Dienertreue brechen. Am 23. August 1340 gab er den Schneiderbrief, am 5. und 22. Februar 1352 und 1353 die Weingartordnung, und 1358 der Judenbrief. — Allgemeine schreckliche Landplagen, übergroßer Schnee, Wasser, Hitze, Theurung, Heuschreckenzüge, Pest.

P. 182 — 203. Albrecht der Lahme stirbt am 20. July 1358; ihm folgt sein ältester Sohn, Rudolph, der schon in früher Jugend bey den Seinen, bey seinem Volke und bey allen Zeitgenossen ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt; und den Alles den sinnreichen, den unermüdeten, späterhin den weisen, den Stifter nannte. — Haltung Rudolphs gegen Kaiser Karl IV., der die Vorrechte der Fürsten von Oesterreich öffentlich und heimlich zu gefährden strebte. — Für Wiens Munizipalwesen und Handel war Rudolphs siebenjährige Herrschaft fruchtbarer und bedeutender, als selbst die beynahe dreyßigjährige seines edlen Vaters Albrecht. — In den ersten Monden des Jahres 1359 wird der Grund zum neuen Stephansdome gelegt. Zur Emancipation des dritten Standes, zur Ausbreitung landesherrlicher Machtvollkommenheit und geschlossenen Gebietes traf Rudolph zwey äußerst wichtige Anordnungen. Die erste machte verschwinden aus der Stadt und den Vorstädten alle sogenannten Dominikal- oder Häuser mit Bürgerrecht, frey von Steuer und jeglichem Mitleiden der Stadt; indem sie verfügte, daß um 8 Pfund Pfenning für ein Pfund Geldes alles Bürgerrecht, Ueberzins oder Dienst aufgelöst werden könne von allen wie immer genannten Hauseigenthümern. — Die zweyte Verordnung verbot den Bürgern, von ihren einem fremden Grundherrn dienstbaren Weingärten oder Feldern — irgend einem solchen Grundherrn ferner mehr eine Steuer zu geben; nur er sey der wahre und einzige Grundherr, der bey allen Besitzesveränderungen einzuwilligen habe. Je für ein Pfund Geldes acht Pfund Pfennige wurde wieder als Ablösung festgesetzt. — Außerdem machte Rudolph

in der Stadt und in den Vorstädten noch manche andre wohlthätige Einrichtungen. Alle Gerichtsbarkeit geistlicher oder weltlicher Grundherrn in der Stadt und in den Vorstädten, und die Steuerfreyheit für Geistliche und Weltliche wurde aufgehoben. Für Wissenschaft und Kunst geschah, besonders im Jahre 1365, sehr viel durch die Stiftung der Wiener Universität und der fürstlichen Propstey an dem neuen, wundergleichen Bau zu St. Stephan (9. July 1359). Die Stiftbriefe der Universität und der Propstey zu St. Stephan werden in gedrängter Kürze nach den Hauptgegenständen angeführt. — Rudolph stirbt, 27. July 1365. — Unter den Anmerkungen ist die Nro. 11 interessant, wie die Hofnarren und lustigen Räthe eine bedeutende Rolle in dem romantisch-idyllischen Leben unserer ersten Habsburger gespielt haben. — Lehrreich ist die von Hrn. Aloys Primisser verfaßte Abhandlung über das alte österreichische und Wiener Münzwesen bis in die Zeiten K. Ferdinands I. p. 209—240.

Dritter Band. Drittes Heft. — Mit Rudolphs des Stifters, des weisen und unermüdeten, allzufrühem Hinscheiden schienen gewichen zu seyn von Habsburg jene Eintracht und Einheit, jene der Erhaltung und Ausbreitung der Dynastien unerläßlichen Grundsätze des Gesammtbesitzes der Lande und der Untheilbarkeit, die der Ahnherr Rudolph und sein weiser Enkel Albrecht und sein hochgesinnter Urenkel Rudolph empfohlen, vorgeschrieben und gehandhabt hatten. — Diese Zersplitterung endigte erst nach mehr als einem vollen Jahrhundert. Als das Unheil auf seinem Gipfel schien, war wieder, wie so oft in den Geschicken des Kaiserhauses, die Hülfe am nächsten, und der vom eigenen Bruder, Albrecht, belagerte, vertriebene Kaiser Friedrich IV. besiegte zwar nicht, aber überlebte alle Gefahren und alle seine Feinde. — Max I., sein Sohn, vereinigte alles habsburgische Besitzthum, es weit überbietend, durch das Erbe von Burgund, durch die seinen Enkeln angefallenen Kronen Spaniens, Ungerns und Böhmens. Die vollständige, oft bis ins kleinste Detail gehende Darstellung dieser Zeiten voll Verwirrung, und überreich an Verwüstungen, Blut und Unglück, umfasset beynahe dieses und das folgende Heft. — Albrecht III. mit dem Zopfe — stehet als Gesetzgeber und für seine Hauptstadt Wien väterlich besorgter Fürst dem Vater und Bruder auf keine Weise nach. Selbst fremde Fürsten, der Ungernkönig, Ludwig der Große, Sigmund von Luxenburg, Kaiser Karl IV., die Grafen von Görz, der Patriarch von Aquileja, schirmten und begabten Wien um seinetwillen. Zahlreich sind die von ihm für das Land und für Wien vorzüglich erlassenen Handelsbriefe, Gewerbs- und Mu-

nicipalsatzungen. — Auf der alten Schule bey St. Stephan werden fort und fort Griechisch, Latein, Dichtkunst und Beredsamkeit, überhaupt die freyen Künste gelehrt. — Am 13. Okt. 1370 fertigte Albrecht, der Pfarrer zu Gars, den Stiftbrief des Kollegiums der Bakkalauren. Am 20. Februar 1384 verwilligte endlich der Papst die Errichtung der theologischen Fakultät an der Universität. Als Vordermänner derselben berief Berthold von Wähing, Propst bey St. Stephan und des Herzogs Kanzler, unter anderen zwey berühmte Lehrer aus Paris, Heinrich von Hessen und Heinrich von Oyta. 1384 überträgt Albrecht die Universität in die Nähe der Dominikaner. — Umfang der in Rudolphs Stiftbriefe beschlossenen, eigenen, mit Mauern und Thoren umgebenen Universitätsstadt. — Lange und vielfach verwickelte Irrungen in Handelssachen zwischen Wien und Prag werden endlich am 13. Oktober und 4. Dezember 1385 verglichen und ausgetragen. Sie gingen meist aus der damals allgemeinen gegenseitigen, wilden Feindschaft der Fürsten und des Adels wider Städte und Landvolk hervor. — Der Landreichthum der ersteren sank immer mehr vor dem Gold der Städte, und das von diesem schon an und für sich bezwungene Eisen ward auch noch ein eben so niederschmetterndes Werkzeug in der Faust jener fast immer siegreichen, eidgenössischen Bauern. — Die immer steigende Macht der Lichtensteine und ihr Ansehen am Hofe. Hanns von Lichtenstein der jüngere in Oesterreich unter Jung und Alt und bis in die fernsten Lande nur der gewaltige Hofmeister genannt! — Die Wiener Dichter, Heinrich Teychner und Peter Suchenwirth. — Kaiser Wenzels Gefangenschaft und Rettung aus Wien, und Antheil der Lichtensteine an seiner Befreyung. — Christophs von Lichtenstein Geschicke in Frankreich. — Klosterwesen, Karmeliter, Büßerinnen, Nikolaerinnen in und vor der Stadt. — Die Pest in Wien 1370 und 1381. Große Kälte und Mißjahre 1384 und 1392. — Albrecht erbaut Lachsenburg, wo er auch am 29. August 1395 starb. — Albrecht IV. und der in die Mitherrschaft sich eindrängende Wilhelm, für welchen in Wien Volk und Handwerker wider die Reichen, wider den Rath und auch wider den Adel der inneren Lande standen, und ihn in seinen grundlosen Foderungen unterstützten. — Um diese Zeit sah Wien nach beynahe zwey Jahrhunderten wieder einen Kreuzzug gegen die mächtig herandringenden Türken. Solch gewaltiger Bewegungen im Morgenland ungeachtet, entschloß sich der neunzehnjährige Albrecht zu einem Zug ins heilige Land. — Die mährischen und böhmischen Räuber verwüsten Oesterreich. —

Albrecht IV. stirbt zu Klosterneuburg am 14. September 1404. — In dem Vormundschaftszwiste über den jungen Albrecht V. gegen Wilhelms Brüder, Leopold, Ernst und Friedrich, und den übermüthigen Propst bey St. Stephan, Berthold von Wähing, standen die biedern, tapfern Waldsee, durch Furcht und Hoffnung gleich unbewegt, mit ganzer Seele für das Recht des Knaben Albrecht, weil darin allein Heil und Ruhe lag. — Wien in wilder Parteyung. Der Rath und die reichen Bürger standen für Ernst, die Handwerker und niedere Klasse für Leopold. Kein Tag verging ohne Thätlichkeiten. Der edle Friedrich von Waldsee nahm durch unter seinem Bette ausgestreutes, entzündetes Büchsenpulver ein jämmerliches Ende. — Des Bürgermeisters, Konrad Vorlauf, und seiner Freunde, welche treu aushielten bey Albrechten, ihrem jungen Herrn, Haft und Hinrichtung, 1408. — Allgemeiner Unwille über diese Blutthat. Die Pest 1410. — Ramprecht von Waldsee und Leopold von Eckardsau entführen den jungen vierzehnjährigen Herzog nach Eggenburg. — Leopolds plötzlicher Tod. — Albrecht wird zu Eggenburg als Landesherr ausgerufen und hält seinen feyerlichen Einzug in Wien. »In dieser langen »Zwietracht und Verwirrung war ganz Oesterreich eine Räuber»höhle geworden. Die dem Hofe nächsten glaubten sich um so »mehr jedes göttlichen und menschlichen Rechtes ledig — und in »wenigen Jahren nannten die fernher kommenden Kaufleute wie »die Nachbarn das neuerblühende Oesterreich ihren Rosengar»ten, wo sie Gold und Silber in offener Hand durch Feld und »Wald tragen konnten. Unverkennbar die heilsame Folge von »Albrechts V. unerbittlicher Gerechtigkeit und von der strengen »Handhabung seiner zahlreichen, trefflichen Gesetze für die Ver»fassung, für den Handel, für Gerechtigkeitspflege, Privat»rechte, Landwirthschaftspflege und Sitten! Keine Zunft, kein »Gewerbe, die nicht sonderheitliche Satzungen von diesem weisen »Fürsten aufzuweisen hätte. In seinen Anordnungen über Haus»und Hofzins, über Miethparteyen und Inwohner, Dienstboten »und Tagwerker herrscht ein unverkennbarer Geist der Billigkeit, »erhaltend die, im Familienkreise wie im Staat so nöthige Welt»bauklammer der hausväterlichen Gewalt und die be»stimmteste Fürsorge für den ärmeren und verlassenern Theil, »aus gerechter Furcht vor demagogischen Umtrieben und ochlokra»tischen Zuckungen, daß man wohl gewahrt, daß jener ewige »Krieg der Armen wider die Reichen, jene vielerley Variationen »eines ewig unerschöpflichen Thema des Ackergesetzes von den »Gracchen bis auf die französische Schreckenszeit und bis auf die

»höchst unhistorischen Hirngespinste der heutigen Nivellirer, auch »in unserem alten Wien jeder Unruhe Quelle gewesen seyen.« — Denselben Geist der Gesetzlichkeit und guten Ordnung, wie in den bürgerlichen zeigte Albrecht auch in den geistlichen Dingen der Stadt — ohne Unterschied der höheren, oder der niederen Geistlichkeit. Es erbitterte Albrechten ungemein, daß die Schotten jedem seiner Unterthanen die Aufnahme beharrlich weigerten, daß sie sich immer wieder mit harten Köpfen aus Schottland und Irland ergänzten. Ehe als sie seinen Anordnungen gehorchten, verließen die Schotten im August 1418 das Kloster, worauf der gelehrte Meister Niklas von Respitz, der erste deutsche Abt, durch deutschen Fleiß und deutsche Biederkeit des tiefgesunkenen Stiftes Wiederhersteller wurde. — Es war ein überaus wichtiges Hinderniß für den Handel nach dem ganzen, durch die Macht und durch den Unternehmungsgeist der Hanse belebten Norden, daß die Verbindung zwischen den beyden Donauufern bey dem reichen, lebendigen Wien, noch immer so unstät und dürftig, von häufigen Elementarunfällen, von den Grillen und Erpressungen der Schiffer abhängig war, die nicht selten Zwing und Bann gegen einander übten. Darum beschloß Albrecht mit den Wiener Bürgern am 4. July 1439, auf seine und auf ihre Kosten, Brücken zu bauen, so viel deren von Wien über alle Donau bis an das enthalbige Gestade. Doch soll Niemand über die Brücken müssen, sondern auch zu Schiff herüber können, oder bey einem von den alten Urfarn. — Wie im Grundbesitz und Geldreichthum eine wesentliche Veränderung vorgegangen durch die große Judenverfolgung zeigt der Verfasser ausführlich p. 84 — 88. — Dem klugen und kühnen Freunde der gedrückten und traurigen Jugend Albrechts, dem Waldsee, ward noch die Freude, die Kronen Ungerns und Böhmens ins Haus zu bringen! indem nämlich am 26. April dem 25jährigen Herzoge die 15jährige Elisabeth, einzige Tochter des K. Sigmund, in der Stephanskirche zu Wien angetrauet wurde. — K. Sigmund, der letzte Luxenburger, und dessen Gemahlin, Barbara von Cilly — gerecht gewürdiget. — Der Kirchenrath zu Konstanz, zu welchem von Wien abgeordnet wurde Peter von Pulka, Kaspar Meisselstein, der geistlichen Rechte Meister, und als Albrechts Syndiker und Gesandte die theologischen Doktoren Heinrich Dünkelspiel und Heinrich von Kitzbüchel. — Der Hussiten-Krieg — Albrechts Nachfolge in Ungern und Böheim 1437, und sein Tod, 27. Okt. 1439. Mit sinnreicher Hinweisung auf unsere Zeit, sagt der Verfasser: »Sein ganzes Leben war ein

»Kampf, dem unserer Tage in vielen Stücken zu vergleichen, »und Albrecht hat ihn gekämpft; nicht mit dem Strome »schwimmend, was auch die leere Tonne, was der Strohhalm »am besten vermag, sondern klug und kräftig ihm entgegen weh»rend. — Was ist denn über einen treuen Freund? sprach er, »auf dem Waldsee zeigend, zu Sigmunden; — und: »meiner Unterthanen Liebe ist mein höchster »Schatz! — Eine Frau, schön und gütig wie seine Elisa»beth, wie diese mit ihrem noch neugebornen Sohne von ver»größerungssüchtigen Feinden bedrängt und vertrieben, auch »größer als sie, hat jenen Spruch Albrechts in dem: Strin»git amore! — und ein Fürst, zu noch viel drohenderem »Kampfe berufen, hat das: Opes regum corda subditorum! »auf die Hausorden gesetzt!

P. 110 — 115. Friedrich IV. und Albrecht VI., Söhne Ernest des Eisernen, werden vortrefflich charakterisirt. Jeder war das erklärte Widerspiel des Andern. P. 115 — 168. Zwist um die Vormundschaft über Ladislaw Posthumus. Die Türkengefahr, Hunyady und Skanderbeg. Konstantinopels Fall, 28. May 1453: »Italien, Ungern und Deutsch»land erbebten. Aber hätten wir nicht Aehnliches erlebt, es fände »keinen Glauben! Sie vergaßen darum nicht ihrer inneren Zwi»stigkeiten; sie vergaßen nicht der kleinlichsten Interessen über »der großen, allgemeinen Gefahr für Glauben, Sitte und Frey»heit!« — Ueber die beyden, persönlich einander so sehr entgegengesetzten Herzoge spricht der Verf. im Allgemeinen folgendes schöne und ganz unparteyische Wort: »Nach oben schaut die »leicht bewegliche Menge, und die Völker keuchen und bluten in »der Könige Irrsal und Zwist. Die Familienähnlichkeiten wie»derholten sich in riesengroßen Umrissen. Es ist leicht zu er»messen, in welchem Maße Herzog Albrechts für die Sitten, »für die bürgerliche Ordnung, für die Heiligkeit der Legitimität »verderbliches Beyspiel, — wie die kaum begreifliche Schwäche »Friedrichs, wie die unaufhörliche Unsicherheit des Eigen»thums, des Leumundes, des Lebens, wie der beständige Kriegs»zustand auf Wien und dessen Bürger, noch mehr auf das »preisgegebene Landvolk gewirkt habe!« — Aus jenen verhängnißvollen Tagen schildert uns Wien — Aeneas Sylvius Piccolomini von Siena, der größte Redner und Gelehrte seiner Zeit, Geschichtschreiber, Minister und Freund K. Friedrichs, seine Laufbahn beginnend als Dorfpfarrer in einem der wildesten Thäler Tyrols, und endigend auf dem Stuhle Petri als Pius II. — P. 129 — 136 wird dessen Schilderung Wiens angeführt, und durch die gründlichsten Bemerkungen

das Uebertriebene sowohl, als das ganz Falsche in den Angaben berichtiget. — Johann Capistran prediget in Wien 1451 durch acht und zwanzig Tage. — Der Studentenaufruhr. — Andreas Baumkircher, auf der Zugbrücke zu Neustadt die That des Horazius Cocles erneuernd, rettet den K. Friedrich vor Gefangenschaft. — Sultan Mohamed vor Belgrad, welches Hunyady und Capistran heldenmüthig vertheidigen, und 1456 durch entscheidenden Sieg Ungern und Oesterreich retten. — Großer Einfluß Ulrichs Grafen von Cilly und Ulrichs Eytzinger, Hubmeister oder Finanzministers, auf Ladislaven. — Dessen unvermutheter Tod am 23. Nov. 1457 zu Prag. — In den trüben Tagen von Albrechts bis auf Ladislavs Tod ist für die Entwickelung der Verfassung, für Handel und Verkehr, für Gesetze sehr Vieles, ja wider Erwarten Vieles geschehen. — Die Freyheiten Wiens erneuerte Ladislav vorzüglich wegen dessen unwandelbarer Treue an den Glauben und gegen die Fürsten seiner Väter in der Feuerprobe des Hussitenkrieges, 1459. — Es ist kein geringer Beweis für Wiens damalige Macht, daß Friedrich in seinen Absichten auf Ungerns Krone nach Ladislavs Tode es aufforderte, ihm mit 300 Reisigen zu Pferd, mit 500 Fußknechten und mit 12000 Dukaten behülflich zu seyn!

War schon die Vormundschaft über Ladislav der Zunder erbitterten Bruderzwistes und bürgerlichen Krieges gewesen; waren wenige Jahre ohne Verwüstung vorübergegangen; hatte Cilly und nach ihm Eytzinger jede Gewalt geübt, des Fürsten Kammergut versetzt, verschleudert, und seinen Schatz geplündert: so schien nun vollends des jungen Fürsten höchst unerwarteter Tod, 10. July 1458, den letzten überfließenden Tropfen in den Becher des allgemeinen Elends gegeben zu haben; indem alsogleich in hellen Flammen aufloderte der Erbstreit zwischen Friedrich, Albrecht und Sigmund. — Der übereilte Schwur der beyden letzteren, nicht wieder den Fuß in ihre Wohnungen zu setzen, bis sie in der Burg ein köstlich Nachtmal eingenommen hätten. — Die Theilung der Wiener Burg. — Mathias Corvin in Ungern, Georg Podiebrad in Böhmen. — Die Schinderlinge, vom Volke Hebrenko genannt, eine zu Neustadt und Grätz geprägte, gehaltlose Münze, überschwemmen Oesterreich. — Wiens neues Wappen, ein goldener, gekrönter kaiserlicher Doppeladler im schwarzen Felde, verliehen am 26. Sept. 1461 — P. 183 — 188 werden Wolfgang Holzer, Herzog Albrechts vorzüglichstes Werkzeug in Wien, alle andern Parteyhäupter, und das Bürgerleben in der Stadt aus gleichzeitigen Quellen sehr sprechend

geschildert. — K. Friedrich in der Wiener Burg belagert, und von Podiebrad befreyt 1462. — Schreckliches Unwesen im Lande unter der Enns. — Die Ränke des Holzers und dessen grauenvolle Hinrichtung am Freytage in der Osterwoche 1463. Wie muthvoll und unparteyisch über die durch Herzog Albrecht VI. in jenen Tagen verursachten Gräuelthaten der Verf. urtheile, erhellet aus folgenden Worten: »Es ereilte den »Holzer schlechter Thaten schlechter Lohn. Doch bleibt der Her- »gang empörend, und dieser Albrecht ein fremder Tropfen im »habsburgischen Blute. So wie Maximilian, diese letzte »Blume des Ritterthums, jederzeit das Barret zog und tief sich »neigte beym Namen Rudolph des großen Ahns; wie über »Friedrichs des Schönen Gedächtniß jederzeit Thränen sein »mildes Auge füllten, durfte man in seiner Gegenwart niemals »seinen Oheim, Albrecht, nennen, als hätte er niemals ge- »lebt. Es war fast noch schändlicher, daß man die übrigen ge- »fangenen Bürger ins gemeine Gefängniß warf, und durch aller- »ley Pein ihr Hab und Gut herauszupressen gedachte, sie endlich »um 24000 Gulden schätzte und entließ, sie mit Weib und Kind »nach Vöklabruck verbannend bey Strafe Leibs und Lebens. Als »aber Albrecht ihr Geld hatte, hob er den Spruch auf. Sie »mußten sich schriftlich als Mitschuldige des Holzers bekennen, »denen der Herzog nur aus übergroßer Gnade das Leben geschenkt »habe. Dann mochten sie ihr Unglück und ihre Armuth im Lande »zur Schau tragen, wo und wie sie wollten.« — Herzog Albrechts Ende nach einem furchtbaren Todeskampf am Andreas-Abende 1463.

Vierter Band. Erstes und zweytes Heft. Krieg und Elend dauern im Lande fort. Die guten und rechten Bürger der Stadt, so wie das herrnlose Raubgesindel der Söldner im eigenen Vereine und unter eigenen Hauptleuten — als Häuchler und Brüder bezeichnet. — Aussöhnung zu Neustadt und K. Friedrichs wahrhaft edle und großmüthige Gesinnung, 1464; trotz dessen aber noch immer kein völliger Frieden, und Wien mußte es fortwährend schwer empfinden, was es sey, auch nur einen Stein am Bau der alten segensreichen Ordnung verrückt zu haben. — Aeneas Sylvius als Papst Pius II. will die ganze Christenheit wider die Türken vereinigen Seine Stellung gegen, und Kirchenbann über den König Georg; und Mathias Corvinus als Gegenkönig. — In Oesterreich rasen fort und fort die Brüder, ein gemeines Raubgesindel; aber auch sehr viele edle Herren, wie Jörg von Stein, der sich einen Herrn und Regierer der Herrlichkeit zu Steyer nannte, — und Wilhelm von Puchheim. — Ueber An-

dreas Baumkirchers blutigen Ausgang zu Grätz, 23. April 1471, wird Folgendes sehr gerechte Urtheil gesprochen: »Der Puchheim, der Stein, der Eytzinger hatten gethan, was der Baumkircher, und Friedrich kaufte den »Frieden von ihnen, und sie starben ruhig auf ihrem Lager. »Aber der Baumkircher war nie von ihm gewichen; er hatte »für ihn seiner selbst vergessen, hatte drey Mal seine Person aus »der höchsten Gefahr gerettet. — Allein er hatte seinen Räthen »zu tief in die Karte geschaut; er hatte in rauher Ritterlichkeit »stets das Kind beym rechten Namen genannt (und fast nie wird »das unwillkommene Wort, das man gesagt, um die noch so »willkommene That, die man gethan, verziehen); der Baumkircher hatte zu oft und zu gern die Wahrheit gesagt, — »und diese zu tragen braucht es immer einen Mann von größerer »Seele, als Friedrich war!« — Die Kollegiatkirche und Propstey bey St. Stephan wird zur Kathedralkirche und zum Bischofsitze, und Leo von Spauer zum ersten Bischof in Wien erhoben, 16. September 1471. — Georg Podiebrads letzte Tage. — Wiens erste Belagerung durch Mathias. Seine standhafte Gegenwehr gewinnt den Frieden 1477, und wird in der That ein wichtiger Wendepunkt in den Geschicken des Hauses Habsburg. — Sinnreiche Zusammenstellung der Geschicke K. Max des I. und des Mathias Corvinus — Bonfins Gemälde von Wien mit des Verfassers lehrreichen Betrachtungen über Feudalistokratie, peinliche Gesetzgebung und Sittenpolizey. — Ausführliche Beschreibung der zweyten Belagerung Wiens durch Mathias, der Uebergabe am 1. Juny 1485, des plötzlichen Hintritts des Königs Mathias zu Wien am Chardinstage 1490, der Wiedereroberung Wiens durch K. Maximilian, und des Todes K. Friedrichs IV. auf dem Schlosse zu Linz, 19. August 1493. Als Mathias in Wien herrschte, fühlten die Wiener lebhaft den Unterschied zwischen dem gebornen Fürsten und angestammten Erbherrn, und zwischen dem Emporkömmling und dem fremden Eroberer. Stadt und Land seufzten über die vervielfältigten und unerschwinglichen Abgaben und über die grausamen Erpressungen der einzelnen Befehlshaber.

Der Regierungsanfang des ritterlichen Max war in Oesterreich und in Wien weniger durch große Begegnisse bezeichnet, als wechselweise durch das Füllhorn und durch die Strafruthen des Himmels. Die Idee des politischen Gleichgewichts, — und der Ursprung der Devise: Tu felix Austria nube! — mit scharfsinnigen Bemerkungen. Wien unter K. Maximilian. — Wiens ausgebreiteter Handel nach allen Seiten hin,

dessen zahlreiche Gewerbe, Edelgeschlechter, Munizipalwesen mit dem neuen Zuwachse und Veränderungen, und wie die landeshoheitliche Machtvollkommenheit immer zu entschiedenem Uebergewichte emporstieg, wie das Regiment der Stadt mit dem des Staates immer unvermerkt monarchischer wurde. Wiens damalige Gestalt und Verfassung insbesondere, dessen Vorstädte, welche damals alle der Stadt viel näher gelegen waren, und wie Wien damals im Rufe ausgezeichneter Küchen- und Ziergärtnereyen gestanden sey, so daß sogar Holland die ersten Tulpen von Wien erhalten habe (??). Sehr sinnreich ist die Parallele zwischen Wien, der Stadt mit ihren Vorstädten, — und zwischen dem Lande Oesterreich und dem daraus gebildeten Kaiserstaate. Es ist auch kaum ein vollständigeres und glücklicheres verjüngtes Nachbild jener großen Anschwemmungen von Land und Leuten zu finden, die sich um das Land Oesterreich her gesammelt, als wie die einzelnen Vorstädte sich um die Stadt gereiht und gestellt haben. — Ueber Wiens Reichthum und Luxus geben die vortrefflichen Bemerkungen p. 120 — 122 wichtigen Beytrag zur Sittengeschichte. Die Buchdruckerey in Wien. Der früheste bekannte Wienerdruck war der Traktat der Distinktionen von Dr. Hanns, Pfarrer zu Mayden 1482; und die ältesten Drucker waren: Hanns von Winterburg bey Kreuzenach, 1492 bis 1519; Hieronymus Binder (Doliarius, auch von seinem Vaterorte Liebenthal bey Jauer genannt Philophallis) und Hanns Syngreiner (Syngrenius) von Altötting. Die griechischen Wiener Arbeiten und jene aus den sämmtlichen Bibelsprachen errangen bald vorzüglichen Ruf. Die erste Hofzeitung wurde 1488 ausgegeben mit der Aufschrift: »Vermerkt die Hofmär aus dem Niederland.« Seit 1540 besteht in Wien eine Staatsdruckerey. — Die Postanstalten, Fußboten und fahrenden Boten. Die vorzüglich lebhafte Wasserverbindung zwischen Regensburg und Wien — bis Ofen; von woher sich schreibt, das zum herzoglichen Eigen im Erdberg gehörige Wasserrecht oder das Leerenbecheramt in Wien. — Das Wiener Botenwesen nach Venedig, die Munizipalgesetze und die Sanitätsanstalten des K. Max I. für Wien.

P. 132 — 154 werden die prunkvolle Zusammenkunft der Könige von Polen und Ungern mit dem K. Max, die Doppelheirat und der Tod K. Maximilians zu Wels 12. Jänner 1519 ausführlich erzählt, worauf eine treffende und erschöpfende Charakteristik des liebenswürdigen K. Max I. folgt. — Unserem Wien, zwar nicht als Stadt, wohl aber als Stadt des Staates, vertraute Maximilian drey höchst wichtige Institute:

Eine Akademie der Wissenschaften, die Donaugesellschaft (Sodalitas Danubiana), die Hofbibliothek in der Burg, — und das Hausarchiv, welchen allen dreyen Marens Leibarzt, Historiograph und gekrönter Dichter, Johann Cuspinian, vorstand. — P. 154 — 164. Karl V. und Ferdinand I. — Der Parteyenkampf in Wien, die alten und die neuen Regenten in Oesterreich. — Die Regenten zu Neustadt werden von Karl und Ferdinand anerkannt und bestätigt. — Auf dem Reichstage zu Worms 28. April 1521 zwischen Karl und Ferdinand, Theilung in die spanische und deutsche Linie Habsburgs. — In Wien dauert das Wüthen der wildentbrannten Faktionen fort. K. Ferdinand I. kömmt im Juny 1522 nach Neustadt, allwo er über die Afterregenten, welche den Pöbel aufgereizt, sich der landesherrlichen Güter, Regalien, und Einkünfte unterwunden, Münze geschlagen, die den Fürsten getreuen Offiziere abgesetzt, die Briefe der alten Regenten beschimpft, und, nach zweymaliger Abmahnung des Kaisers, sich des Frevels doch nicht begeben hatten, großes und strenges Gericht hielt. P. 163 — 167 stellt der Verf. den Geist der Zeiten unmittelbar vor der Reformation und mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich in einem großartigen Gemälde dar, in welchem wir jedoch nicht jeden Ausspruch unterschreiben möchten. — Für Oesterreich ist es merkwürdig, daß, früher als Luther, schon der Passauer Offizial zu Wien, Hanns Kaltenmarkter, ähnliche Sätze behauptet, und daß, gleichzeitig mit Luther, Philipp Turriano, Kommenthur zum h. Geist zum Hospital an der Wien, öffentlich und heftig wider die bey dem Ablaßverkauf obwaltenden Mißbräuche und wider den Bilderdienst gepredigt hatte. Mächtiges Umsichgreifen der Reformationslehre zu Wien unter Adel und Bürgerschaft, und furchtbare Gährungen im Inneren der österreichischen Länder. Der große Suleymann, Sultan Selims Sohn, wendet sich mit ganzer Macht wider Ungern mit dem Riesenplane, das gesammte Mitteleuropa zu unterjochen. Vortreffliche Charakterisirung dieses Sultans. Das Verderben von Mochacz 1526, die Spaltung und allgemeine Empörung in Ungern. Der große Suleymann mit 300,000 asiatischen Barbaren vor Wien. Schreckliche Verwüstung und allgemeine Zerstörung im Lande unter der Enns, so, daß zwey Drittheile der Bevölkerung niedergemetzelt worden waren. Hierauf wird die Belagerung Wiens und die Vertheidigung dieses wichtigsten Platzes der Christenheit durch den Grafen Niklas Salm mit seinen muthvollen Helden im genauesten Vorgange, von dem Beginne bis auf den Tag der Erlösung, 14. Oktober 1529, so lebendig

und bis zur kleinsten Umständlichkeit erzählt, daß alle Gefühle des Lesers in beständiger Spannung gehalten werden — Nach gründlicher Widerlegung der die erste Belagerung Wiens betreffenden Fabeln, wird Wiens Umstaltung und neue Befestigung beschrieben. Am Rande einer schaudervollen Gefahr hatte man endlich eingesehen, Wien, diese theure Vormauer der Christenheit, könne nicht genug befestiget und verstärkt werden. Es erwuchs auch in den zwey ersten Jahrzehenten nach der Belagerung zu einer solchen Stärke, wie im europäischen Binnenlande kaum irgend ein anderer Platz. Die wichtigsten Bauten fallen zwischen die Jahre 1542 und 1547. — Karl V. kömmt nach Wien 4. Okt. 1532; die Jesuiten 1551. Ueber Ferdinand I., welcher in Wien am 25. July 1564 starb, sagt der Verf. kurz und gerecht Folgendes: »Während seiner fünf und vierzigjährigen »Regierung ist Wien, wie unter Leopold, Theresia und »Franz I., wahrlich ein ganz neues Wien geworden. In jeder »von ihm ausgegangenen Zeile herrscht ein edler Geist väterlicher »Selbstverläugnung, und bey aller Festigkeit — gegen die neuen »Grundsätze der — Geist vermittelnder Mäßigung. Von ihm ist »die erste regelmäßige Pflasterung einiger Plätze und Straßen, »von ihm sind die Satzungen zur Reinhaltung der Straßen, die »älteste Dienstbotenordnung, 25. Oktober 1550, die erste förm»liche Apothekerordnung und die Pestordnung. (Die Pest in »Wien 1541 und 1563). Das größte Lob für Ferdi»nands hausväterliche Regierung, und ein neues, erstaunens»werthes Spiegelbild von der Unerschöpflichkeit, von der Unver»wüstlichkeit Oesterreichs, und wie, dem erdgebornen Riesen »gleich, dieses Wien von jedem harten Sturze immer kraftiger »wieder erstand, ist das im Jahre 1548 von Wolfgang Schmel»zel, Schulmeister zu den Schotten in Wien, verfaßte Reim»gedicht.«

Vierter Band. Drittes Heft. Wien unter Max II. Dessen Satzungen. Große Wasserarbeiten an der Donau von Krems bis über Wien hinab, vorzüglich um dem immer weiteren Zurücktreten des Stromes auf das linke Ufer zu wehren, und hierdurch auch in den nach Wien hereingehenden, für Zufuhr und Handel so äußerst wichtigen Donauarm mehr Wasser zu fördern. K. Max II. bringt den heutigen sogenannten Prater an sich, und schließt ihn; er baut auch 1570 das Jagdschloß Schönbrunn. — Maximilians zahlreiche Polizey und Gewerbssatzungen. — Die Ereignisse in Ungern, in Siebenbürgen und Suleymans Tod. — Fortschritte und Folgen der Reformation in Oesterreich und in Wien. Der Verf. beschränkt hier alles auf folgende Behauptung: »Ein ruhiger Ueberblick der

»in allem Schreiten und Thun jener Tage flackernden Gesinnung, »und sich überall hervordrängenden Richtungen, gibt den trüben Thatbestand, daß, welche Folgen auch die Reformation für die »Entwicklung des menschlichen Geistes, der bürgerlichen und sitt»lichen Freyheit gehabt haben möge, ihre ersten und nächsten »Folgen in der Stadt, deren Geschicken diese Blätter sich wid»men, insgesammt Unheil bringend und traurig gewesen seyen.« P. 11. — Nun folgt p. 11 — 34 ein erschütterndes Gemälde aller Gräuel des losgelassenen Fanatismus in Wien und im Lande umher. — Sind aber auch gleich darin erwiesene Thatsachen nach der Reihe aufgeführt: so erscheinet dennoch nicht nur die Darstellung im Besonderen hie und da in zu grellen Farben aufgetragen, und jene gleichmäßige Ruhe zu mangeln, welche allein einer Erzählung reine Objektivität zu geben vermag. Man stößt aber auch auf andere allgemein ausgesprochene Urtheile, welchen unparteyische Forscher schwerlich beystimmen werden. So, glauben wir, ist folgende Behauptung völlig übertrieben. P. 18: »Als man die einheimischen Abteyen, Klöster und Unterrichts»Anstalten wieder auf den rechten Pfad zu lenken versuchte, war »durch das allzulange Zusehen schon kein Werkzeug mehr brauch»bar, und nicht eine Triebfeder mehr verläßlich, der ganze Grund »unterwaschen, hohl und vulkanisch.« — Wenn wir diese Behauptung anders recht verstehen? — daß nämlich durch die Einflüsse der Reformation alle einheimischen Abteyen, Klöster und Unterrichtsanstalten in gänzliches Verderben gerathen seyen: so ist in dieser Angabe großes Unrecht ausgesprochen, und eine solche Behauptung wird durch die Geschichte beynahe aller Stifte und Klöster in Krain, Kärnten, Steyermark, Unter- und Oberösterreich vollkommen widerlegt. In Krain blieb der deutsche Ritterorden zu Tschernembel, blieben die Cisterzienser zu Mariabrunn nächst Landstraß und zu Sittich, die Karthäuser zu Freudenthal der reinen katholischen Lehre zwischen 1530 und 1609 vollkommen getreu; ungeachtet der lutherisch gewordene Domherr zu Laibach, Primus Truber, durch seine Predigten alles zu verführen trachtete. Die Bischöfe zu Laibach, Christoph Rauber, Urban Textor, Johann Tautscher, Thomas Chrön, der kraineriſche Apostel genannt, alle diese werden in der Zeit von 1530 bis 1630 mit Recht die festesten Säulen der alten Kirchenlehre genannt. Eben dieses ist von den Gurkerischen Bischöfen Matthäus Lang, Hieronymus Balbus, Johann Hojos, Urban, Christoph Andrä, Johann Jakob, von 1519 bis 1603 — und von den dortigen Dompröpsten, Sigmund Freyſtritzer, Christoph Geier, Adrian von Hornberg, Karl von Grimming, Mathias von Stau-

dach und von ihren Domkapitularen von 1523 bis 1617 — historisch erwiesene Thatsache. In Kärnten haben weiters die Dominikaner zu Friesach, die Cisterzienser zu Viktring, die Benediktiner zu St. Paul, zu Ossiach und zu Arnoldstein dem losgebrochenen Religionsfanatismus durchaus, weder in der höchsten, noch in der verminderten Gefahr, keinen Eingang verstattet. In der Steyermark, vom Jahre 1525 bis 1576, waren die Sekauer Bischöfe, Christoph Rauber, Georg Agrikola und Martin Brenner, die muthigsten Kämpfer für die alte Lehre und die Aufrechthalter derselben unter ihrem Klerus. In den Stiftern der Steyermark gewann im Kanonikatstifte Rottenmann und unter den Cisterziensern in Rhein die Reformation gar keinen Einfluß, — wenige Anhänger und auf kurze Zeit nur in St. Lambrecht und in Admont. In Unter- und Oberösterreich treffen wir ganz auf dieselbe historisch erwiesene Erscheinung. Im Spital am Pyrren fiel ein Vorsteher in äußerster Bedrängniß vor dem rebellischen Bauernvolke von der wahren Lehre ab; jedoch durch den braven Propst Jakob ward bis zum Jahre 1570 im dortigen Kanonikatstifte alles wieder hergestellt. In Kremsmünster war kein Abt abgefallen, im Gegentheil waren gerade in den gefährlichsten Zeiten die auf einander folgenden Aebte, Johann II., Georg Lechner, Markus Wiener, Jobst Sedelmayer, Eberhart Voit, Johann Schindler und Alexander a Lacu, von 1526 bis 1613, die unerschütterlichsten Vertheidiger der reinen Kirchenlehre. Nicht anders kann die quellengemäße Geschichte sprechen von den Stiftern Steiergarsten, Melk, Herzogenburg, Seissenstein, Zwettel, Geras und Altenburg, welches vom empörten Bauerngesindel so gar Vieles zu erdulden hatte. Wankte gleich auch Seittenstätten unter dem Abte Michael Burgfelder 1570 bis 1572, so war man doch vorher von der alten Lehre nicht abgewichen, und man blieb nachher derselben fortwährend anhängig. Hatte gleich auch um das Jahr 1547 der Reformationsgeist einige Mitglieder des Stiftes Klosterneuburg und selbst den Propst Peter II. ergriffen: so ward dennoch auch hier wieder durch die Mitglieder selbst die reine Lehre aufrecht erhalten. Eben so wenig bleibenden Eingang vermochten sich die Grundsätze der Reformation bey den Schotten in Wien und bey den Cisterziensern in Heiligenkreuz und in Lilienfeld zu verschaffen. — Daraus wird von selbst ersichtlich, daß die oben angeführte Behauptung des Verf. keineswegs geschichtlich richtig sey. War gleich auch die Reformation mit zerrüttender Gewalt inner den Mauern einiger Stifte und Klöster erschienen; treffen wir daselbst gleich auch auf That-

sachen, nicht so sehr die eigentlichen Glaubenslehren, als die Disziplinarvorschriften berührend, Verheiratungen der Mönche, öffentlichen Konkubinat, Gebrauch des Kelches beym h. Abendmahle u. dgl.: so fallen diese Unordnungen größtentheils in die Zeit von 1550 bis 1565; und fast alle durch diesen Neuerungsschwindel mehr oder weniger ergriffenen vaterländischen religiösen Kommunitäten waren durch kräftige, größtentheils aus ihrer Mitte selbst gebildete Vorsteher, durch die von den Landesbischöfen und Regenten veranlaßten Visitationskommissionen bis ungefähr zum Jahre 1590 (welches Jahr jedoch nur wegen eines oder des anderen Stiftes als der höchste Terminus hier angenommen wird; — sonst gilt das Jahr 1570 als genauere Bestimmung) — wieder in die alte Ordnung, und die wenigen abgefallenen Mitglieder zum alten Kirchenglauben so wieder zurückgebracht. Die siegreiche Kraft der alterkannten Wahrheit, die aus so vielen vor Augen liegenden blutigen Gräueln lautsprechende Warnung, die fortwirkenden Gesetze des väterlichen K. Ferdinand I., die Satzungen Maximilians II. und Rudolphs II., und für Innerösterreich die Anordnungen des, seit 1564 schon kräftig wirkenden Erzherzogs Karl, die vielen thätigen Bischöfe und Vorsteher der geistlichen Kommunitäten waren es insgesammt und allein, welche den alten Kirchenglauben erhalten haben. Wir wollen durch diese Bemerkung keineswegs dem späteren Wirken der Jesuiten, welche von dem Verf. für die frühere Zeit zu hoch angeschlagen wird, etwas entziehen; sie sey zur Ehrenrettung unserer Stifte und Klöster, und aus Achtung für historische Wahrheit und Treue hier ausgesprochen. — Daß Abt Valentin Abel zu Admont zur lutherischen Lehre förmlich übergetreten sey, wie der Verf. p. 16 behauptet, müssen wir gleichfalls als unrichtig bezeichnen. Wohl war Abt Valentin lange verdächtig, den lutherischen Grundsätzen sowohl in seinem Stifte, als in allen dem Stifte unterthänigen Gemeinden durch eine auffallende Toleranz sehr geneigt; — er wich aber immer einem entschiedenen Schritte so aus, daß ein förmlicher Uebertritt durch eine öffentliche, feyerliche Erklärung durchaus historisch unerweislich bleibt. — Wider das bis auf unsere Tage noch schreckende Gespenst der Universalmonarchie Karls V. werden, neben einem parallelisirenden Blick auf das bonapartische Frankreich, die Gegengründe kurz, klar, überzeugend dargelegt, so wie Heinrichs IV. europäisch-christliche Republik, welche zunächst wohl nur auf die Demüthigung der beyden Linien Habsburgs berechnet war. — Die übertriebene Strenge der spanischen Linie in unbedingter Aufrechthaltung des Alten und die Mäßigung Ferdinands I., Maximilians II., und die

durch K. Rudolph II. 1578 begonnene sogenannte Gegenreformation, der Bauernkrieg, die Unfälle und Hinrichtungen in Ungern, K. Rudolphs II. Gemüthskrankheit, seine Absonderung, die verderblichen Folgen des Bruderzwistes, der Hausvertrag von 25. April 1606, vermöge dessen Mathias als Aeltester und Haupt des Erzhauses erklärt wurde, die neuen Unruhen und die gefährlichen Pläne der Protestanten in Böhmen und Oesterreich, angeregt und geleitet durch die zwey Krainer, Graf Mathias Thurn und Erasmus Tschernembel, — alles wird getreu und ruhig erzählt und gerecht gewürdiget. — Vom Erzherzog Ferdinand zu Grätz wird treffend bemerkt: »Seine Gaben waren vielleicht nur mittelmäßig; er war kein Kriegesfürst; aber »er war ein Held in der Treue gegen das, »was er einmal als wahr und recht erkannt! In diesem Geiste, »mit altrömischer Beharrlichkeit, hat er in Inneröſterreich in »den Jahren 1597 bis 1600 die Gegenreformation durchgesetzt!« Die böhmischen Unruhen und der Beginn des dreyßigjährigen Krieges. Der Kardinalerzbischof zu Wien, Klesel, Staatsgefangener. Tod des K. Mathias 20. März 1619, dessen Handelsverordnungen, vorzüglich auf Wien berechnet, auf welches in dieser Hinsicht, bey so vielen Veränderungen und so zerstörenden Unordnungen der damaligen Zeiten sowohl von Flandern, von Mastricht und Költn her, als von Venedig, das in beständiger Rivalität gegen beyde Linien Habsburgs, vorzüglich aber gegen Spanien, alle Wendungen möglichst benützte, die Rückwirkungen von nicht geringer Bedeutung waren. K. Ferdinands II. verzweiflungsvolle Lage bey seinem Regierungsantritt und die Rettung. Die zahlreichen neuen Klöster in Wien. Die Mariazeller Prozessionen und der Kreuzweg in Herrnals nehmen ihren Anfang. Unter den vielen neuen Municipalsatzungen für Wien waren die wegen der Münze sehr häufig, die wichtigsten aber sind die Judengesetze und das erneuerte bürgerliche Einstandsrecht. — Verlauf des dreyßigjährigen Krieges und dessen Folgen bis zum Tode K. Ferdinand III. Gustav Adolphs blutiges Kollet befindet sich annoch unter den Trophäen des kaiserlichen Zeughauses. Darüber bemerkt der Verfasser: »Die Oeffnung des Schusses, der den linken »Elbogen zerschmetterte, hat die Begeisterung reisender Schwe»den, deren viele sich Stückchen davon herausschnitten, über die »Gebühr erweitert. Sehr deutlich ist auch der meuchlerische »Schuß in den Rückgrat.« Hierzu schließen wir noch das Urtheil des Verf. über Wallenstein: »Die zwey letzten Jahre seines »Generalates, in denen er den Feind beständig schonte, jeden »Hauptschlag vermied, den Thurn, solch namenlosen Unheils

»fluchwürdigen Urheber, entwischen ließ, mit ungeheuren Mit-»teln nur Geringes leistete, und nur des Kaisers Länder mit des »Kaisers Heere drückte, lassen bloß darüber einen Zweifel, ob er »mehr Verrückter oder Verräther gewesen!«

Die traurigen Folgen der vorhergegangenen Verwirrungen in Böhmen, Mähren, Oesterreich, Innerösterreich, Ungern, in Spanien vorzüglich, werden in einer allgemeinen Schilderung sehr richtig dargestellt; so wie Ludwig XIV. und K. Leopold I., von welchem wir das so ganz unparteyische Gemälde des Verf. gar gerne wörtlich hier einschalten möchten. — Großer Einfluß der Fürsten Johann Ferdinand von Portia und Wenzel Euseb von Lobkowitz auf K. Leopold I. Die Türkengefahr, die ungrischen Mißvergnügten und Folgen ihrer gerechten Bestrafung. Die neuen städtischen Verfassungen und Sitten: Neue Kleider- und Luxusordnung; Erneuerung des magistratlichen Einstandrechtes; allgemeines Waffentragen, Studentenrohheit, Unfug der Zweykämpfe, nächtliche Schlittenfahrten, Spazierengehen in den Kirchen, zu frühe Beerdigungen. — Die Feuersbrunst in der Burg, 23. Februar 1668; die furchtbare Pest und allgemeines gränzenloses Elend 1679, — jedoch so schnelle Ersetzung der Stadtbevölkerung nach einem Verluste von 122849 Menschen, daß nach anderthalb Jahren der Reisende keine Spur mehr von jener schrecklichen Strafe des Himmels hat finden können. — Der folgende Absatz von p. 150 — 217 umfasset die zweyte Belagerung Wiens 1683 durch Kara Mustapha, die Wunder der Standhaftigkeit und Tapferkeit in der Vertheidigung, geleitet durch Rüdiger von Stahremberg, und entsetzt durch den Polenkönig Sobiesky, Herzog Karl von Lothringen und die Reichstruppen, — alles mit dem lebhaftesten Interesse und bis in die kleinsten Details beschrieben. — »Unstreitig stehen beyde Bela-»gerungen Wiens als weltgeschichtliche Ereignisse da. Im »Jänner 1529 setzte der alte Salm mit seinen tapfern Kriegern, »mit der muthvollen Bürgerschaft den bis dahin in drey Welt-»theilen sieggewohnten Türken einen Gränzstein, ein: Nicht »mehr weiter — am Kärntnerthor, auf der Augustinerbastey. »In dieser war auch der Gegner viel furchtbarer, Suleimann, »der größte der Padischahs; glänzender war bey der zweyten »der Entsatz; weit kräftiger, weit sachkundiger, bey der zweyten »der Angriff, und die Gefahr des Falles viel näher, viel drohen-»der. Suleimanns Belagerung hielt der Osmannen wildes »Fluthen gegen Westen, diesen Rückschlag des Ostens für die »Kreuzzüge entschlossen auf. Kara Mustaphas Belagerung »war der völlige Wendepunkt des osmannischen Glückes. Lud-

»wigs XIV. treuloser Politik ward der Schleyer abgerissen. »Wilhelm von Oranien brachte den Bund von Augs»burg wider ihn zu Stande. Die ungrische Opposition erfuhr, »sie habe künftig nichts mehr von der Pforte, nichts mehr von »Frankreich zu hoffen. Die Größe der nur durch eine höhere »Fügung beschwornen Gefahr gebot dem Hofe in den ungrischen »Geschäften weise Mäßigung, welche 1684 zu Preßburg all»gemeine Amnestie, und im Wiener Frieden Religionsfreyheit zu»gestand.«

Fast unglaublich schnelles Wiederaufblühen Wiens, ungeachtet es binnen fünf Jahren so ungeheure Begegnisse, wie die große Pest, den Hunger und Kara Mustapha's Belagerung hatte erfahren müssen! Das Wichtigste, was K. Leopold I. hierzu gethan, war die Ausführung des neuen Burgfriedenprivilegiums. Seit der türkischen Belagerung machte auch die innere Polizey große Fortschritte. 1688 die erste Beleuchtung der Plätze und Gässen, und verbesserte Feuerordnung. Abschaffung der bey der Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend des Adels und der Reichen gebrauchten Franzosen und Französinnen wegen schamlos getriebener Espionnage für die gefährlichsten Interessen Frankreichs, der Pforte und der ungrischen Mißvergnügten 1689—1698. Gründung einer Akademie zur Bildung adeliger Jünglinge, der Vorstädte Roßau und Lichtenthal, und einer herrlichen Bildergallerie durch den Fürsten Hanns Adam Lichtenstein, und einer Bank der gemeinen Stadt Wien. 1702—1703. Herausgabe der privilegirten Wiener Zeitung, des Wiener Diariums 1700.—Der spanische Erbfolgekrieg, die Rakoczischen Unruhen in Ungern, in Folge welcher 1704 zum Schutze der Vorstädte Wiens rund herum Graben und Wall mit Redouten und Zugbrücken, die sogenannten Linien, gezogen werden. P. 249 wird K. Joseph I. trefflich und unparteyisch geschildert. Derselbe gründet 1705 die Akademie der bildenden Künste, insonderheit die Maler-, Bildhauer-, Architektur- und Kupferstecherschule. Sein Tod, 17. April 1711, hat für Habsburg den Verlust Spaniens und der neuen Welt entschieden, und er war auch für den inneren Frieden ein solch anerkanntes Unglück, daß er sorgfältig geheim gehalten werden mußte, um Ungern nicht neuerdings Umtrieben frevlerischer Unruhstifter auszusetzen, und dieses Land durch den Szathmarer Frieden, der ein Beyspiel hoher Mäßigung, Staatsklugheit und Menschenkenntniß war, zu beruhigen. K. Karl VI., dessen Verwaltung des Inneren, allseitige und mächtige Steigerung des Handels, und zahlreiche Gesetze für das städtische Wesen und für die innere Polizey.

Gründung der Wollzeugfabrik in Linz, 1715, und der Porzellanfabrik in der Roßau, 1718. Wien zum Erzbisthum erhoben, 1722. Gründung der Hofbibliothek 1726. Wissenschaften und Künste unter K. Karl VI. in Wien. Die letzte Pest 1713. Die pragmatische Sanktion und die Zeitenereignisse bis auf den Tod des großen Eugen, 21. April 1736, über welchen außerordentlichen Mann der Verf. folgendes inhaltschwere Wort sagt: »Trotz seiner unansehnlichen Gestalt und seiner nicht angenehmen Züge war Eugen des Heeres Abgott, ein gründlicher »Kenner der Bücher, aber auch des Lebens; ein Römer in Kriegszucht und begeisterter Liebe für Oesterreich, das Land seines »Ruhmes, ein Grieche durch die ewige Jugend der Kunst. Er »hatte, gleich seiner Unterschrift: Eugenio von Savoie, was »Karl V. seinem Heere gewünscht: Ein italienisches Haupt, »französische Beine und ein deutsches Herz! Ehrwürdig »war er als ein wahrhaft christlicher Held in Milde und Aufopferung, von echter, vom Unkenteich der Mystik und vom selbstbeschönigenden Fatalism weit entfernter Religiosität, in jener »beyspiellosen Freundschaft Marlboroughs, in Geduld und »Versöhnlichkeit gegen unwürdige Hindernisse, gegen ewig zweydeutige Alliirte, gegen Undank und Neckerey, und überaus »liebenswürdig, weil er sogar nichts davon zu wissen schien, »welch ein Mann er sey! Keine Hand griff ihm zu Liebe aus »den Wolken. Es kam kein Sturm, wie der, so Philipps »unüberwindliche Armada aus einander blies, kein Gottesgericht, »wie auf Rußlands Eisfeldern. Seine Thaten waren sein, »und seine Gegner unüberwunden, außer durch ihn. Er war »Oesterreichs Wiederhersteller!« — Als Habsburg 1740 »mit Karl VI. erlosch, waren vierhundert sieben und sechzig »Jahre verflossen, seit Rudolph Graf zu Habsburg die »Krone Karls des Großen auf sein Haupt gesetzt. Wie er, »der erste des neuen Kaisergeschlechtes, durch Weisheit, Rittersinn und Gebrauch der Augenblicke das Vorbild aller Dynastienstifter genannt werden mag: so ist unter allen königlichen »Frauen, die Jahrhunderte nennen, keine, welche zugleich »männlicher auf dem Throne, weiblicher im Privatleben gewesen »wäre, wie die letzte dieses Stammes, Theresia, ein König »(wie die begeisterten Ungern sie mit Recht nannten) und eine »Mutter ihrer Völker, in deren dankgerührtem Gedächtniß sie »nimmermehr stirbt!«

Fünfter Band. Erstes Heft. P. 1—48. Der österreichische Erbfolgekrieg. An Karls VI. verlassener Tochter geschah das erste Beyspiel vom allmälichen Verfall aller Ehre und aller Grundsätze in Europa, und von himmelschreyendem Bruch

feyerlicher, um den Preis ganzer Königreiche erkaufter Traktaten: ein Beyspiel, von dem aber, weil das Unrecht Oesterreich betraf, noch nie mit gehörigem Nachdrucke gesprochen worden ist. Die Ereignisse bis zum Dresdner Frieden am 25. Dezember 1745. Theresiens Verwaltung des Inneren. Verbesserung des Kriegswesens und umfassendere Sorge für das Militär. Theresia eine wahre Mater Castrorum. Das große Invalidenhaus 1750, und die vier erweiterten Kasernen 1751 bis 1753 in Wien. — Theresia's hohe Achtung gegen die Wissenschaften zeigen das Theresianum, das löwenburgische Konvikt, die Ritterakademie von Kremsmünster, 1744, die orientalische Akademie, 1752, die prächtigen Bauten der Sternwarte und Universität. — Theresiens zahlreiche, höchst wohlthätige Anordnungen in anderen weltlichen und auch geistlichen Dingen, p. 15 — 24. — Der siebenjährige Krieg mit allen auswärtigen Ereignissen und mit den zum Vollkommneren immer fortschreitenden Anordnungen und Einrichtungen in polizeylichen Anstalten, in Wohlthätigkeit, in Verschönerung der Stadt, in Verbesserung der städtischen Gesetzgebung, in den Anstalten für Wissenschaften und Künste, für Ausbildung der Sprache, des Geschmackes, der Bühne u. s. w. — woran der Kronprinz Joseph und der gelehrte Joseph von Sonnenfels den mächtigsten Antheil hatten — bis auf den Tod der großen Fürstin, deren erhabenen Charakter und eminente Persönlichkeit der gelehrte Verf. aus ganzer Seele sprechend in großem Umrisse darstellt.

P. 49 — 101. K. Josephs II. Reisen und der rasche Fortgang der vielfachen und wichtigen Reformen in der inneren Verwaltung, welche theils durch das wahre Bedürfniß (wie sich der Verf. selbst ausdrückt), theils durch die vorherrschende Richtung der Zeit, zum Theil auch durch die erhöhten Einsichten und die auf weiten Reisen gesammelten Erfahrungen des Monarchen herbeygeführt worden. Zuerst wird von denjenigen Umstaltungen nach der Zeitordnung gesprochen, welche Wien unmittelbar betrafen; dann werden jene, welche dem Gange der großen Geschäfte des Staates angehörten, und auf Wien von besonderer Rückwirkung gewesen sind, in ein Bild zusammengefaßt. — Das allgemeine Toleranzedikt. Aufhebung der Leibeigenschaft. Verbot aller Verbindung der beynahe dritthalbtausend österreichischen Klöster mit Rom, mit Ordensgeneralen und mit allen auswärtigen Kongregationen, 1781. Die Generalseminarien. Bestätigung und Emporhebung derjenigen Klöster, welche bereits der Erziehung und der Krankenpflege gewidmet waren. 1782 Papst Pius VI. in Wien, um den Kaiser in seinen

kirchlichen Veränderungen wankend zu machen. Ausgedehnte Handelsgesetze. Aufhebung der Klöster, der Hauskapellen, der Bruderschaften; neue Pfarreintheilung und der Josephinische Magistrat in Wien, 1783. Gründung des allgemeinen großen Kranken-, Irren- und Gebärhauses, des neuen Militärspitals und der Josephinischen medico-chirurgischen Akademie, 1784. Zahlreiche Verordnungen in Studiensachen. Aufhebung der therksianischen Ritterakademie. Verbot aller ausländischen Waaren und Hebung der österreichischen Nationalindustrie. Das Ehepatent. Anordnung der Identität des weltlichen Gebietes und der geistlichen Sprengel. Eliminirung aller Kirchenhäupter, die einem fremden Staate angehörten. Das Bisthum von Neustadt nach St. Pölten übertragen. Beginn der Steuerregulirung 1784 bis 1785. Ungerns gänzliche Umstaltung und fortgesetztes Wirken bis zum Tode des Kaisers. Von p. 76 — 91 schildert der Verf. den Eindruck und die Folgen des neuen Josephinischen Verwaltungssystems — im Ganzen sehr nachtheilig. — K. Leopolds II kurze Regierung wird p 97 — 102 in gedrängter Kürze gewürdiget. P. 102 — 124. Franz I. hohe Popularität und ritterlicher Edelmuth beym Regierungsantritte. Der Stephansplatz und der freye Zugang zur Vorderseite dieses hohen Domes wird in seinem dermaligen Anblicke hergestellt, 1792. Die großen Begebenheiten des französischen Revolutionskrieges. Der ruhmwürdige Eifer zu den großmüthigsten freywilligen Kriegsbeyträgen durchglüht alle Stände Wiens. Der Zunftbecher, ein Geschenk des Monarchen, die frommen Gaben des Bürgersinnes zu ehren, 1793. Das Wurmser Freykorps. Der revolutionäre Geist in allen Staaten republikanischer oder monarchischer Form, weltlicher oder geistlicher Herrschaft. Im ganzen Verlaufe jener unruhvollen Zeiten jedoch hatte Oesterreich und das Wiener Volk dadurch einen unbestreitbaren Vorzug vor den meisten andern Ländern, daß die revolutionären Plane in keinem Augenblicke nur die geringste Popularität, oder eine beunruhigende Ausbreitung gewinnen konnten, daß sie dem gesammten Volke stets fremd geblieben sind. — Der Wiener Kanal 1795 durch Graf Anton Appony, den Großhändler Bernard Tschofen und den Hofagenten Reiter entworfen, von Wien bis Schottwien, um die großen Steinkohlenlager um Oedenburg und Neustadt zu benützen. — 1796 die Freywilligen und das Aufgebot, wozu die erste Veranlassung von dem damaligen Regierungspräsidenten, Franz Grafen von Saurau, ausging. 1797 Wiederherstellung des Theresianums und Eröffnung der kaiserlich angelegten zoologisch-physikalisch-astronomischen und des Antikenkabinettes. — 1798 die dreyfarbige

Fahne auf dem Balkone am Palais des französischen Botschafters Bernadotte. Die Christina-Albertinischen Brunnen in den südwestlichen Vorstädten Wiens; und die neue Wasserleitung in der Alservorstadt und Währingergasse. Innere Verwaltung und Gesetzgebung. Rührende Darstellung der väterlichen Regierung des Kaisers, unter welcher, troß aller Stürme des Revolutionskrieges, Oesterreich noch immer der glücklichste, der am mildesten beherrschte Staat geblieben; und wie sich kaum irgend eine andere Hauptstadt eines solchen unter allen Klassen gleich verbreiteten Wohlstandes, wie Wien, rühmen dürfte. Der Verf. stellet p. 136—146 die ganze österreichische Gesetzgebung nach allen Zweigen und sammt allen damit verbundenen Anstalten und Einrichtungen von dem Jahre 1753 in chronologischer Uebersicht dar, wobey er die theils aus bösem Willen, theils aus Unwissenheit hervorgehenden Angriffe des Auslandes gebührend zurecht weiset. Oesterreich ein Erbkaiserthum, 10. August 1804. — Der Bäckerauflauf 1805, woran die in Wien damals sehr zahlreichen französischen Kundschafter erwiesenen unmittelbaren Antheil hatten, in dem eiteln Wahn, die Regierung mit Mißtrauen und Besorgnissen ganz nach innen zu wenden, und von den auswärtigen Angelegenheiten abzuziehen. — Der Krieg von 1805, die Franzosen in Wien, die Besetzung der Taborbrücke, Wiens Brandschatzung mit 32,000,000 Gulden, Napoleons Abschied an die Bewohner Wiens, des Monarchen Heimkehr am 16. Jänner 1806, und jubelvoller Empfang.

Fünfter Band. Zweytes und drittes Heft. P. 1—88. Des Kaisers Worte bey der Heimkehr (1. Februar 1806) und der väterlich erklärte Wille, die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der wahren Geisteskultur, durch Belebung der Nationalindustrie in allen ihren Zweigen, durch Wiederherstellung des öffentlichen Kredits zu erhöhen, und dadurch die Monarchie auf jener Stufe zu erhalten, welche sie bisher, selbst bey den wechselnden Schicksalen, unter den Staaten Europa's behauptete. — Anerkennung der Patrioten und ehrenvolle Belohnungen der Krieger, Bürger und Bürgerinnen für unerschütterliche Anhänglichkeit an den Monarchen und an das Vaterland, an seine Krieger und an seine Bundesfreunde. — Feyerliche Enthüllung des vom tyrolerischen Künstler Franz Zauner verfertigten, und am Josephsplatze aufgestellten Erzbildes, am 24. November 1807. — Stiftung des Leopoldordens 1808, die rührende Geburtsfeyer des Monarchen im großen Invalidenhause auf der Landstraße, und großmüthige Geschenke an den Invalidenfond. — Die neuen Rüstungen, die Reserven und Landwehre. — In der That ein rührendes Schauspiel, wie sich ganz Oesterreich auf

den ersten Wink des Monarchen in ein einziges großes Lager verwandelte, die Liebe für das Kaiserhaus, für die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes alle Klassen der Unterthanen zur Theilnahme an dem großen Kampfe führte, ohne daß gleichwohl die geringste Verletzung der bürgerlichen Ordnung gerügt werden durfte. — Der Krieg von 1809. Der Feind vor Wien, Bombardement, Kapitulation, und der treffliche Geist der Bewohner Wiens in all diesem Drange. — Die erste Marchfeldschlacht von Aspern, 21. May 1809, und der unübertroffene Heldenmuth der Oesterreicher nach des Feindes eigenem Bekenntnisse. Des Feindes Walten in Wien. Die zweyte Marchfeldschlacht bey Wagram. — Wie der Napoleonstag am 15. August 1809 gefeyert wurde. — Wie der Predigersohn aus Erfurt, Friedrich Stapser, den K. Napoleon in Schönbrunn am 11. Oktober ermorden wollte. Der Friede am 14. Oktober, und unbeschreiblicher Jubel bey der Ankunft des Monarchen in Wien am 27. November. Napoleons zweyte Vermählung, der Befreyungskrieg, Napoleons Entthronung, des Kaisers triumphgleicher Einzug in Wien am 16. Juny 1814, der Wiener Kongreß und die neue Gestaltung Europa's.

Dieß ist der Inhalt des gesammten ersten Haupttheils oder der Geschichte Wiens. Der sich daraus von selbst ergebende Ueberblick über das große Ganze liefert zugleich folgendes Resultat. Von der Urzeit bis zum Wiener Kongreß hat der gelehrte Verf. alle, Wien unmittelbar und mittelbar berührenden inneren und äußeren Ereignisse, die wechselvollen Geschicke sowohl, als die bürgerlichen Einrichtungen in allen Zweigen, den fortlaufenden Gang der Staats- und Munizipalgesetzgebung im natürlichen und pragmatischen Zusammenhange dargestellt, und auf solche Weise nicht nur allein die zweytausendjährigen Geschicke Wiens geschildert, sondern auch eine Geschichte aller Regenten Oesterreichs, der babenbergischen und jener des kaiserlichen Hauses von Habsburg-Lothringen, ja des ganzen Kaiserstaates selbst, und in dieser Hinsicht wohl unendlich mehr geliefert, als der Titel dieses Werkes verspricht. Der Faden der Erzählung läuft ununterbrochen fort, und ohne ängstliche Abmarkung und wörtliche Bezeichnung der Epochen und Unterabtheilungen — sind die Ruhepunkte nicht immer aus den, Wien unmittelbar berührenden Ereignissen, sondern meistens aus den merkwürdigeren Begebenheiten in der Staatsgeschichte selbst gewählt. — Ob dadurch aber den Forderungen und Anlagen aller Leser entsprochen worden sey? — wollen wir nicht entscheiden: unseren Wünschen wenigstens hätte eine genauere Ausscheidung und ununterbrochene Behandlung der einzelnen Gegen-

stände in Wiens innerer Verfassung und im inneren Leben der Kaiserstadt, eine erschöpfende Darstellung derselben in mehreren kleineren Gemälden weit mehr zugesagt. Es scheinet uns auch, daß eine solche Behandlungsweise, durch schärfere Umgränzung und Anschaulichkeit, zur Belehrung entschieden zweckmäßiger gewesen wäre. Deßgleichen wird mancher Leser wünschen, es hätte dem Verf. gefallen, in der Erzählung oft nicht gar so weit auszuholen, auch nicht so viele auswärtige Ereignisse so weitläufig zu behandeln; denn eben deßwegen tauchen gar oft die vielen, und selbst die merkwürdigeren Geschicke Wiens in dem mächtig sich fortdrängenden Strome der Begebenheiten so unter, daß man ohne einen besonderen Auszug nicht im Stande ist, die durch so viele Hefte durchgedehnten Geschicke der Kaiserstadt klar zu überschauen.

Uebrigens ist das Gegebene durchaus quellengetreu und größtentheils aus bisher noch nicht bekannten Quellen geschöpft, was das große Verdienst dieses schönen Werkes noch mehr erhöht. Sprache und Vortrag sind edel und gehalten, und der in wenigen Stellen nur erscheinende längere Periodenbau wird durch zahlreiche treffliche Charakterisirungen, durch farbenreiche Schilderungen, durch geistvolle Bemerkungen, durch vielfältige Anregung großer und edler Gefühle, und durch treffende historische Parallelen, von welchen wir einige wörtlich ausgehoben haben, hinlänglich aufgewogen. Ganz vorzüglich gelungene Partien sind: Der Fall der Alpenvölker unter das römische Joch. K. Karl der Große. Heinrich Jasomirgott. Die Hohenstauffen, die Welfen und die Päpste. Leopold der Glorreiche, Friedrich der Streitbare. Das deutsche Städtewesen. Der böhmische Ottokar und die Habsburger: Rudolph, Albrecht, Albrecht der Lahme, Albrecht mit dem Zopfe, Rudolph der Stifter, K. Albrecht (V.), K. Friedrich IV., Max I, Ferdinand I., Theresia. Die Darstellung und Beurtheilung der Zeiten und der hervorragenden Personen unter K. Friedrich IV. und unter K. Leopold I. zeichnen sich durch seltene Unpartheylichkeit aus.

Den ersten drey Heften des ersten, und dem zweyten Hefte des zweyten Bandes sind am Ende chronologische Ueberblicke über die im Vortrage selbst berührten Ereignisse angehängt, worin auch Roms Statthalter in Oberpannonien und im Norikum, so wie die byzantinischen und abendländischen Kaiser, die Franken, Longobarden, die deutschen Könige und die Baierherzoge insbesondere aufgeführt werden. In den folgenden Heften, mit Ausnahme des ersten im zweyten Bande und des

dritten und vierten im fünften Bande, werden auch noch beygegeben die Landesregenten von Oesterreich, die Päpste, die Nachbarfürsten in Ungern, Böhmen, Kärnten und Baiern, die Kirchenhirten von Salzburg und Passau, die Pfarrer, nachher die Pröpste von St. Stephan, die Bischöfe und Erzbischöfe von Wien, die Stadtobrigkeiten, Bürgermeister, Stadtrichter, Stadtanwälde, die Münzmeister. Dem zweyten, dritten und vierten Bande sind auch angehängt große Stammtafeln, welche darstellen: Die Babenberger mit ihrer Sippschaft mit dem sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiserhause; — die Aribonen und Ottokare des Traungaues und ihre Verwandtschaft mit den Hohenstauffen, Welfen, Püttnern und Babenbergern; die Habsburger und den Thronwechsel in Ungern, Böhmen, Kärnten und Tyrol; — das Kaiserhaus seit Max I. — Das ganze erste Heft des zweyten, das zweyte und dritte des fünften Bandes — enthalten die Urkunden, Wien unmittelbar betreffend, und dem letzten Hefte sind angehängt die Verzeichnisse einiger Preise von Waaren, von Sold und Lohn in Wien in den Jahren 1424, 1477, 1522, 1529, und die vergleichenden Ausweise der in den ersten Jahren 1816, 1817 und 1823 in die Stadt Wien zur Verzehrung gebrachten Artikel. — Diese Urkunden und alle den sämmtlichen Heften beygegebenen Kupferstiche und Pläne werden wir bey den noch zu besprechenden Denkwürdigkeiten Wiens insbesondere berücksichtigen.

Art. IV. 1) Taschenbuch für die Geschichte Mährens und Schlesiens, in Verbindung mit mehreren Geschichtsfreunden herausgegeben von Gregor Wolny, Mitgliede der Benediktiner-Abtey Raygern, öffentlichem Professor der allgemeinen Geschichte und der griechischen Literatur an der philosophischen Lehranstalt zu Brünn, korrespondirendem Mitgliede der k. k. M. S. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. — Erster Jahrgang, 1826. Brünn, J. G. Traßler.

2) Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg. — Beyträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tyrol und Vorarlberg. Herausgegeben von den Mitgliedern des Ferdinandeums, von Mersi, von Pfaundler und Röggel. — Erster Band, mit einer lithographirten Karte. — Innsbruck 1825. Auf Kosten des Ferdinandeums. In Kommission in der Wagner'schen Buchhandlung.

1) Die Fortschritte sind überraschend und erfreulich, welche das Geschichtstudium überhaupt, welche die Entdeckung,

Sammlung und kritische Benützung der Quellen seit zwanzig Jahren in Oesterreich gemacht haben. — Der vorzüglichste Hebel dieses Fortschreitens waren unstreitig die Provinzial-Museen und die durch sie begründeten Zeitschriften, dann die Taschenbücher für die vaterländische Geschichte, welche beyde viele schätzbare Monographien berühmter Geschlechter und Burgen, Kommunitäten und Institute zu Tage förderten, den großen geschichtlichen Hauptzügen durch die Biographie erst den eigentlichen Körper und die Bestimmtheit der Lasirung gaben, endlich auch der Sage, dem Liede und dem Volksmährchen ihr Recht widerfahren ließen. Diese sind es, die unserem Herzen seine tiefe Wurzel in dem vaterländischen Boden entdecken, die jungen Gemüther dem Großen und Schönen aufschließen, sie mit einem edlen Nationalgeist erfüllen, und das ganze Volk recht eigentlich in eine Poesie tränken, die ihm angemessen, die ein thatenschwangeres Samenkorn für die Tage der Noth und der Gefahr ist.

Die Monographien des Florianer Chorherrn Franz Kurz fanden in diesen Jahrbüchern umständliche, liebevolle Würdigung, — sein Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht, I. 49, Friedrich der Schöne, II. 48, Albrecht der Lahme, VII. 307, Rudolph der Weise, XVI. 53, unser Handel im Mittelalter, XXI. 1, unsere damalige Kriegsverfassung XXIX. 215, — des Grafen Brandis Tyrol unter Friedrich mit der leeren Tasche, XVI. 64, Albert Muchars römisches Norikum, XXXIII. 206, die Ostgränze der Enns vom sechsten bis zum zwölften Jahrhunderte, XXIV. 42, und XXX. 1, dann die Slaven in Oesterreich, XXXI. 44, alle drey letzten Abhandlungen im Anzeigeblatt.

Des Freyherrn von Hormayr früheren, durch Johannes Müller bekannten »Tyroler Almanachen« (eigentlich der ersten vollkommen gegliederten Erscheinung dieser Art in Oesterreich), und seinen von 1811 — 1814 erschienenen, meist bloß der historischen Kritik gewidmeten Almanachen folgte 1820, in Verbindung mit einem der ersten Literatoren Ungerns, dem Freyherrn von Mednyansky, eine ununterbrochene Folgereihe von Taschenbüchern für die vaterländische Geschichte, — Monographien sich recht zum eigentlichen Ziele setzend, dereinst auch wohl als Portraitwerk gesucht, von der ephemeren Wesenheit der sogenannten Taschenbücher gar nichts, als den Namen, und nur zum Theil die Außenseite an sich tragend. — Der (gleich seinem Bruder Heinrich) dem Vaterlande allzufrüh entrissene Matthäus von Collin benützte jene Erscheinung, um die treffendsten Bemerkungen über die ganze Gattung (VIII. 405,

XIII. 277, XVI. 168, XX. 97) in diesen Jahrbüchern niederzulegen. — Die gegenwärtige Recension hat es mit der ersten gediegenen Nachfolge dieses Beyspieles in deutscher Zunge zu thun, mit dem geschichtlichen Taschenbuche für Mähren und Schlesien, so wie alsdann mit der, vom tyrolischen Museum, dem Ferdinandeum herausgegebenen Zeitschrift. — Die steyermärkische, unter den Auspicien des Joanneums erschienen, wurde (VIII. 238, und XXV. 168) gewürdigt; — die kärntnerische Zeitschrift von einem kleinen Kreise sachkundiger und glühender Vaterlandsfreunde mit geringen Mitteln ins Leben gerufen (IV. 196, VIII. 240, und XXV. 199). — Die dankenswerthe Nachahmung einer verdienstvollen Arbeit, nämlich des chronologischen Auszugs der Geschichte Baierns von Lori durch den Dechant Winkler zu Unzmarkt (der auch ein »gelehrtes Steyermark« geliefert hat) für eben dieß norische Hochland mit Sorgfalt und mit Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen durch die Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann bearbeitet (VIII. 248).

Gregor Wolny, 1793 zu Freyberg in Mähren geboren, 1816 Benediktiner in Raygern, seit 1819 Lehrer der Geschichte, der griechischen und lateinischen Literatur am Brünner Lyceum, ist im Hormayr'schen Archiv und in den Mittheilungen der mährisch-schlesischen Ackerbaugesellschaft, zuerst mit verschiedenen, die Literatur- und Kunstgeschichte seines Vaterlandes und die dießfällige Einwirkung der mährisch-schlesischen Klöster in alter und neuer Zeit darstellenden Arbeiten, nicht ohne Verdienst aufgetreten. — Die Zergliederung der ältesten mährischen Urkunde, des Stiftsbriefes, der Kirche, welcher Wolny angehört, der Benediktiner-Abtey Raygern durch den Herzog Brzetislav 1018 (im Julyhefte des Hormayr'schen Archivs von 1826) ist unseres Wissens die neueste dieser Leistungen. — In dem Vorworte des gegenwärtigen Taschenbuches erklärt Professor Wolny, durch die Bestrebungen des Archivs und der Hormayr'schen Taschenbücher auf denselben speziellen Zweck für seine Heimat hingeleitet worden zu seyn. — Er unterlegt seinem wackeren Büchlein sehr zweckmäßig denselben Umkreis, dieselben Gegenstände, die nämliche Eintheilung.

Den Anfang macht die Bearbeitung einer merkwürdigen Periode des Landes und des Volkes. — Das großmährische Reich und dessen Bekehrung zum Christenthume, durch Xaver Richter, Weltpriester, Bibliothekar in Olmütz, ehehin Professor der Universalhistorie zu Laibach, einen verdienten Mitarbeiter dieser Jahrbücher, und bereits seit

mehr als einem Jahrzehend mit dem rühmlichsten Erfolge des Archivs für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.— Der Gegenstand wurde in der jüngsten Zeit mit vieler Lebhaftigkeit neu betrieben, neu beleuchtet.— Richter selbst schrieb ein eigenes, noch in seinem Pulte befindliches Werk darüber; Bruchstücke daraus sind bekannt. Der XXV. Band, 303, und der XXVI. Band dieser Jahrbücher, 211, prüfen des Altmeisters Dobrowsky neue Abhandlung über die Slaven-Apostel Cyrill und Method.— Mittlerweile erschien auch Richter mit seinem Cyrill und Method, und das Hormayr'sche Archiv gab im Sinne der einen und der anderen Ansicht bedeutende Aufsätze, 1825, Nr. 12, 18, 49 und 80, und im Jahrgange, 1826 Nr. 28 und 44.— Auf jene folgte 1826 (wie die erstere in den Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften) Dobrowsky's nach Handschriften herausgegebene, mit anderen Legenden verglichene und erläuterte »Mährische Legende von Cyrill und Method.«

Es versteht sich von selbst, daß durch diesen lebhaften Austausch und Widerstreit der Ideen, bey dem gleichzeitigen, unaufhörlichen Fortschreiten der Sprachkunde, der Ethnographie und des Quellenstudiums, die Wissenschaft gar sehr gewonnen, und daß namentlich in der vorliegenden Arbeit für das mährisch-schlesische Taschenbuch Professor Richter seinen alten Ruf als ein gründlicher und sorgfältiger Forscher neuerdings bewährt habe.

Es ist nur allzuoft ein schweres Stück Arbeit, Geschichte und Legende, Wahres und Falsches oder Unhaltbares durchaus mit einander versöhnen und vereinigen, und wenn auch bessere Quellen deutlich genug sprechen, dennoch nichts aufgeben zu wollen, was sich hie und da in den Legenden findet! — Darum scheint es uns auch sehr verdienstlich, daß in diesem Aufsatze über Großmähren manche frühere Behauptung, die jenem Irrwege verfallen seyn mochte, weggeblieben ist.

Bey dem engen Raume dieser Blätter, und da Dobrowsky's neueste Leistungen ohnehin zu umfassenden Untersuchungen Anlaß und Umfang geben werden, sey es uns nur vergönnt, hier einige Kleinigkeiten zu berühren.

S. 5: »Thudun, das Land zwischen der Waag und Gran mit der Hauptstadt Neutra.« — Thuduns Gebiet (Hunnia, quae et Avaria) ist nicht auf dem linken Donauufer zu suchen, sondern auf dem rechten.— Beyde Strecken und Völker werden in Urkunden und Schriftstellern der Karolingischen Epoche sehr genau und sehr bestimmt unterschieden. — Avari atque Slavi, qui ab orientali parte Bojoariae sunt,

id est Hunnorum regnum. — Die Deutschen ziehen ex »Bojoariae partibus« auf dem rechten Donauufer unmittelbar in Pannoniam superiorem, in Orientem, in Hunniam ꝛc.

S. 6 dünkt uns ein wesentlicher Uebersetzungsfehler zu seyn. Der Brief Eugens II. an die Marhanischen Bischöfe, an die Fürsten Thudun und Moymar, an die Edelsten, so wie an alle Völker »Hunniens, das auch Avarien und Mähren heißt:« — nicht so, sondern Hunniens, das auch Avarien heißt und Mährens. — Dieses war nie ein Theil von Hunnien, nie mit demselben synonym oder identisch. Auch waren wir überrascht, hier zu erfahren, daß das altrömische Fabiana auf dem linken Donauufer nächst Wien gestanden habe!? Nach den in der neuesten Geschichte Wiens zusammengestellten Thatverhältnissen und Denkmalen hätte man dießfalls die Akten billig für geschlossen halten sollen.

S. 11 ist Thudun wieder zwischen der Waag und Gran.

So wenig die Geschichte etwas weiß von Neitra, als einem deutschen Lehen für Moymar, und Afterlehen desselben für Priwina, so wenig erstreckt sich der Schiedsspruch Ludwigs des Deutschen zwischen Salzburg und Passau auf das linke Donauufer, sondern nur auf das rechte. Auf dem rechten sind die komagenischen Berge, die Raab, die beyden Sprazen, die Pinka ꝛc. Daß Traismauer jemals zum Salzburger und nicht stets zum Passauer Sprengel gehörte, will uns eben so wenig einleuchten, als daß »das fränkische Avarien sich links der Donau bis nach Mösien hinab, oder in die heutige Wallachey erstreckt habe, und politisch und kirchlich geordnet gewesen sey!!« und dieß durch einen bloßen Brief, wie man ihn allen Missionären mitgibt, an Häupter- und Völkerstämme, deren Namen man in Rom nicht einmal recht zu nennen oder zu schreiben wußte.

S. 20. Rostislaw, »die evangelische Wahrheit erkennend, obwohl ein Ungetaufter,« — nicht doch, schon sein Vorgänger, Moymar, war getauft, und gewiß auch gleich bey seiner Einsetzung Rastitz, der hier ein mährischer »Regulus« und »Großherzog« heißt.

S. 23. Daß die von Rostislav herbeygeführten Hungaren damals schon Pannonien verwüsteten scheint uns eine sehr gewagte Anticipation. — Damals war wohl noch nichts von ihnen zu hören, so wie sich auch die Thatsache S. 23 schwerlich würde quellengemäß nachweisen lassen, daß Karlmann von Rastitz foderte, das Neitraer Gebiet Privinas Erben abzutreten.

S. 24. Chocil (Hecilo) blieb noch den Salzburgern ergeben, konnte nicht nach Konstantinopel schicken, schloß sich nicht an den mährischen Rastislav an. — Nicht einmal Swatopluk wird genannt, sondern Rastislav oder Rastiz allein, der andere Prediger und Lehrer verlangte.

S. 28, §. 5 ist Zusatz der späteren Legende, die der Verfasser nicht aufgeben wollte. — Cyrill ist dieserwegen nie zur Rede gestellt worden (s. Dobrowsky's mährische Legende, S. 95 et seq.). S. 33. Daß die slawischen Glaubensprediger damals bis in die windische Mark vorgedrungen, dürfte schwer zu erweisen seyn? so wie S. 34 Chocils Walten in der windischen Mark, und die Zurückgabe von Neitra, und Chocils Aussöhnung mit den Salzburgern. Er brach erst 872 mit ihnen. — Vor 865 waren noch keine slavischen Prediger in der Gegend der Moosburg.

S. 38. Die Siusler sind keine Schlesier. — S. 42, Zeile 1. »Swatopluk, der vermuthlich auch mit Geschenken nach Regensburg gekommen war,« — vermuthlich nicht. — Daß Swätopluk seinen Oheim vergiftet habe, ist späteren Legenden nachgeschrieben, oder nicht glücklich zusammengewürfelt. — Dem eingekerkerten, blinden Rastiz, jetzt erst Gift reichen zu lassen, wäre widersinnig. — S. 44. »Gegen Böhmen zurück — warum nicht lieber höher hinauf, ins karpatische Gebirge.« — Des Slavismus kann man wenigstens den Verfasser wegen S. 44, 45 nicht anklagen. — — S. 48. »Die Braut mochte noch eine Heidin seyn;« — wahrscheinlich nicht, weil seit 845 schon vierzehn böhmische Fürsten getauft waren. — »Warf sich den Götzenpriestern in die Arme,« — sonst meinte der Verfasser, Swatopluk selbst sey vom Christenthume wieder abgefallen. — Auch den Bann nahm der Verfasser wieder aus den Legenden. — Wenn es geschah, geschah es erst 881. — S. 49. Den Tod Cyrill's setzt Dobrowsky, aus wie uns scheint gewichtigen Gründen (S. 106, 108 der mähr. Leg.), auf das Jahr 868, nicht auf 871. — S. 51 ist Fulda ganz gewiß die Moldau. Aus Fuldaha machten die Slaven Wltawa, und die Deutschen Moldau. — Die Stadt mag Moldau-Teyn (nicht Prag) gewesen seyn. — S. 53 ist Behin ein Schreibfehler. Es heißt: »ab illis, qui Behim dicuntur.«

S. 55. Methodius verekelte (!) dem Volke die lateinische Sprache und den römischen Kultus, indem er ihnen den Kirchendienst in der slovenischen Sprache hielt, und durch seine, unlängst erfundenen slavischen Buchstaben (noviter inventis, heißt es, nicht ab eo, nicht suis, ist also wieder unrichtig übersetzt, oder gewaltsam dahingezogen).

S. 57 ist »Twentar von Morawna« schon wieder Swatopluk (Dobrowsky's mähr Leg. 59, 60). Tuuentarus war wohl ein bulgarischer Bojar oder Häuptling?

S. 70. Bey der Unterredung Karls des Dicken mit Swatopluk zu Königstetten »scheint derselbe das eroberte Pannonien zu Lehen erhalten zu haben.« — Er scheint aber nicht (mähr. Leg. S. 62); eben auch S. 70, woher weiß man denn so gewiß, daß Brazlaw der Sohn Chocils oder Kozels war? — Kozel hatte sein Gebiet an und um den Plattensee, Brazlav zwischen der Drau und Sau. — Eher vielleicht kann Brazlav ein Abkömmling des Ratimar seyn?

»Moriker und Slaven, d. h. Mähren.« — Erstere sind, wie der Vergleich mehrerer Handschriften zeigt, Noriker, also keine Mährer. — Eben daselbst: »und vertrieben ihn« (den Borziwoy). Wieder ein Legendenmährchen. Nur Christann erwähnt dessen. Aeltere und glaubwürdigere Quellen wissen nichts davon.

S. 75. Note. — Swatopluk machte oft Einfälle in Pannonien. Deßhalb nahm die Gesandtschaft den Weg nicht durch Pannonien, weil sie seine Nachstellungen fürchtete, »propter insidias Zwentibaldi.« — Hieraus folgt aber eher das Gegentheil, als daß Swatopluck der eigentliche und ruhige Beherrscher Pannoniens war, wie es denn nach den unzweydeutigen Aufschlüssen bey Katona und Salagius ganz und gar nicht der Fall war. — Mit der exakten Eintheilung Pannoniens, Gau in Gau, und mit dem, gegen jeden möglichen Unfall bürgenden Geleite der königlichen Grafen (wie etwa heut zu Tag von Kreisamt zu Kreisamt), mag es auch in den damaligen Zeitläufen seltsam ausgesehen haben? — Um die fixen Ideen ist es eben in der Geschichte, drüben und herüben, nicht »gut Ding.«

S. 77. Ueber Zwetboch, Swetbog, der doch wie sein Vater Swatopluk hieß, wurde in einem eigenen Aufsatze dieser Jahrbücher (II. 14 — 12 Intelligenzblatt) ausführlich und umständlich gesprochen. Wir wiederholen aus dieser kleinen Abhandlung die merkwürdige Anmerkung eines Kenners: — »Fast »so viel es Geschichtschreiber im Mittelalter gibt, fast in so vie»lerley Gestalten erscheinen die germanischen, und besonders »die dem Ausländer unverständlichen slavischen Eigennamen. »— Bald latinisirten sie die ihnen rauh klingenden Namen, bald »wurden sie ihnen nach dem Nationaldialekt des befragten Indi»viduums vorgesprochen, und wohl in den meisten Fällen, wenn »ihnen auch richtig vorgesprochen wurde und sie richtig gehört »haben, fanden sie im lateinischen Alphabete keine ganz entspre-

»chende Zeichen für die fremden Wörter. — Dieß mag die Ur»sache seyn, warum der König Großmährens beym Rhegino »(a. 890) Zunderbolch, beym Ditmar (I. B.) Swetopulk, »beym Diokleas (reg. Slav. p. 288) Sfetopeleck, bey An»deren noch verstümmelter, bis er endlich bey dem späteren Ita»liener Aeneas Sylvius, der bey allem Verkehr mit gebor»nen Böhmen, vorzugsweise unglücklich ist, in der »Latinisirung slavischer Namen, gar Sualtopocius heißt. — »Nach Verschiedenheit der jetzt zur Schriftsprache erhobenen sla»vischen Hauptdialekte, die freylich im neunten Jahr»hundert nicht so bedeutend war, muß dieser großmährische Kö»nig geschrieben werden, entweder 1) nach dem böhmischen Dia»lekt Swatopluk, 2) oder nach dem polnischen Swieto»pulk (sprich fast wie Swientopulk), oder endlich nach dem rus»sischen Swjatopolk, 3) nach dem windischen (in Kärn»ten, Krain) Svetbog (wörtlich Ἱερόθεος) oder besser gele»sen Svetpouk« (Ἱερόδημος).

»Nach allen diesen Dialekten ist dieser Name, wie über»haupt die altslavischen Orts- und Personennamen, sehr bedeu»tungsvoll: die heilige Schaar, oder in anderen Mund»arten: der heilige Knabe, Jüngling, der heilige »Pflug (?) — Es heißt nämlich das Bestimmungswort in allen »slavischen Mundarten heilig, hehr, hoch, das Grundwort »aber nach der böhmischen Aussprache pluk, polnisch pulk, rus»sisch polk, eine Schaar (heut zu Tage ein Regiment). — As»semanns Uebersetzung (T. I. p. 341) sanctus puer ist zwar »aus der Luft gegriffen; Jordans (de orig. Slav. Nro. 994) »sanctum aratrum unstatthaft, da plug, pluh nicht in polk »oder pulk verwandelt werden konnte. — Dobners (Annal. »Hajcc. III. p. 115) sancta soboles willkürlich; denn die Ver»wechslung plod. soboles, mit pluk ist schlechterdings unzu»läßig, und die aus Dalemil angeführte Stelle (cap. 56) kann »sehr gut — besonders bey einem Reimchronisten — die Schaar »der (den böhmischen Herzogen so feindseligen) Wrssowece (Wer»schowetze) bedeuten.«

Die strenge Kritik will nur zwey Söhne Swatopluks annehmen, und den Zubur oder Zobor mit seinem Neitraer Gebiete für rein erdichtet, für ein Geschenk des viel späteren (und mit solcher zweydeutigen Gabe, gleich dem Christannus, überaus freygebigen) ältesten Chronisten der Ungern, des anonymen Notars Königs Bela des Blinden erklären. Konstantin spricht zwar von drey Söhnen, aber er kennt ihre Namen nicht.

Die urbs paludarum (Sumpfstadt, hier einmal sehr

getreu übersetzt) dürfte wohl identisch seyn mit der urbs in palude et nemore Salle fluminis des Anonymus über die Bekehrung der Karentaner, mit der Mosburg nach Regino und den Jahrbüchern von Metz, palude impenetrabili, difficillimo aditu vallata. — Es verdient wohl darüber nachgelesen zu werden die ausführliche Anzeige der steyermärkischen und kärntnerischen Zeitschrift S. 168—222 des XXV. Bandes dieser Jahrbücher von 1824. — Dem Brazlav S. 79 konnte Pannonien allerdings anvertraut werden, eben weil es nicht zu Mähren gehörte. — Kleinmähren und kleinmährischer Herzog sind, strenge genommen, unpassende Ausdrücke, so oft sie auch schon gebraucht worden sind. — Die politische Richtung des vermeintlichen großen und schon ganz ausgebildeten und gegliederten Slavenbundes, unter dessen Mitglieder, seltsam genug, auch jenes Kleinmähren (vielmehr eine antislavische, germanische und nach und nach germanisirende Einrichtung) gezählt wird, vermögen wir nicht ganz zu enträthseln.

S. 83. »Der heilige Methodius war um das Jahr 900 entweder schon gestorben, oder was viel wahrscheinlicher, gleich nach Swatopluks Tode nach Rom gegangen.« — Er verließ wohl Mähren vor Swatopluks Tode, wahrscheinlich schon 881 oder 882 (mähr. Leg. 61, 62). — S. 85. Der Erzbischof Johann und die Bischöfe Daniel und Benedikt ordinirten einen Erzbischof und drey Suffragane. Wer aber diese viere waren? wissen wir nicht. Diese letzteren übernahmen das Hirtenamt in Mähren.

S. 87. Die Schlachten im Krapfelde und an der Fischa 902 geben eine kleine Anmahnung an jene famöse Unabhängigkeitsschlacht der Baiern im Feilenforst wider den Majordom Pipin, die vorzüglich in der baier'schen Stemmatographie so lange herumgespuckt, und warme Vertreter wieder in unseren Tagen gefunden hat!! Leider führte in denselben die gewaltsame Anstrengung bey jedem Athemzug durch etwas Neues und Ungemeines Erstaunen abzunöthigen, allzuoft auf zweyerley Abwege, auf jenen: alte Fabeln mit Gewalt retten und ins geschichtliche Leben zurückschwärzen zu wollen, oder: auf hyperkritische, negative Induktionen, die bald das ganze Alterthum ausgemerzt und aus der Geschichte nur ein dürres, buchhalterisches Gerippe, mit Einschaltung aller möglichen Beylagen und Afterbeylagen gemacht, ihren edelsten Theil getödtet, keiner Kombination und keiner Komposition mehr Raum gegönnt, und (das unentbehrliche Mittel mit dem hohen Zwecke verwechselnd), gar keine Geschichtsschreibung, sondern nur

die Geschichtsforschung anerkannt haben würden!! — — Um das Jahr 900 reichten die wilden Streifzüge der Magyaren, Hungern schon bis an die Enns, denn in eben diesem Jahre setzte man ihnen in größter Eile, auf Grund und Boden des Klosters St. Florian, die Ennsburg entgegen, — »citissime in id ipsum tempus validissimam urbem in litore Anesi fluminis opposuerunt.«

Es würde uns übrigens leid thun, erst bemerken zu müssen, daß die Streifzüge der Ungern von Unter-Italien und Burgund bis in die Thüring'schen Wälder und auf die niedersächsischen Heiden blutwenig gemein hatten mit dem: Romanus ubi vincit, ibi habitat, daß sie keine kriegerischen Operationen, noch viel weniger bleibende Okkupationen waren, daß daher gar wohl Bezirke verschenkt und wieder verschenkt werden konnten, über welche sie ein paar Jahre oder Wochen vorher auf ihren kleinen, windschnellen, über Seen und Ströme setzenden Rossen dahin gebraust, und eben so schnell wieder verschwunden waren. — — Ueber die Schlacht, die der sächsische Analiste und die Chronik von S. Pantaleon auf 901 und 902 setzen, und in dem weiten Umkreis Karentaniens belassen, der elende Megiser aber und die Ebersberger Aufzeichnungen in das Krapfeld bannen, sagt der gelehrte Verf. manches Gute in seiner überaus verdienstlichen Abhandlung: über die Einfälle der Ungern, im Hormayr'schen Archive Nr. 83 — 94, July und August 1825, hätte er nur nicht die alte Fabel wieder aufgewärmt, König Arnulphs natürlicher Sohn Ratold sey der Ahnherr des berühmten Hauses Andechs, hätte er nur nicht zugleich alle Ratolde und Ratbode von Huosi-Andechs, Röt und Ebersberg durch einander gemengt. Nach den neuesten weitläufigen Forschungen von Schultheß und Hormayr über diesen, in die Geschichten Baierns und Frankens, wie Tyrols und Burgunds, wie Karentaniens und des ungrischen Küstenlandes tief und häufig eingreifenden Gegenstand hätte wenigstens keine solche Quelle mehr aufs Tapet kommen sollen, wie Hübners Tabellen! — Von gleichem genealogischen Gehalt ist, was dort über Gottfried und Ottwin, vom Stamm der Herzoge von Meran, Grafen von Lienz, Heimfels und Sonnenburg gesagt wird.

»Nicht die wahre Aufklärung, sondern der Müßiggang des Geistes, der Mangel an gründlichen Kenntnissen, der Mangel an einer wahrhaft nationalen Richtung,« wird in jenem wahrhaft kaiserlichen und menschlichen Manifest über die russische Verschwörung, als die wahre Ursache so vieler Verirrungen unserer Tage angegeben. — In dieser Hin-

sicht ist wohl kaum ein trefflicheres Gegengift gegen alle ideologischen Hirngespinste, als eine rechte Lokalisirung, als ein durch quellengemäßes und an Ort und Stelle geschöpftes, eben darum anschauliches, mit Liebe zum Bestehenden und mit einer erwünschlichen und beruhigenden Poesie des Lebens und fröhlichen Zufriedenheit des Lebens erfüllendes Studium der Vaterlandsgeschichte von früher Jugend an. — In dieser Hinsicht hat sich der Lehrer der Weltgeschichte am Ollmützer Lyceum, Joseph Leonhard Knoll (auch durch eigene schöne Arbeiten über die »Mittelpunkte der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in Böhmen und Mähren« rühmlich bekannt), unstreitig ein sehr bedeutendes Verdienst errungen durch die Heranbildung der talentvollsten Jünglinge zu gründlichem Geschichtsstudium, ohne sich darum redender und bildender Kunst zu entfremden, ohne in den philologischen und juridischen Brotstudien im geringsten zurück zu bleiben. — Die in diesem Taschenbuche, im Hormayr'schen Archiv und Taschenbuch und in den mährisch-schlesischen Mittheilungen erschienenen Arbeiten eines Johann Schön, Christian d'Elvert, Anton Maniak, Thomas Brey, J. Struschka ꝛc. ꝛc. geben erfreuliche Belege davon.

Im vorliegenden Büchlein findet sich von d'Elvert die Geschichte der Zierotine, Abkömmlinge des ältesten russischen Czaarengeschlechts, die schon das Hormayr'sche Taschenbuch auf 1820 ihren wichtigsten Grundzügen nach enthielt. — Hier ist sie viel umständlicher ausgesponnen. — Zierotine sind unter den Helden der Kreuzzüge, der Preußenfahrten, der beyden Ottokar'schen Marchfeldschlachten wider Bela und wider Rudolph, der Mühldorfer Schlacht zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Baiern, der Schlacht von Cressy Philipps von Frankreich und des blinden Böhmenkönigs Johann wider den schwarzen Prinzen und der Schlacht bey Regensburg wider Kaiser Maximilian und das Erbe von Landshut.

»Heirate glückliches Oesterreich!« (Tu felix Austria nube!) wurde unter Max I. eine weltgeschichtliche Losung. Zur nämlichen Zeit paßte das gleiche Wort auch auf den überraschend schnellen Wachsthum des Hauses Zierotin.

Kampfeslust und frommer Sinn hatte schon mehrere Zierotine in den Orden des Tempels, der deutschen Herren und der Brüder des Spitals St. Johann zu Jerusalem (späterhin Johanniter und Malteser) getrieben. Der herrlichste unter diesen Glaubensstreitern war Karl Zierotin, mit Karl V.

vor Algier und Tunis, ein Held der Mühlberger Schlacht und der blutigen Tage von Pesth, Lippa und Szigeth.

Die feindlichen Brüder des Hauses Zierotin kommen hier, und zwar aus derselben Urkunde, vor, wie im Hormayr'schen Taschenbuch. Die freylich bloß in der Sage fortlebenden feindlichen Schwestern aber werden einer ganz anderen, viel späteren Zeit und einer Verwechslung zugeschrieben, die nicht Statt haben konnte.

Dem oben erwähnten Feldmarschall Karl Zierotin, von der Alttitscheiner Linie, steht würdig zur Seite Friedrich aus der Napagedler Linie, sein Schüler und der Schüler des weisen Lazarus Schwendi, ein mächtiger Redner auf den Landtagen, auf denen er mehrmals achtzehn Zierotine erscheinen, und mehr als ein volles Drittheil des ganzen Landes im Besitz seines Hauses sah, ein gefürchteter Krieger in Ungern, ein thateifriger Obersthofmeister des zum Könige Polens erwählten Erzherzogs Maximilian, ein staatskluger Landeshauptmann in den Bewegungen jener, den unsrigen ähnlichen Tage, wo nirgend ein rechter Krieg war, und nirgend ein rechter Frieden.

Den heftigsten Feind und den treuesten Freund *hatte* Ferdinand II. im Hause Zierotin. — Dem Beyspiele Böhmens, welches Ferdinanden förmlich abgesetzt und das Haupt der protestantischen Union, den Churfürsten Friedrich von der Pfalz, als König erwählt hatte, folgte auch Mähren, wie Thurn mit einem kleinen Heer ins Land brach. — Ladislav Welen von Zierotin war das Haupt der, die enge Vereinigung mit Böhmen gegen den treuen Sinn vieler Mährer ertrotzenden Partey. Er, ein Mann von seltener Herrlichkeit des Geistes und Körpers, der in seinem Tribau einen wahrhaft mediceischen Hof hielt, wurde von den Ständen zum Landeshauptmann erwählt, stellte sich mit Fridrich von Teuffenbach und Peter Sedlnitzky an die Spitze des ständischen Heeres, focht glücklich mit Dampierre; aber die Prager Schlacht am weißen Berge machte alle die verwegenen Hoffnungen zu Wasser. — Die Empörer flüchteten. Ladislav Welen, in den Tagen seines Glückes mächtiger als mancher Fürst, irrte nun unstät umher, in Venedig und beym Pascha von Ofen. Der berühmte Siebenbürger Fürst Gabriel Bethlen ernannte den erlauchten Flüchtling zu seinem Oberststallmeister. Aber auch aus dieser Freystätte vertrieb ihn die Leidenschaft der leicht bewegten Fürstin Katharina von Brandenburg und es ist wahrscheinlich, aber nicht gewiß, daß er

als Gastfreund der Familie Priny sein Leben in tiefer Armuth und Dunkelheit beschlossen habe.

Ihm gegenüber, dem Kaiser unerschütterlich getreu, stand Karl von Zierotin, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, durch weite Reisen gebildet, mit den größten Literatoren im Briefwechsel, Gründer der berühmten Druckerey zu Kralitz und jener herrlichen Bibelübersetzung aus dem Hebräischen und Griechischen ins Böhmische, eifriger Pikardit und dennoch Ferdinanden fest ergeben. — Karl Zierotin und Stephan Illyeshazy waren es eigentlich, die bey dem unglückseligen Blödsinn und dem, Land und Leuten verderblichen Regimente Rudolphs II, seinen Bruder Mathias auf den Thron setzten und blutige Gräuel eines Bruder- und Bürgerkrieges glücklich abwendeten. — Vergebens hatte Boczkay Alles aufgeboten, durch Zierotins entscheidenden Einfluß eine Konföderation Mährens mit Ungern zu Stande zu bringen. Vergebens verschwendete der Winterkönig Fridrich von der Pfalz goldene Versprechungen und Schmeichelworte, wie ernste Drohungen, um seine Partey durch den Uebertritt eines solchen Mannes zu stärken. — Die Scene ist erhaben, wie Karl Zierotin eine Kassandra der Rebellion wird, dem jungen und schwachen, von seiner ehrgeizigen Gemahlin, der englischen Elisabeth angetriebenen Fürsten, seinen nahen Fall weißsagt, und lieber in den Kerker zurückwill, in welchen ihn Welen und seine Anhänger geworfen, als dem damals von aller Welt verlassenen, von öffentlichen und heimlichen Feinden rings umgarnten, nur allein von seinem Schwager Maximilian von Baiern muthig und uneigennützig vertheidigten Ferdinand die beschworne Treue zu brechen! — und eben dieser Karl von Zierotin erlebte den tiefen Fall seines Hauses, die Acht und Konfiskation über seine Geschlechts-Vettern. Er sah den Fürsten Karl Lichtenstein, Erben der Boskowitze, Vorsitzer des Prager Blutgerichtes, jene Stelle der Macht und Hoheit in Mähren und zum Theil auch in Böhmen einnehmen, die ehevor die Zierotine behauptet. — Das hier mitgetheilte Bruchstück des Konfiskations-Protokolles ist dankenswerth. Der Abdruck des Ganzen, mit erläuternden Noten, wäre ein großer Gewinn für die Genealogie, und, für die alte, dem Rechte des Schwertes und der Eroberung weichende Landesverfassung und den alten vertriebenen und beynahe ganz ausgerotteten Landadel zum letztenmal in seiner Herrlichkeit zeigend. — Nebst der Anhaltischen geheimen Kanzley, sind auch die Apologie und das sogenannte Martyrologium, mit Rosarius und Stransky zu vergleichen, wenn man sich die Triebfedern, die verschiedenen

nahm. Er hob die Genossenschaften der Meistersänger. Von ihm sind viele prächtige Kirchen. Seine Söhne traten als Schriftsteller wider die Pikarditen auf, sie wetteiferten mit den Rosenbergen in königlicher Freygebigkeit gegen Gelehrte und Künstler. — Wratislaw von Pernstein hieß der Prächtige, trug das goldene Vließ, gab seine Töchter in die Häuser Fürstenberg und Gonzaga. — Die dritte, Polyxena, wurde die Ahnfrau der Fürsten von Lobkowitz, die daher auch noch den Schild der längst erloschenen Pernsteine führen. In dem Leben des Kriegshelden Johann von Pernstein, eines Schülers des großen Alexander Farnese, fielen uns einige Schnitzer auf: So z. B. können wir die, den Türken entrissene ungrische Festung Kobern unmöglich finden und die Schlacht von Agram ist die Schlacht von Erlau (Agria). Der Pettauer von Kinsky ist wohl ein Kinsky, von Tettau? und da Raab, seit der Eroberung durch Adolph Schwarzenberg (1598) nicht mehr verloren ging, kann dieser Pernsteiner unmöglich bey einer Belagerung Raabs, die Außenwerke rekognoscirend, durch eine türkische Stückkugel umgekommen seyn? — Sein Sohn Johann Wratislaw beschloß aber, den uralten Namen seines Stammes (1631) als Obrister unter Ottavio Piccolomini, bey Tangermünde in einem Reitergefecht mit den Schweden.

»Imperium iis solummodo artibus retinetur, quibus initio partum est,« sprach einer der ewigen Alten. — Die beyden Stände, welche zu verjüngen und zu verstärken unsern Tagen wahrlich noththut, — der Clerus und der Adel, — jener auf das intellektuelle Uebergewicht, dieser auf jenes der Waffen gegründet, haben die verschiedenen Epochen ihres Verfalles nur der Vernachläßigung jener großen Maxime zuzuschreiben. Wie groß auch die bunten Thorheiten unserer Zeiten seyn mögen, den Ruhm zu verachten, so weit haben wir es denn doch noch nicht gebracht. So bleibt auch dem historischen Adel ein unantastbarer Vorzug und somit auch den Ahnentafeln ein unbestreitbares, zweyfaches Verdienst: die Nachkommen zu erinnern an ihre Schuld gegen den berühmten Namen, den sie führen — und den Nivelleurs, die Alles nur von heute datiren wollen, Achtung einzuflößen gegen Etwas, wogegen ihre Deklamationen eben so wenig vermögen, als die Hunde, wenn sie den Mond anbellen.

Es folgen nun Professor Heinrichs: germanische Alterthümer aus dem Heidenthume, in Schlesien aufgefunden, zu Kreuzendorf und beym Rothenhof, ohnferne Jägerndorf, — Todtenurnen, Opferschalen, Aschen=

krüge, Thränenvasen, Salbennäpfchen, Opfermesser. — Diese Dinge fanden sich in großer Zahl, die Urnen hie und da dreyfach in einander, Urnen und Aschenkrüge nesterweise neben und über einander. Der Verfasser hält die Orte für Begräbnißstätten der alten Germanen.

Die Anklänge von Tyra und Tyrliczko an den Gott Tyr, welcher uns schon durch Büsching (Jahrbücher II. 67, 321; VI. 158, 167; IX. 139, 198; XI. 72) genug tyrannisirt hat. Daß die Dörfer Ellgoth und Bogussowitz, Götterdorf und den Feuergott bedeuten, und daher ein, ihm geweihter Tempel in der Nähe gestanden haben müsse, und die Folgerungen aus dem Slavischen ins Germanische und umgekehrt, dünken uns ziemlich schwach. — Auffallend ist die Uebereinstimmung dieser angeblich germanischen Ueberreste mit römischen darin, daß die älteren, vollendeter, kunstreicher gearbeitet sind, die neuern immer schlechter werden. — Von den Gauen oder Wohnbezirken unserer Urväter scheint der Verfasser einen seltsamen Begriff zu haben, da er meint: »durch fleißiges Nachgraben an den Flüssen und Bächen, durch die »Entdeckung von Todtenhügeln, müßten sich auch sogenannte altgermanische Gauen auffinden und ausmitteln lassen!«

Johann der Eiserne, Bischof zu Ollmütz, von Christian d'Elvert, ein lesenswerther Beytrag zur Erkenntniß der Hussitenzeit, obwohl meist nur aus neuern, nicht immer zuverläßigen Quellen zusammengetragen und — aus Urkunden, sehr leicht und auf die wichtigste und anziehendste Weise zu vermehren und zu berichtigen. — Weil er, ein feuriger Glaubensstreiter, das Schlachtschwert jahrelang fast nie aus der Hand legte, noch den glänzenden Harnisch losschnallte, hieß ihn das Volk »den Eisernen.« — Anziehende Scenen sind der Angriff auf die wilden Fanatiker des Priesters Bedrzich, auf der Ostrauer Insel, und jener auf Boczko von Kunstadt, in dem felsigen Waldneste Brumow. — Wie in Oesterreich Herzog Albrecht III. mit der Locke, die Kanonen (die 1346 den oberwähnten blutigen Tag von Cressy entschieden), in Oesterreich zuerst 1380 wider des Faustritters Rohrer Raubnest Leonstein, Fridrich mit der leeren Tasche aber in Tyrol zuerst um 1420 durch seinen Büchsenmeister Abraham wider die Burgen seines übermüthigen Adels, der Schlandersberge zu Rotund und der Starkenberger auf Greifenstein gebrauchte, so meint man, seyen Pulver und Stückkugeln, in Mähren zuerst angewendet worden, durch Bischof Johann den Eisernen wider der Boskowitze

Schloß Czernahora. — Zizka in Mähren, — die Kämpfe um Kremsier, — Prokop der Große, — die Schlacht mit ihm bey Slappanitz, wo 378 Jahre später die Drey-kaiserschlacht von Austerlitz. — So viele Beharrlichkeit im Kampfe für die Sache des Glaubens, die zugleich auch die Sache seiner Krone war, belohnte Kaiser Sigmund durch das reiche Bisthum Waitzen. Johann aber kam nicht bis zum Genusse desselben, sondern starb den 8ten Oktober 1430 zu Preßburg, noch vor der Ankunft der päpstlichen Bestätigungsbulle.

Die mährischen Wallachen, von A. Maniak, obgleich noch mancher Zusätze fähig, eine schätzbare Monographie. — Ihren Namen haben sie bloß von ihrem Hirtenleben, und sind wahre Slaven, nichts gemein habend mit jenen Wallachen römischer Abkunft in Dacien. — Anziehende Sittenzüge des von aller Welt abgeschiedenen Völkleins. — Der Verfasser hält diesen Stamm für den unverdorbensten und edelsten des mährischen Landvolks. — Wenigstens sind die hier angeführten Lieder von einem seltenen Schwunge und hin und wieder von wahrhaft anakreontischer Zartheit. — Möchten doch auch die übrigen mährischen Stämme, seine deutschen, lothring'schen, ja schwedischen Kolonien, mit eben so viel Scharfsinn als dichterischer Auffassung gewürdiget werden, wie Professor Meinert in seiner vortrefflichen Arbeit über das Kuhländchen ein nachahmungswerthes Muster gegeben hat.

Das Schlußgedicht: die schwarze Fürstin, von Joseph Körner: und Maniaks Sagen: Die Nebenbuhlerin und die Waise, — dünken uns nur von geringem Gehalt. — Die Wahl der beyden Kupfer scheint der bloße Zufall entschieden zu haben, daß von diesen Gegenden eben Zeichnungen vorhanden waren, denn, den dargestellten Gegenden ganz nahe, finden sich im Umkreise von Adamsthal, Wranau und Ostrow mehrere andere, weit wichtiger und weit malerischer. — Die Kupferausstattung ist in der Provinz keine, so leicht und schnell abgethane Sache, und selbst am Hormayrschen Taschenbuche, welches doch mehrere der ersten Künstler Wiens seit acht Jahren beschäftigte, zeigte es sich, daß historische Kompositionen auf so kleinem Raume, leicht verunglücken und selbst ausgedehntere Landschaften mit mehrfachen Schwierigkeiten ringen, daß hingegen echte Bildnisse berühmter Männer das dankeswertheste Geschenk für das vaterländische Lesepublikum seyen.

Das Erscheinen dieses Taschenbuchs ist um so erfreulicher, als der unermüdete Fleiß des Herausgebers, Professor Wolny, auch für die Fortsetzung in steigender Vollkommenheit,

Sorge getragen, beynebens dieser emsige Forscher selbst eine der nützlichsten Vorarbeiten begonnen hat. — Es ist dieses ein chronologisches Direktorium, oder Verzeichniß aller, Mähren angehörigen Urkunden, gedruckt oder ungedruckt. — Ein solches, freylich noch unvollständig, erschien unlängst für Obersachsen. Der Ritter von Lang gab »Regesten des Baier'schen Reichsarchives bis auf Ludwig den Baiern,« — der Freyherr von Hormayr ein Direktorium des Urkundenbuches seiner Geschichte Wiens. — Ein Direktorium über alle wichtigen, von ihm entdeckten und edirten Urkunden, weit über tausend an der Zahl, findet sich (vielen archivalischen und archäologischen Forschern gewiß willkommen) in seinen »sämmtlichen Werken.« — Acht Bände hievon liegen seit 1822 druckfertig bey Cotta, und eben wurde das Erscheinen des vierten angekündigt.

Das mährisch-schlesische Taschenbuch für 1827 soll unter andern enthalten: — Die Quaden, von Maniak, ein schon früher vom Bibliothekar Richter im Hormayrschen Archive 1826 (Nr. 121 — 134) und 1825 (Nr. 92 — 94) behandelter Gegenstand; die Luxenburger in Friaul, von Richter, — eine Kulturgeschichte des österreich'schen Schlesiens, von Ens, — die Burg Teltsch, von Johann Schön, der vorzugsweise Aufenthalt der berühmten weißen Frau, — die Ahnentafel der Kaunitze, von d'Elvert.

* * *

2) Wenige, ausschließend Privatkräften überlassene, verhältnißmäßig nur einen geringen Kreis von Lesern interessirende Unternehmungen haben mit solchem Ernst und mit solchem Erfolge gewirkt, wie der Sammler für Geschichte und Statistik von Tyrol, der 1806 begann, wie eben Tyrol an Baiern gediehen war, und nicht eher einging, als 1810, nach jener unseligen dreyfachen Zerstücklung Tyrols zwischen Baiern, Italien und Illyrien.

Als der Gründer desselben und als derjenige, aus dessen Bibliotheca Tyrolensis (einer Fundgrube, in ihrer Art und nach dem Umfange, nach den Mitteln beyder Länder eben so reich und eben so planmäßig vollständig, wie die Szechenyische Regnikolar-Bibliothek für Ungern) die Materialien großentheils hergenommen waren, und der Jung und Alt unablässig ermunterte, Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu befördern, als solcher muß der k. k. geheime Rath und Appellations-Präsident Andreas von Dipauli-Treuheim zu Innsbruck genannt

werden, der auch dem tyrol'schen Landesmuseum vorsteht, das, von unserem durchlauchtigsten Kronprinzen, das Ferdinandeum heißt.

Es sind vom tyrol'schen Sammler 1806 bis 1809 fünf Bände erschienen. — Wenn auch die darin befindlichen juridischen und staatswirthschaftlichen Aufsätze über die Civil- und Kriminalbehörden Tyrols und über die dortige Theurung der Lebensmittel, an ermüdender Breite und Pretiosität laborirten, zeichneten sich die übrigen Aufsätze desto mehr aus, und würden jeder deutschen Zeitschrift Ehre gebracht haben, in denen man derley äußerst mühsame, gehaltvolle Arbeiten mit der Leuchte des Diogenes suchen mag. — Die Berichtigungen der Reisen Kotzebues und Benkowitzens durch Tyrol bringen eine Menge der schätzbarsten Anmerkungen und Aufschlüsse.

Für die Biographie stellt sich in Bernard von Cleß, Kardinal-Bischof von Trient, ein Liebling Max I. und der Brüder Karl V. und Ferdinand I., dar — es folgen der Brirner Kanonikus und Geschichtschreiber Joseph Resch, — die Plastiker Ramoser und Pichler, die Maler Glantschnigg und Unterberger und der reiche Künstlerkranz vom rauhen und harten Thale Fleims geboren.

Der Conte Benedikt Giovanelli hat über einen altrömischen, der Mutter Isis geweihten Stein auf dem Schlosse Trostburg, treffende Bemerkungen erhoben. — Der allzufrüh verewigte Gottfried Primisser (aus einem, der Alterthumskunde und der Kunst, mit Fleiß und Glück ergebenen Namen und Stamme) gab zwey vortreffliche Abhandlungen, — die eine über das, von den Tagen Herzog Meinhards, bis in jene Fridrichs mit der leeren Tasche übermächtige und übermüthige Geschlecht der Hofmeister und Landeshauptleute von Rottenburg — und den an Männern und an Begegnissen reichen, wiewohl kurzen Krieg Tyrols wider Venedig von 1487.

Die, viele neue Entdeckungen mit sich bringende Abhandlung Hormayrs über das gewaltige Haus der Eppaner erschien zeither ganz umgearbeitet und reich vermehrt 1821 in seinen sämtlichen Werken. — Joseph Röggel, beym Archive angestellt, gab aus demselben äußerst schätzbare Urkunden Herzog Meinhards; zwar bereits bekannt, aber hier mit Verbesserung wesentlicher Fehler und mit überaus schätzbaren Noten, dann einige, der Kulminationsepoche der Andechser angehörige Urkunden der, hart an Innsbruck gelegenen Prämonstratenser

Abtey Wildau, deren wahrer Werth in Hormayrs Geschichte des Andechsischen Hauses nivellirt worden ist.

Der Feldzug der Oesterreicher in Tyrol und Vorarlberg 1805 (zeither auch vom Major Spannochi, 1823, in der österreichisch-militärischen Zeitschrift dargestellt), floß im Tyroler Sammler 1808 aus einer erlauchten Quelle. Wenn auch die damaligen Resultate bey einer so ansehnlichen eigenen und bey einer so geringen Feindesmacht (gegenüber den, 1809 inmitten der größten Verlassenheit bewirkten Wundern), billige Verwunderung erregen, wird hier wenigstens die unbeschreibliche Verwirrung jenes Unglücksjahres aufrichtig dargelegt und dadurch ein neuer Beweis geliefert, die Geschichte sey denn doch, trotz einzelner Verirrungen, etwas Anderes, als wie Napoleon sie schalt, eine: »fable convenue.«

Die neue tyrolische Zeitschrift, 1825 — 1826, eröffnet eine archäologische Abhandlung des, in diesem Fache, durch viele ausgezeichnete Leistungen bekannten Podesta von Trient, Conte Benedikt Giovanelli, über das römische Straßendenkmal zu Maretsch, bey Botzen, oder vielmehr über die beyden, von der Klaudisch-Augustischen Heerstraße vom Po zur Donau zeugenden Monumente; — eben dieses zu Maretsch und jenes zu Cesio. Beyde waren zwar schon längst bekannt und mit andern Römermalen wieder herausgegeben in Hormayrs Geschichte Tyrols, in seinem Archiv 1816, im Tyroler Almanach 1805. — Diese Steine haben aber so viele Bedeutsamkeit, daß eine umständliche Auslegung derselben immerdar ein angelegenes Bedürfniß blieb, dessen Befriedigung gewiß den Dank jedes Vaterlandsfreundes verdient. — Mit dieser Abhandlung steht in der engsten Verbindung eine andere, etwas früher erschienene: »Ueber die in der k. k. Bibliothek zu Innsbruck befindliche Ara Dianä und die Richtung der Römerstraße Claudia-Augusta von Tridento bis Vipiteno.«

Wenn man die Bestrebungen des Verfassers da, wo sie von rein wissenschaftlichen Zwecken ausgehen, parteylos betrachtet, muß man ihnen den entschiedenen Vorzug vieler Belesenheit und eines regen, antiquarischen Scharfsinnes einräumen. Man muß es als höchst wünschenswerth erkennen, daß es ihm gefällig seyn möge, alle wichtigeren Römermale Tyrols nach und nach zu durchgehen und, chronologisch zusammengestellt, zu erläutern. Dieß dürfte (zumal, wenn von Zeit zu Zeit neue Entdeckungen hinzutreten) manchen folgenreichen Aufschluß zur Ausbeute haben, wiewohl man die Ansprüche hierauf, für die Geschichte im Großen, nicht allzuhoch spannen darf, wie uns

das Beyspiel des, an Römermalen unstreitig reichsten Landes unserer Monarchie, des beynahe unerschöpflichen Siebenbürgen zeigt. — Wenn in den Arbeiten des gelehrten Verfassers noch etwas zu wünschen übrig wäre, so ist es wohl eine höhere, historische und weniger mikrologisch-antiquarische Auffassung. Letzteres scheint immer mehr die Erbsünde der archäologischen Forschungen in Italien zu werden, so, daß ein sekondäres Mittel sich darin immer mehr zur Hauptsache auswächst, und der Geist der Geschichte sich immer mehr verflüchtiget, je mehr ihre Hülfswissenschaften sich vervollkommnen. — Daraus und daß hier ein übrigens scharfes Auge verhältnißmäßig zu wenig gesehen, sich zu wenig in größere Verhältnisse eingeübt hat, entspringt manchmal eine gewisse, kleinstädtische Ueberschätzung der Dinge, eine Wichtigmacherey von Nebensachen und mancher, an sich wenig bedeutende Stein erhält, wie jener Freygelassene des Pompejus, der für seinen, schon mit Ungeduld erwarteten Herrn angesehen wurde, alle die tiefen, endlosen Bücklinge, welche nur diesem gehörten.

Diese Einseitigkeit ist ein Irrlicht, das zugleich immer tiefer in den Moorgrund der fixen Ideen führt. — Kein Lokalumstand ist dann zu kleinlich, keine Assonanz zu oberflächlich, kein Zusammentreffen der Umstände noch so zufällig, daß nicht Mancher, aus solchen Strohhalmen, seiner vorgefaßten Lieblingsmeinung feste Säulen aufzurichten vermeinte! — In der That haben wir jetzt eine Sündflut von Schriften über die Urgeschichte und über die Urgeographie Deutschlands. — Keine Stelle der Alten, die nicht öfter als das Getreide umgeschaufelt und gerüttelt worden wäre! Was vor einigen Jahrzehenden feststehendes Resultat und Grundlage schien, ist wieder über den Haufen gerannt, oder hart angefochten. — Ueber die Würdigung der beyden Hauptquellen, des Tacitus und des Ptolemäus (von welchem wir noch keine einzige korrekte Ausgabe haben), ist neuerdings die heftigste Meinungsverschiedenheit. — Die Stellen der Alten werden nicht selten behandelt wie die Folianten des Wilnaer Bücherschatzes beym Transport. — Was bey den einen für die schon bereiten Kästen zu lang war, wurde abgehackt und den andern, zu kurzen, beygelegt. — Auch ist es höchst komisch, wahrzunehmen, wie diese Stellen so angenommen und ausgelegt werden, als hätten die Alten sie eigens dazu verfaßt, unsere geographischen Zweifel zu lösen, als hätten sie uns darüber eine Art von Dokument, oder Schuldverschreibung ausstellen wollen! Die Meisten haben aus fremder Ueberlieferung, Viele etwa so, wie französische Offiziere eine Geographie von

Rußland geschrieben. — Die Arbeiten des Herkules und das Tagewerk des Sisyphus wären nicht ermüdender, als der Glaube, Alles, was die Alten sagen, müsse buchstäblich wahr seyn, und als die Selbstkreuzigung, ihre Widersprüche dennoch in Einklang zu bringen.

Andere überschreiten das rechte Maß und Ziel wieder in anderer Weise. Wo die Alten ihr Lieblingsthal oder ihren Lieblingsbach nicht begünstigen, da wissen sie Alles besser als sie; da klagen sie beständig über Mangel an Quellen und verwerfen dennoch die Quellen, die sie haben! — Man könnte dadurch wahrlich zur Gleichgültigkeit gegen diese antiquarischen Studien hingerissen werden! — Vor etwa drey Jahrzehenden glaubte man doch Eines und das Andere als gewiß voraussetzen zu können, jetzt aber wankt auch das schon Gewisse wieder, jetzt sind neue Entdecker aufgestanden, welche die Burgundionen in der Markgrafschaft Burgau, die Nuithonen an der Nuthe treffen und finden, daß die Vindiler und Vindeliker das Nämliche und Slaven und Sueven auch dasselbe seyen!

Was hier vor der besonderen Erörterung jener beyden merkwürdigen Straßensteine, über Tyrols Bevölkerung in der Urzeit (so recht ab ovo) gesagt wird, steht mit jenen in keinem Zusammenhange, und dünkt uns in jedem Falle über einen so dornichten Gegenstand zu wenig und zu viel. — Der Verfasser will Anfangs durchaus nicht, daß die Rhätier thuskischen Ursprungs seyen, bedient sich aber hiebey, um die übereinstimmenden Zeugnisse des Justin, des Plinius und Livius zu entkräften, einer etwas seltsamen Hermeneutik. — Justin sagt: »Thusci, duce Rhaeto, avitis sedibus amissis, Alpes occupavere et ex nomine ducis, gentes Rhaetorum condiderunt.« Plinius in seiner Naturgeschichte bestätigt die allgemeine Meinung von der thuskischen Herkunft der Rhätier, »Rhaetos Thuscorum prolem *arbitrantur*, a Gallis pulsos, duce Rhaeto.« Der Verfasser, alles mit seiner Brille ansehend, legt offenbar zu viel Gewicht auf das »arbitrantur,« indem er behauptet, Plinius bezeichne dadurch jene Abstammung als eine vage, unverbürgte Sage! Ist aber hier das *arbitrantur* schon überschätzt und nach eigener Deutung gedreht, so erfahren wir, daß »*haud dubie*,« gerade das Gegentheil von »zweifelsohne, außer allem Zweifel,« wie wir es sonst verstanden hätten, bedeute? — Die Bekräftigungen des Livius und des Sempronius: — »Alpinis quoque ea (scilicet Etrusca) *haud dubie* origo est, *maxime* Rhaetis. — *Omnibus* alpinis, exceptis Liguribus,

origo hetrusca est, *praecipue* Rhaetis. — Diese so bestimmten Zeugnisse involviren bey dem Verfasser gerade den entgegengesetzten Sinn: Livius erwähne zwar jener Sage von der thuscischen Abkunft der Rhätier, Er, der Vielwisser, hüte sich aber wohl, sie als eine geschichtliche Wahrheit aufzunehmen!!

Ganz gegen das Ansehen der Alten, wird es hier als unmöglich erklärt, daß die Tusker, die gerade nach Livius: »trans Padum omnia loca, excepto Venetorum angulo, qui sinum circumcolunt maris, *usque ad Alpes* tenuere,« in fremde, entlegene Gebirge (etwa gar in die Pyrenäen oder Karpathen? — sie wohnten ja dicht an den Alpen: Euganeis, qui inter mare alpesque incolebant, pulsis) geflüchtet seyn sollen, und nicht vielmehr in jene Länder, die ihrem Volke verblieben sind? Sehr natürlich, weil die neue Einwanderung sie vom Po so gut wie abschnitt. — S. 2, sind die Tusker feig und wehrlos und doch meint Livius und andere Alten: In Tuscorum jure pene omnis Italia fuerat. — Tuscorum ante romanum imperium, late terra marique opes patuere — trans Padum omnia loca etc. — Doch einige Seiten *später* kommen die Tusker wieder zu Gnaden, S. 5 sind die *Rhätier* wieder tuskischen Stammes, S. 9 wird der tuskische Name als groß gepriesen, Seite 11 diesen feigen und wehrlosen, eine »Weihe der Kraft« beygemessen, die sie späterhin nur durch Ueppigkeit verloren hätten. Die Tusker selbst beschränken die tuskischen Bergvölker (Rhätier und Tridentiner) auf den felsigen Boden ihrer Erstgeburt (soll wohl heißen ihrer ursprünglichen, ihrer ersten Heimat)? Dieser Ausdruck ist ein Gegenstück dessen, daß S. 22 Rhätien, dieses Heiligthum der Alpenvölker, »seinen überlebten Zeiten (!) unterlegen sey!« — S. 4 beklagt: »den gänzlichen Mangel an zuverläßigen Quellen und das Bedürfniß der Geschichte, als den einzigen Grund ihrer Aufnahme,« — einer Geschichte ohne Quellen? oder die man sich selbst macht, weil die vorhandenen Quellen anders lauten, als die vorgefaßte Meinung? — Im Grunde dreht sich Alles um einen vitiosen Zirkel: die Rhätier sind keine Tusker und doch wieder Tusker, aber spätere, und was man so ziemlich klar annehmen zu dürfen glaubte, die erste größere Einwanderung in das tyrolische Hochgebirg, seyen die angränzenden, von Antenor und seinen Henetern gedrängten Euganeer gewesen, ihnen seyen thuscische Stämme unter dem Anführer Rhätus gefolgt, von den Galliern gedrückt, aus dem schönen Lande zwischen dem Po und den Alpen, — in der Folge hätten celtogallische Stämme vom Norden und von

Süden in diese Hochlande hereingedrängt, das ist in der hier stehenden Auseinandersetzung neuerdings dunkler, als es je war — und diese Dunkelheit verschuldete ein einziges Wort bey Strabo, in welcher »*tenentes*« mit dem obigen »*arbitrantur*« und »*haud dubie*,« das Kleeblatt füllt. — Strabo sagt nämlich, ohne jedoch die Zeit näher zu bezeichnen: »Lepontii et Tridentini et Stoni, et alii complures populi parvi, Italiam tenentes,« das heißt, diese und noch sehr viele kleine, in Italien wohnende Völkerstämme. — So — hat diese Stelle eben gar nichts Besonderes auf sich. Der Verfasser aber setzt hinzu, diese und andere kleine Völker der Alpen, und übersetzt: »hätten einst Italien besessen,« ja sie seyen S. 7 über Italien herrschend gewesen! und nun muß man sich quälen, wann denn die Herrschaft dieser kleinen Völker über Italien Statt gehabt haben könne? — Aengstlicher als Advokaten in der Wahl ihrer Worte (wahrscheinlich aber, als hohe, klare Männer unwillig) würden die Alten seyn, wenn sie sähen, welche Folgerungen aus einem »arbitrantur, haud dubie und tenentes« herausgefoltert werden? — Wir möchten dabey an den Vansen in Göthes Egmont denken, wie er den Niederländern ihre Privilegien erklärt, »ihre Fürsten sollten nicht gedenken, noch gedenken zu gestatten,« und mit großer Emphase hinzusetzt: »Das Nichtgedenken — zu gestatten, merkt wohl, das nicht gedenken, das ist die Hauptsache!«

Daß Italiens erste Bewohner jene kleinen rhätischen Volksstämme gewesen, daß seine erste Bevölkerung ausschließend nur aus den nördlichen Gebirgen heruntergekommen, daß überseeische Kolonien aus Griechenland, aus Kleinasien, nichts dazu beygetragen, daß die Celten das älteste Volk Europas seyen rc. rc., über diese Behauptungen, die überhaupt etwas sonderbar nach Maretsch kommen, dürfte der Verfasser noch manchen schweren Strauß zu bestehen haben.

Zu wenig beachtet scheint uns auch, daß die meisten Völkernamen von äußeren Zufälligkeiten entlehnte und auch mit denselben wechselnde Appellative sind, welche die Alten für Eigennamen ansahen, z. B. Hyperboreer, Uebernordwinder, Celte und Gale, Gallier, Fremde, Franken, Flüchtlinge, Germane, Wehrmann; Cimber, Räuber, Sueve, Vandale, Schweifer, Wandler, Taurisker, Bergbewohner, Bewohner der Tauren rc. rc. — Dann, wie derselbe Name bald engeren bald weiteren Umfanges sey, bald das ganze Volk, bald nur einen einzelnen Stamm bezeichne! — Celte und Gallier ist dasselbe. — Dieselbe Stammeseinheit ist zwischen Galliern und Germanen, nur der Rhein trennt sie, sagt

Erklärung des Sueven- und Chaucen-Namens von den Schweifen, worin jene ihr Haar geflochten, und weil diese gar ehrliche Kauze gewesen und daß die Ingävonen und Istävonen, die Tribokki und Nemetes, Ingauwohner und Ausgauwohner, drey Bücher und Neumätter oder Bewohner neuer Matten und drey verbücherte, verbündete Völker gewesen seyen!! — Die Asseriates, die im Trophäum zwar gar nicht stehen, und deren Plinius K. 19 bey Istria K. und nicht 20 de alpibus et gentibus alpinis mitten unter Venetern, Cenomanen und Friaulern gedenkt (dein quos scrupulose dicere non attineat, Alutrenses, *Asseriates*, Flamonienses, Vannienses et alii cognomine Culici.) — Diese Asseriaten sind ganz sonnenklar die Passeyrer, denn »Passer« ist nur der neue Name des Bachs, als Sinkope des »Bach-Asser!« — Um recht alterthümlich zu seyn, werden wir also künftig sagen: die Asseyrer kommen, und Andreas Hofer, Sandwirth in Asseyer, wobey die Filiation von den Assyrern auf den ersten Blick da liegt und ein baarer Gewinn dieser scharfsinnigen Kombination ist! — Da möchte man wohl auch zu dem Trophäum, zu Plinius und zum Strabo sagen, wie die unglückliche Ophelia in Shäkespeares Hamlet, »hinunter ihr Schelme, hinunter, hinunter!« denn das eine bringt die Brixenten hinter die Vindeliker, mitten unter norische und helvetische Stämme, der andere nennt die Vennonen die wildesten unter den Vindelikern und zählt die Brennen und Genaunen zu den Illyriern, der andere nennt die Genaunen, Naunes, als wären sie Nonsberger und als könnte das mühsam aufgefundene Valgenein im Wippthale seines Dienstes füglich wieder entlassen werden? Beym andern trifft man die Brennen gerade neben den Lechthalern und zwischen den Brennen und den, auch im Trophäum erscheinenden Consuaneten, die Benaunen, die zuletzt nur ein Mönch des Mittelalters so schrieb, statt Genaunen! — Wirft man auf dies Alles einen ernsten Blick, so trifft das Gedächtniß beym Horaz bald nach dem: »videre Rhaeti bella sub alpibus, Drusum gerentem et Vindelici,« wohl eine Wahrheit, fester als die beyden rhätischen Ur-Burgen, Verruka und Formigar:

»Nec scire fas est omnia.« —

Endlich geht es denn doch auf das römische Straßendenkmal von Maretsch los, und da die Römer es nicht liebten, ihre neue Provinzen in einem provisorischen Zu-

stande zu lassen, sondern jenes oben erwähnte: »Romanus ubi vincit, ibi habitat« — Fecisti patriam, diversis gentibus unam, urbem fecisti, quod prius orbis erat,« durch eine Thatkraft zu verwirklichen, welche bis auf heute die Jahrhunderte in Erstaunen setzt, so war natürlich nach einer jeden bedeutenden Eroberung die Anlegung großer und fester Heerstraßen des unerreichten Volkes erstes Augenmerk.

Der Tyroler Almanach von 1805, der die beyden hier aufgeführten Wegsäulen und Meilensteine gab, welche die Gründung der Heerstraße von Altino bis an die Donau und des Seitenzuges durch Valsugan verewigen, lieferte im Eingange verschiedene, bloß auf neueren, unzuverläßigen Aufzeichnungen und auf alter Volkssage beruhende Angaben über pons Drusi und turris Drusi, und dem weit entfernten, aber auch hieher gezogenen Drusomagus und Präsidium Tiberii, dann einen, in derselben Umgegend, wie der Maretscher, beym Dörfchen Rembland unter dem Hauptschlosse Tyrol ausgegrabenen Stein, bezeugend, Tiber habe fortgeführt, was Drusus begonnen, die Via Claudia Augusta. — Weiters las man dort eine in Valsugan an der Brenta beym Paß al Marter, an der Seitenstraße der Claudia Augusta (nebst einem Musivboden, einigen alten Geräthschaften und vielen Münzen) 1745 ausgegrabene Steintafel, aus deren merkwürdiger Inschrift so viel hervorgeht, daß, als die Querstraße über Valsugan schon bald wieder ihrem Schicksale überlassen werden, und die längere, aber gemächlichere von Altinum über Padua, Vicenza, Verona und Trient in Aufnahme kommen sollte, öffentliche Denkmale und Redner, dieses in Rom verhindern sollten, und auch wirklich verzögert zu haben scheinen. — Jene Nebenstraße durch das Valsugan heißt darin sehr treffend secunda Claudia soror. — Warum der Verfasser weder jenes Remblander Steines noch dieser Tafel mit einer Sylbe gedenkt, sey es auch nur, um die sinnreiche Auslegung Montebello's in seinen Nachrichten über Valsugan zu bekräftigen oder zu widerlegen, läßt sich um so weniger erklären, als doch beyde mit den Steinen zu Maretsch und Cesio in einer so nahen Beziehung stehen, weit näher als alles, was dort im Eingange über die vermeintliche Ureinwohnerschaft Rhätiens gesagt ist.

Augustus erhabene Sorgfalt für die genaue Kenntniß und für die innere Verbindung seines ungeheuren Reichs, insonderheit durch die Anlegung herrlicher Heerstraßen, ist uns aus

Strabo und Sueton, mehr noch aus zahllosen Ueberresten bekannt. — Daß Drusus, der die mächtige Vormauer der Alpen gesprengt, und den römischen Adlern das Herz Germaniens eröffnet hat; dies Riesenwerk mitten durchs tyrolische Hochgebirge vom Po bis an den Inn und weiter bis an die Donau begonnen, Tiber es fortgesetzt, Claudius es vollendet habe, besagen jene drey merkwürdigen Steine. Es wäre doch ein ganz eigenes Schicksal, wenn gerade dieses Riesenwerk (der Remblanderstein widerspricht es sogar ausdrücklich) schon in wenigen Jahren im entschiedensten Verfall gewesen wäre, da in so vielen andern Gegenden die Römerstraßen bis auf diese Stunde den Grund der jetzigen abgeben, oder wenigstens in zerstörbaren Ueberresten heute noch sichtbar sind. — Wäre jenes Werk des Drusus von so vergänglicher Dauer gewesen, wie hätte es: »eine zweyte Schöpfung der Dinge für Rhätien »bilden, und ihm einen reichen Ersatz für alle Uebel der Welt- »herrschaft gewähren können?« — eine Behauptung, die wohl niemand zu unterschreiben begehrt.

Die chronologischen Zeichen auf diesen Säulen sind genau, und der Styl einfach und edel. Die Geschichte des Landes in jener Zeit aber macht durch sie eben keinen *weiteren* Fortschritt, noch sind andere wichtige Entdeckungen damit verbunden, so, daß man den Verfasser wohl oft, wie Wallenstein den Questenberg, fragen möchte: »Was ist der langen Rede kurzer Sinn?« — Die oben gerügte Erbsünde mancher archäologischen Untersuchung und die Ueberschätzung des eben zergliederten Denkmals (ähnlich der übertriebenen, stereotypen Bewunderung immer des Buches, das man zuletzt gelesen, und desjenigen, der zuletzt gesprochen hat), tritt auch hier ein. — Der Stein von Maretsch, der uns berichtet, Claudius habe, viam Claudiam Augustam, quam Drusus pater alpibus bello patefactis, derexserat, munit a flumine Pado at flumen Danuvium, und jener von Cesio: alpibus bello patefactis, derivavit, munit ab Altino usque ad flumen Danuvium — werden nun lang und breit, S. 29—66, ausgehämmert und gestreckt. — »Unzählig« sollen die Aufschlüsse, die Nachrichten und die Erinnerungen seyn, die diese kurze Inschrift uns bringt, »wahrhaften Genuß und herrliche Kenntnisse,« — »Livius selbst mag diese goldene Inschriften »verfaßt haben, vielleicht hatten sie sogar das unschätzbare Glück, »lang auf dem Schreibtisch des Kaisers Claudius zu liegen,« der auch hier mit allem Rechte »das Bild eines schlechten Fürsten« genannt wird. — Alpibus bello patefactis, dieser höchst

einfache, in jeder Sprache wiederzugebende Ausdruck, und das munire viam, wird als etwas ganz Uebermenschliches gepriesen, »das allein alle Begriffe der Wichtigkeit des rhätischen Krieges, »seiner Hindernisse und der Größe des Feldherrn in sich trage.« — Darin, daß es heißt: Claudius Drusi filius, und dann wieder quam Drusus pater, liegt »ein so erhabenes Gefühl »kindlicher Liebe, daß man wegen dieser Wiederholung des väterlichen Andenkens in Claudius sogar den Tyrannen vergißt!« — Aber selbst die Buchstaben müssen etwas ganz Außerordentliches seyn. — In dem viam derexserat (nicht etwa direxerat), und *at* (nicht ad) flumen Danuvium, zeigt der härtere dorische Ton und das härtere xs und t die Schwierigkeit des Unternehmens an, und läßt — das Gefühl einer außerordentlichen Härte im Gehörsorgan zurück!! — Der am Schlusse stehende Zweifel, ob diese Säulen nicht in Rom selbst gemacht, und eigens hieher geschickt worden seyen? hätte uns bald an die Frage über den Straßburger Münster bey Pfeffel erinnert, — ob er denn auch hier gebaut worden sey? Doch kam die Erkenntniß bald nach, der eine sey aus Vinschgauer Marmor, der andere aus dem gewöhnlichen Feltriner Findling. — »Hat aber Claudius, heißt es ferner, hiezu eigens zwey Künstler von Rom hieher gesendet? Oder hatten die rhätischen Alpen damals schon einen Canova, einen Pichler, einen Alessandro Vittoria?« — und die arces der Horazischen Ode präsentiren sich (wie der immer wiederkehrende Bourgignon'sche Schlachtenschimmel) zu guter letzt noch einmal, als Beweis, daß die Baukunst den Rhätiern keineswegs fremd, sondern, so zu sagen, ganz eigen war! — Doch genug, der Stein von Maretsch wird wirklich schon zur Martinswand, auf der wir dem Verfasser nur mit Schwindel nachzuschauen vermögen.

Die Ara Dianä war zwar, gleich dem Steine von Maretsch, schon durch den Druck bekannt, aber der Verfasser liest sie auf eine neue, und, wie uns scheint, überzeugend richtigere Weise. Er hat es zugleich wahrscheinlich zu machen gesucht, daß auf der Route von Veldidena nach Trient eine Station, nämlich Sublabione, anderswo, als wie bisher immer geschehen, in Sabiona, Seben zu suchen, daß sie nicht durch das Thal des Eisak, sondern der Passer, vom Zusammenflusse des Eisak und der Etsch auf das Hauptschloß Tyrol zu, durch Passeyer über den Jaufen in die Ebene Vipitenums, des nachmaligen Sterzing, gegangen sey. — Die Inschrift lautet:

IN H. D. D.
SANCT. DIA.
NAE. ARAM
CVM. SIGN. Æ.
TETUS. AVGG.
NN. LIB. PP. STAT. MA
IENS. XXXX. GALL. DF.
DIC. ID. AUG. PRAESENT. C.

Wie der Abt zu Stambs, Franz Lachemayr (hochverdient im baierisch-französischen Einfall 1705, auch sonst ein Freund von Kunst und Alterthum) diese Zeilen gelesen, verdient gar keiner Erwähnung. — Roschmann las: In honorem domus divinae Sanctae Dianae aram cum signo Aetetus Augustorum nostrorum libertus Procurator perpetuus statutae Majensibus quadragesima Gallicae dedicavit Idibus Augusti. Praesente primum consule.

Der Conte Giovanelli hingegen liest natürlicher und treffender: In honorem domus divinae Sanctae Dianae, aram cum signo aeneo, Tetus Augustorum nostrorum libertus, Praepositus stationis majensis quadragesimae Galliarum, dedicavit Idibus Augusti. Praesente Consule.

Die letzte Lesart stellt sich mit so überzeugendem Gewichte als richtig dar, daß es der weitschweifigen Rechtfertigung derselben in der That gar nicht bedurft hätte.

Ihr Alter wird sehr kurz durch zwey Merkmale bestimmt, durch das Prädikat Augustorum nostrorum, zusammengehalten mit dem Konsulat des Praesens, welches nur auf 180 nach Christi Geburt und 932 nach Roms Erbauung unter die Auguste, Mark Aurel und Commodus fällt. — Tetus, Freygelassener dieser beyden Auguste, Einnehmer der Quadragesima Gallica auf der Station Majä, hat dies Zeichen von Erz der göttlichen Diana in ihrem Tempel geweiht.

Der Auffindungsort dieses merkwürdigen Denkmals war derselbe, wie des Steins von Maretsch, der ohnferne Meran und des Hauptschlosses Tyrol gelegene Ort Thöll, dessen Assonanz mit Theloneum wir um so lieber gelten lassen, als eine große Zahl hier entdeckter Römermale derselben das Wort spricht, und er schon im frühen Mittelalter seiner alten Bestimmung einer Zollstätte treu geblieben ist.

Daß die Statio Majensis mit Majä, mit dem Kastrum und der Civitas Majensis der Agilolfingischen Periode und mit dem Majes der Urkunden Heinrichs des Voglers, der Lage nach, dasselbe sey, ist allgemein angenommen, und

ohne eine, alle ältere Historie vernichtende Skeptik, kaum zu bestreiten. Daß Majä vom Naifer Bergschutt überdeckt worden, die Bedeutung des Namens »S. Kathrein in der Scharten,« »S. Georgen am Rain, am Mayser-Rain (abgekürzt Mayrain, am Mayrain), woraus am Meran, Maran entstanden, kurz die ganze Chorographie der Gegend hat der Stambser Kapitular, Roger Schranzhofer, 1795 in seiner Predigt auf den h. Valentin, und 1805 vermehrt und berichtigt in Hormayrs Tyroler Almanach gegeben. — Daß das heutige Meran erst in der Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts als ein geringer Flecken erscheine, alsdann gleichzeitig mit der Wahl Rudolphs von Habsburg als ein geschlossener Markt, Burgum, 1320 — 1325 aber unter König Heinrich als: die newe statt an Meran, in contrada nove civitatis Merani, ist in Hormayrs Geschichten des Hauses Andechs urkundlich nachgewiesen. Darüber wiederholt der Verfasser lediglich, was sie zuerst gesagt. Seine Entdeckung ruht nur auf dem Orte Labers, das nach ihm den eigentlichen Ort jenes großen Bergsturzes genau bezeichnet, denn Labers ist so viel als labes, ruina, oder labare, ruere, jähe stürzen!?

»Majä hat seinen Namen von Majus, dem Zeus der »Tusker, oder von Maja, der Mutter Merkurs, oder von »Maja, der siebenten Plejade« (vielleicht? vielleicht auch nicht?), »und stand nach diesen Ansichten (??) schon vor der Ankunft »der Römer.« — Warum? — Welcher logische Zusammenhang ist in diesem Schlusse? — Daß der Pulverthum auf dem Küchelberge durchaus römischen Ursprungs, daß er der Rest eines uralten Kastells in der römischen Befestigungslinie gegen die Thäler der muthigen Asseriaten, das ist, Passeyrer des Plinius sey, das dürfte wohl wieder in den Bereich der dem Verfasser mit Recht so widerwärtigen »geschichtlichen Romanenschreiber« hinüberschillern? Mit Teriolis und mit dem Castrum Majä sind (nach dem Verfasser) der Pulverthurm und das in den Tagen Margarethens der Maultasche und ihres Vaters, König Heinrich, glänzende Schloß Zenoberg, nebst der gleichfalls offenbar römischen (?) Brücke, bloß zur Vertheidigung dieser Gebirgsengen bestimmt gewesen, wie dann auch noch beym Uebergange über die Etsch das alt-rhätische, von Drusus mit Sturm eroberte Formigar?! Wäre aber, meint der Verfasser, Meran doch älter, so wäre sein Name geschichtlich von Markmann, von den Markomannen herzuleiten, die auf Teriolis in Besatzung standen (!!). Habe Mähren seinen Namen von den Markomannen (?), so sey auch die Herleitung von Meran gar nicht gewagt, denn keineswegs etwa

die späteren Slaven seyen die Urheber des Namens Morawa und Morawona(!!).

Wie, wenn einem anderen Archäologen einfiele, den Sarenthalern auch einmal etwas zu Gute zu thun, sie zu den Saruneten des Trophäum zu befördern, in Teriolis die Höhen von Terlan zu sehen, und (auf diesen oder jenen Fund gestützt) zu behaupten, die Via Claudia sey nicht durch das Thal der Assériaten und der Passer, sondern der Saruneten und der Talfer, über jene Fortsetzung des Jaufengebirges gegangen, die das Penserjoch und die Schneeberger Alpe heißt, gerade auf Vipitenum, oder noch schärfer, auf die Genaunen zu, wo Val-Genein und Mauls mit dem uralten, 1589 von Hirten auf hoher Alpe gefundenen Altar des Mithra, der sich nun (mit jenen von Petronell und von Stixneusiedel aus der Umgebung Carnunts und Mutenums) im Wiener Antikenkabinet befindet?

Die ruhige und natürliche Ansicht der Sachen scheint uns folgende zu seyn:

Das fragliche, von Roschmann 1746 in seiner Abhandlung über den h. Valentin herausgegebene Denkmal der Diana, erwähnt der Station Majä, nach den Konsularfasten, im Jahre 180 n. Chr.

Zum Agilolfinger Theodo II., der 702 die berühmte Theilung Baierns mit seinen Söhnen Theodobert, Theodoald und Grimoald gemacht, und nach Rom gewallt, kam S. Corbinian aus Chartres 716.

Herzog Grimoald, Herr in Südbaiern und im Gebirge, beschenkte den Heiligen, als er durchaus zu den Gräbern der Apostel wollte, reichlich, und gab ihm Begleiter, »qui eum summo honore deducerent a finibus *Noricensibus* (d. i. Baierns) usque in *Italiae* partes, die aber zugleich den habitatoribus alpium circumquaque, tam *Venusticae vallis*, quam aliis mandaverunt,« sie sollten ihn, wenn er die »fines *Bojoariorum*« wieder beträte, keineswegs von hinnen lassen, ohne daß er vor den Fürsten käme.— Er kehrte wieder, und wie er »*majense castrum* intrasset« (die Burg Majä stand also noch), hielten ihn die Wächter auf, und meldeten es eiligst Grimoalden.— Aber auch die Stadt Majä stand noch. S. Corbinian betete »ad sepulchrum beati Valentini confessoris, situm in eodem castro.« Alsdann umging er die ganze Hügelreihe um die Stadt, »universam montanam *illius urbis* confinem,« fand sie gesegnet an Fruchtbarkeit und an Waldstand, und traf auch gar bald den gewünschten: »locum secretum, pervium et delectabilem, in *confinio Majensi, Cainina*,

inter duos rivulos,« das nahe Kains an der Passer, zwischen den zwey Bächlein Finele und Falmaun. Er kaufte diesen Ort und späterhin auch noch das weiter entlegene vintschgauische Dorf Kortsch (Chorzes).

Späterhin floh Corbinian von seinem neuen Bischoffsitze zu Freysing vor den Nachstellungen der Herzogin Piltrud, Witwe Theodoalds, und darauf (mit großer Mißbilligung Corbinians) Gemahlin des andern herzoglichen Bruders Grimoald, »sumto secum Clero, ad Majense castrum.«

Als Baiern von innerer Zerwürfniß und der Rache des Majordomus Karl Martell zerrüttet war (um 724), wollte der Longobarden-König Liutprand, Gemahl der baierischen Prinzessin Guntrude, auch nicht leer ausgehen, und wie Paul Diakon sagt, »Bojoariorum plurima castella cepit,« — darum als Corbinian starb, und bey S. Valentin in der Burg zu Mays ruhen wollte, »in eodem castro tunc tempore dominabantur *Longobardi*,« und wie die Diener des Mannes Gottes mit dem heiligen Leibe an den Mayser Stadtthoren angekommen, »in ipsa porta urbis a custodibus Longobardorum repulsi sunt, dicentibus nequaquam corpus viri Dei fuisse, sed *machinis* fore insidias, ut *urbem capere* potuissent,« also 730 auch Burg und Stadt Majä in voller Blüthe, und ein geschlossener, fester Ort, der nur mit Kriegsmaschinen eingenommen werden konnte.

Aribo, der Biographe und Nachfolger des Freysinger Apostels Corbinian, wußte von keiner Veränderung mit Majä. Er beklagt noch, daß die beyden edlen Apostel nicht lange neben einander im Grabe Ruhe hatten, und daß S. Valentins Leiche: »a Longobardorum gente de castro Majensi ablatum fuerat et in Tridentinam urbem deportatum.« — Tassilo II., der letzte Agilolfinger, von seinem Schwiegervater, dem letzten Longobardenkönig Desider, heimkehrend, erhob mit dessen Bewilligung S. Valentins Leib zu Trient, und führte ihn nach Passau. — Bald unterlagen Schwiegervater und Schwiegersohn dem großen Karl, und noch keine Veränderung mit Majä, Stadt und Burg, — aber unter dem ersten Sachsenkaiser, unter dem großen Heinrich dem Vogler, ist Majä schon ein unbedeutendes Dorf, ein Meiergut, wie Kains und wie Kortsch. Der Freysinger Bischof Wolfram klagt, daß dieser Lieblingsbesitz S. Corbinians seiner Kirche entfremdet worden sey: »Majes et Chorzes et Chainines — — in pago Venusta, Comitatu Pertholdi —« und Heinrich schafft sie ihm wieder, und von nun an erscheint das unbedeutende Dorf Majä oder Mays in meh-

reren Freysinger und in zwey Churer, dann in einigen späteren Marienberger und Trientner und auch in einigen Urkunden im Etschlande begüterter baierischer Klöster.

Demnach ist es kein Wunder, daß der Untergang der, vom Jahre Christi 180 bis in die zweyte Hälfte des achten Jahrhunderts, bis in die letzten Tage der Agilolfinger urkundlich erweisbaren Station, Burg und Stadt Majä von mehreren auf die erste Zeit, als Karl der Große unmittelbar über Baiern herrschte, vermuthet worden ist? — In den Chroniken ist freylich nichts davon aufgezeichnet. Die Kometen am Himmel waren ihnen merkwürdiger, als was auf der Erde geschah. Es braucht nur einer geringen Belesenheit in den Jahrbüchern des früheren Mittelalters, um sich zu überzeugen, wie ganz und gar vergeblich man derley Aufzeichnungen dort nachspüren würde? — Die Wunderseen und die weiten unterirdischen Höhlen in den karnischen Alpen und in Mähren vereinigten alles, was die stumpfeste Aufmerksamkeit reizen konnte. Sie veränderten mehrmals plötzlich die ganze Gestalt der Umgebung. Manchmal in großen Gefahren dienten sie einer zahlreichen Bevölkerung zum Mittel der Flucht oder der Verborgenheit, und wie würde man sich irren, glaubte man darüber in den dortigen Chroniken Aufschluß zu finden?!

Wenn Teriolis beyläufig auf dem Platze des heutigen Hauptschlosses Tyrol steht, und die Citadelle war Majä, die eigentliche Stadt und die Thöll (wo der Stein von Maretsch, wo dieser Altar der Diana und überhaupt sehr viele Ueberreste der Römerwelt gefunden wurden), in der Römerzeit wie im Mittelalter und in der neuesten zugleich die Straße ins Vintschgau sperrend, die angemessenste Zollstätte war, so haben sie alle ihre Bestimmung vollkommen erfüllt. — In den frühern guten Zeiten der Cäsarn war für diese Gebirgsengen keine Gefahr. Aber auch späterhin, wo wirkliche Vertheidigungsrücksichten eintraten, waren Tyrol, Mays und die Thöll ganz so gelegen, um einen gemeinschaftlichen Sperrpunkt des Passer- und des oberen und mittleren Etschthales zu bilden. — Das Lager oder die Citadelle mußten immer von der Stadt fern stehen, und durch eigene Mauern, Werker und Thürme gesondert seyn (a reliqua urbe secernantur). So sehen wir nicht in, nur an einander als Stadt und Citadelle Vindobona und Fabiana, wir sehen Bojodorum und Patava castra (den Schlüssel vom Inn, Ilz und Donau), Regina castra und Rhätobona, Tauruno Classis (die Hafenstadt) und Singiduno castra (die Lagerstadt, Citadelle). So sehen wir noch in traurigen Resten das einst gewaltige Carnunt (»die große Stadt Troja«

im Munde des umliegenden Landvolks) auf einem weiten Raum ausgebreitet, und erkennen darauf noch, nebst der Bucht der Carnunter Flottille, den Wall, das Viereck, die Castra stativa mit dem zweyfachen Straßenzuge nach Vindobona hinauf, und nach Sabaria hinunter, die eigentliche Stadt oder Kolonie, das Prätorium, die Citadelle oder Burg, das Caldarium Classicorum und Militum (die Bäder der Matrosen und Legionssoldaten). — Die Einnehmer der verschiedenen Abgaben und Gefälle waren natürlich mit eingeschlossen. — Norikum kannte so gut als Rhätien die Tribute und Annonas, das Aurum lustrale und Coronarium, das Portorium oder den Zoll, die Decima, Vicesima, Quadragesima, Centesima, von welcher vorletzten uns das fragliche Denkmal, den der keuschen Diana zugethanenen Einnehmer Tetus vor Augen stellt.

Der Verfasser will nun durchaus Majä zu einer Zeit verschütten, wo es noch nicht verschüttet war. — Die Steinschrift, die gerade das Daseyn von Majä bezeugt, soll vielmehr die Zerstörung von Mays als nothwendig vorausgegangen erweisen! — Fürwahr, eine der seltsamsten Argumentationen, die uns jemals vorgekommen ist? — Und welche schlagende Gründe sind es denn, die gerade das verneinen, was uns die Quellen anzeigen, und etwas an dessen Stelle setzen, was auf gar keiner Quelle beruht!? — Die ämtlichen Kunden über die Kriegsmacht des Kaiserreichs sind überaus sparsam bis ins fünfte Jahrhundert, inmitten des grausen Verfalles, wo uns endlich die notitia utriusque imperii sehr umständlich damit bekannt macht, mit aller der Verschwendung von Namen und Titeln, wie man sie gewöhnlich einem Todten ins Grab mitzugeben pflegt. — Während im höchsten Flor, nebst den prätorianischen, städtischen Kohorten und den Auxiliaren ꝛc. nur 25 Legionen standen, sehen wir zur Zeit der großen Reichstheilung 70 im Orient, 62 im Occident, tief gesunken in der Zahl, noch viel tiefer an Gehalt. Schon die Namen der Comitatenses und Pseudocomitatenses, Equites promoti und felices, vexillatio palatina ꝛc., verrathen, weß Geistes die Kinder waren? Ein rückwirkender Schluß auf die Tage der Flavier oder Antonine wäre sehr fehlerhaft. — Wir lesen nun in der Notitia; »sub dispositione viri spectabilis comitis provinciae Rhaetiae primae et secundae. — Tribunus gentis per Rhaetias deputatae, Terolis — Praefectus Legionis III Italicae transvectioni specierum deputatae Tirolis.«

Nun geht es mit Teriolis wie mit dem Maretscher Steine. Es gibt schon wieder kaum etwas Wichtigeres

auf der Welt — und was sagen am Ende diese wenigen Zeilen: daß Teriolis eine der in jener Unglückszeit noch übrigen Burgen war, daß der Tribun, der in beyden Rhätien bis an die Donau hin vertheilten Mannschaft zu Teriolis seinen Sitz hatte und daß auch der Präfekt der dritten italischen Legion dort saß, die zum Transport der Subsistenz kommandirt war.

Daß in jener Zeit und leider schon lange Barbaren von allen Zungen und Farben im Römerheere dienten, Gothen, Quaden, Markomannen, maurische Reiter, parthische und osrhoenische Bogenschützen ꝛc. ꝛc., ist allbekannt, und auch in der Notitia zu lesen. Die Barbaren wurden nicht selten Limitanei, Vertheidiger gerade der Gränze, die sie kurz vorher verwüstet hatten, und gar wohl kannten. So die Markomannen, die vom linken Donauufer herüber Vindobona, Carnuntum und Bregetio lange genug geschreckt hatten. — In Vindobonas Nachbarschaft zeigt uns die Notitia: dalmatische Reiter, maurische Reiter, Bogenschützen zu Quadriburgium, zu Ala nova, zu Quadrato. Dann der Tribun der Markomannen, der Präfekt der zehnten Legion, der Präfekt der von Carnunt hinauf verlegten Donauflottille zu Vindobona, der Präfekt der vierzehnten Legion und der neuen liburnischen Kohorte zu Carnunt ꝛc. ꝛc.

Hier aber muß der Tribun der Markomannen ohne weiters nach Teriolis, denn es heiße ja: Teriolis, Tribunus, *gentis*, nicht etwa Mannschaft oder Volk, sondern *gentiles*, blinde Heiden, und da kein anderer Tribunus gentis vorkömmt (!!), als jener der Markomannen, so haben diese nun schon einmal ihren gesperrten Sitz bey Meran, dem sie seinen Namen gaben! — So vollkommen haltungslos dieses auch schon an und für sich ist, so erinnern wir doch auch nebenher an die Markomannen-Königin Frigidild, Schülerin des h. Ambrosius, die der große Kirchenvater aufforderte, »Suadeat viro, Romanis pacem servare.«

Weil nun aber Teriolis ein gar so wichtiger Platz gewesen, so konnte der Einnehmer der Quadragesima Galliarum nirgend anders residiren, als in Teriolis selbst (meint der Verfasser). Die dritte Legion, deren Tribun laut der Notitia auf Teriolis saß, kömmt schon einmal unter Mark Aurel, als in Rhätien wieder neu rekrutirt vor, auch die Markomannen saßen seit Mark Aurel immer auf Teriolis (!!), und nahmen S. 95 allen Platz im Pulverthurme weg. — Der Präpositus war vermuthlich nicht blos Einnehmer, sondern auch militärischer Befehlshaber (?), Präpositus

und Präfekt ist das nämliche (?). Alles, was unter Honorius und Theodosius war, war auch schon unter Konstantin, ja schon unter Mark Aurel (!!). Unser freygelassene Tetus daher nicht blos Einnehmer, sondern auch Kommandant der Besatzung auf Teriolis. Als solcher mußte er auf Teriolis selbst residiren, und — darum — muß Majä schon zwischen Claudius und Mark Aurel zerstört gewesen seyn!! Da aber die auf dem Denkmal Dianas vorkommende Benennung, Station Majä, schon einmal in die Staatsbücher eingetragen war, so wurde dieß wegen der Verlegung nach Teriolis nicht mehr geändert!!

Dieser Kettenschluß, in welchem gar kein Glied erwiesen, sondern ein jedwedes ganz falsch oder äußerst gesucht ist, um nur etwas ganz Anderes herauszupressen, als man bisher geglaubt hat, dürfte leicht an und für sich eine größere Seltenheit seyn, als der ganze Altar der Diana? — Existirte Teriolis anders schon in den früheren Zeiten der Cäsaren, obwohl es den Reisebüchern und Tafeln und sonstigen Quellen ganz unbekannt, und nur in der späteren Notitia genannt ist, warum sollte denn nicht (nach den oben aufgezählten Beyspielen) Teriolis die Citadelle, Majä die Stadt, Thöll, Thelonium, seiner Lage gegen das Vinschgau wegen, die Zollstädte gewesen seyn? — Gerade das Denkmal, das die Existenz einer Station Majä beweist, soll die, der Errichtung dieses Denkmals bereits vorausgegangene Zerstörung von Majä beweisen!? — Wandelbareres, als die Bestimmung des römischen Soldaten vom Euphrat bis an den Wall der Britannen, vom Nil bis an die Weser, läßt sich wohl kaum etwas denken, eben so auch der Wechsel der Titel und Würden von August bis Diokletian, und nun vollends die abgeschmackten Kourtoisien der Konstantinischen und Theodosischen Zeit! Der Verfasser verschweigt zwar jene, das Daseyn und die Blüthe einer Stadt und Burg, Majä, in S. Corbinians Tagen unwidersprechlich darlegenden Stellen, fühlt aber dennoch ihren gewaltigen Druck — und wie will er dieselben entkräften? — S. Valentin suchte sich »oratoriolum seorsim, ab hominum tumultu sequestratum« (man zeigte es ja noch im uralten, eingefallenen Thurm von Neuberg oder Trautmannsdorf) »corpus ejus in ecclesia sua sepultum est, — — in Castro Majensi. — Folglich meint der Verfasser, »war diese Burg ferne von aller Menschenwohnung, eine Ruine, eine Einöde, geeignet zum heiligen Nachdenken und zur Buße.«

War also bie Burg Majä wirklich eine Wüste von Thebais? Konnte der Apostel des Volkes sich wirklich in

jenem Sinne ein Bethaus suchen? — Suchte nicht auch S. Corbinian »locum secretum et pervium absque habitatoris tramite?« und wo fand er ihn? In Kains, so nahe der blühenden Stadt und Burg Majä, in welcher S. Valentins Grab?

Der letzte Nothnagel, da alle Stricke reißen, ist der Wunderruf von S. Valentin, der Wallfahrter von allen Enden herbeygezogen habe, und die weltbekannte (!) Frömmigkeit der Longobarden (der argen Feinde des römischen Stuhls und lange hartnäckiger Arianer), die zur Sicherheit dieses Schatzes die zerstörte (?) Burg Majä in so weit wieder hergestellt hätten, daß sie die nöthige Wache beym heiligen Leib aufnehmen, und diesen gegen einen jähen Ueberfall wahren konnte!? — Wer die obigen Stellen der Legende S. Corbinians auch nur flüchtig liest, bedarf keiner weiteren Bemerkung. Niemand hat Majä damals schon zerstört, als der Verfasser. Der Longobarden König, »Bojoariorum plurima Castella cepit,« und darunter auch Majä. — Daß der Sänger Venantius Fortunatus, der von Agunt und vom Pusterthale sagt:

Per Dravum itur iter, quo se castella supinant
Hic montana sedens in colle superbit Aguntum —

von Majä nichts anderes zu sagen weiß, als:

Inde Valentini benedicta templa require.

»beweist ja augenscheinlich, daß zu seiner Zeit kein Kastell, »ja nicht einmal ein bedeutendes Gebäude zu Majä »gewesen sey.«

Wer sollte denn zwischen der Reise des Venantius (des Freundes Gregors von Tours, des Geschichtschreibers der Merovingen) und der Reise S. Corbinians in aller Geschwindigkeit eine Stadt und Burg Majä aufgebaut haben, nur dem Verfasser zu Liebe? — Was ließe sich mit solch vereinzelten negativen Induktionen nicht alles aus der Historie hinausmanövriren? — Was zu viel beweist, beweist gar nichts. — Würdigte etwa Venantius (ein geistlicher Sänger, dem auch in der vindelicischen Augusta nichts merkwürdiger ist, als die »ossa sacrae Martyris Afrae,« wie zu Majä, Valentini benedicta templa) das hochwichtige Teriolis einer Sylbe? oder Vipitenum, oder Veldidena? oder irgend einen andern Ort, als höchst zufällig, Agunt, die Drauquelle und seine Einbruchsstation?

Die auf dem Cesier, Maretscher und Remblander Stein erwähnte via Claudia Augusta ging von Trient nach Vipiteno folgendermaßen.

Nach dem Antoninischen Itinerar: — Tridento M. P. XXIV. Endide M. P. XXIV. Sublabione M. P. XXXII. Vipiteno. — Nach der Theodosischen oder Peutingerschen Tafel: — Tridente M. P. XXXX. Ponte Drusi M. P. XIII. Sublabione M. P. XXXV. Vipiteno.

Neben dem Präfekten der zum Transport der Lebensmittel durch beyde Rhätien vertheilten dritten Legion zu Teriolis zeigte sich noch ein zweyter zu Foetibus. — Der Archivar Pallhausen (der wegen seinen unaufhörlichen etymologischen Spitzfindigkeiten und als Ultra-Bavard von bergeversetzendem Köhlerglauben schon durch den Ritter von Lang und durch Andere nach Gebühr gegeißelt worden ist) findet dieses Foetibus in dem, unter Botzen, zwischen Kaltern und Tramin am rechten Etschufer gelegenen Pfaten, Schloß und Weiler; auf gar keinen Grund hierbey gestützt, als auf die Namensähnlichkeit. — Andere, die auch der Assonanz nachliefen, suchten es weit richtiger an einem der wichtigsten Uebergangspunkte des Lech, zu Pfetten, bey Landsberg im zweyten Rhätien; denn das höchst Widersinnige fiel ihnen denn doch auf, daß beyde Präfekten der zum Transport der Lebensmittel im ersten und zweyten Rhätien bis an den großen Reichslimes an der Donau vertheilten Legion, der eine zwey Stunden ober, der andere zwey Stunden unter Botzen sich auf einen winzigen Fleck sollten zusammengeduckt haben!? Unseres Ermessens sollte diese Betrachtung jedem praktischen Sens commun mehr als hinreichen, und Foetibus als Pfaten auszulegen, verkehrt genug erscheinen. — Auf diese Art könnte man freylich zuletzt »orbem in nuce« beysammen haben.

Wenn viele das pons Drusi um Botzen gesucht haben, so war ihre Meinung wohl nicht, dieses (so ossifizirt, wie viele Ideen dieser kleinen Abhandlung) nach dem Winkelmaße auf die heutige Stadt Botzen zu nehmen, deren Gestalt und Lage sich selbst seit Herzog Meinhard so sehr verändert hat, sondern dadurch den Zusammenfluß des Eisack mit der Talfer und Etsch zu verstehen, eine Kette von geschlossenen Punkten, von Formigar bis gegen die heutigen Ansitze von Maretsch und Klebenstein und den gegenüber liegenden uralten »geschäubten Thurm,« insgemein auch »Drususthurm.« Daß einer der ältesten Flecke von Botzen (auch in der Legende lebend) S. Quirins Betkirchlein und die Klebensteiner Gegend in alten Saalbüchern von Trient und von S. Ulrich und Afra ad pontes heißt, Puntys, jetzo Punteis, und der Verein zur Erhaltung der dortigen Steindämme gegen die Wuth des Wassers, die Punteiserlege, würde der

Verfasser gewiß weit höher klingen lassen, als wir es thun? — Das Dreyeck zwischen Etsch und Eisack hat seine Gestalt mehrmals durch die Fluten verändert. Sümpfe entstanden, wo einst fruchtbarer Boden war, Ortschaften, z. B. Chelre, verschwanden. Das Chorherrnstift »in der Aue« mußte nach Grieß übertragen werden, um nicht des Wassers Beute zu seyn.

Botzen selbst erscheint zum ersten Mal beym Paul Diakon, V. 36, als Alachis der Herzog von Trident (680) »cum Comite Bojoariorum, quem illi Grafionem dicunt, qui *Bauzanum et reliqua Castella regebat*, conflixit, eumque mirifice superavit.« Späterhin beschloß der von Rom und aus der longobardischen Königsburg heimkehrende Thassilo (770) eine Missionsanstalt zur Bekehrung der Karentaner Slaven zu Innichen 770 (actum in Bauzano rediente duce de Italia). Daß er sich S. 121 gerade zu Botzen zum Kriege wider die Slaven und Hunnen (!!) und dann in der Folge wider Karl den Großen rüstete, ist zum Theil wohl auch »geschichtlicher Roman.« — 787 pugna ad *Bauzana*. — In Trientner, Brixner, Freysinger Urkunden, in jenen von Tegernsee, Benediktbeuern, Weingarten, Scheftlarn lesen wir 885 Bauzana, 899 Bolzanum, 990 in venusta valle, juxta Leuna prope Bozanum, um 1011 Ruodolf comes de Bozano, 1028 Schenkung Konrads II. nach Trient mit dem Comitatu Bauzana, a Tinna fluvio ad Gargazanum fluvium, — 1010 — 1038 in Bozano et prope *castellum* quod est in ipso *vico*, 1039 Bozana, 1074 Bozan, Bozanensis Comes Oudalricus, 1154 Otto von Freysing: Bauzanum villa in Termino Italiae et Bojariae posita, dulce vinum Noricis mittens, 1120, 1265 Bozana civitas, 1208 *nova* Civitas Bozani, 1276 Burgum et Comitatus Bozani. — Ob aber Botzen auch das, in einem Gesetze Gratians vom 19. August 379 de Palat. erwähnte Bauxare sey? ist zweifelhaft, und hat nicht einmal die Assonanz für sich, außer den ersten drey Buchstaben und dem Umstand der Nähe von Trient, wo Gratian am 4. August ein Gesetz datirte. — Jedes Direktorium enthält zahllose Beweise, in welchen Nestern alte und neue Kaiser sich oft und bald wegen eines zufälligen Ueberdranges von Geschäften, bald wegen Erkrankung, auch lange aufgehalten, ja sogar in elenden Hütten den Tod gefunden haben. — Bauxare kann eben so gut ein uns unbekannter Ort seyn, wie Vicus Augusti, das der Verfasser ganz willkürlich nach Auer setzt, aus dem akustischen Grunde, weil Gratian dort am 13. August die Verordnung de *auro* coronario gab!? — Eben so gewagt ist es, Trev. und Triv., wo Gratian Gesetze

gab, wenn es auch nicht Treviris, Trier (damals ein so wichtiger Platz) wäre, geradezu für Trient zu erklären.

Orte lateinischen Klanges sind Salurnis, Endidae, Castellum Foederis, — im Sumpfe von Auer bis über Leifers, wie zwischen Botzen und Formigar (Firmian, Sigmundskron), mag mancher Ort allmälich verschwunden seyn? besser als das selbstkonstruirte monticulus, planities (Montiggl, Planitzing). Die Entfernung Botzens von Cardaun ist in keiner Rücksicht der Erwähnung werth, und der Vergleichung der vermeintlichen Vertheidigungslinie an der Talfer, Passer, Eisack und Etsch, mit dem Riesenwerke des Reichslimes der Donau — Salus reipublicae Danubius — thäte wahrlich noth, ein si licet *maxuma* componere *minimis* beyzufügen.

Nun regt sich wieder das Bestreben, etwas ganz anderes zu sagen, als die bisherigen Geschichtsforscher, und durch diesen Erfindungsgeist in Erstaunen zu setzen. — Die Station vor Vipiteno heißt Sublabione. Andere Codices schreiben sie Subsabione. — Die allgemeine Meinung nahm das (gleich Teriolis, Formigar und Verruca) auf einem gesonderten, das enge Thal sperrenden Hügel gelegene Sabiona, Seeben dafür an. — Civitas Sabiona, Gentilium habitatio, plena cultus daemonum, in provincia Noricorum vulgo Bavaria, heißt es in der alten Legende S. Kassians. — 985 episcopalis urbs Sabienna, 986 episcopatus Sabionensis, Sabiensis, 1027 Clusae *sub Sabiona*, 1028 Clusae in loco Sebona, 1040 und 1057 Clusae *sub Sabione*, 1043 Sebonensis episcopus Poppo — transitus per angustias montium per clausuras *sub Sabione* et Senars — muta und tellonium in clusa *sub Sabione*, 1259 in castro Sabione, 1262 in clusa sub Sabione, sprechen die von Resch und Hormayr herausgegebenen Urkunden. Der Verfasser aber, aus lauter Liebe für Unter-Labers, ignorirt geflissentlich die zahlreichen bischöflichen und Kaiserurkunden, die das *sub Sabione* haben, denn ganz unbekannt können sie ihm wohl nicht seyn, so wenig auch das Mittelalter seine Sache ist? — Ist also, wie man bisher glaubte, das *sub Sabione* des Mittelalters identisch mit dem *sub Sabione* des Itinerars und der Tafel, so wäre die Straße, wie heut zu Tage, von Botzen über Cardaun durch das Eisackthal zu den Brixenten, auf den Höhen von Brixen, Schabs und ad pontem pendentem hinaufgegangen. Die Römer müssen sich den Eisack, den sanguine nigro decolor infectus, testis Isarcus aqua, doch gut gemerkt haben? Das Trophäum und die Schriftsteller ken-

nen die Isarkos gar wohl. — Dieses aber wird hier heftig widersprochen, als wäre das Eisackthal bis ins vierzehnte Jahrhundert nicht befahren worden, denn der sogenannte Kuntersweg (ein Werk, wie des Einsiedlers Günther »goldener Steig« bey Passau am Böhmerwald, und des Münchner Bürgers, Heinrich Bart, Straße durch die Schluchten des Kesselberges längs dem schauerlichen Wallersee), dieser Kuntersweg sey erst unter König Heinrich entstanden. Aber die Urkunden sagen nichts von einer ganz neuen Unternehmung, sondern es heißt: »Im Jar Christi 1315, als König Hainrich in Ty»rol kommen, hat Er Heinrich den Khunter, Burger zu »Botzen, Katharina, seiner Hausfrau, vnd allen Iren »Erben, Söhn und Tochter verliehen auf ewigkhait den Weeg »bey dem Eysackh zwischen Botzen und Trostburg, »das sie demselben sollen richten und machen von den zollge»fellen, so hernach beschrieben seyn, alls von einem Rosso von »Lamperten soll man geben ein zwanziger, ist ain kreizer« rc. rc. Solche Zollverleihungen zur Wiederherstellung längst gewohnter, aber durch allerley Elementar= und andere Zufälle verfallener Straßenzüge haben wir in Menge. — Der Weg über das Rittengebirge ist uralt. — 880 Ritanus mons, 1070 — 1080 mons Ritine, Ritenori comitatus. — Schon unter den Ottonen, schon unter den Saliern, nicht erst unter dem großen Stauffen, Friedrich Barbarossa, war das Rittengebirge der Zug der Heerfahrten gen Italien und Rom. — Konrad II. fertigte 1. Juny 1028 *in monte Rittena* in loco Fontana frigida, die berühmte Schenkung der Grafschaften Vintschgau und Botzen, cum foresto in monte Rittena, an das Hochstift Trient und dessen Bischof, seinen Kanzler Udalrich. — Hier so wenig als in Vintschgau ist ein Mangel an Römermalen. — Hospitäler entstehen, die deutschen Ritter nehmen Sitz, der große Barbarossa gibt der Kanonie Neustift, die »in loco antea inculto et horrendo, in capite omnium platearum entstanden, ut undecunque venientes habeant, ubi caput reclinent,« eine Marktgerechtigkeit zu S. Ottilia bey Lengenstein auf dem Ritten, »ad commoditatem pro deo peregrinantium.« — Das oben angeführte römische Meilenmaß ist das einzige bedeutende Bedenken. Aber ist dieß der einzige Fall, wo das Meilenmaß durchaus nicht zu vereinigen ist? — Gebrechen der Abschrift tragen auch ihren Theil der Schuld hieran.

Sub Sabione lesen wir in vielen Haupturkunden. Daß der Verfasser S. 140 dieß ganz ignorirt, zeigt nur dieselbe fixe Idee. Er kennt 901 einen Ludwig den Baiern (!!), auch ein

Sebana des ungenannten Dichters bey Mabillon, wo es doch nur um des Reimes willen steht, damit *Sebana* und vallis *noricana* zusammenpassen. — Subsabione läßt er gar nicht zu, sondern nur Sublabione. Labes und labare bedeuten allerdings einen jähen Sturz, bey Labers geschah der Sturz des Naiferberges, also ist Sublabione, Unter-Labers, denn sub ist unter, und Labers lautet freylich beyläufig wie Labes. Nach Pallhausen hingegen ist Laber ein Flußname, und heißt: rauschen. Man hat also die Wahl zwischen Stürzen und Rauschen.

Im Antoninischen Reisebuche, wie es auf uns gekommen, sind bey weitem nicht alle Mittel- und Nebenwege und Abkürzungen verzeichnet. Ja mehrere nahe Beyspiele aus Oesterreich und aus Ungern zeugen, daß selbst mehrere Strecken der dort angegebenen sehr besuchten Hauptstraßen in einzelnen Momenten durch andere Zwischen-Mutationen surrogirt worden sind. — Die Vintschgauer Straße mit der Pusterthalischen, eine höchst wichtige transversale Verbindung, durch die Eisackstraße und durch jene über den Jaufen, zu einem herrlichen Ganzen vereint, ging immerdar bey Maja und bey Theloneum vorüber. — Daß das Jaufengebirge sehr früh eröffnet gewesen, bleibt nichts desto weniger wahr. Als fahrbare Straße jedoch behauptet dieß der Verfasser selbst nicht. — Aber daß das Eisackthal gerade auf der einzigen Strecke, wo dieser Fluß einigermaßen bedeutend wird, bis auf die allerletzten Zeiten von den Römern unbesucht geblieben, daß nur »Marentius, weil er so leichtsinnig war,« diesen Zug eröffnet haben soll? ist wieder fixe Idee. — Die Straße durchs Pusterthal von Aquileja über Sebatum, Vipitenum und Veldidena nach der vindelicischen Augusta ist militärisch so wichtig, daß ihr Nutzen sich schon in den Gefahren Marbods, Hermanns und des großen pannonischen Aufstandes aufdringen mußte. So wie bey uns die Meilensäulen des Severus die häufigsten sind, weil dieser Cäsar die Erhaltung und Wiederherstellung des Straßenwesens in Rhätien, Norikum und Illyrien mit ungemeiner Thatkraft gefördert, so existiren auch unverhältnißmäßig viele Steine von Maxentius, von Avio bis auf den Paß Lueg, weil er, um Konstantin entgegenzuziehen, die Wege wieder hergestellt hat.

Wir möchten doch die Urkunden des Mittelalters kennen, wo der Verfasser 8, 143, Terlan, als: ad terricolas oder ad Teriolanos aufgezeichnet fand — und wenn? — so wäre um so mehr Terlan, Teriolis? — S. 148, 149, die für beyde Rhätien zum Transport der Subsistenz beorderte Kriegerzahl

wird auf Teriolis allein zusammengepfropft, — S. 153 kommen auch die Fokunaten nach Sterzing, da hätten wir also weit mehr, als ein halbdutzend Völker, Venosten, Brennen, Genaunen, Isarken, Brixenten, Fokunaten, Asseriaten, Pyrrusten, Saruneten auf ein paar Quadratmeilen beysammen! — Daß die, bey Cäsar, Strabo und Ptolemäus, vorzüglich aber im ersteren vorkommenden Pyrusten gar nicht ins heutige Pusterthal, sondern tief in Illyrien gehören, hat Muchar gegen Hormayr und gegen die gemeine Ueberlieferung überzeugend dargethan, so wie auch bey ihm das hohe Alter und die hohe Wichtigkeit von Aquileja schon in der vorrömischen Periode neuerdings erwiesen ward, was den hier vorgetragenen fixen Ideen über das späte Alter der abgekürzten (per compendium) Verbindungsstraße von Aquileja nach Veldidena die nöthige Zurechtweisung gibt.

Wo auf dieser Route Litamum gestanden? ist nicht zu bestimmen. Nur allein das l, das sich schon in Labes und labare so mächtig zeigt, und mit welchem Litamum und Lorenzen anfangen, mochte auf das letztere leiten. — Der Chorherr Puell, eben so voll jovialer und kaustischer Fulgurationen im täglichen Leben, wie voll glücklichen Instinktes in seinen emsigen Studien, suchte Litamum auf den Höhen von Pfalzen, und hatte beynahe siebzig Römerreste an Münzen, Waffen, Geräthschaften und Grabesrequisiten aus der frühen Zeit seiner dortigen Seelsorge beysammen. — Die Höhen von Schabs sind freylich der Schlüssel dieser Alpen und der Drehpunkt aller strategischen Operationen, so wie sie hier die nördliche Gränze des Weinstocks und der wilden Kastanien sind, so wie der nahe Brenner die bequemste Einsattlung aus den siebzig Alpenpässen ist, und seine Wässer nördlich durch die Sill dem schwarzen Meere, südlich durch den Eisack der adriatischen See zusendet. — Darum möchte man allerdings Sebatum hier suchen, hätte nicht der Verfasser einen so schweren Zwing und Bann auf das Eisackthal zu legen für gut befunden. — Was S. 179 von suevisch-alemanischen Ansiedlungen in Deutschen und Kollmann gesagt wird, verdient kaum einer Erwähnung. — Die Eisackstraße wird immer lebendiger, statt wieder einzugehen. — Vipitenum war noch glücklicher als Majä, dessen Stadt und Burg bis in die Tage der Agilolfinger den Unbilden der Zeit widerstand, Vipitenum sehen wir noch unter Ludwig dem Frommen, denn Quartin, ein freyer Gutsbesitzer nationis Noricorum et Brennariorum schenkt 828 dem h. Candidus in dem freysingischen Kloster Innichen, sein Besitzthum ad Vipitina *in castello* et in ipso *vico* und in den umliegenden Orten Stilves, Tar-

renten, Floins, Thains, Telves, Tschöfs, Trens, Stafflach, zu Bozen (Bauzana), Terlan (Taurlane, nichts ad terricolas) rc. rc.

Venantius Fortunatus, dessen Verse S. 102 dazu dienen sollten, zu beweisen, in Majä sey nicht einmal ein bedeutendes Gebäude, geschweige denn ein Kastell übrig gewesen, wird hier auf einmal »nicht Geograph, nicht Ge»schichtschreiber, nicht Reisebeschreiber, sondern bloß ein geist»licher Sänger, ein Fremder, der in den rhätischen Ge»birgen sehr schlechten Rath wußte, und der nur die erste Ge»stalt, die sich ihm darbot, mit dem für die Rohheit jenes Zeit»alters anmuthigen Sylbenmaß umschlang, unbekümmert, ob »es auch richtig sey?« (wörtlich, was wir oben gesagt). Auch die Straße über das Vintschgau kömmt plötzlich wieder zu Gnaden, und das seltsame Hin- und Herschwanken über die Brennen und Breonen erlaubt uns allerdings auf die ernste Auseinandersetzung ihrer Sitze und der Reise des Venantius Fortunatus im ersten Bande von Hormayrs sämmtlichen Werken hinzuweisen, von den Brennis des Trophäum, den Brennis velocibus des Horaz, den Brennis des Ptolemäus, den Brennis und Genaunis des Strabo, bis Venantius montanis aufractibus, Oenum Breonio, wie Dravum Norico und Lycum Bojoaria übersetzt, beym Paul Diakon in regione Brionum inter Eni fluvii aquas, rivulus cruoris emanat, beym Gregor von Tours, Brionas Italiae castrum, S. Corbinian a finibus Noricensibus in Breones kömmt plebs Breonensis, partibus Vallenensium und Quartin, nationis Noricorum et Brennariorum in der Karlowingenzeit, fromme Gaben nach Innichen spendet, bis zum Brennorum pagus und mons Breonius in Leibnitzens scriptoribus.

Der Schluß der Abhandlung ist sehr emphatisch und feyerlich. Sie rühmt sich, die Wichtigkeit der alten Steinschriften neuerdings erörtert zu haben. — Niemand bezweifelt sie, aber aus dem Maretscher Stein erfuhren wir gar nichts neues, und die Ara Dianä sollte beweisen, daß die Station Majä, deren Existenz sie darthut, damals schon nicht mehr existirt habe. — Majä soll hier zu erhöhter klassischer Celebrität gekommen seyn? Wir wissen nicht wodurch? — Wie ein monumentum aere perennius wird gerühmt, diese Abhandlung habe ganze Strecken aus den römischen Itinerarien gestrichen, und andere untergestellt und angetastet, was durch zwey Jahrhunderte große (!) Männer behauptet, — groß also ihre Sünde, oder groß ihr Verdienst!

Unseres geringen Ermessens, weder das Eine noch

das Andere. — Die Geschichte als Lehre und Warnung konnte dabey wenig ernten: ob Sublabione, Subsabione, Unterseeben oder Unter-Labers sey? — Ob die Straße durch das Passer- oder Eifack-Thal in die Ebene von Sterzing ging? darauf beschränkt sich im Grunde der Hauptstreit. — Das übrige ist meist de lana caprina. — Alt eingebürgerten volksthümlichen Angaben wird hie und da eine neue fixe Idee, — nicht wahren, sondern blos wahrscheinlichen Dingen werden noch unwahrscheinlichere untergestellt. — Nec scire fas est omnia. — Sehr viel antiquarische Belesenheit, viele archäologische Gewandtheit sind nicht zu verkennen. Weniger gediegen ist das geschichtliche Urtheil. Uebrigens bestätigt jeder Paragraph, daß, was im Eingang über die Erbsünde vieler archäologischen Studien überhaupt gesagt wurde, weder unrichtig, noch zur Unzeit gewesen sey. Wir sprechen hier unsere Ansicht, sine ira et studio, aus, und haben sie jedesmal motivirt. Die Verschiedenheit der Meinungen, der Umtausch der Ansichten, der Konflikt der Ideen, bringt, wie Stahl und Kiesel, hart an einander gebracht, den göttlichen Funken zu Tage. — Meubeln auf Versteigerungen tritt man sich wohl etwa aus Deference mit krähwinklichten Reverenzen und obligeanten Reticenzen ab, aber historische Wahrheiten nicht.

Die Provinzialmuseen wetteiferten seit geraumer Zeit in der ruhmwürdigen Sorgfalt für die Erhaltung, Erklärung, und (wo es möglich ist, ist dieses wohl das Wichtigste) chronologische Zusammenstellung der Römermale. — Ambros Eichhorn, Karl Schmutz, Albert Muchar, Heinrich Hermann und der verewigte Professor Wodnik thaten in den norischen und karnischen Alpen dießfalls ein Vorzügliches. — Das Johanneum besitzt bereits einen reichen Schatz, und veranlaßt zweckmäßige Nachgrabungen. — Siebenbürgen und die Gränze erfreuten in den letzten Jahren durch manchen wichtigen Fund. — Die bisherigen, höchst verdienstlichen Bestrebungen des Ferdinandeums leisten verläßliche Bürgschaft, es werde, wenn auch mit geringeren Mitteln, doch gewiß nicht zurückbleiben. — Würden nur zuvörderst des älteren Roschmann »Römermale in Rhätien« einer neuerlichen Revision unterzogen, systematisch zusammengereiht, und mit allem dem Uebergewichte der zeitherigen Fortschritte des antiquarischen und historischen Studiums erläutert, die geschichtlich oder künstlerisch besonders wichtigen Denkmale lithographirt, und somit auch dem Urtheil auswärtiger Kenner anheimgestellt, eine reiche Ausbeute neuer Ansichten wird wahrscheinlich nicht ausbleiben! — Vor allem wünschen wir Bild und Erklärung der alterthümlichen

Ueberreste auf dem ehrwürdigen Hauptschlosse Tyrol, insonderheit der mythischen Thorverzierungen, die der Eine wohl für ägyptisch, der Andere etwa gar für templerisch achten möchte? — Daß von der ägyptischen Mythe auch in Rhätien Spuren zu finden seyen, S. 77, ist um so weniger zu verwundern, als wir selben eben so gut um das cetische Gebirge, in pannonischen Stromauen und in Daciens romantischen Thalschluchten begegnen.

Dieser archäologischen Abhandlung folgt: Goswins Chronik von Marienberg, aus dem Lateinischen in das Deutsche frey übersetzt von Joseph Röggel.

Von der Urschrift dieser Chronik erhielten wir bereits bedeutende Bruchstücke in der S. Blasischen Germania sacra, Bisthum Chur, von Ambros Eichhorn, und im zweyten Bande von des Freyherrn von Hormayr »sämmtlichen Werken,« wo unter den großen Geschlechtern im tyrolischen Hochgebirge jener unechte Nebenzweig der alten Welfen abgehandelt wird, welcher als Grafen von Eppan (Piano), Altenburg, Greifenstein und Ulten, Markgrafen zu Romsberg, Ahnenfeindschaft wider die Grafen zu Tyrol trug, ihnen unterlag, und wenige Monate vor der Beendigung des großen Zwischenreiches durch Rudolph von Habsburg (1273) von der Erde verschwand.

Es ist unstreitig ein glücklicher Gedanke, Goswins überaus schätzbares Gedenkbuch auf diese Weise jedem Vaterlandsfreunde zugänglich zu machen, ohne seiner quellenmäßigen Glaubwürdigkeit Abbruch zu thun. — Die Uebersetzung ist so treu, der Ton so gut gehalten, so gleichförmig und glücklich durchgeführt, wie wir eben diesen einfachen Chronistenstyl nur etwa bey Pfister in den schwäbischen, und bey Zschokke in den baierischen Geschichten gefunden zu haben uns erinnern.

Je schärfer, und nach Zeit und Umständen feindseliger das rhätische Bergland und Volk an den Quellen des Inns und der Etsch, des Lechs und der Languart aus einander schied, hier — wie unter einem Namen, des alten Hauptschlosses Tyrol, so auch mehr und mehr unter einen Herrn sich zusammen that, so rückte der Freyheitsbund unter der Eiche von Truns seinen Gränzstein immer weiter vor in dem später sogenannten Zehngerichten- und Gotteshausbunde. Bald gewann die deutsche, bald die romanische Sprache mehr Boden, »solito inter accolas odio,« konnte man mit jenem großen Römer nur allzuoft sagen, und eben darum muß uns alles werth seyn, was hoch über die späteren Reaktionen noch aus grauer Vorzeit zu uns herüberragt, und ein möglichst treues Bild des ursprüng-

lichen vereinigten Zustandes dieser, nunmehr vielfach getrennten Gegenden zurückstrahlt.

Die im Beginne der Hohenstauff'schen Kaiserepoche gegründete Benediktiner=Abtey Marienberg liegt gerade auf dem Herde und auf dem Wendepunkte jenes Strebens und Widerstrebens. — Ihre Begegnisse müssen daher anziehende und wichtige geschichtliche Aufschlüsse in Menge darbieten. Aber sie geben auch aus reichem Füllhorn eine Folgereihe romantischer Bilder, die das ganze Leben und Weben jener eisernen Zeit in höchster Kraft und Wahrheit darstellen, und dem Historienmaler, dem Romanen= und Balladendichter die herrlichsten Stoffe liefern; — so die Flüchtlinge aus den Ebenen der Lombardey, die in diesem wilden Gebirge drüben ihre Hoffnung gefunden (tra spe), und Traspe die Burg in der neuen Heimat erbaut, — die feindlichen Brüder, — die Sühnung im heiligen Lande, und wie eben der Stifter Marienbergs, Ulrich von Trasp, Klosterbruder geworden, und sein Wappen, Schild und Helm mit dem Regenbogen einem anderen Geschlechte übergeben, seine Hauswirthin Utha, die in Palästina gestorben, und die fromme Magd Berntrud, die, als die Leiche ihrer Frau in die Heimat zurückgeführt war, in einer Zelle bey derselben ihr Leben geendigt, — das dem patriarchalischen, einfältigen und milden Ahnherrn Hartwig sehr unähnliche, gewaltthätige Geschlecht der Vögte von Matsch, aus denen Ulrich den Abt Hermann erschlagen, und darob die große Kirchenbuße thun müssen, — die offenbaren Strafgerichte des Himmels an den Raubrittern von Ramüß und Reichenberg, am Herrn von Eben, an Arnolden von Vatz, an dem bösen Viktor von Mals 2c.

Reich ist auch diese Chronik an denkwürdigen Zügen zur Geschichte der Gesetzgebung, der Sitten, des Handels, der Gewerbe und Künste. — Die Heuschrecken, die große Pest, das große Erdbeben.

Das Ganze hat so viel Interesse, daß es nicht nur eine unentbehrliche Ergänzung zur Historie Tyrols ist, sondern auch jedem Forscher der baierischen, schwäbischen und hohenrhätischen Geschichten äußerst willkommen seyn muß.

Zum Schlusse erlauben wir uns einige geringe Bemerkungen.

S. 71. Leopold I. überließ Trasp, als Graf zu Tyrol, 1687 seinem Lieblinge, dem Fürsten Ferdinand Dietrichstein, um seine Reichsstandschaft und eine katholische Virilstimme desto besser zu begründen. Im Lüneviller Frieden war von Trasp keine Rede. Es kam erst bey den Verhand=

lungen der großen Reichsdeputation zu Regensburg zur Sprache, und wurde im §. 29 des Indemnisations-Hauptschlusses vom 25. Februar 1803 der schweizerischen Eidgenossenschaft zugewiesen, der Fürst Dietrichstein aber §. 11 durch die bisher S. Gallische Herrschaft Neuravensburg an der Argen dafür entschädigt. — S. 74. Der Sammler für Geschichte und Statistik für Tyrol, V. 1, enthält zwar bereits eine kleine Abhandlung Hormayr's über die Eppaner, der zweyte Theil seiner sämmtlichen Werke aber eine möglichst vollständige urkundliche Geschichte dieses Hauses, die noch nie einen Bearbeiter gefunden. — Die ganz neuen und wichtigen Entdeckungen dieser beyden Arbeiten sind: — Die Welfische Herkunft der Eppaner, — die welfische und eppanische Grafschaft Botzen, wie denn überhaupt Tyrols Geographie im Mittelalter und seine Gaueneintheilung bis auf die Hormayrschen Untersuchungen völlig dunkel war, — das Erbe von Romsberg und Oberschwaben, — das Hohenstauffische Erbgut im Innthal, und wie die Stammreihe, so auch die Ausdehnung der Eppaner. — Das Urkundenbuch enthält gerade für die Gegenden, wovon hier die Rede ist, entscheidend wichtige Dokumente aus dem Archive von Chur, Pfeffers und S. Gallen, von Ludwig dem Frommen bis zum Anbeginne des vierzehnten Jahrhunderts.

S. 75. Wer da bedenkt, wie weit in jener Zeit die Blutsverwandtschaft und die Schwägerschaft ausgedehnt, und insonderheit, welche Ehehindernisse daraus hergeleitet wurden, folgert gewiß nicht, daß Albero von Burgeis, »consanguineus omnium supradictorum.« deßwegen vom Namen und Stamm der Eppaner, sondern nur, daß er der Mutter, Gräfin Mathilde, blutsverwandt war. — S. 85. Es wäre ein bedeutender Gewinn gewesen, die hier erwähnte Urkunde Herzog Welfs zu besitzen, doch Welfs des Oheims und standhaften Vertheidigers Heinrichs des Löwen? — Zu den Urkunden der Nonnen von Münster im Münsterthal, die Karl den Großen als ihren Stifter erkennen, hat selbst Eichhorn in seinem geistlichen Gewande und unter einer solchen Bürgschaft, wie von S. Blasien, keinen Pfad gefunden? —— S. 112. Der Mörder Ulrich von Matsch fiel wohl durch eigene Hand? Die hohe Meinung von der Wirksamkeit des westphälischen Freygerichtes (vollends für Süddeutschland) ist durch die neuesten Forschungen gar sehr gesunken.

Ueber Feßmayers Abhandlung von Herzog Stephan dem älteren von Baiern, und den ihm angeschuldeten Verlust Tyrols erhoben diese Jahrbücher (VI. 62) manche nicht zu über-

schlagende Bemerkung. — Zur Charakteristik Ludwigs des Baiern sind die Ehescheidungs-Akten Margarethen der Maultasche ein unentbehrliches Belege, und des Florianer Chorherrn Franz Kurz: Oesterreich unter Friedrich dem Schönen und Albrecht dem Lahmen, äußerst lehrreich. — S. 134 heißt es, Bischof Niklas von Trient, ein Herr von Ortenburg, habe, weil er auf böhmisch-luxemburgischer Seite gegen Ludwig den Brandenburger gewesen, »zur Strafe des verübten Hochverrathes des Stiftes Weltlichkeit verloren.« — Wir gestehen, daß wir dieser Stelle keinen rechten Sinn abgewinnen können. — Eine Achtserklärung Kaisers und Reichs wider den Trienter Bischof ist unseres Wissens nicht ergangen. Auch war damals schon die unglückselige Spaltung, da Ludwig, vom Bannfluche getroffen, mehrere Könige nach einander wider sich erhoben sah. Gegen den Grafen von Tyrol aber, gegen seines Gleichen, gegen seinen Schirmvogt und Diener konnte der Bischof von Trient unmöglich einen Hochverrath begehen! — Vielmehr wäre jene eingreifende Warnung des großen Barbarossa: die Vogtey werde gegeben »ad defendendum, non ad exspoliandum.« nirgend nöthiger gewesen. Wir lesen in mehreren Landfrieden: et ministeriales, qui in gwerra Comitis Tyrolensi contra dictum dominum suum episcopum auxilium praestiterunt, pro rapinis et dampnis illatis plene satisfaciant — — comes tyrolensis destruere debet castra in dampnum ecclesie et publicae stratae nuper edific ta etc. — Das ganze Aufkommen der alten Grafen von Tyrol war der Mißbrauch der Vogtey von Trient, mit dessen Macht sie zwar zuerst die Feinde des Bischofs niederhielten, gar bald aber nur ihre eigenen Feinde, und zuletzt sich selbst zu Herren des Bischofs machten, dessen Diener sie waren. — Jeder Vogt erhielt nur so viel Recht, als der Bischof ihm aufgetragen, oder als er von seinem Vorfahren ererbt. — Wenn man nun den Gewaltkreis der tyrolischen Albrechte mit jenem Herzog Meinhards und sofort bis auf Siegmund vergleicht, so entschleyert sich sonnenklar die ganze Stufenfolge der Usurpationen, bloß auf die Uebermacht und auf die günstige Gelegenheit gegründet. — Die Görzer haben die Vogteyen von Trient, Brixen, Chur und Aquileja (mancher geringeren zu geschweigen) in ihrer Hand vereinigt. Darinnen liegt der Hauptgrund der unverhältnißmäßig raschen Konsolidation Tyrols.

Möchten wir doch von dem belesenen und in der Darstellung nicht minder gewandten Herrn Röggel auf dieselbe treff-

liche Weise die Klostergeschichten von Stams und Wildau, von der Neustift und von dem vollends ganz unbekannten Georgenberg (Fiecht) oder mehrere Städte-Chroniken erhalten! — Der Gewinn würde wahrlich nicht zweifelhaft seyn.

Die Monographie des Thales Stubei bildet ein interessantes Gegenstück zu jener des Thales Gröden, vorzüglich in Hinsicht des auswärtigen Handels, welcher die Bewohner dieser beyden Thäler (den Grödner mit den Fabrikaten seines Zirbelbaums, den Stubeier des Eisens) von Rußland bis Kadix und von Griechenland bis Amerika durch die Welt führt. Die Bilder der furchtbaren und fruchtbaren Natur in Stubei sind anziehend. — Sein Name wird schon unter den sächsischen Kaisern gehört, und sein ältester Herr war das, nach Wittelsbach in Baiern gewaltigste, von Burgund bis in Obersachsen und von dort bis in Karentanien an die adriatischen Küsten einflußreiche Haus Andechs, nachmals mit dem Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran geschmückt, namentlich der Zweig desselben, der auf der nahen Burg Ambraß saß. — Sämmtliche naturhistorische und statistische Daten dieses Aufsatzes sind von der größten Genauigkeit und Ausführlichkeit, ja beynahe zu ausführlich. — Lobenswürdig ist insbesondere die Sorgfalt für das Gedächtniß der, durch ihr Glück oder durch Wissenschaft und Kunst hervorragenden Söhne dieses Thales. — Ausgezeichnete Männer sind der zinsträchtigste Nationalreichthum und die weder durch Zeit, noch Ferne, noch Unglück zu schmälernde Nationalehre. — Mit Vergnügen liest man auch die Anekdoten von der Riesenstärke einiger Stubeier, z. B. der Gebrüder Tanzer.

Wenn man die europäische Wichtigkeit erwägt, welche Tyrol in der zweyten Hälfte des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bloß durch seinen Bergsegen behauptete, wie es großentheils auch darum, so wie wegen seiner Lage, der eigentliche Drehpunkt aller politisch-strategischen Entwürfe Max I. und selbst der beyden frühesten italienischen Kriege Karls V. war, wenn man die zahlreichen Ueberreste der damaligen Blüthe, die schönen Kirchen, die prächtigen Grabmäler, die ansehnlichen Gebäude, den schnellen Reichthum mehrerer Familien, die häufigen Kunstwerke, die Spuren der Wohlhabenheit und des Geschmackes in jeder Bürgerwirthschaft betrachtet, und dann wieder auf die, an den rechten Stellen gewiß noch unerschöpfte Natur des Landes hinblickt, so erwärmt die lebendige Ueberzeugung unser ganzes Inneres, daß Talente, wie Hofrath Panzenberger, Graf Brenner, oder Professor Riepel, Tyrols größte Wohlthäter werden, und

ihm die verlorne Wichtigkeit zurückbringen können, die auf alle Klassen und auf alle Gewerbe wirken muß, wenn sie sich ganz großartigen Entdeckungsideen hinzugeben vermögen!

Das verlassene Werk am Röhrer Büchel, von dem k. k. Gubernialrathe, nun jubilirten Finanzdirektor, Joseph Edlen von Senger, mit einer lithographischen Karte von 1618 durch Dionys Helfer, beschreibt uns eines dieser einst so wichtigen Bergwerke. — Auch Tyrol könnte Beyträge liefern zu jenen Klagen, die bald nachher auf den ungrischen Landtagen wider die »Augsburger« und wider ihren Einfluß auf das ungrische Bergwesen laut geworden. Die Fugger, die Hochstädter, die Welser hatten mehr oder weniger alle Unternehmungen des ritterlichen Max in ihren Händen. Der Zinsfuß erreichte manchmal eine, selbst in unsern Zeiten kaum glaubliche Höhe. — Viele Gruben Tyrols sind nicht wegen allzugeringer Ausbeute, sondern wegen zufälliger, meist politischer Ursachen aufgelassen worden. — An dem hier beschriebenen Bergwerk ist alles interessant, die Entdeckung, die Lage, der Bau, die Gewerken (meist Ausländer), die Tiefe der Schachten und manches einzelne Begegniß. — Daß durch geschichtliche und geognostische Forschung für Tyrol noch unendlich Wichtiges zu leisten sey, das macht eine ernsthafte Betrachtung des Röhrer Büchels augenscheinlich. — Ein wackerer Beytrag dazu sind auch die folgenden Nachrichten über die Gebirge von Innsbruck bis Meran und Brixen, dann von Innsbruck bis Bregenz, endlich vom Thale Eisen und einem Theile des Oetzthales, vom Domainen = Inspektor von Pfaundler. — Eben unter diese Rubrik gehören auch im zweyten Bande: die geognostische Bereisung der Alpe Mauriz bey Jembach im Unterinnthale, mit einigen Nachrichten über das Vorkommen des Schwimmsteins (Quarz nectique), ferners über den Dolomit in Tyrol; ein Schreiben Leopolds von Buch an den Domainen-Inspektor A. v. Pfaundler; endlich über Canzocolli, unweit Predazzo in Südtyrol (Auszug aus einem Schreiben des Herrn von Humboldt an Herrn Brochant v. Villiers in Paris, — Verona, den 8. Oktober 1822). Der Graf Mazari = Pencati glaubte nämlich bey Canzocolli, Granit auf sekundärem Kalk beobachtet zu haben, welche Wahrnehmung zwar von Herrn von Buch nicht gegründet gefunden worden ist. — Möchte doch die: Lettre de M. Leopold de Buch à M. de Humboldt renfermant le Tableau géologique du Tyrol méridional, Paris 1822, ehestens treu übersetzt, vielleicht mit mancher dankenswerthen Note beleuchtet, mit einem

oder dem anderen Steindruck geschmückt, in dieser Zeitschrift aus Licht treten.

Mehr als die Hälfte des ganzen zweyten Bandes füllt der Aufsatz: Anton Roschmann und seine Schriften. — Schwerlich dürfte ein sachkundiger Leser seyn, der nicht durch diese Ausdehnung an die der Dido ertheilte Vergünstigung erinnert würde, deren erfinderischer Geist, mit der kurzen Haut, in lauter kleine Riemchen zerschnitten, dennoch den Umkreis einer ganzen großen Stadt zu beschreiben wußte. — Das eigentlich Biographische, das wir von Johannes Müller oder Justus Möser besitzen, ist nicht von so aufgedunsenem Umfange, und zu diesen Geistern verhalt sich doch der hier vorgeführte, wie irgend ein stilles bescheidenes Nachtlämpchen unter dem Strohdach, zu einem Stern am hohen Himmelsdome. — Sehr boshaft und zugleich sehr ungerecht wurde vor nicht gar langer Zeit den österreichischen Provinzialzeitschriften (diesen köstlichen Hebeln fortschreitender Bildung, diesen zähen Bewahrern aller dienlichen Bildungsstoffe) vorgeworfen, »sie laborirten »sammt und sonders an der Rückenmarkaustrocknung, an planlosem »Occasionalismus, an der engherzigsten Spießbürgerlichkeit, die »ohne kräftiges Urtheil, jeden Tadel, jede bestimmte Meinungs»verschiedenheit wie eine Personalinjurie aufnehme, dagegen jede »heimatliche Glasperle andachtsvoll und gläubig für eine echte »aus dem tiefsten Grunde des Meeres verehre!« — Man kann dagegen mit Recht einwenden, die österreichische Literatur und Kunst habe vielmehr gerade mit der entgegengesetzten Erscheinung zu kämpfen, mit der bald stillen, bald lauten Manie, alles Ausländische auf den Knien anzubeten, sey es auch im Inlande längst bekannt, ja lange vorher dort entdeckt oder überboten worden. — »Kein Prophet in seinem Vaterlande!« — gerade gegen diese einzige Unduldsamkeit dürften sich die Oesterreicher am meisten zu vertheidigen haben? — Die Fabriks-, die Frag- und Kundschaftsamts-Literatur ist gegen unsere eigenthümliche Wesenheit nur durch Fremde auf einige Zeit bey uns eingeschwärzt worden, aber sehr bald wieder einem kompakteren, ernsteren und würdigern Streben gewichen. — Dabey hat sich nur zu oft, bald hier, bald dort, ein hämisches Unvermögen geoffenbart, heimisches Verdienst anzuerkennen, ja auch nur zu ertragen, ein dringendes Bedürfniß, es (bald aus Wohldienerey, bald aus Selbstdünkel) zu ignoriren, es ja nie zu citiren, und immer nur die Urquelle zu nennen, obgleich sie nur dort zu finden und auszuschöpfen war.

So verwerflich nun auch diese höchst kleinliche Sinnesart an und für sich ist, so läßt sich doch auch auf der andern Seite

schwer verkennen, daß eine solche Ausspinnung zwar recht emsiger und lobenswürdiger Kompilationen mit allen ihren endlosen Wiederholungen, wenn sie »modum et mensuram« überschreitet, die überaus wünschenswerthe lange Fortdauer solcher Zeitschriften und die Gerechtigkeit, die selbst das Ausland ihnen schuldig ist, ohne alle Noth kompromittire, indem ein solcher didonischer Versuch höchstens ein Familien=Interesse haben kann, nur zur Noth ein provinzielles, außer der Provinz aber nur erzwecket, daß bey unserem, ohnehin so ziemlich frivolen Zeitgeist, die Hefte ungelesen bey Seite gelegt werden, und als sogenannte »Krebse« wieder zurückgehen.

Weit mehr würde eine nüchterne Ausscheidung dessen an ihrer Stelle seyn: — Worin bestehen die eigentlichen Entdeckungen dieses Mannes in der Vaterlandsgeschichte? — Dasjenige, worin er von allen seinen Vorgängern abgewichen ist? dasjenige, worin alle seine Nachfolger ihm beypflichten müssen, und nur auf die von ihm zuerst gelieferten Quellen und auf seine kritische Benützung derselben fortbauen konnten? — Der Leser wird hier nicht verschont mit den allergeringfügigsten Details, mit dem Unterschiede von Kandidat und Licenziat, mit keiner zu irgend einem Privatfest oder Disputation entworfenen Inschrift vom schlechtesten Geschmack (wobey es viel besser gewesen wäre, den Namen Jean Pauls gar nicht zu nennen). — Ja sogar, daß Roschmann zierliche römische Buchstaben schreiben konnte, ist hier ämtlich nachgewiesen. — »Daß unter den Waffen die Gesetze und die Musen schweigen,« ist ein altes Sprichwort, aber auch nur so halb wahr, wie alle Sprichwörter und wie alle Gemeinplätze. — Die Geschichte aller Zeiten lehrt vielmehr, nicht in der Versumpfung und in der Verfaulung langer Ruhe, sondern inmitten der heftigsten Bewegung hätten sich die größten Charaktere und die besten Köpfe entwickelt, ja inmitten langwieriger und blutiger Kriege seyen weit aussehende wissenschaftliche und künstlerische Unternehmungen zu glücklicher Reife gediehen! — Vergleicht man dasjenige parteylos, was binnen eines beynahe vollen Jahrhunderts der tiefsten Ruhe (1703 — 1796), und was seit 1796 unter den Aufregungen der letzten dreyßig Jahre für Tyrol geschehen ist (was insonderheit auch das am Schlusse angehängte, höchst lobenswerthe Verzeichniß aller, seit 1814 über Tyrol erschienenen Druckschriften laut beurkundet), so hat man das mächtigste Zeugniß jener Wahrheit ausgesprochen. — Wie philisterhaft und trostlos es damals in Tyrol um die Wissenschaften, und zwar gerade an der Hochschule, an der Hauptbibliothek des Landes,

an den Unterrichtsanstalten ausgesehen habe, davon liefert diese Abhandlung die schneidendsten Belege, S. 17, 26, 39, 40, 41, 42, 43, 49, 69, 92, 127, 136, 149; dagegen auch wieder S. 56, 58 ein späterhin völlig verschwundenes Bestreben der Ersten vom dortigen Adel, in Wort und That ausgezeichnete Mecäne zu seyn.« — Die bekannte Schrift: »Tyrol unter der baierischen Regierung« (Arau, 1816), sagt S. 72, 73, das deutsche Tyrol habe damals in höherer Bedeutung gar nichts, höchstens einige fleißige Forscher der vaterländischen Geschichte, ein paar tüchtige Mathematiker und gute Naturforscher neben mathematischen Bauern und mineralogischen Dilettanten hervorgebracht, die sich mit dem Schwunge der Wälsch-Tyroler durchaus nicht hätten messen können!« — Die vorliegende Abhandlung gibt keine Proben vom Gegentheil. — Das wahrhaft Treffliche und Verehrungswürdige an Roschmann war sein Charakter, sein unermüdeter Fleiß, seine reine, uneigennützige, nicht abzuschreckende noch zu ermüdende Liebe für die Nationalbildung, sein glühender Durst nach wissenschaftlichem und Kunst-Fortschreiten, obwohl er kaum etwas davon hatte, als Undank und Unannehmlichkeiten, die sein ganzes Leben verbitterten. — »Cruciantur ubi sunt, laudantur ubi non sunt,« wendete er aus einem alten Kirchenvater auf die Gelehrten, und namentlich auf sich selbst an, und es ist wahrhaft rührend, wie er über die kleinste Unterstützung gleich wieder den lebendigsten Muth gewann, wie die Motto's mancher gelungenen Abhandlung gleichsam um Verzeihung bitten, daß er nun einmal gar so emsig trachte, seinem Vaterlande zu nützen: »Quantum alii tribuunt tempestivis conviviis, quantum denique aleae, quantum pilae, tantum mihi egomet ad studia recolenda sumo« (Cicero pro Archia, C. VI)

Roschmann ist nie dazu gekommen, irgend ein Werk der Geschichtschreibung zu liefern. — Sein Alles gehört der Geschichtsforschung an, aber noch weit schätzbarer ist er als rastloser Sammler. — Seine zwey vorzüglichsten Abhandlungen erheben, die eine Veldidena zur altesten und zur Hauptstadt von ganz Rhätien, die andere S. Valentin zu Rhätiens Apostel. — Die erstere, wenn sie auch jene hohen Titel für Veldidena keineswegs außer Zweifel setzt, bleibt dennoch sehr schätzbar durch die bis dahin noch nie geschehene Zusammenstellung aller Quellschriftsteller und Denkmale — und S. Valentin, durch die antiquarischen und geschichtlichen Bemerkungen über seine Grabstätte zu Majä, Mays, aus der allerletzten Römerzeit und aus den Tagen der Agilolfinger. — Roschmanns »Römermale in Rhätien« und seine »Römer-

kriege in Rhätien,« sind ein rühmliches Denkmal, wie er diese Zeit am umfassendsten gekannt habe, für welche freylich seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften und der ewigen Alten, seit der Flucht der Griechen aus Konstantinopel, seit Lorenzo von Medicis und Alphons von Neapel, in allen Ländern und Ländchen von Alterthumskennern und Alterthümlern am meisten vorgearbeitet war. — Daß das für Tyrol ganz vorzüglich wichtige Mittelalter, Roschmanns Sache ganz und gar nicht gewesen, wird auch in dieser Abhandlung der Wahrheit gemäß erkannt. — Alles scheint ihm darin gleich fremd geblieben zu seyn, und um nur einen einzigen Gegenstand zu berühren, der aber für die Geschichte Tyrols vom zehnten bis ins dreyzehnte Jahrhundert überall eingreift, und entweder alles aufklärt, oder alles verwirrt, die unglückliche Idee von der ursprünglichen Blutsverwandtschaft, ja Identität der drey großen Geschlechter von Andechs, von Görz und von Tyrol, und von einem bey Heinrichs des Löwen Aechtung von Baiern erscindirten Herzogthum Meran verschuldete, daß noch durch die nächsten vier Jahrzehende nichts Gründliches über diese Jahrhunderte geleistet, vielmehr nur immer der alte heillose Irrthum wiedergekäuet wurde. Dieß geschah vorzüglich von übrigens gelehrten Ausländern, welche glaubten, ihre publicistisch richtigeren Ansichten der gründlichen Lokal-Orientirung eines gelehrten Eingebornen durchaus unterordnen zu müssen. — Auch haben nicht etwa neuere Entdeckungen erst auf den rechten Weg geleitet. — Dieß ist nur durch ein schärferes Urtheil geschehen. — Die hierüber eigentlich entscheidenden Quellen von Brixen, Neustift, Benediktbeuern, Tegernsee und Trient waren Roschmann auch zu seiner Zeit zugänglich und bekannt, und schon sein Zeitgenosse, der Neustifter Chorherr Philipp Puell, ein Mann von ungleich lebendigerem Geiste und besserem Takte, äußerte 1760 und 1764 darüber eine weit richtigere, wenn schon nicht umfassende Ansicht.

Eine andere, der Historie nachtheilige Tendenz Roschmanns war jene, schon oben (gelegentlich der Legenden vom Cyrill und Method) gerügte Sucht, das Wahre und Falsche, die Geschichte und die Legendenmährchen durchaus zusammenzwingen, versöhnen und doch noch vereinigen zu wollen. — Dieß geschah, minderer Legenden zu geschweigen, vorzüglich mit jener von S. Romed, mit dem angeblichen ersten Bischofe zu Seeben, S. Kassian, und mit dem, in die Kirchenspaltung des Dreykapitelstreits verwickelten Ingenuin.

Die nüchterne und doch geniale Klarheit und der schlagende

Witz Tartarotti's stellte ihm hier einen argen Widersacher gegenüber. — Ist etwas an Tartarotti zu tadeln, so ist es wahrlich nicht, wie einige meinten, daß er zu weit, sondern nur, daß er nicht weit genug gegangen sey! — So war auch Popowitsch an natürlichem Genie und vorzüglich an Sprachkunde Roschmann weit überlegen, so wie dieser ihm an Fleiß und an leidenschaftsloser Reinheit der Absicht.

Das Urtheil über den Mithradienst S. 66 wird schwerlich noch Jemand unterschreiben wollen? Alle Stellen der Alten über den rhätischen Wein werden schlechterdings auf den eben nicht sehr köstlichen Tyroler Wein bezogen, S. 62. — Die Brixenten durchaus ins Brixenthal oder nach Brixen, so wie die Sevaces nach Schwaz hinbannen zu wollen, S. 116, darf Roschmann um so weniger übel genommen werden, je dogmatischer das Ansehen der Assonanzen in unseren Tagen wieder geworden ist, die Sevaces als Seewasserer ins Salzkammergut, die Calucones in die Klachau wandern, und nach einer varianten Lesart, die Ambicili oder Ambilici, jetzt Cillerthaler und jetzt wieder Lechthaler werden mußten!! — Mit Gegenständen, die außer dem Umkreis des Ländchens lagen, wie z. B. mit der Genealogie der Grafen Harrach, oder wo das fragliche Bild aus der Gesetzgebung, aus der Verwaltung und Verfassung, aus dem geselligen Leben ꝛc. nicht schon vorhanden, sondern erst musivisch zusammenzusetzen war (was von historischer Komposition und Konstruktion immer noch weit entfernt ist), da wollte Roschmanns Divinationsgabe durchaus nicht zureichen. — Sehr vielen Dank verdient sein redliches Bemühen, über die Kunst und über die Künstler Tyrols alle erdenklichen Notizen zu sammeln, wobey nur zu bedauern ist, daß gerade die reichhaltigste Epoche, jene von Max I. bis auf den Hoch- und Deutschmeister Maximilian, im Verhältnisse zu den übrigen dürftiger ausgefallen, und das gleichzeitige Einwirken der deutschen und italienischen Schulen nicht genug berücksichtiget ist. — Des verdienten Mannes Sohn, der 1806 verstorbene geheime Archivar, Kassian Anton von Roschmann, war dem Vater keineswegs zu vergleichen, und hat in seiner »Geschichte Tyrols« nur die Früchte seines vieljährigen Fleißes benützt, ohne mit den ungemeinen Fortschritten der Geschichtswissenschaft (1760 — 1792) gleichen Schritt zu halten. — Wo der Vater mit Auszeichnung vorgearbeitet hatte (wie in der Römerzeit), eben da sind auch die guten Stellen in des Sohnes »Geschichte von Tyrol,« und wo des Vaters Forschen und Wissen unzureichend erschien, wie im Mittelalter, da sinkt auch der zweyte Theil jener Geschichte Tyrols manchmal unter alle Kritik —!! ja Kassian von

Roschmann sagt in diesem 2. Th. selbst, die seither erschienenen Quellen hätten zwar die ganze Stellung und Gestalt der Sachen verändert, allein das Buch sey schon einmal fertig gewesen, und so habe er denn doch die Ausgabe nicht verzögern wollen! — Aus der in den vaterländischen Blättern 1808 erschienenen Geschichte des Staatsarchives ist bekannt, daß seit dem Tode des Hofraths Rosenthal 1779 in das wissenschaftliche Fortschreiten desselben ein mehr als zwanzigjähriger Stillstand eingetreten sey. — »Die Prüfung der Westenriederschen Geschichte von Baiern für die Jugend und das Volk,« ein kleines Büchlein von wenig Bogen, ist von den Schriften des jüngeren Roschmann die beste, in sofern sie manchen wesentlichen Irrthum berichtigt, und einige, bisher noch unbekannte, bedeutende Urkunden liefert. — Aber jene politischen und publicistischen Kontroversen haben auf der einen und auf der andern Seite der Geschichte ungemein geschadet, und ihre Freyheit und Unbefangenheit gar sehr gefährdet. — Den Schluß dieser Prüfung: »wenn das eine Geschichte für die Jugend und das Volk sey, so wäre es besser, daß nie eine geschrieben würde,« könnte man vielmehr gegen die Roschmannische anwenden, denn in Westenrieders Buch ist (bey manchen hyperpatriotischen Verirrungen) doch eine bestimmte edle Richtung, ein warmer Styl, ein Geist und eine Seele.

Daß die anerkannt ruhmwürdigen Leistungen des 1810 eingegangenen tyrolischen Sammlers durch die gegenwärtige Fortsetzung desselben, durch die Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg, sehr bald erreicht, ja überflogen werden dürften, dafür bürgt uns der wackere Kern von Männern, die sich dafür treu verbündeten, der zeither immerfort vermehrte Reichthum der »Bibliotheca Tirolensis,« dieses schönsten Nationaldenkmals, dafür bürgt der bis in die fernsten Thäler dringende patriotische Geist des Forschens und Sammelns, der bereits gute Früchte trug, und selbe in geometrischer Progression fortan tragen wird, endlich jene edle, für die gesammte Heimat sowohl, als für den Einzelnen rege Sehnsucht: Memoriam nominis, quam maxume longam efficere!

»Unter allen Völkern ist dieses Volk das wunderbarste — und weiß es nicht!« — schloß einst der große Johannes Müller eine kraftvolle Einleitung seiner unsterblichen Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft. — Dasselbe, was er von seinem Mutterlande spricht, und aus denselben Anlässen könnte auch auf Tyrol angewendet werden in allen seinen verschiedenen Sprachen und Sitten, Vorzügen und Bedürfnissen, klimatischen und konventionellen Anomalien, nicht unberühmt in den Römertagen, aber die vollständigste Musterkarte des gesammten Mit-

telalters, — gleich der Rinde des Baumes, Jahr für Jahr, die sich immer sieghafter über die Freyheit der Einzelnen emporarbeitende Territorialhoheit nachweisend, — Engpaß, Scheidewand und Vormauer unter den Adlern Roms und unter den Adlern Napoleons, — nur in die Oekonomie eines mächtigen Staates passend, der seine Armuth zu vergessen vermag über seiner politisch-strategischen Wichtigkeit, — ein Synonym der Treue, — in dem Orkan der Reformation, zu Rom, als »die Zunft Benjamin« gepriesen (wie das gleichfalls stets katholische Baiern als die Zunft Juda), in den größten Gefahren Oesterreichs, jedesmal in einer glorreichen Rolle, — im dreyßigjahrigen Kriege zwischen Wallensteins Ermordung und der Nördlinger Schlacht, — im spanischen Erbfolgekriege, als Max Emanuel, Vendome und Rakoczy nahe daran waren, sich zu vereinigen, — in Theresiens höchster Noth, wo die Ungern und die Tyroler sich erhoben, während Karl VII. ohne Widerstand und Widerspruch, zu Prag, König von Böhmen, zu Linz und S. Pölten, Erzherzog von Oesterreich hieß — und wie erst in dem, alle früheren Anstrengungen überbietenden Jahr 1809, wo dieses Völklein in der allgemeinen Nacht des Fremdlingsjoches, zum Trotze dem Indifferentismus, der keine andere Legitimität kennt, als die des Sieges und des Beutels, keinen andern Herrn, als den jeweiligen Brotherrn, und diesem handgreiflichen Egoism gerne die wächserne Nase stoischer Tugend ansetzen möchte, seine Kräfte zuerst recht kennen lernte, wo es, — — doch warum nicht aus Feindes-Mund, aus dem Munde eines, als Krieger, Staatsmann und Schriftsteller ehrenwerthen Mannes es hören? — »ceux qui n'avaient d'abord que *dé-»ploré* le sort de leur patrie, prenaient la noble résolution, »de le *venger!* — — — un semblable courage, un sem-»blable dévouement animaient *tout un peuple* pour la cause »malheureuse de l'Autriche! — Il est impossible de ne »pas arrêter nos regards sur cette *province intrépide, qui »cernée de toute part et abandonnée à elle-même* dans les mo-»mens critiques, n'en montrait que plus d'ardeur et de zèle »pour le parti qu'elle avait adopté!« und der das Gewicht und die Folgen jener heroischen Anstrengung gar wohl empfand, und sie offen aufzählt und darein setzt: »d'interrompre »les communications de l'Italie et de l'Allemagne, d'orga-»niser *une Vendée* depuis les bords de lac de Constance, le »Vorarlberg, la Valtelline jusqu'aux portes de Salzbourg »et de préparer aux armées françaises *de difficultés presque »insurmontables, si elles eussent perdu la bataille de Wagram!*«

Art. V. 1) Heinrich Meyers Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen, von ihrem Ursprunge bis zum höchsten Flor. Erste Abtheilung, den Text enthaltend, 320 Seiten. Zweyte Abtheilung, die Anmerkungen enthaltend, 260 Seiten. Dritte Abtheilung, enthaltend: Sach- und Ortregister, Verzeichniß der angeführten alten Künstler. Dresden, in der Walther'schen Hofbuchhandlung. 1824.

2) Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. Von Friedrich Thiersch. Erste Abhandlung, Einleitung und älteste Epoche enthaltend. Vorgelesen in der k. Akad. der Wiss. zu München am 28. März 1816. Zweyte Abhandlung, die Epoche der Kunstentwicklung enthaltend. Vorgelesen am 12. Oktober 1819. Dritte Abhandlung, die Epoche des vollendeten Kunststyles enthaltend. Vorgelesen am 28. März 1825 (im Ganzen 96 Seiten Text, 128 Anmerk.). München, in Kommission bey Joseph Lindauer.

Der Verfasser dieser Recension will versuchen, den Zustand darzustellen, in welchem sich die griechische Kunstgeschichte gegenwärtig befindet, die Leistungen der neuesten Schriftsteller in diesem Fache zu charakterisiren, und ihr Verhältniß zu der früheren, und — wenn es möglich — auch zu der wünschenswerthen Gestalt der Wissenschaft einigermaßen zu bestimmen.

Es ist nicht möglich, von griechischer Kunstgeschichte zu reden, ohne zugleich auch von ihrem Schöpfer, Winkelmann, zu sprechen. Je mehr man sich in die Zeit zu versetzen sucht, in welcher Winkelmann aufstand, um so wunderbarer erscheint der Geist des Mannes. Die Beschäftigung mit den Kunstwerken des Alterthums war fast bis auf seine Zeit bloße Liebhaberey oder eine todte Antiquitätenkrämerey gewesen. Die Schriftgelehrsamkeit der Philologen stand zwar auf der Stufe einer unläugbaren Vortrefflichkeit, aber einer einseitigen, ihr mangelte der geschichtliche und wissenschaftliche Geist, der auch auf die Kunst der Alten hätte Licht verbreiten können. Aber Winkelmanns von dem Studium der alten Dichter genährten Geiste zeugten die Steine selbst von dem Leben, aus dem sie hervorgegangen waren, reiheten sich in nothwendiger Verbindung an einander, und bildeten so das Werk einer Kunstgeschichte, die ganz auf eigenen Anschauungen ihres Gründers beruhte. Denn in ihm war außer der Liebe zum Schönen und einer eindringenden Betrachtung der einzelnen Kunstwerke auch ein wahrer historischer Sinn, der, ein natürliches und organisches Leben voraussetzend, den Zusammenhang und die Entwicklung desselben aus einzelnen Spuren und Resten wieder herzustellen weiß; und man darf sagen, daß Winkelmann auch als Historiker sehr hoch über

Männern steht, die in diesem Fache hochgeachtet werden, weil sie die überlieferten Thatsachen von neuem zusammengestellt, oder mit allgemeinen, einseitigen und unpassenden Reflexionen begleitet haben.

Bey alle dem ist dieses herrliche Werk, wie ein schöner Körper, nicht ohne mannigfaltige Flecken und Mängel. Ja man darf sagen, daß es das größte Lob der inneren Vortrefflichkeit desselben ist, daß zahlreiche Mißverständnisse der alten Schriftsteller, so wie mancherley historische Irrungen, die Wahrheit des Ganzen nicht aufheben. Auch kann man die in Winkelmann vorhandene, unbewußte Geschichtsphilosophie nicht von aller Einseitigkeit freysprechen, da namentlich auch hier die Ansicht vorherrschend gefunden wird, welche die körperliche und geistige Eigenthümlichkeit der Völker hauptsächlich vom Klima und anderen örtlichen Umständen ableitet — eine Ansicht, die, wenn auch nicht durch Beachtung der menschlichen Freyheit, doch schon dadurch beschränkt werden sollte, daß der Mensch eben so gut ein unmittelbares Erzeugniß einer höheren Natur ist, wie der mineralische Boden und die Vegetation.

Achten wir auf diese Mängel des Winkelmann'schen Werkes, erwägen wir ferner, daß erst die Entdeckungen dieses Jahrhunderts echte Werke bekannter griechischer Kunstschulen aus bekannten Perioden an das Licht gebracht haben, dergleichen zu kennen Winkelmann ganz versagt war, und daß zugleich unsere Philologie von der Form mehr in das Wesen der alten Bildung eingedrungen ist, und manchen angestrengten Versuch gemacht hat, den Zusammenhang der griechischen Sage und Dichtung, des öffentlichen Lebens und der Wissenschaft, der geistigen Entwicklung überhaupt, zu ergründen, wodurch natürlich wieder die Bildungsepochen der künstlerischen Fähigkeiten mannigfach bestimmt werden: so kann es gerathen scheinen, den Winkelmann'schen Bau als einen ersten Versuch stehen zu lassen, und aus vermehrten und bessern Materialien mit einer umsichtigeren Architektonik ein neues Gebäude aufzuführen. Auf der andern Seite kann man, in Betracht, daß schwerlich Jemanden ein so glücklicher Wurf gelingen wird, wie Winkelmanns großem Geiste, und aus Scheu vor leichtsinniger Verwerfung des wahrhaft Guten und Bewährten, an dem bisherigen System der Kunstgeschichte festhalten, und nur hie und da, wo neue Entdeckungen und Untersuchungen durchaus eine Modifikation nöthig machen, sich zu einer solchen verstehen, doch mit dem beständigen Bemühen, das Neuaufgenommene mit dem bisher Anerkannten völlig auszugleichen und zu einem Ganzen zu verbinden.

Indem wir diesen in unserer Zeit ganz natürlichen und nothwendigen Gegensatz und Widerstreit berühren, haben wir auch schon die beyden Werke, deren Titel die Ueberschrift dieses Aufsatzes bilden, in einem der wesentlichsten Punkte charakterisirt. Beyde sind von sehr ausgezeichneten Verfassern, das erstere von einem kunstgeübten Manne, der in sorgfältiger Betrachtung, vorsichtiger Prüfung und eindringender Erwägung der Produkte alter Kunst sein Lebelang so viel gethan, wie wenige unserer Zeitgenossen; das anderer von einem der geistreichsten und gelehrtesten Kenner des Alterthums, dessen lebhafter Geist in Behandlung alter Sprache, Literatur und nun auch Kunst sich von den Banden des Herkömmlichen frey zu machen, und neue Bahnen zu brechen gewohnt ist. Das erste Werk hält sich in dem Maße an das bisher geltende System, daß es demjenigen, welcher mit der Dresdner Ausgabe von Winkelmanns Kunstgeschichte *) vertraut ist, wenig ganz neue Resultate darbieten wird; das zweyte dagegen ordnet nicht nur die Perioden anders, sondern legt auch über das Wachsthum der Kunst und dessen Gründe und Veranlassungen zum Theil den früher geltenden gerade entgegengesetzte Ideen dar. Darum schienen dem Ref. gerade diese beyden Werke geeignet, als Angelpunkte der kunsthistorischen Bestrebungen unserer Zeit der folgenden Darstellung zum Grunde gelegt zu werden: findet es sich, daß seine Ansicht in manchen Stücken die Mitte hält, so bittet er, daß man eine wissenschaftlich begründete Ueberzeugung als Motiv davon ansehen möge, nicht aber den bloßen Vorsatz, die Mittelstraße zu halten — eine triviale Klugheit, die aller Schlaffheit und Halbheit zum Schilde dient.

Was nun zuerst den Ursprung der griechischen Kunst anlangt, in soferne derselbe überhaupt geschichtlich erkennbar ist: so finden wir bey Meyer die Winkelmann'sche Ansicht getreu wiedergegeben, nach der die Anfänge der bildenden Kunst bey den Hellenen durchaus einheimisch waren. Auch wird ganz richtig bemerkt, daß kaum ein Volk so roh und ungeschlacht sey, daß es nicht allerley, wenn auch immer mißgestalte, Götzenbilder hervorgebracht hätte; ja es dürfte hinzugefügt werden, daß vielmehr die Frage seyn müsse, welche Umstände bey dem vorherrschenden Formensinne, welcher dem hellenischen Volke doch einmal als charakteristisch zugestanden werden muß, die Entwick-

*) Wink. Gesch. der Kunst des Alterthums, herausgegeben von Heinrich Meyer und Johann Schulze. Von den zahlreichen Anmerkungen scheinen die, welche mehr artistischen Inhalts sind, Werke des ersten Herausgebers, die philologische Revision und einige philosophische Bemerkungen dem andern beyzumessen.

lung der bildenden Kunst so lange zurückgehalten haben, daß sie noch nach der Zeit, in welcher die höchsten Kunstwerke einer anschaulich darstellenden Poesie schon aufgestellt waren, nur noch rohe Ideale formte, und bizarre Gestalten auf Münzen prägte, als daß man im geringsten zur Erklärung ihrer früheſten Schritte fremden Einfluß zu Hülfe zu nehmen nöthig hätte. In der That, lieben Freunde, darf man zur orientalisirenden Partey sagen, so lange ihr uns nicht einen ägyptischen oder phönicischen Homeros nachweist, dem der griechische die Kunst seines Plans, die Anmuth seiner Erzählung, das Schönheitsgefühl in der Behandlung seiner Sprache, den in höchster Natürlichkeit doch so gesetzmäßigen Vers abgelernt und abgehorcht habe, bleibt all euer Ableiten griechischer Bildung aus dem Orient sehr unfruchtbar — ihr seiht Mücken und verschluckt Elephanten. Das ist das große Wunder, das ihr zu erklären habt, aber wahrhaftig nicht aus allerley orientalischen Einflüssen und Anstößen erklären werdet, daß sich aber der Sinn für individuelle Form, für charakteristische Bildung, für großartige Schönheit, der diese Poesieen durchzieht, in derselben Zeit auch schon einigermaßen im sichtlichen Stoffe aussprach und kundthat, versteht sich ganz von selbst, und nur dafür sind Gründe zu suchen, warum er erst ein halbes Jahrtausend nachher zu der Freyheit und Herrschaft über den Stoff gelangte, die er schon in jener uralten Zeit über das Material der Sprache ausübte.

Freylich sehen wir dagegen den Verfasser des zweyten Werks nun auch auf diesem Wege der orientalischen Ableitung, und finden auch bey ihm die Meinung, die nach des Ref. Ansicht aller geschichtlichen Erfahrung schnurstracks widerspricht: die vielseitige Entwicklung des griechischen Volks werde zuerst durch die Vielartigkeit der Pflanzer erklärt, die das rohe, seine Götter namenlos und in formlosen Steinen verehrende Volk der Pelasger von den umliegenden Kontinenten erhalten habe. In der That eine treffende Erklärung, wenn die Völker unorganische Massen wären, die man nur zu zerkleinen und zu vermischen brauchte, um dem Ganzen die Eigenschaften der Einzelnen in einem gewissen Grade mitzutheilen. Aber ein reiches, mannigfaltiges Geistesleben, eine vielseitig sich entwickelnde Nationalität bildet ihr auf diese Weise niemals. War nicht Indien seit uralten Zeiten eine Welt in sich, und doch unter allen Völkern des Orients das geistig reichste und vielgestalteste? Hat derjenige Theil des germanischen Volksstamms, welcher sich rein und unvermischt erhalten hat, nicht immer noch am meisten geistige Vielseitigkeit und am meisten eigene Kraft in der Behandlung

fremder Bildungsstoffe gezeigt? Es ist ein unbezweifeltes Faktum der allgemeinen Sprachgeschichte, daß die Vermischung und Verschmelzung verschiedener Sprachen zu Einer den Reichthum der einzelnen an Flexionen und Formen der Wortbildung keineswegs vermehrt, sondern bedeutend verringert, indem eine jede, weit entfernt von der andern anzunehmen, was diese mehr hat, vielmehr das in ihr aufhebt, was ihrem eigenen Baue widerspricht. Wo läßt sich aber das Völkerleben bestimmter und deutlicher erkennen, als in der Sprache? So sehr widerspricht eine organische Ansicht, wenn der Ausdruck erlaubt ist, jener mechanischen, die — wenn sie sich auch immer mit dem Namen einer großartigen, erhabenen putzt, und die entgegengesetzte nüchtern und beschränkt schilt — doch nur eine große Bildungsfabrik an die Stelle natürlicher Entwicklung setzt.

Seit nun Thiersch diese Ansicht in der griechischen Kunstgeschichte durchzuführen versucht hat, ist schon mancherley deßwegen herüber und hinüber gesprochen worden, und Ref. mag hier eben so wenig den Beweis, daß von einem Saiter Kekrops vor einer im Alterthume unter dem Namen des Theopompos umgehenden Scherz- und Schmähschrift nicht die Rede war [1]), wiederholen, wie die Argumentation Diodors für den ägyptischen Kanon, nachdem die samischen Künstler Telekles und Theodoros gearbeitet haben sollen, von neuem zergliedern [2]); dagegen will er hier den Hauptbeweis für die Ansicht von Thiersch genauer erörtern, weil dieser mit seiner ganzen Darstellung der älteren Kunstgeschichte der Griechen sehr eng zusammenhängt. — Weit entfernt, sagt der genannte Gelehrte, daß sich eine allmähliche Entwicklung der vollen Göttergestalt aus dem rohen Steinblocke durch Aufsetzen eines Kopfs, Abtheilen der Arme und Beine, Bezeichnen des Geschlechts darthun ließe, erscheinen in den Nachrichten von den alten Tempelbildern überall sogleich völlig menschlich gestaltete Bilder nach oder neben den Klötzen und Blöcken der ältesten Zeit. Wie wäre dieß zu erklären, wenn nicht hier eine plötzliche Einwirkung eines ausländischen Volks Statt gefunden, welche die Ureinwohner Griechenlands auf einmal zu der Stufe einer in gewisser Hinsicht schon reifen und ausgebildeten Kunst erhob? Ferner: diese Stufe, welche die Kunst erstiegen hatte, als jene alten Idole verfertigt wurden, blieb bis gegen Olympias funfzig, in welcher Zeit auf

---

[1]) S. Prolegomena zu einer wissensch. Mythologie, S. 98, 176. Weniger genau, wie mir scheint, handelt vom Trikaranos Voß in Seebode's Archiv, II. 1. S. 138.

[2]) S. darüber das Kunstblatt 1820, St. 79, S. 314.

einmal eine lebhaftere Bewegung eintrat, im Ganzen dieselbe; dieselbe Form des Gesichts und des ganzen Körpers wurde als ein sanktionirter Typus festgehalten: wie erklärt sich das besser als dadurch, daß die Griechen die Kunst nur als das Erbe eines anderen Volks besaßen, das sie so lange festhielten, bis ihr eigener Genius sie neue Wege eröffnen hieß? Zugegeben nun, es sey gewiß, was doch schwerlich durch authentische Zeugnisse erhärtet werden kann, daß in mehreren Heiligthümern an die Stelle roher Steinblöcke und Holzpfähle sogleich Bilder von völlig menschlicher Gestalt getreten seyen, so kann Rec. doch noch nicht den daraus gezogenen Schluß zugeben. Eros und die Chariten wurden in Böotien als rohe Steine, die Dioskuren zu Sparta in der Gestalt zweyer durch ein Querholz verbundener Balken, Apollon Agyieus bey den Doriern als konische Säule, Hermes bey den eleischen Kylleniern unter dem Bilde eines Phallus oder Pfahles [1]), sonst häufig als ein mit einem Kopfe versehener Pfeiler; Dionysos als Säule zu Theben, als Kopfbild auf Lesbos verehrt, und Athene selbst sollte den Kyzikenern einen dreyeckigen Pfeiler geschenkt haben, der als eine Reliquie der ältesten Kunst in der Halle der Chariten aufbewahret wurde [2]). Darneben aber kommen ebenfalls in sehr alten Zeiten vollständige Götterbilder aus Holz vor, die aber dafür auch oft von sehr grotesker und ungeschickter Gestalt waren, wie das von den Proetiden verspottete argivische Herabild und die delische Leto, über die der düstere Parmeniskos zu lachen nicht umhin konnte. Hieraus scheint dem Rec. nun weiter nichts zu folgen, als daß der alte Grieche als Gegenstand der Verehrung zunächst nur ein signum dei forderte, welches ihm eine lokale Anwesenheit der Gottheit bezeichnete, und dem auf mancherley Weise Ehre erwiesen werden konnte, das übrigens nur durch die daran geknüpfte Idee bedeutungsvoll war, nicht aber durch die Form der Darstellung. Während man sich nun an manchen Orten immerfort mit solchen einfachen Zeichen der Götteranwesenheit begnügte, versuchte man in andern Gegenden etwas

---

[1]) Pausan. VI. 26, 3. Artemidor Oneirokr. I. 45, vgl. Reiff. p. 257. Zoega de Obeliscis. l. III. Diese phallische Darstellung geht offenbar von dem arkadischen Kyllene, dem Geburtslande des Hermes, aus, und darum glaube ich, daß die τετράγωνοι Ἑρμαῖ, bey denen das αἰδοῖον stets eine Hauptsache war, besonders hier zu Hause waren, obgleich ich weiß, daß in historischer Zeit die Hermoglyphen-Werkstätten bey den Athenern, Stammverwandten der Arkader, am zahlreichsten waren.

[2]) S. Anthol. Palat. VI. 342. Vgl. Böckh Commentar. in Pind. O. VII. p. 172.

mehr von dem Charakter der Gottheit im Bilde darzustellen, und eine menschliche Gestalt zur Trägerin von allerley Attributen zu machen, entweder bloß von einer größeren Kühnheit, oder auch von einer gewissen Kunstfertigkeit beseelt, wie sie sich indessen auch beynahe bey Kindern und Wilden findet. Da setzte man denn in dem einen Orte einen Kopf auf einen Pfahl oder Block, in dem andern schnitzte man ein ganzes Xoanon oder Holzbild. Denn, wie wohl zu merken ist, waren alle jene Kultusbilder, welche eine vollständige Menschengestalt darstellten, weder marmorne noch eherne Statuen, sondern, wie Thiersch selbst angibt, Schnitzbilder, d. h., hölzerne Puppen, die man mit allerley Gewändern bekleidete, also aus einem Stoffe gemacht, welcher einer noch unbehülflichen Technik am wenigsten Schwierigkeiten in den Weg legte. Daß man aber etwa das Holz als einen heiligen Stoff vorgezogen, den Stein als unheilig verschmäht habe, widerlegen schon jene in alten Heiligthümern verehrten Steinblöcke hinlänglich. — Was nun zweytens den Typus anlangt, welcher sich in der griechischen Kunst festsetzte, und sie lange Zeit beherrschte, so genügen zu dessen Erklärung die Gründe vollkommen, welche in dem Charakter und den Sitten des hellenischen Volkes selbst liegen. Die Hellenen waren eigentlich immerdar, besonders aber in den früheren Zeiten, sehr weit von jenem flüchtigen Leichtsinn entfernt, mit dem in neuerer Zeit ein Jeder sich auf seine Hand gern etwas Neues bildet, ehe er das beste Vorhandene kennen gelernt hat; auch hätte sich, ohne das freywillige Anschließen aller Künstler an anerkannt große Muster, die Konsequenz, welche die alte Kunst in ihren Darstellungen von Göttern und Heroen zeigt, niemals bilden können In früheren Zeiten aber macht diese Anhänglichkeit an das Herkommen, diese Ehrfurcht vor der Sitte und Weise der Väter, einen besonders hervorstechenden Charakterzug der hellenischen Stämme aus. Dazu kommt die Scheu vor dem Heiligen, wozu die Tempelbilder — damals die Hauptgegenstände der Kunst — natürlich gehören; auch, daß die Kunst besonders in Geschlechtern und Familien auf erbliche Weise fortgeübt wurde, mußte dazu beytragen, sie auf den Wegen des Herkömmlichen zu erhalten. So sieht man leicht, wie sich ein solcher Typus bilden und feststellen konnte, ganz ohne ausländische Einwirkung. Der Verfasser der Abhandlungen parallelisirt sehr passend mit der bildenden Kunst die epische Poesie, nur daß er uns dadurch Waffen gegen sich selbst in die Hände gibt. Wie wunderbar ist doch die Erscheinung, daß die Griechen eine so lange Reihe von Jahrhunderten in ihrer epischen Poesie dieselbe äußere Form, denselben Dialekt beybehielten, der von keinem Volksstamme mehr gesprochen wurde, und nur

in der Kunst, durch alten Gebrauch geheiligt, unvergänglich fortlebte. Und doch läßt sich die treue Bewahrung des Ueberlieferten in diesem Kunstzweige nur aus der Natur der hellenischen Nation selbst erklären. — Dann muß man sich aber doch auch den in der altgriechischen Kunst herrschenden konventionellen Typus niemals in dem Grade und Maße vorhanden denken, wie er sich in Aegypten, besonders in den Bildwerken der Tempel, zeigt. Wie jene alten Holzbilder bald mit blinzenden und halbgeschlossenen Augen (ὄμμασι μεμυκότα) vorgestellt waren (so z. B. das Pallasbild von Siris, an dessen Gestalt sich eine Legende knüpft [1]), bald aber auch mit geöffneten Augen, wie die sogenannten dädalischen Bilder: so finden wir überhaupt in den Werken der früheren griechischen Kunst neben manchem Herkömmlichen doch auch schon eine große Mannigfaltigkeit in der Anordnung und Zeichnung der Figuren. Man vergleiche nur eine Reihe der ältesten Münzen von Aegina, Athen, den unteritalischen Städten, der Insel Thasos [2]), und man wird die Schildkröte, den Pallaskopf, das Gorgonion und andere Symbole in sehr verschiedener Form, und besonders in dem Satyr und der Nymphe der letztgenannten Münzen das deutliche Bestreben finden, der Natur und einer gewissen Schönheit durch allerley Versuche immer näher zu kommen. Noch mehr aber können die Vasengemälde mit schwarzen Figuren, unter denen offenbar manche in ein ziemlich frühes Zeitalter gesetzt werden müssen, dazu dienen, jene Idee eines herrschenden Typus zu beschränken; indem hier offenbar die Kunst in einem unsicheren Schwanken, einem regellosen Umhertappen erscheint, in welchem sie oft recht widerliche und häßliche Gestalten hervorbringt, ehe sich in ihr eine Art von Styl allmälich festsetzt. Ja es findet sich in diesen Vasengemälden und auf jenen Münzen oft unverkennbar ein Streben nach dem Bizarren, welches dem Begriffe einer schon ausgebildeten und traditionell fortgepflanzten Kunst

---

[1]) Pallas hat aber die Augen aus Abscheu vor der Grausamkeit der Joner zugemacht. Theophron und Strabon erzählen das Mährchen.

[2]) Dieß sind die Münzen mit dem Satyr und der Nymphe, die zum Theil einem sehr frühen Styl angehören, aber für ihre Zeit ausgezeichnet sind. Daß sie dem gold- und weinreichen Thasos zuzuschreiben sind, beweist eine Münze der Art im Cabinet du Roi zu Paris, auf welcher ΘΑ steht. Eine andere hat bloß ein Α, und Payne Knight dachte an Argilos, was lange nicht so gut paßt. Die Zeichnung, besonders die Hände, hat auf diesen Münzen oft große Aehnlichkeit mit dem ältesten Vasenstyle.

bestimmt widerspricht. Drittens endlich würde gerade dann, wenn ein solcher strenger Typus die altgriechische Kunst beherrscht hätte, eine sehr augenfällige Uebereinstimmung derselben mit dem ägyptischen Kunststyl dargethan werden müssen, um den Schluß auf Uebertragung zu rechtfertigen. Aber umsonst sieht sich Rec. um, wo denn eigentlich diese große Aehnlichkeit liegen solle. Das in der altgriechischen Kunst herrschende Profil scheint ihm nur darin mit dem ägyptischen übereinzustimmen, daß die Augen auch im Relief stets so gezeichnet sind, als sähe man sie von vorn, und auch sonst ziemlich in die Länge gezogen werden, was indessen bey ägyptischen Statuen wenigstens nicht immer der Fall ist; übrigens sind die Umrisse ganz andere, eben so, wie die Zeichnung der einzelnen Gliedmaßen des menschlichen Körpers sich sehr bedeutend unterscheidet. Was das Kostum anlangt, so sind die wunderlichen Kopfaufsätze, die Kalantiken, der Schurz und die Lenden ägyptischer Götter, die faltenlosen Gewänder der weiblichen Figuren und dergleichen mehr, der griechischen Kunst stets fremd geblieben. Die Attribute der ägyptischen Gottheiten, ihre Geißeln oder Dreschflegel, ihre Scepter mit Thierköpfen, ihre Nilschlüssel und Lotosstengel finden sich durchaus nicht in altgriechischen Bildwerken. Die sonderbare Stellung der meisten ägyptischen Basreliefs-Figuren, welche die Beine und den Kopf so wie die Arme von der Seite, die Brust aber von vorn sehen lassen, kommt in erhobenen Arbeiten der Griechen, so viel dem Rec. bekannt, nirgends vor. Daß aber die Figuren der altgriechischen Kunst, wie die ägyptischen, mit den Füßen gerade ausschreiten, und die Arme, wenn sie nichts darin halten, gerade am Leibe herabhängen lassen *), ist bey einer unbeholfenen Kunst so höchst natürlich, daß es die Griechen wahrhaftig nicht erst von den Aegyptern zu lernen brauchten. Müßte man aber nicht von allen jenen Eigenheiten der einen Nation wenigstens Spuren bey der andern nachweisen, wenn man die griechischen Kunstschulen so unmittelbar, wie Thiersch will, an die ägyptische — das alte Handwerk von Athen an die Werkstätten beym saitischen Tempel der Neith — anknüpfen wollte. So kann es doch wohl noch immer Niemanden verargt, und als alte Beschränktheit ausgelegt werden, wenn er mit dem Verfasser des ersten Werks der griechischen Kunst ihre eigenen Wurzeln läßt, die in dem Glauben, den Sitten, der Nationalität der Hellenen überhaupt gegeben waren, und eben deßwegen niemals bis in den ersten Anfang verfolgt werden können.

*) τὰς μὲν χεῖρας παρατεταμένας, τὰ δὲ σκέλη διαβεβηκότα, Diodor I. 98.

Dagegen hält Rec. es für ein rechtes Verdienst der Abhandlungen über die Kunstepochen, wieder auf die Spuren einer gewissen Kunstkultur in den Zeiten, welche Homer zum Theil aus Anschauung, zum Theil aus Erinnerung beschreibt, aufmerksam gemacht zu haben. Winkelmann in dem Kapitel über Wachsthum und Fall der griechischen Kunst setzt seinen Begriff von dem ältesten Zustande derselben allein aus Münzen und anderen Kunstwerken zusammen; wo er aber von den äußeren Umständen der Kunst handelt, spricht er bloß von den einzelnen Künstlern, deren Eigennamen uns überliefert werden, wie Dädalos und Smilis. Meyer knüpft ebenfalls seine Nachrichten von der Kunst ganz an diese Namen an, und schließt aus den Homerischen Gedichten weiter nichts, als daß die Griechen, um den Zug gegen Troja unternehmen zu können, mancherley Fertigkeiten und Handwerke haben und kennen mußten. Ein desto größeres Gewicht legt dagegen Thiersch auf die Homerischen Beschreibungen von Kunstwerken, und gewiß mit Recht, da es ja gerade der Charakter dieses Dichters ist, nichts willkür-
[illegible] erfinden, sondern überall das in der Wirklichkeit, dem
schließt aus diesen [illegible]age Bestehende darzustellen. Thiersch
Zeit nicht etwa im Werden und [illegible] daß die Kunst in Homerischer
sondern schon in sich abgeschlossen, und in ihre[illegible]uchen beschäftigt,
Art vollendet war; und auch darin liegt wenigstens [illegible]ommenen
res. Schon damals muß Griechenland voll von Go[illegible]Wahdern gewesen seyn, wenn auch Homer von solchen nur das Troische Palladium erwähnt, weil Tempelgebäude genug vorkommen [1]), ein griechisches Tempelgebäude aber, ein Naos, durchaus kein Versammlungsort für Menschen, sondern nur ein Wohnhaus für ein Götterbild ist [2]). Daß aber Homer keine andere Idole, als das genannte, erwähnt, hat bloß darin seinen Grund, daß seine Poesie mehr dem öffentlichen und kriegerischen, als dem religiösen Leben zugewandt ist; hätten wir vorhomerische Päanen oder andere Kultuslieder der ältesten Zeit, so würde darin natürlich bestimmter von den Attributen der Götterstatuen u. dgl. die Rede seyn. Um desto deutlicher und genauer werden uns von Homer die Reichthümer und Schätze der alten

1) Der νηὸς der Pallas auf der Burg zu Troja, des Apollon ebendaselbst, des Apollon Smintheus zu Chryse, der Pallas zu Athen (im Katalogos). Gleich bey der Gründung einer Stadt werden auch die νηοὶ angelegt (Od VI. 10).

2) Nach Odyss. XII. 347 gab es in den Tempeln schon damals viele und schöne ἀγάλματα, wozu zwar Tripoden, Kessel u. dgl., aber doch sicher auch Bilder gehören.

Anakten beschrieben. Ihre Häuser waren voll von Bechern, Schalen, Tripoden und anderen werthgehaltenen Geräthen, welche als κειμήλια, wie Familiensilber, mit Sorgfalt bewahrt und in den Geschlechtern vererbt wurden. Die Arbeit an diesen Geräthen war nicht bloß durch Zweckmäßigkeit, sondern auch oft, wie an dem Nestorischen Pokal, durch das Bestreben nach Zierlichkeit und Schmuck ausgezeichnet. Man liebte verschiedene Metalle und andere Stoffe zu Zierathen von Schilden zu verbinden, dergleichen der Sänger nothwendig vor Augen haben mußte, der die mit so viel Geschmack angeordneten Bildwerke des Achilleischen Schildes dichtete. Dem Geschmacke an solchen Bildwerken aus Metallen entsprach der an großen Stickereyen, bey denen ebenfalls besonders metallene Fäden gebraucht wurden. Ueberhaupt fand man allgemein Vergnügen am Bunten, Prächtigen, Glänzenden, und golden und schön sind fast Synonyma. Telemachos erstaunt, indem er in den Saal des Menelaos tritt, über den Glanz des Metalls, welches man sich nach einer ähnlichen Beschreibung vom Pallaste des Alkinoos zum Theil unmittelbar an den Wänden denken muß:

... Sinnen erfreuet,
Schaue doch, Nestors Sohn, der Freund in dem hallenden Hause,
Schaue den Glanz des Silbers, des Elfenbeins und des Bernsteins
Auch des Golds! Zeus dem Olympier innen der Vorhof
Also glänzt ...

Aufrichtig gesagt, warum sollte es nicht so seyn? Warum sollte sich in einer Zeit, in der unzählige kleine Fürsten, ein altgriechischer Feudal-Adel, das Land theilen, über Tausende von Knechten gebieten, und an Ansehen und Macht wie Riesen über die Menge hervorragen, sich nicht auch eine gewisse rohe Pracht entwickeln, gegen welche die edle Einfalt dorischen Lebens, welches durch die sogenannte Rückkehr der Herakliden im Peloponnes herrschend wurde, bedeutend absticht? Warum sollte nicht schon in jener Zeit der Verkehr mit Kleinasien und selbst Kypros und Sidon bald edle Metalle und andere Stoffe zur Verarbeitung, bald auch allerley künstliche Geräthe zur Nachahmung herbeyführen. So darf man sich auch durch die bey Manchen herrschenden Vorstellungen von dem Naturleben der Homerischen Griechen, dem Kindheitsalter der Nation u. dgl. gewiß nicht abhalten lassen, dem Dichter zu glauben, daß schon damals die Künste dem Leben einen gewissen Glanz zu verleihen vermochten.

An dieser Stelle dürfen wir aber unmöglich die entgegenstehende Ansicht eines der vorzüglichsten Archäologen unter den Lebenden übergehen, dessen Urtheil um so gewichtiger, da er in seinen Forschungen mit der Geschichte der bildenden Kunst auch die durch vorhandene Denkmäler im Ganzen besser begründete

der Architektur verbindet, welche Andere nicht ohne Nachtheil der Untersuchung ganz unberücksichtigt lassen. Herr Hofrath Hirt hat an mehreren Orten, besonders im zweyten Bande der archäologischen Zeitschrift Amalthea, die Ansicht niedergelegt, daß — abgesehen von jenen rohen und unmündigen Versuchen, ein unförmliches Bild in Thon zu kneten oder in Holz zu schnitzen, die sich selbst bey Völkern auf der niedrigsten Stufe von Bildung finden — die griechische Kunst eine Tochter der ägyptischen sey, welche aber nicht (wie Thiersch meint) in uralter mythologischer Zeit von den Ufern des Nil an den Ilissos wanderte, sondern erst durch den in Psammetichos Zeit beginnenden, dauerhaften und anhaltenden Verkehr der beyden Länder in Griechenland einheimisch wurde. Diese Ansicht beruht hauptsächlich auf der Bemerkung, daß erst nach Eröffnung dieses Verkehrs (also nach der sieben und zwanzigsten Olympiade) eine größere Regsamkeit des griechischen Geistes nachweisbar sey, welcher sich auch von nun an in jedem Stoffe und in jedem Zweige der Kunst versucht habe, der bey den Aegyptern üblich war. Dagegen kann nun freylich gleich gesagt werden, daß alle diese Stoffe, welche die Kunst seit dieser Zeit bearbeitete — Erz, Gold, Silber, Elfenbein, Holz, Stein — auch schon in früheren, in den Homerischen Zeiten, zu Kunstwerken gebraucht worden seyen, und daß eine größere Lücke in der Geschichte und ein größerer Unterschied in den Mitteln und dem Vermögen der Kunst vor und nach dieser Epoche nachweisbar seyn müßte, als wirklich nachweisbar ist, um eine bedeutende Einwirkung des Auslandes wahrscheinlich zu machen. Es ist wahr, erst durch die samische Schule des Rhökos kam die Kunst, Metallstatuen in Formen zu gießen, in Griechenland auf; dieß trifft ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher Aegypten den Griechen geöffnet wurde, und man könnte daher gern zugeben, daß diese und andere mechanische Fertigkeiten damals herübergekommen wären, wenn nur erst bewiesen wäre, daß die Aegypter wirklich die Kunst des Gießens besessen hätten, und ihre Metallbilder nicht bloß, wie die babylonischen, σφυρήλατα, mit dem Hammer getriebene Werke, gewesen wären *). Im Ganzen genügen, wie es Recn. scheint, die Antriebe, die in

*) Ob Exod. 32, 4, 8 dafür ein Beweis seyn kann, mögen Orientalisten bestimmen. Mir scheint, daß Michaelis Recht hat, nach dessen Meinung das Kalb aus Holz geschnitzt, und dann mit Goldblech überzogen war; darauf führt das Verbrennen desselben. Uebrigens kommen die inwendig hölzernen und mit Gold und Silber nur überzogenen Götter Babylons und Kanaans in der Schrift sehr häufig vor; von eigentlich gegossenen Bildern ist aber, so viel ich finde, nirgends die Rede.

einem erweiterten Verkehr, welcher auch zur Ausbildung des Einheimischen anregen kann, in freyeren Verfassungen, wodurch manche früheren Hemmungen hinweggenommen wurden, und in der natürlichen Entwicklung des menschlichen Geistes und des nationalen Lebens liegen, so vollkommen zur Erklärung der damaligen Erscheinungen, daß man wenigstens keine so tiefgreifende Einwirkung Aegyptens anzunehmen nicht genöthigt ist.

Nun ist aber schon aus dieser kurzen Darlegung der Hirtschen Ansicht deutlich, daß sie den Homerischen Beschreibungen von Kunstwerken keineswegs das Gewicht beylegen und die Schlüsse daraus ziehen kann, wie der Verf. der Abhandlungen über die Kunstepochen. Herr Hofrath Hirt hat daher in einem bereits 1807 verfaßten Aufsatze die Beweise einer früheren Kunstkultur, die man auf Homer gründen könnte, durch die Behauptung zu entkräften gesucht, daß nur Kunstwerke, die von fremden Völkern zu den Griechen gelangten, jene poetischen Beschreibungen veranlassen konnten. Der Dichter zeige ungeachtet dieser glänzenden Schilderungen die größte Unkunde aller Technik, indem er die Werkstatt des Hephaestos wie eine gewöhnliche Schmiede beschreibe, und keines der feineren Geräthe erwähne, die zur Ausführung so künstlicher Arbeiten nöthig seyen; überhaupt sey die Sprache an Ausdrücken für verschiedene Gattungen von Kunstwerken sehr arm und mangelhaft; von Tempelbauen und Götterbildern, welche doch die allerersten Werke der Kunst seyn müßten, sey fast nirgends die Rede; als ein menschlicher Künstler unter den Griechen werde blos Dädalos genannt, oft würden dagegen vorzügliche Kunstwerke den Göttern, Hephaestos und Athena, beygelegt; als Heimat solcher Werke werde nie eigentlich eine griechische Stadt, sondern entweder das Feenland der Phäaken, oder Aegypten (Od. 4, 125), Kypros (Il. 11, 19), Phönicien (Il. 6, 290; 23, 743. Od. 4, 616) angegeben. — Rec. will denjenigen unter diesen Argumenten, die im vorigen nicht erledigt sind, hier einiges entgegen zu setzen suchen. Allerdings ist die Werkstätte des Hephaestos bey Homer sehr einfach eingerichtet (ob es gleich scheinen will, daß zu den gesammten Geräthen, die der Gott, Il. 18, 413, in silberner Lade aufbewahrt, etwas mehr gehört, als Ambos, Hammer und Zange); aber erstens ist in einer Zeit, in welcher die Kunst besonders in Familien geübt wurde, allgemeine Bekanntschaft mit ihren Werkzeugen und Vorrichtungen keineswegs vorauszusetzen, und zweytens braucht die Technik auch wirklich nicht viel komplicirter gewesen zu seyn, als sie von Homer beschrieben wird, und vermochte doch, bey unverdrossenem Fleiß der Arbeiter, Werke im Kleinen hervorzu-

bringen, nach denen die Phantasie jene große Komposition des Achilleischen Schildes schaffen konnte [1]). Die Kunst des Gießens in Formen, so wie des Löthens (die χώνευσις und κόλλησις) müssen wir wirklich, wenn wir nicht allen Zusammenhang der griechischen Kunstgeschichte aufheben wollen, jenem Zeitalter unbedenklich absprechen; das Metall wird also im Schmelzofen (χόανος) mit Hülfe des Blasbalges bloß erweicht [2]), dann mit dem Hammer geschlagen, und zu Blech bearbeitet, alsdann, wenn Figuren daraus gemacht werden sollten, wahrscheinlich mit scharfen Instrumenten zugeschnitten, und hernach mit Nägeln und Bändern (ἥλοις und δεσμοῖς) auf einen Grund befestigt oder sonst verbunden. So beschreibt noch Aeschylos das Emblem auf dem erzgetriebenen Schilde des Parthenopäos als eine mit Nägeln oder Keilen befestigte Sphinx, deren glänzende Gestalt mit Bunzen herausgetrieben war [3]). Die Behauptung, daß die Homerische Sprache an Ausdrücken für Kunstwerke so arm sey, beschränken schon die von Thiersch in den Anmerkungen zur zweyten Abhandlung zusammengestellten, die bey einfacher und eingelegter Arbeit in Holz vorkommen, τεκταίνειν, ξέειν, τρέειν, δαιδάλλειν, δινοῦν, τετραίνειν, τορνοῦσθαι. Wenn aber von Künstlernamen die Rede, so sind der ithakische Goldarbeiter (χρυσοχόος) Laerkes (Od. 3, 425) und der kunstreiche Tischler (τέκτων) Ikmalios, welcher der Penelope den mit Silber und Elfenbein verzierten Sessel verfertigt (19, 57), nicht zu vergessen; aber auch wenn diese nebst Dädalos nicht vorkämen, würden, nach des Recn. Meinung, schon die von den hellenischen Göttern verfertigten Arbeiten auf denselben Schluß führen. Denn eben so, wie das ganze Leben, die Tracht und Sitte dieser Götter echt hellenisch ist, so konnte ihnen auch der Dichter schwerlich Künste und Beschäftigungen beylegen, die bloß von Barbaren geübt wurden. Wären ferner alle Kunstwerke, welche man in Griechenland sah, aus dem Orient gekommen, so hätte der Dichter überall nur unbekannte, dem Hellenen fremde und seinem Sinne widersprechende Darstellungen gesehen, und es wäre sonderbar, daß er von solchen nichts erwähnt, und noch dazu seine Künstler rein hellenische Gegen-

1) Hievon ist kürzlich auch in der Amalthea Bd. III. S. 23 ff. die Rede gewesen.

2) S. hierüber den in der alten Technologie sehr kundigen Schneider im Lexikon s. v. χοάνη.

3) In den Sieben, V. 525 ff., ἐν χαλκηλάτῳ σάκει — σφίγγ' ὠμόσιτον προσμεμηχανευμένην γόμφοις — λαμπρὸν ἔκκρουστον δέμας, Ἔκκρουστον verstehen die Scholien nicht, und konjekturiren ἐκκρούον. Vgl. V. 627 ff.

stände, wie Chortänze, Volksversammlungen u. dgl., bilden läßt. Ueberhaupt zeigt sich in allen Homerischen Beschreibungen, besonders von Waffenstücken, ein übereinstimmender, eigenthümlicher Geschmack, den ich mir nicht durch den Anblick aus verschiedenen Gegenden, Aegypten und Phönicien, zusammengebrachter Werke erklären kann. Daß allerley Gefäße, so wie gestickte Gewänder, durch den phönicischen Handel nach Griechenland kamen, ist übrigens eine unläugbare Sache; daß aber diese Geräthe und Kleidungsstücke auf die Bildung des Kunstsinns großen Einfluß haben konnten, läugnet Herr Hofrath Hirt selbst, und wie es dem Recn. scheint, mit großem Rechte.

Doch läßt sich die Streitfrage über den Stand der Kunst in Homerischer Zeit vielleicht noch auf einem anderen Wege der Entscheidung näher bringen, auf einem Wege, den einzuschlagen der Verfasser des klassischen Werks: »Die Geschichte der Baukunst bey den Alten,« am wenigsten ablehnen kann, ich meine durch die in neueren Zeiten entdeckten Ornamente an dem Thesauros des Atreus in Mykenä. Zwar sind es nur wenige Bruchstücke bunten Marmors, von denen hier die Rede seyn wird, aber dem Recn. scheint von diesen Fragmenten ein höchst erfreuliches Licht über den ganzen Zustand der Kunst und Kultur der Griechen in dem sogenannten heroischen Zeitalter auszugehen. Bekanntlich ist in den neuesten Zeiten öfter von diesen eigenthümlichen — kuppelförmigen und doch nicht eigentlich gewölbten — Gebäuden *) die Rede gewesen, die Pausanias zu Mykenä und Orchomenos als Schatzhäuser alter mythischer Fürsten erwähnt, und so sehr bewundert, daß er den orchomenischen Thesauros zu den ersten Wundern der Welt rechnet. Die Kenntniß dieser Bauwerke im Allgemeinen können wir nach dem, was Hirt in der Geschichte der Baukunst darüber gesagt hat, voraussetzen, so wie wir uns eigentlich den Beweis ersparen dürfen, daß diese Gebäude wirklich der mythischen und heroischen Zeit angehören. Denn außer daß sie von Pausanias Thesauren genannt werden, Thesauren aber, welche zu keinen Heiligthümern gehören, durchaus nur mythischen Köni-

*) Nach altem Sprachgebrauch gehören solche Gebäude wohl zu den Θόλοις, und die alten sardinischen Θόλοι περισσοῖς τοῖς ῥυθμοῖς κατεξεσμένοι, die zu den κατασκευάσματα εἰς τὸν ἑλληνικὸν τρόπον διακείμενα τῶν ἀρχαίων gerechnet werden (Aristot. Mirab. ausc. c. 104, p. 207, Beckmann), waren wahrscheinlich von ähnlicher Art, wie auch die Gebäude im südlichen Sicilien im Gebiete von Falconara es sind, Houel Voy. pittor. T. III. pl. 202.

gen, wie Atreus, Minyas, Hyrieus, Augeas beygelegt werden, und in republikanischer Zeit auch nicht gut Statt finden konnten, befinden sich diese nun auch gerade in den Städten, die in mythischer Zeit Sammelplätze des Reichthums waren, und in Homerischen Gedichten von einem fabelhaften Glanze erhellt erscheinen, hernach aber ohnmächtig und unbedeutend wurden, wie Orchomenos und Mykenä. Ref. dieses hatte nach den Nachrichten von dem mykenäischen Schatzhause die Vermuthung aufgestellt, daß sich bey Amyklä, der alten Hauptstadt der vordorischen Fürsten Lakonika's, ein ähnliches finden müsse [1]), und wie sehr mußte es ihn nun in seiner ganzen Ansicht bestärken, als er hernach in William Gell's Itinerary of the Morea [2]) las, daß Gropius am Ufer des Eurotas, einige englische Meilen vom alten Amyklä, ein kreisrundes Gebäude von derselben Gestalt, wie der mykenäische Thesaurus, gefunden habe. Das alte Griechenland war sicherlich mit Gebäuden dieser Art angefüllt, und eine bedeutende Anzahl lassen sich theils aus den gefundenen Trümmern, theils aus dichterischen, an sich unverständlichen, nur dadurch Licht erhaltenden Erwähnungen zusammenstellen [3]). Eine der merkwürdigsten ist ein Vers des dunkeln Lykophron, nach welchem Priamos die Kassandra in ein steinernes Jungfrauengemach, ohne Deckenbalken (ἀνὶς τεράμνων), eine dachlose Behausung, verschließt [4]). In der That ist dadurch ein Gebäude vortrefflich bezeichnet, dessen Wände bloß durch allmäliche Annäherung das Dach bilden; auch Tzetzes sieht ein, daß von einem pyramidenartigen Gebäude die Rede ist. Man sieht übrigens hieraus, so wie aus einigen anderen Traditionen, daß Bauwerke dieser Form auch bisweilen andere Bestimmungen haben mochten, als Schatzgewölbe zu seyn; nur hat man bey dem mykenäischen und orchomenischen Tholos keinen hinlänglichen Grund, der

---

[1]) »Und sollten nicht vielleicht genauere Nachforschungen um Amyklä ähnliche Entdeckungen herbeyführen, wie die in Mykenä.« Orchomenos, p. 319.

[2]) P. 225. vgl. Gells Narrative of a journey in the Morea, p. 348. Dodwell Classical and topographical Tour V. II. p. 415.

[3]) S. außer Hirt W. Gells Argolis, p. 32, 33. Hughes Travels I. p. 204. Orchomenos, S. 244. Dorier II. S 256. Dodwell fand in der Nähe des mykenäischen Thesauros die Trümmer dreyer ähnlicher aber kleinerer Gebäude, p. 236. Vgl. Pomardi's Viaggio, T. II. p. 119.

[4]) V. 350, vgl. Jl. VI. 248.

Tradition des Alterthums zu widersprechen[1]), da die alten Anakten Griechenlands für ihre Waffen, Becher, Gewänder und andere Stücke von Werth wohl gern ein besonderes Gebäude errichten mochten[2]).

Aber es ist Zeit, zu dem spezielleren Gegenstande zu kommen, um dessentwillen ich diese Thesauren herbeygezogen habe, den Ornamenten des Mykenäischen. Ich will von diesen so genau als möglich handeln, indem ich theils die Nachrichten der englischen Reisenden, besonders des trefflichen William Gell, theils Zeichnungen von Lusieri benutze, die im Print-room des brittischen Museums unter den von Lord Elgin an das brittische Museum gekommenen Papieren liegen. Zuerst ist anzugeben, was sich gefunden hat, dann kann man versuchen, die Stelle anzugeben, wo es hingehört. Vor dem Eingange des Thesauros fanden Gell[3]) und Andere[4]) ein Stück, welches von dem erstgenannten für das Kapitäl einer halbrunden Säule, sonst mit mehr Grund für eine Basis angesehen wird. Es besteht aus einem grünen Marmor von angenehmer Farbe, und ist aus zwey Haupttheilen zusammengesetzt[5]), einer starken Plinthe von drey Fuß, acht Zoll, zehn Linien Breite, und ziemlicher Höhe, und einem Pfühl oder Torus, dessen Profil aber nach Lusieri kein Halbzirkel, sondern elliptisch ist. Zwischen der Plinthe und dem Pfühl, so wie über dem Pfühl, befindet sich eine Art Ablauf, in der Form einer wenig gehöhlten Kehle, mit einem Riemchen darunter. Der Pfühl ist mit sechs etwas hervorgearbeiteten Streifen geschmückt, die sich alle in einem Winkel in der Hälfte brechen; sie bestehen aus spiralförmigen Windungen oder Voluten in der Mitte, und kleinen Feldern an den Rändern,

---

[1]) Clarke's Einwendungen (II. II. p. 688), denen Andere entschieden oder zweifelnd gefolgt sind, sind gar nicht bedeutend. Daß Atreus Thesauros auf der Burg von Mykenä läge, sagt Pausanias nicht, und war bey der hinlänglich gesicherten Macht der Atriden nicht nothwendig. Auch der Thesauros des Minyas liegt nicht auf der Burg. Daß das Gebäude ein Grabmal sey, verräth keine Spur.

[2]) So hat der Panopeer Autolykos, der nach Pherekydes πλεῖστα κλέπτων ἐθησαύριζεν (Fragm. 18, p. 112, Sturz), bey Homer, Od. XIX. 410, ein μέγα δῶμα, ὅθι που μοι κτήματ᾽ ἔασι, wie er sagt.

[3]) S. Argolis, p. 146 in der Erklärung von pl. 5.

[4]) S. Dodwell's Classical and topographical Tour V. II. p. 231, 232.

[5]) S. die Abbildung bey Gell pl. 7 und Dodwell zur angef. Stelle; die beste ist die Lusieri'sche.

und sind durch etwas zurücktretende, ganz unverzierte Streifen von geringerer Breite von einander getrennt. Der obere Ablauf ist mit einer Art vertiefterer Felder in doppelten Reihen ringsumher geschmückt, der andere glatt. Die Höhe der ganzen Basis beträgt an zwey Fuß, das obere Ende, wo der Schaft ansaß, hält einen Fuß, zehn Zoll, sechs Linien im Durchmesser. — Im Eingange selbst liegt ein bedeutendes Stück des Schaftes der Halbsäule, zu welcher die Basis ohne Zweifel gehörte [1]. Es besteht ebenfalls aus grünem Marmor [2], ist im Durchschnitt halbzirkelrund, und hält im Diameter einen Fuß, neun Zoll, zwey Linien. Streifen der eben beschriebenen Art, im Zikzak auf und ablaufend, umfassen die Säule; jeder Streifen bildet drey Spitzen nach oben, und zwey nach unten, indem die beyden anderen gerade an die Ecke der Wandsäule treffen. Das erhaltene Stück hat nach Lusieris Abbildung einen solchen Streifen vollständig, zwey halb. Drittens hat man in derselben Gegend im Boden steckend zwey verzierte Steintafeln gefunden [3]), welche durch die Elgin'sche Sammlung in das brittische Museum übergegangen sind, wo sie Schreiber dieses im Jahre 1822 genau betrachtet hat. Sie sind in der Synopsis von 1821, p. 156, unter n. 220, 221 verzeichnet. Die eine Tafel von einer angenehmen grünen Farbe enthält in einem oberen Streifen fünf unter einander zusammenhängende Spiralen, genau von derselben Form, wie an der Basis und dem Säulenschaft, in einem unteren fünfthalb kreisrunde, glatte, ein wenig hervortretende Teller, von etwas größerem Umfange, als die Spiralen. Die andere Tafel von glänzend rother Farbe (rosso antico) hat drey Reihen von Spiralen über einander, von denen die mittleren etwas größer als die andern beyden sind, so daß sechs von jenen auf sieben von diesen kommen. Die Bearbeitung des Steins ist vorzüglich, indessen fehlt es der Arbeit doch an der mathematischen Präcision, so wie an der Schärfe und Nettigkeit, welche die griechischen Architektur-Ornamente der besten Zeit jedesmal auszeichnet, Hiezu kommt nur noch eine, bloß von Lusieri erwähnte Platte oder Tafel von weißem Marmor (lastra di marmo bianco), welche oben einen Streifen mit Spiralen hat, und sonst glatt ist. Ferner eine schmälere Tafel aus demselben Steine, welche mit drey fächer- oder muschelförmigen Ornamenten verziert ist, die

---

1) Gell, p. 146. Dodwell a. a. O.

2) Gell u. Dodwell. Lusieri sagt: marmo color di bronzo.

3) S. Gell a. a. O. p. 145 Dodwell drückt sich p. 231 ungenau darüber aus: some masses of rosso antico. Dort findet sich p. 232 eine Abbildung beyder Tafeln in Holzstich.

im Einzelnen dieselbe Felderverzierung haben, welche oben an der Basis erwähnt wurde. Alsdann ein Stück des Kapitäls, wenn Lusieri Recht hat, doch kann man seine Form nicht mehr deutlich erkennen. Aber auf jeden Fall gehört noch ein Ornament aus rothem Marmor hieher, welches William Gell in einer Kirche bey dem Schatzhause gefunden [1]; es ist einen Fuß, fünf Zoll lang, und sieben Zoll breit, und enthält zu oberst eine Reihe Spiralen, und darunter ziemlich dieselben fächerförmigen Zierathen, die vorher beschrieben wurden [2].

Ohne Zweifel verdienen diese Verzierungen die Aufmerksamkeit, und rechtfertigen die Wichtigkeit, mit der sie hier behandelt werden, da sie in ihrer Art ganz eigenthümlich sind, und einem Styl der Architektur angehören, der bisher noch ganz unbekannt war. Aber eben diese Eigenthümlichkeit macht es schon wahrscheinlich, daß sie wirklich mit dem Thesauros zu verbinden sind, da dieser Thesauros auch, als er von neuem aufgefunden wurde, ein Denkmal eines noch ganz unbekannten Styles war. Darauf führen denn auch alle anderen Umstände, wenn man sie ohne vorgefaßte Meinung über den Gang, welchen die Kunst bey den Griechen genommen haben soll, in Betracht zieht. Die bedeutenderen Fragmente sind in und bey dem Eingange des Schatzhauses gefunden worden; zu welchem Zwecke sollten sie hieher geschleppt worden seyn? Oder ist es denkbar, daß eine spätere Zeit sich mit der Verzierung des uralten Gebäudes, welches jetzt keinen Zweck mehr hatte, beschäftigte? Und wäre dieß auch denkbar, so könnte es doch diejenige Zeit nicht seyn, in welcher die dorische Architektur in ihrer hohen Einfachheit herrschte, und zwar, wie Fragmente beweisen [3]), und überhaupt nicht zweifelhaft seyn kann, auch in Mykenä. Aber schon funfzehn Jahre nach dem Perserkriege (Olymp. 79, 1), ehe eine reichere und mannigfaltigere Architektur sich in Griechenland recht ausbreitete, wurde Mykenä von den Argeiern zerstört, und

---

[1]) Es ist in der Argolis pl. 7 abgebildet.

[2]) Dodwell erwähnt p. 240 noch a mass of green marble, enriched with the spiral maeander and some circular ornaments, welches Stück auch auf der beygefügten Kupfertafel abgebildet ist, und der Oberfläche der Halbsäule ziemlich ähnlich sieht; es soll im brittischen Museum seyn, wo ich aber nichts der Art gefunden habe. Nach Vergleichung aller Umstände finde ich es wahrscheinlich, daß Pomardi jene Halbsäule hat abzeichnen wollen, und Dodwell die Zeichnung für etwas davon Verschiedenes genommen hat.

[3]) Ein halber Triglyph bey Dodwell, p. 243, 244.

liegt seitdem in Ruinen bis auf den heutigen Tag, so daß gewiß nach dieser Zeit hier nichts der Art gearbeitet worden ist. Und wollte man zugeben, daß irgend wann eine neue Ansiedlung daselbst Statt gefunden, so sind diese Ornamente doch auch der jonischen, korinthischen, römischen, byzantinischen Säulenordnung und Bauart so fremd und von allen so verschieden, daß sie durchaus nicht in denselben Zeiten verfertigt seyn können: sie müssen einer Zeit angehören, die jenseits dieser bekannten Ausbildung der griechischen Architektur liegt. Endlich zeigt die Vorderseite des Schatzhauses selbst noch deutliche Spuren, daß die Massen von Breccia, aus denen das Gebäude besteht, ehemals hier bekleidet gewesen sind. Rechts und links von der Oberschwelle der Thüre sieht man auf Lusieri's Zeichnung bedeutende Löcher, durch welche wahrscheinlich die Kapitäle der Wandsäulen befestigt wurden. Eben so findet man zu beyden Seiten des dreyeckigen Fensters über der Thüre in den Zeichnungen von Gell und Lusieri [1]) zwey oder drey Reihen von Löchern über einander, durch welche die bunten Marmortafeln angefügt werden konnten. An der Oberschwelle der Thüre, unter der Fensteröffnung, finden sich Bogen von Löchern, in denen kupferne Nägel saßen, die entweder für sich eine Verzierung bildeten oder etwas hielten; Lusieri hat in einer glänzenden Restauration des Ganzen, ich weiß nicht auf welche Autorität, hier Löwenköpfe angebracht. Solche Löcher, in denen noch zum Theil die Nägel stecken, finden sich auch in den sehr breiten Seitenpfosten der großen Thüre, so wie rings umher an der inneren Wand des Domes oder Tholos [2]), sie laufen von der Kuppel in langen Reihen bis zu dem Boden herab [3]). Sie sind viel zu zahlreich und sitzen viel zu eng über einander [4]), als daß sie, wie Bartholdy meint, zum Aufhängen von Bechern, Waffenstücken u. dgl. gedient haben könnten, auch sind die ge-

---

[1]) Vergl. auch Dodwell, der p. 233 davon spricht, und Gell in der Erklärung von pl. 5, p. 145 Dodwell sagt: probably the whole of this part was sumptuously decorated, and consequently could not have been originally covered with the earth. Gell, p. 29: The front appears to have been cased with green and red marble with spiral and circular ornaments.

[2]) S. Gell, p. 30 u. p. 147 in der Erklärung von pl. 6.

[3]) Der Durchschnitt bey Gell zeigt 21 Reihen in dem halben Umfange des Rundgebäudes und 3 in dem Seitenpfosten der Pforte.

[4]) Nach Gell pl. 6 sind in einem Steine (die Dicke der Steinlagen ist gegen zwey Fuß) drey Löcher über einander.

fundenen Nägel ohne Haken oder Knopf [1]); dagegen empfiehlt sich die Meinung sehr, daß sie bronzene Tafeln, welche eine Bekleidung des ganzen Inneren gebildet hätten, festhielten [2]), da mit Erz bekleidete Gebäude noch öfter, besonders im mythischen Griechenland, vorkommen, und überhaupt der Geschmack für die Verbindung von Metall mit Stein in der Architektur in diesem Zeitalter herrschend war, so daß selbst in Hesiodos Beschreibung von dem Leben des ehernen Geschlechts:

Ihnen waren die Waffen von Erz, von Erz auch die Häuser,

etwas von historischer Erinnerung liegt.

Wer sich nun den Eindruck, den die von Erz schimmernde Wölbung des Inneren und das nach außen mit weißem, grünem und rothem Marmor aufs zierlichste bekleidete Portal gemacht haben muß, lebhaft vergegenwärtigt, wird auch von freyen Stücken folgenden Schluß zulassen. Die griechische Kunst stand schon in der Periode, von der uns statt der Geschichte nur der Mythus Kunde gibt, auf einer Stufe unabhängiger und bedeutender Ausbildung. Unabhängig, denn kein Gebäude Aegyptens oder Asiens hat diese paraboloidische Kuppelform, und nirgends sonst trifft man diese Verzierungen an [3]). Bedeutend, denn wenn auch Aegyptens Bauwerke dem Umfange nach größer sind, so herrscht doch in der Anlage, Konstruktion und Ausschmückung dieser Thesauren ein größerer und höher strebender Geist. Diese Stufe hat aber die Kunst der Hellenen in nachmaligen Zeiten offenbar verlassen; sie ist von der halbbarba-

---

[1]) Sans crochet, Haller bey Pouqueville: Voyage en Grèce, T. IV. p. 151.

[2]) Diese Meinung hegen W. Gell p. 32, 33, Hughes Travels I. p. 204, Haller bey Pouqueville a. a. O., Hirt, der an verschiedenen Stellen davon gesprochen. — Die Nägel bestehen nach der Analyse eines Mineralogen aus 88 Theilen Kupfer, 12 Zinn. Clarke II. II. p. 698. Hughes p. 204, Note.

[3]) Die englischen Reisenden sprechen zwar nicht selten von einem ägyptischen Charakter, aber sagen nicht, was sie darunter verstehen; ihre Vergleichungen sind immer sehr unpassend. So vergleicht W. Gell mit dem Thesaurus einen unterirdischen Tempel, den Norden bey dem alten Hafen von Alexandria gefunden. Aber, so viel ich finde, ist dieß dasselbe Gebäude, welches in der Description de l'Egypte T. V. pl. 42 abgebildet ist, und dieß ist in einem gewöhnlichen römischen Style — Die Spiralen haben allerdings Aehnlichkeit mit den Voluten am Grabe des Midas, in Persepolis und in der jonischen Säulenordnung, und es findet hier ein gewisser Zusammenhang Statt; aber die Zickzack-Streifen kommen fast nirgends vor.

rischen Pracht, welche in diesen alten Gebäuden herrscht, zu der Simplicität und Einfalt zurückgekehrt, deren grandiose Wirkung wir in den altdorischen Monumenten bewundern, in denen an verzierte Säulenschafte, vielfach zusammengesetzte und mit Schmuck bedeckte Vasen u. dgl. m. gar nicht zu denken ist.

Diese Erscheinung muß nun allerdings alle diejenigen sehr befremden, die, wie der Verfasser des ersten der hier recensirten Werke, die Kunst als einen Berg darstellen, der auf der einen Seite sich in einer allmälich und stetig emporsteigenden Linie erhebt, auf der andern in einer eben solchen senkt, und immer darauf hinausgehn, das langsame, fast nie stillstehende, aber sich auch fast nie plötzlich entwickelnde Wachsthum des Kunstvermögens darzuthun. Aber so sehr wir das Prinzip, von dem diese Darstellung ausgeht — den ununterbrochenen Zusammenhang des geistigen Lebens einer Nation — anerkennen, so einseitig und unhistorisch scheint uns doch diese Form, in welche man es hier zu zwängen sucht. Keine Periode in der Geschichte ist bloß Vorbereitung der folgenden; jede entwickelt etwas Eigenes, was die folgende um anderer Zwecke willen aufgibt und fallen läßt; oft sucht auch der Geist einer Nation auf verschiedene Weise zu erreichen, wornach er strebt, und schlägt mannigfache Wege ein, ehe er den angemessensten findet. So hatte auch die durch Homers Gesänge verewigte Zeit schon ihre Kunst und ihre Pracht, und wenn ihr die erhabene Majestät eines dorischen Tempels fremd war, so hatte sie dafür Gebäude, wie das Schatzhaus des Atreus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. VI. G. A. Bürgers Lehrbuch der Aesthetik. Herausgegeben von Karl v. Reinhard. Berlin in der Schöppel'schen Buchhandlung, 1825. gr. 8. 1. Band 375 S. 2. Band 300 S.

Es ist bisher vielleicht über keine Wissenschaft so viel geschrieben worden, als über die Aesthetik, und doch ist man mit keiner weniger im Reinen, als eben mit ihr. Fragmentarische Meinungen, verständige Ansichten über einzelne Theile, geistreiche Bemerkungen, dieß war alles, was man vor Kant davon wußte, und ohne die Hinweisungen jenes Philosophen zweifelten wir vielleicht noch selbst an der Möglichkeit nun erklärter Dinge. Die gefällige Außenseite, in welcher der Ernst dieser Wissenschaft erscheint, daß sie Dinge berührt, die in den Bereich eines Jeden gehören, der auf Bildung Anspruch macht, daß sich Jeder in Geschmacksachen eher zum Richter Anderer zu machen sucht, als einen Richter über sich erkennt: alle diese Umstände

mögen Ursachen der Verwirrungen seyn, in welche jene Wissenschaft gerieth. Alles, was demnach von verständigen Schriftstellern mit Liebe und Ernst darin geschehen, besonders nach Kant, verdient eine genaue und umständliche Prüfung und Würdigung, und zwar um so mehr, da man in der Aesthetik, wo nicht der Weg des eigentlichen Beweises eingeschlagen werden kann, mit den Vorbegriffen, Unterschieden und Auseinandersetzungen, worauf das Gebäude der Wissenschaft, als ihren Grundsteinen, ruht, noch nicht im Klaren ist. Unter jene Männer muß der Verfasser der angeführten Aesthetik gezählt werden. Die Vortrefflichkeit seiner poetischen Kunstleistungen läßt auf die richtige Erkenntniß der Kunsttheorie schließen, und der Umstand, daß er den Vortrag jener Wissenschaft durch eine lange Reihe von Jahren als Geschäft betrieb, macht uns auf seine Ansichten davon aufmerksam. Und das mit Recht; obschon sein Lehrbuch bey genauerer Prüfung großentheils Kompilation genannt werden muß, so finden wir doch zugleich theils das Bekannte auf eine eigenthümliche Weise erläutert und dargestellt, theils selbst so vieles von ihm ganz angehörigen Ansichten ausgesprochen, daß es sowohl in Rücksicht seines Verfassers als seines Inhalts einen bedeutenden Platz unter den Erscheinungen der neueren Literatur einnimmt.

Der Verfasser beginnt mit einer Einleitung, welche er in fünf Abschnitte theilt. 1) Vom Inhalte und der Beschaffenheit der Aesthetik, wie auch von Entstehung dieser Wissenschaft. — 2) Von dem Grundgesetze der ästhetischen Künste. — 3) Von den ästhetischen Künsten und ihren verschiedenen Arten. — 4) Von einigen angeblichen, aber unzulänglichen Grundsätzen der ästhetischen Künste. — 5) Allgemeine Eigenschaften des ästhetischen Künstlers. Was den ersten dieser Abschnitte betrifft, so nennt der Verfasser S. 3 »die Aesthetik eine Wissenschaft, welche die Regeln zur Beurtheilung und zum Genusse einer gewissen Art von Kunstwerken enthält, welche man mit dem allgemeinsten Namen, die schönen, benennt.« Von diesem Satze ausgehend, fängt er an, die Vorerinnerungen zu begründen und zu erläutern. Nach der Unterscheidung der Wissenschaft von der Kunst geht der Verfasser zur Entstehung der letzteren und ihrer Arten über. Er setzt das Wesen der Kunst in das Darstellen eines Werkes außer uns, und theilt sie nach den verschiedenen Arten der menschlichen Werke ein, Rücksicht nehmend auf die gewöhnliche Eintheilung in weitester Bedeutung, in mechanische nämlich und in freye Künste, je nachdem das Werk mehr Kräfte und Geschicklichkeiten des

Körpers oder des Geistes in Anspruch nimmt (τεχναι βαναυσαι und τεχναι ελευθεραι), von welchen letzteren er zuletzt wieder die schönen (ästhetischen) ausscheidet, welche uns die Gegenstände nach Maßgabe unserer Gefühlsgesetze zu fühlen geben sollen. In Rücksicht der Entstehung der Aesthetik als Wissenschaft nennt der Verfasser Alexander Gottlieb Baumgarten als den Ersten, der den Gedanken faßte, ein System allgemeiner Grundsätze für die schönen Künste zusammen zu setzen. Alle in diesem Abschnitte vorkommenden Auseinandersetzungen und Bemerkungen enthalten nichts Neues, sind aber in Rücksicht der Zusammenstellung von guter Brauchbarkeit. Nur können wir die Meinung des Verfassers S. 16 nicht theilen, nach welcher er schöne und ästhetische Künste für gleichbedeutend nimmt, da bey genauer Prüfung die ästhetischen Künste in mehrere Arten zerfallen, von welchen die schöne Kunst nur als ein Theil erscheint, so daß wohl jede schöne Kunst eine ästhetische, aber darum nicht jede ästhetische nothwendig eine schöne ist. Auch wäre hin und wieder eine größere Klarheit zu wünschen, und daß der Verfasser gewisse seltsame Ausdrücke und Stellungen vermieden hätte, wie z. B. S. 4: »Der Mensch ist rückwärts die Quelle und vorwärts das Ziel.« So etwas erscheint in einem Lehrbuche doppelt störend.

Der zweyte Abschnitt gibt als das Grundgesetz der ästhetischen Künste, Erweckung heilsamer Gefühle durch äußere Darstellung, eigentlich Darstellung der Schönheit, an. Dieß brachte den Verfasser natürlicher Weise zuerst zur Aufstellung der Frage: was ist Schönheit? Nachdem er der fruchtlosen Bemühungen älterer und neuerer Kunstphilosophen, diese Frage vollständig zu beantworten, gedacht hat, schreitet er S. 33 zu dem etwas zu naiven Geständnisse, daß er sich gerne der Zahl derjenigen beygesellen möchte, welche ihre Unwissenheit geradezu und freymüthig gestehen. Man muß dabey bemerken, daß es fast unbegreiflich scheint, wie der Verfasser, der in der Folge alles nach Kantischen Prinzipien entwickelt hat, hier mit sich selbst gleichsam in Widerspruch gerathen, und gar keine Rücksicht auf den dreyfachen Inhalt, der in jener Frage verborgen liegt, nehmen konnte. Er zählt bloß eine Anzahl der über die Natur des Schönen erschienenen Schriften auf, und geht dann zur Würdigung und Prüfung der Baumgarten'schen Meinung über: die Schönheit ist die Vollkommenheit, in sofern sie sinnlich erkannt wird, welches alles eigentlich nur eine Wiederholung in neuerer Zeit oft gesagter und bekannter Dinge enthält. — Die eigentliche Hauptsache: der charakteristische Unterschied der Schönheit von der Vollkommenheit, ist dabey, einer großen Umständ-

lichkeit ungeachtet, zu wenig ins Licht gesetzt worden, und die Eintheilung der Schönheit in freye und anhängende, pulchritudo vaga und adhaerens, welche hier an ihrem Platz gewesen wäre, unterblieb. — Im dritten Abschnitte folgt eine nähere Eintheilung der ästhetischen Künste nach ihren Arten. Der Verfasser nimmt einen zweyfachen Bestimmungsgrund dieser Eintheilung an, die Materie und die Form. Durch beydes, meint er, werde sowohl der Charakter der Künste bestimmt, als auch ihr Gebiet auf das genaueste begrenzt und umzäunt. Zur Materie der Kunstwerke rechnet er die Gefühle selbst und die Vorstellungen von Gegenständen, welche von Gefühlen begleitet werden, zur Form, die Darstellungs- oder Bezeichnungsart der Materie oder des Inhalts. — In Rücksicht auf die Vorstellungen, die sie erregen, theilt er die Gefühle ein in solche: 1) die erregt worden sind durch Vorstellungen der Sinne; 2) solche, die erregt worden sind durch Vorstellungen der Phantasie; und 3) die erregt worden sind durch Vorstellungen des Verstandes. Je nachdem nun unser Geist bey seinem Gefühle bald mehr auf das Bewußtseyn der Vorstellungen und Phantasiebilder, die sie erregten, gerichtet ist, bald sich mehr dem Genusse des *Gefühls* hingibt, welches sie verursachten, geschieht es auch, *je nachdem* bald die Vorstellung oder das Phantasiebild über das Gefühl, bald diese über jene die Oberhand gewinnt, daß er in dem einen Falle die Vorstellungen und Bilder selbst darstellt, und sein Gefühl ganz oder größtentheils verschweigt, in dem anderen aber seine ganze Kraft aufbietet, sein Gefühl darzustellen, und dagegen die Vorstellungen, die es erregten, entweder ganz übergeht, oder nur kurz andeutet. Diese Bemerkung bringt den Verfasser zur folgenden Eintheilung der ästhetischen Kunstwerke: 1) in solche, welche die Gefühle eines Menschen unmittelbar selbst darstellen; 2) in solche, welche die Seelenrührung eines Menschen beschreiben, und zugleich die Vorstellungen andeuten, die sie erregten; 3) in solche, die bloß die Vorstellungen und Bilder darstellen, die den Künstler rührten, und 4) in solche, welche die Vorstellungen und Bilder darstellen, zugleich aber auch das Gefühl beschreiben, welches die Vorstellungen und Bilder erregten. In die erste Klasse setzt der Verfasser die Tonstücke, in die zweyte alle Gedichte, welche mehr die Beschreibung des Gefühls der Dichter, als die Vorstellung und Mittheilung der Bilder zum Endzweck haben, welche das Gefühl verursachten; in die dritte die epischen Gedichte, Schauspiele, Romane, Idyllen, Lehrgedichte, die Tanzkunst, die bildenden Künste und die Schauspielkunst, und in die vierte jene lyrischen Gedichte, welche sich

besonders mit der Schilderung eines Gegenstandes beschäftigen, dann verschiedene epische und Lehrgedichte.

Diese Eintheilung ist weniger als solche, als in Rücksicht der Folgerungen brauchbar, welche der Verfasser daraus zieht, indem er nämlich dadurch eine zweyfache Art der Darstellung der ποιησις unterscheidet, eine erste und eine zweyte, wovon die Werke der ersteren die Sache nicht bloß vorstellen, sondern sie selbst sind; die zweyte aber, gleich jener als μεταποιησις die poetischen Werke der Natur und der Kunst durch mehr oder minder ähnliche und schickliche Zeichen darstellt. Zu diesen metapoetischen Künsten rechnet der Verfasser 1) alle tönenden Vorstellungen, Musik und die redenden Künste; 2) alle zeichnenden und bildenden Künste, deren Darstellungen nicht die Sache selbst sind, sondern die andere Sachen im Stande der Ruhe oder der Bewegung vorstellen. Nicht metapoetische Künste sind dem Verfasser die Baukunst und die Gartenkunst, weil bey beyden die Gefühle nicht durch Zeichen, welche die Gegenstände vorstellen, sondern von den natürlichen Gegenständen selbst erregt werden. — Nach diesem zum Grunde gelegten Begriffe der Metapoesie, welche eigentlich nur eine eigene Erklärung der Aristotelischen Nachahmung μιμησις ist, theilt der Verfasser die metapoetischen Künste im engeren Sinne ein, wobey er auf die verschiedene Darstellungs- und Bezeichnungsart Rücksicht nimmt, je nachdem die metaphorischen Zeichen, davon sich jene Künste zu ihren Darstellungen bedienen, wesentliche oder nicht wesentliche sind. Unter ersteren werden solche, die dem bezeichneten Gegenstande ähnlich sind, z. B. Farben, Linien, verstanden, unter letzteren solche, welche vermöge ihrer Natur mit der bezeichneten Sache nichts gemein haben, aber doch willkürlich dafür angenommen wurden, z. B. Buchstaben, hieroglyphische Zeichen der Alten u. dgl. Er setzt demnach zwey Hauptklassen fest. Die erste enthält diejenigen Künste, die sich zur Darstellung ihres Zweckes nur metaphorischer Mittel von einerley Art bedienen, welche er die schönen Künste nennt; die zweyte Hauptklasse begreift diejenigen Künste unter sich, welche zur Darstellung ihres Zweckes sich als Mittel der Darstellung metaphorischer Zeichen von mancherley Art bedienen, welche der Verfasser zusammengesetzte Künste nennt. Die erste Klasse theilt sich wieder in zwey Unterklassen, wovon die erste diejenigen Künste, welche unkörperliche Gegenstände bezeichnen, oder durch Zeichen äußerlich darstellen, somit die Tonkunst, die Pantomimenkunst, und die redenden Künste, Poesie und Beredsamkeit; die zweyte jene Künste umgreift, welche körperliche Gegenstände für das Auge darstellen und bezeichnen, demnach die bildenden und die zeich-

nenden Künste. Zu den Künsten, welche in die zweyte Hauptklasse fallen, rechnet der Verfasser die Gesangeskunst, die Tanzkunst, die Deklamirkunst, die theatralischen Künste, und, seltsam genug — die Feuerwerkerkunst. — Alle diese Abtheilungen und Unterabtheilungen zeigen wohl, daß der Verfasser viel über seine Wissenschaft gedacht und sie von allen Seiten beleuchtet habe, und geben Anlaß zu weiteren Forschungen über die Natur der charakteristischen Eigenheiten und der Verwandtschaften mancher schönen Künste zu einander; allein indem sie einerseits ermüden, und durch zu vieles Unterabtheilen mehr verwirren als erklären, sind sie, von der anderen Seite beleuchtet, nicht scharf genug. Der Fehler scheint uns darin zu liegen, daß der Verfasser beym Ausgehen, den eigentlichen Unterschied des Schönen von dem ihm verwandten Angenehmen und Guten nicht scharf genug ins Auge genommen und genügend bezeichnet hat, wodurch er mit sich selbst in Widersprüche gerieth, und zuweilen im Dunkel herumgreifen mußte; daher die Vermengung mancher bloß nützlicher Künste mit den schönen, daher die Aeußerung S. 60: »er sehe nicht ab, welches Handwerk nicht noch »am Ende auf den Rang schöner Künste Anspruch machen kann und wird.« Der Verfasser glaubt, der Grund einer unschicklichen Vermengung verschiedenartiger Künste liege bloß darin, daß man keine Rücksicht darauf nehme, ob der Künstler die Sache selbst, oder ob man sie durch metaphorische Zeichen vorstellt; wir glauben vielmehr, er liege darin, daß er über die Natur der Kunst, ob sie Werke darzustellen im Stande ist, welche in der bloßen Anschauung jenes Vergnügen erregen, welches durch den Einklang des Verstandes mit der Einbildungskraft entsteht, oder nicht, keine Untersuchung angestellt hat. So gehört in ersterer Rücksicht die Baukunst unstreitig unter die schönen Künste, welches der Verfasser in Zweifel zieht, obschon sie die Sache selbst darstellt; alle jene Künste gehören aber nicht hieher, welche wohlgefällige Täuschungen darbieten, die nicht geeignet sind, die oben berührten Forderungen zu erfüllen, oder welche in ästhetischer Hinsicht keine Selbstständigkeit behaupten, wie die Stukatur-, die Feuerwerkerkunst u. dgl.

Der vierte Abschnitt handelt von einigen falschen oder unzulänglichen Prinzipien, welche einige Aesthetiker aufgestellt haben, um daraus ihre Theorien für die ästhetischen Künste herzuleiten, als welche der Verfasser den Grundsatz der Nachahmung und den der Moral angibt. Die Prüfung des ersten Grundsatzes zeigt, daß die bloße Nachahmung der Natur nicht hinlänglich sey, dem Kunstwerke Schönheit zu verleihen; die Prüfung des zweyten, daß, obschon der ästhetische Künstler

das moralische Gesetz nie unmittelbar beleidigen dürfe, doch der Moralist und der Aesthetiker andere Zwecke verfolgen. Da beydes nicht dem mindesten Zweifel unterliegt, so erscheint jede weitere Prüfung und Erläuterung der Meinungen des Verfassers darüber überflüssig.

Im fünften Abschnitte gibt der Verfasser als Erfordernisse des vollkommenen Künstlers zur Hervorbringung vollkommener ästhetischer Kunstwerke natürliche Anlagen, Studium, Uebung, Begeisterung und Besonnenheit an. Er hätte leicht es bey der Angabe der ersten drey Erfordernisse können bewenden lassen, da man bey genauer Prüfung die beyden letzten darunter aufnehmen kann. Die Begeisterung nämlich, die Fähigkeit der möglichsten Potenzirung geistiger Kraft, wodurch der Künstler sein Werk als ein Ganzes von allen Mängeln gereinigt in sich erblickt, gehört unstreitig zu den natürlichen Anlagen, da der Künstler sie von der Natur erhalten haben muß, und sie durch kein Mittel zu erhalten im Stande ist; die Besonnenheit aber ist Folge des Studiums und der Uebung, und geht unmittelbar daraus hervor. — Zu den natürlichen Anlagen rechnet der Verfasser Genie und Geschmack. Bey diesen Erläuterungen läuft manches Falsche mitunter. Der Verfasser äußert S. 112: »Da »die ästhetischen Künste für das Gefühl arbeiten, da sie eine »lebhafte Rührung der Gemüther durch Sinnlichkeit der Gegen»stände zu ihrem Augenmerk haben, so scheint eine vorzüglich »starke Empfindsamkeit des Gemüthes die erste Anlage zu dem »Genie des Künstlers zu seyn. Die Empfindsamkeit ist das Ver»mögen, die Gegenstände der äußeren und inneren Sinne mit »Klarheit und lebhaftem Bewußtseyn wahrzunehmen. Wer nicht »selbst lebhaft fühlt, wird schwerlich in Andern ein vorzüglich »lebhaftes Gefühl erwecken können. Ein Werk der ästhetischen »Kunst ist im Grunde nichts anderes, als die äußere Darstellung »eines Gegenstandes, der die Künstler sehr lebhaft gerührt hat. »Nur das, was wir selbst mit voller Kraft fühlen, sind wir im »Stande, durch die Rede oder durch andere Mittel auszudrücken »und Anderen fühlbar zu machen. Die Maxime, die Horaz »dem Dichter empfiehlt, daß er selbst erst weinen soll, wenn er »unsere Thränen will fließen sehen, läßt sich auf jedes Werk der »Kunst anwenden.« — Von diesem Satze ist nun schon die Voraussetzung unrichtig. Die schönen Künste arbeiten zwar für das Gefühl, aber sie haben nicht immer eine Rührung der Gemüther durch Sinnlichkeit der Gegenstände zum Augenmerk, sie schließen ihrer Natur nach zuweilen Reiz und Rührung aus, und es wird dabey zuweilen auf das sinnliche Vorhandenseyn der Gegenstände keine Rücksicht genommen. Eben so wenig scheint es nothwen-

dig, daß der Künstler bey jedesmaliger Darstellung selbst gerührt sey, es wäre denn, daß Verfasser, dem Sprach- und Schulgebrauche ganz zuwider, unter Rührung nicht jenes aus Lust und Unlust gemischte Gefühl, welches auch Horaz in jener Stelle, auf welche der Verfasser sich bezieht, meinte, sondern ein inneres Ergriffenseyn von dem Werke, welches er außer sich darstellen will, versteht. Aber auch selbst dieß ist nicht immer nothwendig, auf keinen Fall aber ist es ein charakteristisches Merkmal des Genies, als welches nur die schöpferische oder die Erfindungskraft angesehen werden kann. Der Ausdruck Empfindsamkeit, wodurch der Verfasser die Rührung, welche er beym Künstler voraussetzt, näher bezeichnen will, ist völlig unpassend. In einem Lehrbuche aber muß man es mit den Ausdrücken, welche Begriffe bezeichnen sollen, genau halten. Als zweytes Naturerforderniß erklärt der Verfasser ein gutes Gedächtniß, worunter er wahrscheinlich eine große Thätigkeit der reproduktiven Einbildungskraft versteht, die Fähigkeit, sich gehabte Theilvorstellungen leicht und deutlich zurückzurufen; als drittes rechnet er dazu eine reizbare, biegsame und sehr lebhafte Phantasie und Dichtkraft; als viertes den Verstand und die gesunde Vernunft, und als fünftes das Vermögen, das Aesthetische zu fühlen, oder das Vermögen des Geschmacks, worunter der Verfasser ganz richtig das sinnliche Beurtheilungsvermögen versteht, welches sich von dem höheren intellektuellen darin unterscheidet, daß es nicht nach Begriffen, sondern nach Gefühlen urtheilt. Sechstens endlich begehrt der Verfasser vom Kunstgenie Fähigkeit zur Ausführung, die auf gewissen natürlichen Anlagen und Vollkommenheiten der Sinne, der körperlichen Werkzeuge und des Geistes beruht. — Der Verfasser hätte sich und dem Leser die Sache leichter machen können, wenn er vom Kunstgenie 1) Thätigkeit der oberen Seelenkräfte, 2) Thätigkeit des Gefühlsvermögens, und 3) Darstellungsfähigkeit begehrt, die Art und Weise, wie alles dieß beym Künstler in Anspruch genommen wird, gezeigt, und Erfindung als den eigentlichen charakteristischen Zug angegeben hätte. Es wäre damit zugleich der nicht wohl zu rechtfertigende Unterschied, welchen der Verfasser zwischen Genie und Originalgenie macht, weggefallen, eine Anlage ohne Originalität kann eigentlich gar kein Genie genannt werden, sondern nur ein mehr oder minderer Grad von Talent.

Zum Studium rechnet der Verfasser 1) Beobachtung der Natur, vorzüglich des Menschen. Der Verfasser fertigt diesen wichtigen Gegenstand leider nur mit wenigen Zeilen ab. Es war hier der Platz, zu zeigen, was der Künstler am Menschen zu beobachten und wie er die Natur nachzuahmen habe. Daß der

Künstler die Natur nachahmen, und warum er sie nachahmen soll, ist ohnedem außer allem Zweifel. 2) Wissenschaftliches Studium. 3) Studium der Werke der Kunst. 4) Studium der Kunstregeln. Wir empfehlen die Bemerkungen des Verfassers, S. 119—129. Ansichten, welche wir vollkommen theilen, besonders der gegenwärtig schriftstellernden Jugend zur genauen Berücksichtigung. Der Verfasser setzt darin genau und erweisend auseinander, wie ohne die letztgedachten Erfordernisse die Hervorbringung eines vollkommenen Kunstwerks fast unmöglich sey, und welchen wohlthätigen Einfluß die Theorie auf die Darstellung desselben habe. — Bey der Uebung unterscheidet der Verfasser eine zweyfache: eine innere und eine äußere, wovon die erstere sich auf die Fähigkeiten des Geistes und des Herzens erstreckt, indeß die äußere, die Sinne und die Werkzeuge der Ausführung angeht. — Unter Begeisterung versteht der Verfasser denjenigen Zustand der Seele, in welchem sie Ideen von einem höheren Grade der Lebhaftigkeit aus sich selbst hervorbringt, welche erhöhte Wirksamkeit sich entweder in den Begehrungskräften oder in den Vorstellungskräften der Seele, und zwar in jeden mit besonderem Erfolge zeigt; in den Begehrungskräften nämlich durch mancherley Gattungen von Schwärmereyen, in den Vorstellungskräften durch erhöhte Fähigkeiten des Genies, durch Reichthum, Größe, Stärke, Glanz und Wahrheit der Vorstellungen und Gedanken. Damit, daß der Verfasser wieder eine besondere Art der Begeisterung: die im höchsten Verstande, wobey die Lebhaftigkeit der Ideen so groß ist, daß ihre innere Verbindung nicht mehr sichtbar wird, ausscheidet, können wir nicht einverstanden seyn. Es wird an dieser Art von Begeisterung kein Merkmal gefunden, welches nicht bey der Begeisterung überhaupt anzutreffen wäre, so daß sie nur als ein höherer Grad der Begeisterung überhaupt erscheint; z. B. die Begeisterung des Odendichters im Vergleich mit der des elegischen oder Liederdichters. — Was der Verfasser von dem letzten Erfordernisse, der Besonnenheit sagt, ist vollkommen wahr; er versteht darunter denjenigen Zustand der Seele, in welchem eine reife Urtheilskraft und ein gebildeter Geschmack mitten in der Hitze der Einbildungskraft und im Sturme der Leidenschaft unmerklich das Steuer führen. Nur hat er den Einfluß der Begeisterung und der Besonnenheit aufs Kunstwerk nicht angegeben. Gerade daraus hätte sich ein wichtiger allgemeiner Lehrsatz für die Hervorbringung schöner Kunstwerke ableiten lassen, nämlich dieser: Das schöne Kunstwerk soll seyn im Zustande künstlerischer Begeisterung empfangen worden, und werde im Zustande künstlerischer Besonnenheit ausgeführt.

In einer dieser Einleitung folgenden kurzen Vorerinnerung theilt der Verfasser die Aesthetik in zwey Haupttheile ein, den allgemeinen und den besonderen, wovon der erstere Untersuchungen über dasjenige, was die Werke der Natur und Kunst überhaupt in Ansehung ihres ästhetischen Stoffes, und insonderheit die Werke der Kunst in Ansehung der Behandlungs- und Darstellungsart unter sich gemein haben, behandelt. Er zerfällt wieder in zwey Theile: der erste handelt von dem ästhetischen Stoffe, der zweyte von der Behandlungs- und Darstellungsart desselben überhaupt, jedoch mit vorzüglicher Rücksicht auf die Redekünste. Im ersten Theile, von dem ästhetischen Stoffe, handelt der Verfasser von den rein ästhetischen Gefühlen; im zweyten Abschnitte von den nicht rein ästhetischen Gefühlen. Zu den ersteren zählt er zwey, das Gefühl des Schönen und das Gefühl des Erhabenen. Da der Verfasser den Ursprung und die Beschaffenheit dieser Gefühle, so wie ihren Unterschied von allen anderen Arten der Gefühle nach Kant entwickelt, und dabey eigentlich nur die Kantische Theorie zu erläutern versucht, so wollen wir, da dieselbe bereits hinlänglich besprochen worden, nur jene Theile des Bürgerschen Lehrbuchs erläutern und prüfen, in welchen der Verfasser eigenthümliche Ansichten entwickelt, oder wo der Satz noch nicht hinlänglich geprüft worden ist.

Im ersten Theile: Von dem ästhetischen Stoffe, theilt der Verfasser den ersten Abschnitt: Von den ästhetischen Gefühlen, in zwey Kapitel, in deren erstem er vom Gefühle des Schönen, im zweyten vom Gefühle des Erhabenen handelt. — Nach den Unterscheidungen der ästhetischen Urtheile von den logischen untersucht der Verfasser, nach Kantischer Weise, die vier Eigenschaften der Geschmacksurtheile, und rechtfertigt die vier Lehrsätze: 1) Was wir schön nennen, gefällt ohne Interesse. 2) Das Schöne gefällt ohne Begriff allgemein. 3) Das Schöne besteht in der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, ohne daß wir uns einen bestimmten Zweck dabey vorstellen. 4) Das Wohlgefallen am Schönen ist nothwendig. Zum Behufe einer näheren Beweisführung stellt der Verfasser bey der einzelnen Prüfung dieser Sätze die bekannte Vergleichung des Wohlgefallens am Schönen mit anderen Arten des Wohlgefallens an. Die Erlauterungen, welche größtentheils ein Eigenthum des Verfassers sind, müssen brauchbar und klar genannt werden; die Sache selbst ist von anerkannter Wahrheit und oft gewürdigt worden. — Im zweyten Kapitel: Vom Erhabenen, vergleicht der Verfasser zuvörderst dieses Gefühl mit dem des Schönen, und theilt darauf das Erhabene in das mathematische und

das dynamisch Erhabene ein. — Mathematisch erhaben nennt er, was in der Einbildungskraft schlechthin groß ist, mit welchem in Vergleichung alles Andere klein erscheint, welches jeden Maßstab der Sinne übertrifft, und also von uns nicht gemessen, sondern nur im Ganzen gedacht werden kann; dynamisch erhaben dasjenige, welches aus der Anschauung großer Gegenstände entsteht, bey deren Vorstellung sich die Einbildungskraft ins Unendliche erweitert. Diese Definitionen erläutert der Verfasser auf eine faßliche Weise, und geht darin, wie beym Schönen, den von Kant angegebenen und vorgezeichneten Weg. Zuletzt sind noch einige Anmerkungen zu den Erklärungen vom Erhabenen beygefügt, welche gleichfalls größtentheils aus Kantischen Beleuchtungen hervorgehen, und deren Wahrheit bereits hinlänglich anerkannt worden ist. Von vieler Brauchbarkeit ist die dritte, S. 201, in welcher der Verfasser die Frage beantwortet, was von den Ausdrücken: diese Tugend oder Gesinnung ist schön oder erhaben, zu halten sey. Er zeigt, daß dieser Ausdruck unpassend genannt werden müsse, weil nur allein die Vorstellungen von solchen Gegenständen, welche für die Einbildungskraft anschaulich gemacht werden können, einer ästhetischen Beurtheilung fähig sind, moralische Maximen aber Gegenstände von intellektueller Art sind, und nicht, wie die ästhetischen, auf unser Gefühl wirken können; daß sich übrigens bey allen dem doch der Ausdruck von moralischer Erhabenheit noch eher rechtfertigen lasse, als der von moralischer Schönheit. Die übrigen Anmerkungen sind nur als Fortsetzung der Erläuterungen des vom Verfasser früher Gesagten zu betrachten, und von ihnen ist nur eine genauere am Schlusse S. 211 vorkommende Vergleichung zwischen den Gefühlen des Schönen und Erhabenen vorzüglich, deren Hauptpunkte schon im Anfange dieses Kapitels angedeutet wurden. Sie sind kürzlich folgende: Aehnlichkeiten. a) Beyde ästhetische Urtheile bewirken in uns ein uninteressirtes Wohlgefallen. b) Beyde sind immer nur einzelne Urtheile. c) Beyde sind dennoch subjektiv allgemein gültig. d) Beyde Urtheile beruhen nicht auf bestimmten Begriffen, sondern bloß auf Reflexion über den Gegenstand. e) Wir erwerben uns durch diese ästhetischen Urtheile keine Erkenntniß von Gegenständen, sie sind nur mit einem Gefühle von Lust verbunden. — Verschiedenheiten. a) Das Schöne findet sich in einzelnen begrenzten Vorstellungen von Dingen, das Erhabene liegt in einer Vorstellung, die unbegrenzt ist. b) Dem Gefühle des Schönen liegt ein unbestimmter Begriff des Verstandes zum Grunde, dem Gefühle des Erhabenen ein unbestimmter Vernunftbegriff c) Das Gefühl der Schönheit hat es vorzüglich mit

einer Qualität oder inneren Beschaffenheit des Gegenstandes zu thun, das Gefühl der Erhabenheit aber geht auf die Größe oder Quantität des Gegenstandes und seiner Vorstellung in der Einbildungskraft. d) Das Wohlgefallen am Schönen ist ein leichtes Spiel der Einbildungskraft in Beziehung auf den Verstand als Vermögen der Begriffe, welches aus ruhiger Betrachtung des Gegenstandes entsteht. Daher ist es ein Gefühl von direkter Beförderung des Lebens. Das Wohlgefallen am Erhabenen ist eine ernstlichere Beschäftigung der Einbildungskraft, wo die Lebenskräfte bald auf einen Augenblick gehemmt werden, bald sich wieder stärker ergießen, wodurch das Gemüth in stärkere Bewegung gesetzt wird. e) Das Schöne besteht in einer gewissen Zweckmäßigkeit, welche wir dem Gegenstande selbst beylegen, und deßwegen Wohlgefallen an ihm finden, obgleich der Gegenstand nur Veranlassung gab, daß wir unsere Einbildungskraft und unseren Verstand zweckmäßiger beschäftigen konnten. Das Gefühl des Erhabenen wird erregt, wenn uns die Gegenstände ganz zweckwidrig vorkommen, und von der Einbildungskraft gar nicht umfaßt werden können.

Man sieht daraus, daß der Verfasser sich bis hierher vollkommen an die Kantische Entwicklung der sogenannten ästhetischen Gefühle gehalten habe. Die hin und wieder beygegebene Erläuterung ist passend, zuletzt ist die gedachte Verschiedenheit des Schönen vom Erhabenen in dem Beyspiele eines überstarken Gewitters anschaulich gemacht. Jedoch hätte der Verfasser besser gethan, wenn er auch auf den wesentlichen Unterschied, daß bey dem Schönen nur das Gefühl der Lust, bey dem des Erhabenen aber das der Unlust und Lust zugleich ins Spiel kommt, folglich dort ein reines, hier ein gemischtes Gefühl erregt werde, aufmerksam gemacht hätte. Unter d) ist wohl darauf hingedeutet, aber jener Unterschied ist so wesentlich, so charakteristisch, daß er mit der größten Genauigkeit hätte in den Vordergrund gestellt und erläutert werden sollen. Auch das Verhältniß der Lust zur Unlust beym Erhabenen, die Art und Weise der Verbindung beyder Gefühle, und wie zuletzt die Unlust die Quelle der Lust wird, alles das war deutlicher zu machen, da für die ganze Lehre so viel davon abhängt. Die frühere Hemmung und dann erfolgende stärkere Ergießung der Lebenskraft, welche der Verfasser beym Erhabenen als charakteristisch angibt, ist auch bey der Rührung zu finden, welche sich vom Erhabenen wieder unterschiedet. Zuletzt vermissen wir noch den Unterschied, daß das Schöne seiner Natur nach Reiz und Rührung ausschließt, das Erhabene aber nur den Reiz, und mit Rührung als Folge verbunden ist.

Der zweyte Abschnitt, von den nicht rein ästheti-

schen Gefühlen, zerfällt wieder in zwey Kapitel, wovon das erste von den Gefühlen der Vernunft, das zweyte von den sinnlichen Gefühlen handelt. Die Gefühle der Vernunft theilt der Verfasser nach gewöhnlicher Weise in die der theoretischen und praktischen ein, und handelt, indem er die ersteren berührt: 1) von der ästhetischen Wahrheit, welche er die auf das Gefühlsvermögen bezogene formale und materiale Wahrscheinlichkeit nennt. Indem er annimmt, daß das Wirkliche, welches der Künstler entweder selbst empfindet oder durch Andere erfährt, der Grundstoff aller seiner Vorstellungen sey, welcher sich auf eine zweyfache Art bearbeiten läßt, handelt er 2) von der Wahrheit der historischen Erdichtungen, 3) von der Wahrheit der poetischen Erdichtungen, 4) von der Illusion und 5) von der ästhetischen Gewißheit. Von jedem Kunstwerke begehrt der Verfasser, daß der Gegenstand innerlich mit sich selbst wohl übereinstimme, das ist, daß er den Sinnen, der Einbildungskraft, dem Verstande, den Gesetzen der möglichen sowohl als wirklichen Erfahrung gemäß, vorstellbar sey, und daß er äußerlich denjenigen Anschauungen und Begriffen, mit welchen er in Verbindung gebracht wird, von der sinnlichen und imaginativen Anschauung, wie auch vor dem gemeinen Menschenverstande nicht widerstreite. Bey der Wahrheit der historischen Erdichtung, S. 227, bemerkt der Verfasser, daß der Dichter sich dabey an die wirkliche Natur zu halten habe, aber zugleich vermöge des höheren Zweckes seiner Kunst an keine genaue und pünktliche Darstellung der Natur gebunden sey. Ohne darüber, wie es leicht möglich war, eine allgemeine Regel aufzustellen, führt er mehrere Fälle an, in welchen es dem Dichter erlaubt ist, von der Natur (eigentlich hätte er sagen sollen von der Wirklichkeit) abzugehen. Alle diese Fälle sind richtig, nur fehlt ihnen die Vollständigkeit, welche nur allein durch Aufstellung eines obersten Grundsatzes hätte erreicht werden können. Als wahre, verständige und brauchbare Hindeutungen verdienen sie alle Anerkennung, obschon gerügt werden muß, daß der Verfasser dabey manches Verschiedenartige unter einen Hut gebracht hat. Es ist zum Beyspiel keineswegs gleich wahr, was der Verfasser S. 229 sagt: »Der Dichter darf nicht wie Shakspeare das Königreich Böhmen ans Meer verlegen, oder den dänischen Prinzen Hamlet zu Wittenberg studiren lassen.« Das erste davon ist unzuläßig, das zweyte ist es nicht; der Dichter begeht im ersten Falle einen Fehler gegen das Wirkliche, den wir ihm nicht wohl vergeben, da eine Unwissenheit mit unterläuft, die mit dem Bildungsgrade, den wir ihm im Allgemeinen zutrauen, nicht wohl zu vereinen ist; im zweyten Falle fällt das Fehlerhafte weg,

weil das Unwahrscheinliche doch wohl möglich ist, und der Dichter begehren kann, daß wir es ihm aufs Wort glauben. Es ist kein Mangel einer Kenntniß dabey, welche wir dem Dichter zuschreiben.

Was der Verfasser über die Nothwendigkeit der Beachtung des Kostums sagt, welches Wort er sehr passend mit dem Ueblichen übersetzt, ist sehr zu empfehlen. Er will im Allgemeinen daß der Künstler das Uebliche nie ohne Noth verletze, und sich keine offenbaren Ungereimtheiten in Rücksicht desselben erlaube, weil die genaue Beachtung des Ueblichen die Schönheit des Werkes und die Verdienste des Künstlers vermehrt; allein er begehrt damit keineswegs eine ins Kleinliche gehende Nachahmung solcher Umstände und Verhältnisse, welche keinen Bezug auf die Schönheit des Werks haben, ja wohl gar ihr hinderlich seyn könnten. Die Hindeutung auf die Nothwendigkeit der Berücksichtigung des Ueblichen, in Rücksicht der Zeit, in welcher der Künstler lebte, und jener, in welche er sein Werk verlegt, S. 232, ist besonders für die Kritik von vieler Bedeutung. — Als Abwege, auf welche der Künstler geräth, der die Wahrheit der historischen Erdichtung nicht berücksichtigt, nennt der Verfasser das Gekünstelte, das Ueberladne, das Uebertriebne, das Gezwungne und das Abenteuerliche, dessen Charakter darin besteht, daß es aus einer Welt genommen ist, wo alles ohne hinreichende Gründe geschieht. Als Beyspiele davon führt der Verfasser unter andern Lucians Dichtungen, Swifts Fiktion von der Pferde-Republik und die bekannten Münchhausiaden an; wobey er aber übersieht, daß einigen dieser Beyspiele allerdings eine Wahrheit unterliege, welche in jenen Dichtungen ungefähr wie die Schrift im Spiegel erscheint, und daß die vorgedachten Rücksichten auch bey derley Erscheinungen eintreten.

Unter Wahrheit poetischer Erdichtungen versteht der Verfasser, S. 241, die Darstellung derselben nach solchen Gesetzen, die mit den Gesetzen unserer Welt irgend eine Aehnlichkeit haben. Er eifert dabey mit allem Rechte gegen das willkürliche Zusammenraffen der nächsten besten Ideen und Gegenstände, ohne Rücksicht auf die Aehnlichkeit mit Dingen unserer Welt, und gegen die unstatthafte Vermengung des Erdichteten mit dem Wirklichen, wenn dadurch alle Wahrscheinlichkeit aufgehoben wird, wie z. B. in einigen Oden von Ramler, in welchen Friedrich und Jupiter als zusammen handelnd eingeführt werden. — Die Beachtung der Wahrheit im Kunstwerke bringt nun, nach der Meinung des Verfassers, eine der wichtigsten und ausgezeichnetsten Wirkungen hervor: die Illusion. Was der Verfasser darüber S. 244 sagt, fordert eine Berichtigung.

Er äußert sich: »Die Erdichtungen können zwar für Theile dieser »Welt gehalten werden, und sind es doch gleichwohl nicht. Sie »werden alsdann aus Irrthum dafür gehalten. Sie sind alsdann »Einbildungen, die wir für Empfindungen halten, und dann ist »Täuschung vorhanden. Täuschung ist demnach diejenige Gattung »des Irrthums wodurch man den Schein einer Sache für die »Sache selbst, den Schein für Realität hält. Täuschung in den »ästhetischen Kunstwerken ist mithin derjenige Eindruck auf uns, »wodurch wir verleitet werden, Erdichtung für Wahrheit, Nach-»ahmung für Original zu halten. Wenn alle Theile der Erdich-»tung in so hohem Grade natürlich und lebendig dargestellt wer-»den, daß sie alle Empfindungen, Einbildungen und Gedanken »verdunkeln, welche von dem Irrthume belehren könnten, und »dieser Irrthum eine merkliche ästhetische Kraft auf das Gemüth äu-»ßert, so ist dieß ästhetische Täuschung.« — Dagegen läßt sich nun bemerken, 1) daß jene Täuschung, von welcher der Verfasser spricht, nur höchst selten bey Betrachtung der Kunstwerke sich einfinde, folglich nicht die alleinige und eigentliche Quelle der ästhetischen Kunst seyn könne; 2) daß bey derjenigen Täuschung, in welche uns Kunstwerke versetzen, wir nie unsere Einbildungen für Empfindungen halten. Der Gegenstand wird nicht immer, sondern nur zuweilen unserer Betrachtung entrückt, wie z. B. beym Rührenden, wo der Künstler uns nur mit dem Gefühle beschäftigen und nicht auf die Eigenschaften des Gegenstandes aufmerksam machen darf; wir wollen zuweilen sein Vorhandenseyn darum bemerken, um ihn mit der Natur zusammenhalten und auf dem Wege des Vergleiches das Talent und das Studium des Künstlers beurtheilen zu können. Die Täuschung ist höchst selten von einer solchen Art, daß wir Fiktionen der Einbildungskraft für Wirklichkeiten halten, immer sind wir uns der Täuschung und nicht etwa bloß der sinnlichen bewußt, welche wir beliebig aufheben könnten, aber um unsers eigenen Vergnügens willen nicht zerstören; ja es geschieht häufig, daß uns der Gegenstand nur darum gefällt, weil wir uns bewußt sind, daß das, was wir anschauen, eben nur Täuschung sey, wie z. B. beym Schauderhaften, oder bey manchen Arten des Komischen, welches in der Wirklichkeit vielleicht gerade entgegengesetzte Eindrücke auf uns machen würde. Wir halten folglich hier nicht den Schein für Realität, er gefällt uns vielmehr gerade deßwegen, weil wir ihn nicht für Realität halten. Der Trunkene gefällt uns auf der Bühne nur, weil wir wissen, daß er nicht wirklich sich im Zustande der Trunkenheit befindet; irgend ein schaudererregendes Ereigniß erregt uns in den Werken der schönen Künste nur deßhalb Wohlgefallen, weil wir uns bewußt sind, es sey nichts Wirkliches. —

Noch weniger aber geschieht es, daß wir, wie der Verfasser meint, bey der Täuschung durch Kunstwerke unsere Einbildungen für Empfindungen halten. Hier läuft keine Täuschung mit unter, die Empfindungen entstehen wirklich in uns, wir werden durch die gemalte Landschaft so gut wie durch die wirkliche zu derselben Empfindung gebracht. Der Verfasser scheint übersehen zu haben, daß wir uns die Täuschung in den Werken schöner Künste nur darum gefallen lassen, weil, indem wir wissen, daß der Künstler darüber nicht hinauskann, wir sie uns müssen gefallen lassen. Sie ist nothwendig, aber nicht in der Art und nicht aus dem Grunde, die der Verfasser angab. — Die ästhetische Gewißheit unterscheidet der Verfasser darin von der logischen, daß diese auf unumstößlichen Gründen beruht, jene in einem lebhaften Fürwahrhalten allgemeiner Vorstellungen besteht. Er hält sie in den Werken schöner Künste für nothwendig, weil sie, durch sinnliche Eindrücke und Anschauungen, wie durch Wirkungen der Phantasie und der sinnlichen Neigungen erzeugt, ein Gefühl in der Seele hervorzubringen im Stande ist, welches völlig demjenigen Zustande gleich kommt, welchen die Vorstellung vernünftiger Gründe bewirkt, und oft mit noch größerer Sicherheit gleiche Wirkungen hervorbringt. Sie entsteht aus zwey Arten und Gründen, als ihren Quellen, den inneren und den äußeren. Die ersteren sind solche, die aus der Erkenntniß oder dem ästhetischen Begriffe von einem Gegenstande selbst geschöpft sind; die äußeren beruhen auf der Meinung, die wir von der Vollkommenheit des Redenden haben, um derer willen wir etwas für wahr halten, was der Redende selbst für wahr zu halten scheint. — Da diese ästhetische Gewißheit, welche man auch und besser die sinnliche nennen kann, und die in allen Werken der schönen Künste gefunden wird, hauptsächlich durch das befolgte Gesetz der Lebhaftigkeit erreicht wird, so hätte der Verfasser wohl am besten gethan, wenn er dieß ins Auge genommen und darüber belehrend gesprochen hätte. Dagegen aber fertigt er jenes Hauptgesetz ganz kurz ab, und ergeht sich in Bemerkungen, welche, da sie bloß die redenden Künste betreffen, wie z. B. die Anwendung sogenannter rhetorischer Figuren u. dgl., nicht in die allgemeine Aesthetik gehören. Auch findet sich hier wieder jene gehäufte Eintheilung, Ab- und Unterabtheilung, vor, welche selbst in philosophischen Systemen ermüdend wird, aber vollends als verwirrend verworfen werden muß, wenn sie nicht genau und vollständig ist. Der Verfasser theilt jeden Augenblick den Satz in 1 — 2 — ꝛc., und dieß wieder in a — b — ꝛc. ab, ohne daß es zuläßig genannt werden kann. Zuläßig aber ist es nur dann, wenn mit 1 — 2 — 3 — alle Theile des Ganzen derge-

stalt angegeben werden, daß nothwendig 3, aber zugleich auch nur 3 Theile gefunden werden, welches hier nicht der Fall ist, wo bald eins ins andere aufgenommen werden kann, bald die Aufzählung des Einzelnen nicht vollständig zu nennen ist. — Damit schließt der Verfasser die Lehre von den Gefühlen der theoretischen Vernunft, welche aus Begriffen des Wahren und Wahrscheinlichen, und des Falschen und Unwahrscheinlichen entstehen, und wovon die ästhetischen Künste Gebrauch machen, in sofern sie den ästhetischen Gefühlen nicht entgegenwirken, und denselben nicht Abbruch thun, und in sofern sie die ästhetischen Gefühle unterstützen und befördern, d. i. in sofern sie die vorläufigen und nothwendigen Bedingungen der Erweckung und des Daseyns der ästhetischen Gefühle sind.

Was der Verfasser von den Gefühlen der praktischen Vernunft, welche der theoretischen gegenüber, deren Gegenstände Erkenntnisse sind, es mit Gesinnungen und Handlungen zu thun hat, bemerkt, ist wieder fast durchgehends aus der Kantischen Lehre abgeleitet. Er unterscheidet dabey hauptsächlich die Gefühle der Achtung und der Verachtung, das moralische Gefühl, oder die Fähigkeit, durch das Gefühl die Moralität der Handlungen zu bestimmen, und die damit häufig verbundenen Gefühle der Sympathie, das Gefühl des Schicklichen und Unschicklichen und das des Nützlichen, das Gefühl der Ehre und das der Tugend, wobey er wieder die positiven Tugenden, die sich in eklatanten Wirkungen charakterisiren, von den negativen, die bloß in einer Unterlassung des Bösen bestehen, sondert. Die Erörterungen sind gut und richtig, gehören aber nur in sofern hierher, als der Künstler das moralische Gefühl nicht unmittelbar beleidigen darf, und als die Verbindung dieser Gefühle mit den ästhetischen den Eindruck des Kunstwerks erhöht. Wir sprechen hier übrigens immer nur von der Sache, da der Ausdruck: Gefühle der Vernunft, obschon er von viel bedeutenden Philosophen gebraucht worden ist, bey genauerer Betrachtung immer nur als unpassend und nicht streng bezeichnend angenommen werden muß.

Was das zweyte Kapitel, von den sinnlichen Gefühlen, betrifft, so rechnet der Verfasser dazu alle diejenigen Gefühle, welche die bloße Empfindung, d. i. den Eindruck des Gegebenen auf die äußeren und inneren Sinnenorgane begleiten. Er berührt darunter nur jene, die vor anderen geschickt zu seyn scheinen, sich mit den ästhetischen Gefühlen in einem Kunstwerke zu gatten, und diese sowohl zu unterstützen als zu heben. Diese sind ihm das Gefühl des Kontrastes, des Neuen, des Unerwarteten, des Wunderbaren, des Lächerlichen und Scherzhaften

und des Rührenden. — Der Verfasser vermengt hier, im Allgemeinen bemerkt, eigentliche ästhetische Gefühle, wie z. B. das des Komischen und des Rührenden, mit anderen, welche mit jenen nur in näherer oder entfernterer Verbindung stehen, ja nicht einmal eigentliche Gefühle zu nennen sind, sondern nur ästhetische Gefühle hervorbringen, wie der Kontrast oder das Wunderbare. Der Unterschied, welchen der Verfasser zwischen den Gefühlen des Komischen und des Rührenden, von denen des Schönen und Erhabenen darin finden will, daß die erstgenannten den Eindruck des Gegebenen auf die äußeren und inneren Sinnenorgane begleiten, ist nicht richtig, da dasselbe zuweilen auch bey den Gefühlen des Schönen und Erhabenen zu geschehen pflegt, und bey den Gefühlen des Komischen und Rührenden nicht immer Statt findet. Da indeß der Verfasser bey den Betrachtungen, welche er über die sogenannten sinnlichen Gefühle anstellt, viel Interessantes äußert, manches aber einer Berichtigung bedarf, so wollen wir sie der Reihe nach durchgehen.

Vom Kontraste bemerkt der Verfasser S. 297, er entstünde aus der Zusammenfügung entgegengesetzter Vorstellungen. Er gibt davon drey verschiedene Arten, eigentlich Grade an: erstens den vollkommenen Kontrast, der aus der Zusammenstellung entgegengesetzter, einander ganz widerstreitender Beschaffenheiten oder Größen entsteht, indem man die Extreme den Extremen, oder die wahre Vollkommenheit der Unvollkommenheit entgegensetzt, wie z. B. in Shakespeare's Heinrich IV., 1. Thl. 1. A. 4. Scene, wo zwey sehr entgegengesetzte Charaktere, der eines Stutzers und eines rauhen Soldaten, sehr glücklich in einen solchen vollkommenen Kontrast gebracht werden; zweytens den Kontrast, der aus der Nebeneinanderstellung solcher Gegenstände besteht, die nicht entgegengesetzte, sondern nur in derselben Art unähnliche Eigenschaften haben, wie z. B. den Kontrast der gefallenen Engel im Milton; drittens den Kontrast, der aus der Ungleichheit der Grade ähnlicher Beschaffenheiten entsteht, wie z. B. die Gegenüberstellung des Ajar, Diomedes, Hektor mit dem Achilles beym Homer Der Verfasser zeigt den Einfluß des Kontrastes auf die Werke der schönen Künste, der, nachdem der Künstler es bedarf, bald eine vergrößernde, bald eine verkleinernde Kraft, bald eine verschönernde, bald eine verhäßlichende, erleuchtende oder verdunkelnde Wirkung haben kann. Zu bedauern ist, daß der Verfasser diese Wirkung nur bey den redenden Künsten im Detail gezeigt, und dabey weniger Rücksicht auf die übrigen schönen Künste genommen hat, als es in der allgemeinen Aesthetik hätte geschehen sollen. Bey jener aber hat er die Erläuterungen mit zu großer Genauigkeit und Aengstlichkeit durchgeführt;

Digitized by Google

denn daß eine Paronomasie, wie Luder statt Luther S. 305, nicht zu billigen sey, war doch gewiß überflüssig zu bemerken. — Die Ansichten über das Neue und Unerwartete S. 308—323 müssen ausgezeichnet genannt werden. Indem der Verfasser die Macht des Neuen und Unerwarteten auf uns zeigt, und dem Künstler anräth, es am gehörigen Orte zu gebrauchen, macht er uns besonders darauf aufmerksam, daß die vorzüglichste Neuheit in Ansehung der Gedanken, welche der Künstler ausdrückt, Statt finde, weil ihm dort die zahlreichsten Hülfsmittel zu Gebote stehen. Diese Art der Neuheit, meint er mit Recht, mache die wahre Eigenthümlichkeit und Originalität des Künstlers aus, in welcher Einbildungskraft, Geschmack und Beurtheilung sich im besten Lichte zeigen können. Zugleich warnt er vor jener Sucht nach Neuheit, welche, von der Anlage getrennt, nur darauf ausgeht, etwas darzustellen, was früher nicht in dieser Art vorhanden war, unbekümmert, ob es die Anforderungen, welche man an Kunstwerke stellt, erfülle oder nicht. Da die Worte, in welchen der Verfasser davon spricht, gerade für die jetzige Zeit von großer Bedeutung sind, und nicht eindringlich genug zur Beachtung empfohlen werden können, mögen sie hier wiederholt werden. »Es ist nicht zu läugnen, daß der Trieb zur »Neuheit der schönen Literatur ebenfalls nachtheilig werden könne. »Dieß wird der Fall seyn, wenn er zwar in Genies, aber in un»gebildete, rohe Genies fährt, und alsdann in Neuerungssucht »ausartet. Solche wollen alsdann nichts denken, was irgend »schon einmal gedacht ist. Sie verschmähen passende Ausdrücke, »treffende Bilder, bloß darum, weil sie schon irgend einmal ge»braucht sind; sie gaukeln überall nach neuen, ungewöhnlichen, »sonderbaren, oft gezwungenen Wendungen, und geben solcher»gestalt ihren Kunstprodukten zwar Neuheit, oder vielmehr Son»derbarkeit, aber leider! auf Kosten der Schönheit und Wahr»heit. Der Trieb zur Neuheit muß daher, wenn er gut aus»schlagen soll, von Vernunft und gutem Geschmacke geleitet wer»den. Die hauptsächlichsten Quellen der Neuerungssucht und »der Besonderheit sind das Unvermögen, die Vorgänger in der »Kunst durch wahre Vollkommenheiten und Schönheiten zu über»treffen oder zu erreichen; die allzuängstliche Furcht vor der Nach»ahmung oder die Begierde, sie zu verbergen, und die unver»nünftige Hartnäckigkeit, Niemanden ähnlich zu seyn.«

Sehr brauchbar sind gleichfalls die Aeußerungen des Verfassers über das Naive, welches er für eine Art des Unerwarteten oder desjenigen hält, was in Verbindung sehr verschiedener Gegenstände, in Uebergängen, Aufschlüssen und Auflösungen liegt. Es ist ihm nämlich jenes Unerwartete, welches aus

einer unschuldigen Offenherzigkeit entspringt. Er leitet es der Wahrscheinlichkeit gemäß von nativus, offenherzig, freymüthig, ab, und unterscheidet es sehr richtig vom Natürlichen, Simplen, Einfachen, wodurch ein Ausdruck bezeichnet wird, der weder merklich viele, noch große oder wichtige, noch sehr lebhafte Nebenvorstellungen unmittelbar bestimmt, ohne daß dabey auf etwas Unerwartetes, mit unschuldiger Offenherzigkeit Dargebrachtes angespielt würde. Wir müssen gestehen, daß wir die Definition des Verfassers richtiger, als die des Marmontel in seiner Poétique française, des Hugo Blair in seiner Rhetorik, als die von Mendelsohn, Riedel, Engel, ja selbst als die Kants finden, da wohl alle die gedachten Definitionen Richtiges enthalten, aber zugleich nicht genug scharf und bezeichnend sind. — Wunderbar nennt der Verfasser in der engsten Bedeutung das, was in der Erdichtung übernatürlich ist, und nicht zu dieser Welt gehört. Daß er es in dieser Beziehung einen sehr entbehrlichen Artikel in den schönen Künsten nennt, ja es sogar in der alten Epopöe, wovon es doch einen wesentlichen Bestandtheil ausmacht, als überflüssig angibt, ist schwer zu begreifen.

Das, was der Verfasser S. 324 — 342 vom Lächerlichen sagt, kann nicht befriedigend genannt werden. Er fertigt diesen bedeutenden und schwierigen Theil, welchen die Kunstphilosophen von jeher ihrer ganzen Aufmerksamkeit würdig gehalten haben, viel zu kurz ab. Nach allgemeinem Bemerken über die physische Art des Lachens und Lächelns geht er zur Würdigung jener Erklärung des Lächerlichen über, welche Adelung in seiner Theorie des deutschen Styls festgesetzt hat: das Lächerliche gehe hervor durch eine unerwartete und unschädliche Abweichung von einer herrschenden Analogie vernünftiger oder doch ihnen ähnlicher Wesen. Indem er im Ganzen diese Erklärung für richtig hält, und ihr den Preis vor den früheren zuerkennt, übersieht er, daß auch sie die Fehler der übrigen bekannt gewordenen Definitionen theile, daß sie nämlich nicht gehörig umfassend und ausschließend sey, das erste für alles, was der Gattung zukommt, das letzte in Rücksicht alles dessen, was nicht hieher gehört. Die Bemühung, eine Quelle des Lächerlichen (eigentlich des Komischen, wovon sich das Lächerliche durch die Passivität unterscheidet) aufzusuchen, welches aus verschiedenen Quellen strömt, hat auch hier zu einer ungenügenden Entscheidung geführt. Es ist nicht zu läugnen, daß jene Abweichung, von welcher Adelung spricht, eine der ergiebigsten Quellen des Komischen sey; aber sie ist eben so wenig die einzige, als der Kontrast, der Widerspruch, die Unregelmäßigkeit, das ideal Kleine, Größe ohne

Stärke u. s. a. es sind. Wir lachen wohl 1) über den erwachsenen Menschen, der wie ein Kind stolpert; über den Docenten, der in der Schlafmütze auf dem Katheder erscheint, weil hier und dort, wo wir Anständigkeit in der Kleidung und Geschicklichkeit im Benehmen erwarten, wir etwas wider die Analogie erblicken; aber wir lachen zugleich auch über etwas, wo keine Abweichung von der Analogie ist, z. B. über den Lustigmacher in der Posse, von dem wir das, was er sagt oder thut, der Analogie nach erwarten. Die lächerliche Abweichung von der herrschenden Analogie findet 2) nicht immer nur in den freyen Handlungen des Menschen Statt; wir lachen wohl am meisten, wenn dieser von der Analogie abweicht, aber wir lachen auch über den Berg, der die Maus gebiert. Auch werden solche Abweichungen von der herrschenden Analogie belacht, die nicht in dem freyen Willen des Menschen stehen; wir lachen über manche Gebrechen und Naturfehler, z. B. über den Buckeligen, Stotternden, und keineswegs, wie der Verfasser glaubt, mit Unrecht. Wir beschuldigen dabey mit Recht die Natur einer Abweichung von der Regel, und das kommt uns unter gewissen Verhältnissen im Augenblicke lächerlich vor. Unser Verstand spricht das Individuum von dem Fehler der Natur frey, und unser Gefühl bemitleidet es, aber das geschieht erst hinterher, und wenn wir wirklich den Trieb zum Lachen niederkämpfen und mißbilligen, so erfahren wir doch, daß er in uns aufgeregt worden ist. Mit anderen Abweichungen von der Analogie, z. B. den Sprachfehlern eines Ausländers, ist es, der Meinung des Verfassers entgegen, kein gleicher Fall. Hier ist eine Abnormität, bey welcher keine höheren Rücksichten uns das Lachen gleichsam verbieten; der Fehler, welcher uns lächerlich vorkommt, hat seinen Grund im Mangel der Kenntniß des Individuums, die es sich mit besserem Willen hätte verschaffen können. 3) Ist nicht jede unerwartete und unschädliche Abweichung von der herrschenden Analogie vernünftiger Wesen komisch. Ist es z. B. komisch, wenn ein Mensch, dem wir seiner Erziehung nach keine höhere Bildung zutrauen, ein richtiges Kunsturtheil fällt, oder überhaupt eine Handlung begeht, ein Werk fördert, welches wir ihm nicht zugetraut hätten, oder wenn ein sonst verständiger Mann ein langweiliges Buch schreibt? Hier ist auch Abweichung von der Analogie. Daraus sehen wir, daß beym Komischen nicht allein auf die Art des Producirens, sondern auch auf das Produkt Rücksicht genommen werden muß, was bey der Adelung'schen Erklärung nicht geschah. Nur darin ist sie ganz richtig, daß sie etwas Unschädliches begehrt. Auf dieses Erforderniß des Komischen machte uns schon Aristoteles aufmerksam, und es wird im bekannten

Sprichworte unserer Zeit: der Ernst fängt an, wo der Spaß aufhört, uns gesagt. Zwey Dinge nur sind es, über die wir nie, und unter keinem Verhältnisse lachen können: über Unglück und über wirkliche Größe; daher steht das Komische unmittelbar dem Ernsten und dem Erhabenen gegenüber.

Als Gründe unseres Wohlgefallens am Komischen gibt der Verfasser an, daß es theils eine ungewöhnliche, lebhafte, leicht vorübergehende Bewegung der Lebensgeister bewirkt, theils die Vorstellungskraft ohne Anstrengung und lebhaft beschäftigt, theils der Eigenliebe und dem Stolze schmeichelt. Der Verfasser versteht darunter unstreitig den Umstand, daß wir in vielen Fällen beym Komischen (in allen findet dieß nicht Statt) uns über das Individuum, über welches wir lachen, erhaben finden, und erfahren, daß, indem wir nicht so gehandelt hätten, wie jenes handelte, wir klüger und gebildeter seyn müssen. Der Verfasser hat hier sicherlich das eigentliche Lächerliche im Auge gehabt, bey welchem wir den, an dem wir es finden, eines Mangels an Verstand, Bildung, Geschicklichkeit oder Geschmack beschuldigen, und nicht das Komische, wo dieser Mangel nicht nur wegfällt, sondern wo wir sogar einen Ueberfluß an Vorzügen, Witz, Scharfsinn, Laune u. dgl. bemerken. Es kann in jener Beziehung nämlich wohl unserem Stolze und unserer Eigenliebe schmeicheln, daß wir nicht sind wie der Geck, der Thor, der Tölpische u. s. w., über deren Benehmen und Aeußerungen wir lachen; aber unmöglich, daß wir nicht sind wie eine komische Gestalt, die durch Laune und sprudelnden Witz uns gleichfalls zum Lachen bringt. — Ferner rechnet der Verfasser zu obgedachten Gründen noch das Vergnügen, welches wir in Werken der Kunst an der Nachahmung und an der Geschicklichkeit des Künstlers finden.

Als Mittel zur Hervorbringung des Lächerlichen in den Werken der Kunst erkennt der Verfasser die Fertigkeit, die Uebereinstimmungen der Dinge sinnlich darzustellen, und jene, die Verschiedenheiten der Dinge zu bemerken, den Witz und den Scharfsinn, welche er, befürchtend, daß ersterer oder der letztere in Wortspiele, letzterer vom ersteren getrennt in Spitzfindigkeit ausarte, vereint wissen will, und den Kontrast, der entweder zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Grund und Folge, zwischen Zweck und Mittel gezeigt wird, und besonders das Lächerliche des Zusammenhanges, entstehend aus der Vereinigung solcher Dinge, die nach unserem Begriffe unmöglich oder höchst seltsam sind, unterstützt, oder sich durch Zusammenstellung des Großen und Kleinen, des Wichtigen und Unwichtigen, des Edeln und Niedrigen, des Ernsthaften und Belustigenden ergibt.

Auf diese Art des Kontrastes gründet der Verfasser den heroischen und den niedrig komischen oder burlesken Styl, das Parodiren, das Travestiren und das Launige, von welchem wieder die Ironie mit ihrer doppelten Art, als verstelltes Lob und als verstellter Tadel, dann die Persiflage unterschieden werden. Die Bemerkungen über alle die genannten Kunstmittel sind gut und brauchbar, doch sprechen sie keine eigenthümliche Kunstansicht des Verfassers aus, sondern sind vielmehr als zweckmäßige Wiederholungen gesagter Dinge zu betrachten.

Um seine Ansichten über das Rührende zu begründen, schickt der Verfasser Definitionen der Affekte und Leidenschaften, welche letztere er als aus Hang, Trieb und Neigung entspringend, in begehrende und verabscheuende, die ersteren in angenehme, unangenehme und vermischte eintheilt, voraus. Alle Affekte und Leidenschaften, meint er, könnten, mit wenigen Ausnahmen, in den ästhetischen Kunstwerken ihre Rolle spielen, und man schreibe diesen, in sofern sie dergleichen erwecken, eine rührende Kraft zu. Im engeren Verstande heißt ihm rührend, was vermischte Gemüthsbewegungen und Affekte erregt; im engsten Sinne das, was vermischte Gemüthsbewegungen und Affekte des schwächeren Grades erzeugt. Indem er das Vermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellung sowohl der Natur als Kunst, die höheren Grade vermischter Affekte hervorzubringen, das Pathos nennt, rechnet er das Pathetische gleichfalls zum Rührenden, wogegen sich bemerken läßt, daß das Pathetische ein Theil des Erhabenen, und obschon mit Rührung verbunden, doch wesentlich davon verschieden sey. Die früheren Erklärungen gehen aus der von Kant (Kritik der Urtheilskraft, S. 43) heraus.

Der Verfasser stellt nun allgemeine Untersuchungen über die Natur des Vergnügens an, welches wir bey der Darstellung selbst unangenehmer Affekte und verabscheuender Leidenschaften in den Werken der Kunst empfinden. Er findet, daß der Grund jenes Vergnügens größtentheils in der Nachahmung liege, und im Bewußtseyn, daß es nur eine Nachahmung sey, wobey er den traurigen Affekten vor den erfreuenden in Rücksicht der Wirkung noch den Vorzug gibt, weil, wenn diese bis zu ihrem höchsten Punkte getrieben werden, sie die Größe des Subjekts und unsere Achtung dafür vermindern. — Wir möchten dagegen bemerken, daß das Gefallen, welches wir an der Nachahmung finden, sich bey jedem Kunstwerke, welche Gefühle es immer erwecke, einfinde, folglich nicht als charakteristisch beym Rührenden angesehen werden könne. Auch der Geizige ist uns in der Wirklichkeit unausstehlich, und dennoch gefällt er uns auf der

Bühne, und mitunter deßhalb, weil uns in der Nachahmung die Kunst des Darstellers gefällt, und wir uns bewußt werden, daß es nur eine Nachahmung ist, die wir erblicken. Auch vermag unter gewissen Bedingungen der erfreuende Affekt so gut als der traurige, und vielleicht auch besser, uns zur Rührung zu bringen, denn die Größe des Subjekts und unsere Achtung dafür wird nicht immer gemindert. Wenn der Verfasser zum Belege seiner Meinung einen Helden uns vorführt, der sich der Freude ganz und gar überläßt, und dadurch immer tiefer in unserer Achtung fällt, je stärker bey ihm der Affekt wird, und bis zum Entzücken hinanschwillt, möchten wir dagegen fragen, ob eine Mutter, die sich der Freude über die unerwartete Rettung ihres Kindes hingibt, nicht das Gefühl der Rührung in uns hervorzubringen vermöge? Auch hier kann durch die fortschreitende Nachahmung der Affekt in seiner größten Stärke geschildert werden, und indem er uns durch seine Heftigkeit mit sich fortreißt, eine Wirkung äußern, wodurch er uns angenehm wird.

Zu den Mitteln, durch welche Affekte und Leidenschaften im Betrachtenden erregt werden, rechnet der Verfasser überhaupt 1) die Sache selbst, 2) die Erinnerung, 3) die äußerlichen Kennzeichen, 4) die Nachahmung, Erdichtung und Illusion. Die Betrachtungen, welche in letzterer Rücksicht angestellt werden, wobey der Verfasser auf die Nothwendigkeit der Darstellung und auf das Unzweckmäßige der Beschreibung des Affektes aufmerksam macht, welches uns begreiflicher Weise kalt läßt, führen ihn auf die Gesinnungen und das Verhältniß, worin die Affekte und Leidenschaften mit denselben stehen. Dieser interessante Theil ist eigentlich der räsonnirende Auszug aus Home (Grundsätze der Kritik, Kap. 16). Es wird darin dem Künstler, der Rührung bezweckt, als sicherstes und vielleicht einziges Mittel angerathen, sich ganz in den Charakter und Affekt der Person, die er aufstellen will, hineinzufühlen, die Gesinnungen würden leicht aus dem angenommenen Charakter fließen. Dazu gehört nun freylich ein ungemeines Genie, eine sehr reiche Einbildungskraft und eine bedeutende Empfindsamkeit des Herzens. Treues, sorgliches Studium der menschlichen Natur, ihrer Gesetze und Erscheinungen, ist gleichfalls unerläßlich, besonders wenn jenes Pressen der Charaktere in die allgemeine Form, jene Außenlinien des Affekts, jene langweilige Monotonie vermieden werden sollen, auf welche der Verfasser S. 357 aufmerksam macht. Mit Recht wird der Hauptgrund, warum Shakespeare über alle dramatischen Dichter den Preis davon trägt, darein gesetzt, daß er, die kalte Beschreibung und das rhetorische Wortgepränge vermeidend, Affekte und Leidenschaften, und zwar so lebendig

als möglich darstellt, und gezeigt, wie leicht es sey, französische Tragödien in Burlesken zu verwandeln, weil größtentheils ein gekünstelter und deklamirender Styl in ihnen gefunden wird, der sich zu keinem Affekte und zu keiner Leidenschaft schickt.

Die besonderen Bemerkungen, welche jenen allgemeinen Betrachtungen folgen, sind zu unvollständig, um eine große Aufmerksamkeit zu verdienen. Der Verfasser will über die Behandlung der Affekte Regeln aufstellen, welche dem, der die menschliche Natur studiert hat, entbehrlich sind, und denjenigen, dem jenes Studium fremd geblieben, verleiten, sich auf Gemeinplätzen herumzutreiben. Zur besseren Erläuterung führt der Verfasser S. 361 mehrere Klassen fehlerhafter Gesinnungen in Beyspielen vor, welche jedoch zuweilen nicht geeignet sind, dasjenige, was der Verfasser sich vorgesetzt hat, anschaulich zu machen und zu erklären. Warum soll S. 361 Othello, 2. A. Sc. 6. im Genusse der Lust, nach überstandener Gefahr nicht erklären, er kümmere sich nicht um die möglichste Vermehrung der Gefahr, wenn auf jeden Sturm eine solche Stille folgte? Stimmt diese Gesinnung mit dem Affekte des mit der Gefahr vertrauten Othello nicht überein? Warum hält der Verfasser S. 365 den bekannten Monolog der Lady Makbeth, in welchem sie auf den Mord des Königs sinnt, für unnatürlich? Er soll ihm ein Beyspiel davon seyn, daß man lasterhafte Gesinnungen nie in ihrer natürlichen Gestalt soll erscheinen lassen, sondern vielmehr darnach trachten, sie zu verhehlen und zu verkleiden, weil dieser Trieb in der Natur des Menschen liege, der immer über seine üblen Handlungen einen Schleyer zu werfen bemüht sey. Von einem Fehler gegen jene Regel ist nun jener Monolog kein Beyspiel. Die Lady prahlt ja nicht mit ihren lasterhaften Gesinnungen, sie sucht sie durchs ganze Stück vor Aller Augen zu verbergen, sie verhehlt und verkleidet sie ihrem Gemahl, ja sich selbst, indem sie Scheingründe aller Art aufsucht, um dem Vorsatze und der That das Schreckliche zu rauben, vor welchem, wenn es nackt vor sie tritt, sie willenlos zurückschaudert, und welches ihr zuletzt den Sinn zerrüttet. Wie wird durch alles das die Regel entkräftet? »Sollte wohl,« fragt der Verfasser, »der verhärtetste Bösewicht ohne alle Gewissensangst »einen Menschen ermorden können, der sich ihm unbefangen an»vertraut?« — Nein! aber das thut Lady Makbeth auch nicht. Gerade die Stelle: »O alle Geister, welche Mordgedanken näh»ren, kommt und entweibt mich, und füllt mich vom Haupte bis »an die Füße mit echter Grausamkeit. Verdickt mein Blut, ver»stopft dem Gewissen jeden Weg, jeden Zugang, damit nicht die »warnende Stimme der Natur meinen unbarmherzigen Vorsatz

»erschüttere,« zeigt, daß die Gewissensangst in ihr tobe, und daß diese es sey, von der sie befürchtet, von ihrem Vorsatze abwendig gemacht zu werden.— Eben so wenig halten wir es, wie der Verfasser glaubt, der Einrichtung des Menschen widersprechend, wenn in dem Hippolytus des Euripides jener wünscht, einen Anderen in seinem Zustande zu sehen, um diesen Zustand recht empfinden zu können. Im Gegentheile ist diese Aeußerung meisterhaft, sie zeigt von der tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens von Seite des Dichters, der lange vorher das erkannte, was in neuerer Zeit ein großer Kunstkenner ausgesagt hat, daß Mitleiden von edleren Seelen stärker gefühlt würde, als Selbstleiden. Auch können wir weder in den Worten Lucans vor Pompejus Grabmal, noch in Shakespeare's Julius Cäsar, 2. Akt, 4. Scene, den Unsinn und die Tollheit herausfinden, welche der Verfasser dort erkennt.

Den Schluß des Bandes machen flüchtige Bemerkungen über den Sprachausdruck, in sofern er den Gesinnungen, den Affekten und Leidenschaften angemessen seyn muß. Sie sind fast durchgehends der genauesten Beachtung werth, gehören aber eigentlich, nach der obersten Eintheilung des Verfassers, mehr dem zweyten als dem ersten Theile der Aesthetik an. Seltsam erscheint es, daß der Verfasser fast alle Fehler mit Beyspielen aus Shakespeare belegt, dem er jedoch wieder mit einer allgemeinen Bemerkung über die Musterhaftigkeit seiner Monologe S. 370 vollkommene Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Wahl jener Beyspiele ist um so mehr zu tadeln, da der Verfasser dabey zugleich im Irrthum ist, und die entschiedensten Schönheiten Shakespeare's geradezu verkannt hat. Wir wollen nur eines jener Beyspiele prüfen; es ist die Stelle im König Johann, wo König Philipp zu Konstantia sagt: »Du bist »so sehr in die Betrübniß als in dein Kind verliebt,« worauf Konstantia antwortet: »Die Betrübniß füllet den Platz eines »abwesenden Kindes. Sie liegt in seinem Bette, geht mit mir »auf und nieder, nimmt seine lieblichen Mienen an, wiederholt »mir seine Worte, bringt mir alle seine schönen Eigenschaften »ins Gedächtniß, füllt seine leere Kleidung mit seiner Gestalt.« Bürger meint: der Dichter habe es hier darin versehen, daß der Ausdruck, den er gewählt, für den starken Affekt Konstantiens zu leicht und zu munter ist. Das ist nun keineswegs der Fall. Der Dichter setzt nicht voraus, daß Konstantia durch den Affekt zu jenem figürlichen Ausdrucke gebracht wird. Philipp ist der erste, der gleichnißweise spricht, dadurch wird Konstantia's Affekt, wie ein aus der Höhe stürzendes Objekt, welches durch einen kleinen Widerstand eine andere Richtung er-

hält, und darauf gelinder zur Erde fällt, geschwächt, und sie richtet die Antwort nach der Weise des Fragenden ein. Und wie hängt vollends das, was sie antwortet, mit allem Vorhergehenden, wie hängt es mit ihrem ganzen Charakter, wie mit der Natur ihrer Trauer innig zusammen! wie gehen die Bilder, die sie gebraucht, unmittelbar aus ihrem Affekte hervor! Eben so ließe es sich von allen Beyspielen, welche der Verfasser als Folge der Fehler aus Shakespeare anführt, erweisen. Es ist überhaupt ein verkehrtes Thun, in einem Lehrbuche Beyspiele der Fehler aus Klassikern ersten Ranges anzuführen. So etwas ist schlecht dazu geeignet, bey Schülern die Liebe zur klassischen Literatur und zu dem Studium ihrer Erzeugnisse zu erwecken und zu vermehren, und die Achtung für große Schriftsteller in ihrer Reinheit zu erhalten. Jene Achtung aber ist ein unerläßliches Erforderniß für Jeden, welcher sich der Kunst widmet, ob als Lehrer oder als Schüler. — Was der Verfasser S. 374 in Rücksicht der Entstehung, des Wachsthums und der Abnahme des Affekts bemerkt, daß dieß nie auf einmal und plötzlich durch Sprünge, sondern immer nach dem Gesetze der Stätigkeit zu geschehen habe, und darnach der Künstler die Affekte nur stufenweise entstehen, anschwellen und abnehmen lassen dürfe, ist wohl meistens, aber nicht in allen Fällen wahr, da auch solche eintreten können, welche jenes allmäliche stufenweise Entwickeln geradezu verbieten. Derley Sätze aber sind, wenn sie in einer solchen Allgemeinheit ausgesprochen werden, in einem Lehrbuche gleichfalls nicht an ihrem Platze.

Damit endigt der Verfasser die Materie von den sogenannten Sinnengefühlen, so wie von den Gefühlen überhaupt, und mit ihr die Lehre vom ästhetischen Stoffe, welche er im ersten Bande zu entwickeln sich vorgesetzt hat. Indem wir hiermit die Vorzüge und Gebrechen desselben auseinandersetzten, müssen wir noch auf das auffallende Mißverhältniß zwischen den in der Einleitung ausgesprochenen und den in der allgemeinen Aesthetik erläuterten Ansichten und Meinungen aufmerksam machen, worauf übrigens schon früher in dieser prüfenden Uebersicht hingedeutet worden ist.

* * *

Der zweyte Theil handelt von der Behandlungs- und Darstellungsart des ästhetischen Stoffes in den Werken der Kunst, S. 3—52, woran sich die Poetik schließt. Die Untersuchungen in ersterer Hinsicht beginnt der Verfasser mit der Angabe des Unterschiedes der Werke der Natur von denen der Kunst, welchen er darin findet, daß das Produkt der

Kunst ein Werk, opus, das Produkt der Natur eine Wirkung, effectus sey; dadurch unterscheidet er Kunst von Wissenschaft, wie Praxis von Theorie. Nach einigen Eintheilungen der Künste überhaupt (Kunst ist dem Verfasser im weitläufigen Sinne alles, was von Menschen nach ihrer Willkür hervorgebracht wird), geht er zur nähern Bestimmung der Wesenheit der schönen Kunst über, welche er darein setzt, daß bey ihr Zweckmäßigkeit ohne bestimmten Zweck oder eine bestimmte Absicht zu finden seyn müsse, weßhalb sie auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen könne. — Die Erläuterungen und Beweise gehen sämmtlich wieder aus der Kantischen Lehre hervor, und ihre Richtigkeit ist oft genug erwiesen worden; nur was die Definition der Kunst überhaupt betrifft, scheint diese so, wie der Verfasser sie ausgesprochen hat, nicht ganz richtig zu seyn. Nicht die Hervorbringung jeder Willkür der Menschen kann Kunst genannt werden, sondern nur eine Hervorbringung mit Absicht, zu einem vernünftigen Zwecke.

Aus den Erläuterungen über das Wesen der schönen Künste zieht der Verfasser die Folgerung, daß ihre Schönheit vorzüglich in der Nachahmung der Natur bestehe, und daß das Wohlgefallen an ihnen auch nur in so fern erfolgen würde, als wir die Uebereinstimmung der Kunst mit der Natur bemerken. So wie nämlich die Natur an ihren schönen Formen uns Zweckmäßigkeit ohne Zweck zu erkennen gibt, wodurch das freye Spiel der Erkenntnißkräfte befördert wird, eben so, meint er, müsse auch die Kunst auf dieses Ziel hinarbeiten, um unsere Reflexion in freye Thätigkeit zu versetzen. Damit geht nun der Verfasser der Beantwortung jener Frage, warum und wie soll die Natur vom Künstler nachgeahmt werden, was kann und soll er an ihr lernen? entgegen, welcher wir bey der Beurtheilung des ersten Theils seines Lehrbuches gedacht haben, und welche auch, wie vieles im zweyten Theil Vorkommende, dort hätte Platz finden sollen. Der Verfasser behandelt diese wichtige Materie viel zu oberflächlich, er beantwortet den ersten Theil der Frage, warum die Natur nachgeahmt werden soll? damit: weil Schönheiten, welche die Kunst hervorbringt, doch nur in so fern ästhetisch wohlgefallen können, als sie das Gepräge einer freyen Zweckmäßigkeit ohne Zweck an sich tragen, welches der eigentliche Charakter der Naturschönheit sey; und den zweyten Theil, wie sie nachgeahmt werden soll, damit: daß der Künstler kein sclavischer Nachahmer seyn dürfe, dessen Werken man es ansieht, daß sie mit einer gewissen Peinlichkeit ausgearbeitet worden sind, sondern daß er nur die Regeln stets vor Augen haben soll, welche ihm die Betrachtung der Natur an die Hand gibt. Alle folgen-

den Bemerkungen sind nicht von der Art, daß sie einen nähern und befriedigenden Aufschluß geben könnten. Nun leuchtet aber ein, daß der Künstler nur dann zum genauen und richtigen Studium der Natur wird bestimmt werden können, wenn er ganz und gar von der unerläßlichen Nothwendigkeit dieses Studiums überzeugt ist. Der Verfasser hätte demnach, unserer Meinung nach, das Verhältniß der Kunst zur Natur genauer feststellen, er hätte deutlich zeigen sollen, wie alle Kunst nur aus der Natur herausging, wie sie auf ihr, als ihrem Grunde, beruht, wie sie sich zu ihr nur verhalte wie der Schein zur Wahrheit, wie alle Wahrheit und Lebendigkeit, als die höchsten Erfordernisse jedes Kunstwerks, nur in der Natur ungeschwächt zu finden seyen. Er hätte in Rücksicht des zweyten Theiles der Frage die Regeln, deren er gedenkt, deutlich zur Nachachtung angeben sollen, was wohl möglich gewesen wäre; er hätte zeigen sollen, daß der Künstler die Natur nicht sowohl im Hervorgebrachten, als in der Art des Hervorbringens studieren, daß er an ihr innere Ordnung und Zusammenhang erfahren und begreifen lernen solle. Wenn der Verfasser S. 12 sagt, der Künstler soll stets den Gang verfolgen, den ihm die Natur vorgezeichnet hat, und sich so wenig als möglich nach willkürlichen Ausnahmen richten, so ist dieß immer viel zu wenig gesagt, da er vergaß anzugeben, welchen Gang die Natur im Allgemeinen zu gehen pflege, und worauf der Künstler im Besondern sein Augenmerk zu richten habe. Das hängt nun freylich mit den S. 13 ausgesprochenen Ansichten des Verfassers zusammen, der eine eigentliche Wissenschaft des Schönen für unmöglich hält, und nur eine Kritik, welche das Geschmackvermögen untersucht, und die Gründe a priori darlegt, welche in der ästhetischen Urtheilskraft vorhanden seyn müssen, wenn der Geschmack allgemein gültige Urtheile über Schönheit aussprechen soll, gelten lassen will.

Demzufolge leitet der Verfasser auch alle Leistungen der schönen Künste vom Kunstgenie ab, von dem er sich äußert, daß es hauptsächlich die schöne Kunst charakterisire, und über dessen Natur und eigenthümliche Beschaffenheit er sich in ziemlich weitläufige Untersuchungen einläßt. Er nennt es die angeborne Gemüthsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt, und betrachtet alle ästhetischen Künste als Künste des Genies, von dem er folgende vier Eigenschaften unterscheidet: 1) daß es Originalität habe; 2) daß es musterhaft sey; 3) daß es als Natur der Kunst die Regel gebe, aber 4) auch nur der Kunst, und zwar nur der schönen, nie aber der Wissenschaft. Man sieht daraus, daß der Verfasser, während er es zu erheben

glaubt, das Kunstgenie zum eigentlichen Kunsttriebe, oder Kunstinstinkte heruntersetze; denn er betrachtet es bloß als eine Gabe der Natur, welche jedoch nicht im Stande sey, es selbst wissenschaftlich anzuzeigen, wie es sein Produkt zu Stande bringe. Daß die Anlage die Hauptsache ist bey allen Werken der schönen Kunst, welche Menschen hervorbringen, daran hat Niemand gezweifelt; aber es stünde zugleich seltsam um Wissenschaft und Kunst, und besonders um die letztere, wenn im Grunde dazu weiter nichts als die Anlage gehörte, oder wenn der Künstler, wie der Verfasser S. 16 glaubt, »der Urheber eines Produkts, »welches er seinem Genie verdankt, es selbst nicht wüßte, wie »sich in ihm die Ideen herbeyfänden, wenn er es nicht in seiner »Gewalt hätte, sie nach Belieben auszudenken und planmäßig »abzuändern, und andern in solchen Vorschriften mitzutheilen, »die sie in den Stand setzen, gleichmäßige Produkte hervorzu»bringen.« Derley Aeußerungen gehören zu dem, was man von der lyrischen Wuth und Raserey, von der Geistesabwesenheit des Dichters u. dgl. hin und wieder niedergeschrieben hat, und halten, genauer betrachtet, nicht die Probe. Genie ist jener höchste Grad von Talent, der in der Anlage zur Erfindung des Musterhaften besteht. Diese Anlage macht einen, und zwar den wichtigern Theil des Künstlers aus, aber dieser wird nicht dadurch allein zu solchem; die Wahrheit, welche in den Worten des Dichters

— — — Ego nec studium sine divite vena,
Nec rude quid possit video ingenium: alterius sic
Altera poscit opem res et conjurat amice.
Horat. epist. ad Pis. v. 409.

ausgesprochen wird, gibt der Verfasser ja selbst in der Folge zu. Aber nicht nur allein daß Genie nur ein Theil desjenigen ist, was wir vom Künstler begehren, dieser ist auch recht wohl im Stande anzuzeigen, wie er sein Produkt zu Stande bringt. Ein eben so großer Irrthum des Verfassers ist der, wenn er glaubt, S. 17, daß das Genie nur der schönen Kunst, und nicht auch der Wissenschaft die Regel vorschreibe, daß sich kein Sterblicher zu einem Klopstock oder Wieland machen könne, aber wohl zu einem Kant, daß es folglich wohl ein Kunstgenie, aber kein wissenschaftliches geben könne. Er verwechselt hier die Aeußerungen des Genies, je nachdem es einen oder den andern Gegenstand bearbeitet, mit dem Genie selbst. Wenn wir die Anlage zur Erfindung jedes Musterhaften dem Genie zuschreiben müssen, worüber die bedeutendsten Kunstphilosophen einig sind, wenn wir deßhalb Homer, Virgil, Shakespeare u. a. Genies nennen, mit welchem Rechte dürften wir dem Sokrates

diesen Namen entziehen, dem Erfinder der Moralphilosophie, oder dem Aristoteles, dessen erfinderischer Geist fast alle Theile der Wissenschaften durchdrungen, dem Archimedes, der für den ersten unter den alten Geometern gehalten wird, dem Newton, dessen Entdeckungen in der Mathematik ihm die Unsterblichkeit sichern, dem Leibnitz oder dem Kant, welche der Philosophie neue Bahnen vorgezeichnet haben? — Ist hier nicht überall Erfindung des Musterhaften?

Was der Verfasser darauf über das Verhältniß des Geschmacks zum Genie sagt, ist richtig, und es ist schwer zu erklären, wie er nach diesen Aeußerungen seine frühern Ansichten über die Natur des Genies niederschreiben konnte. Er meint ganz richtig, der Geschmack sey der Zuchtmeister, der Mentor des Genies. Er beschneide dem Genie die Flügel, er mache es gesittet oder geschliffen, und gebe ihm zugleich eine Leitung, worüber und bis wie weit es seine Flügel verbreiten soll, um zweckmäßig zu bleiben. Er bringe Klarheit und Ordnung in die Gedankenfülle, mache die Idee haltbar, und sowohl eines allgemeinen als eines dauernden Beyfalls, der Nachfolge Anderer, und einer immer fortschreitenden Kultur fähig. — Wenn nun dieß alles der Fall ist, wenn der Verfasser S. 32 den Geschmack das Vornehmste, worauf man bey der schönen Kunst Rücksicht zu nehmen hat, nennt, wenn nun dieser Geschmack es ist, der das Kunstgenie zur Arbeit antreibt, der ihm (denn dieß geschieht) die Regeln vorschreibt, nach denen es arbeiten soll, so vermag er wohl mehr, als wie der Verfasser S. 12 bemerkt, einzelne Fingerzeige zu geben, und das Genie, als eine bloße Anlage zum Hervorbringen, ist keineswegs, wie es S. 14 heißt, die Naturgabe, welche der Kunst die Regel gibt. Ob aber jene Regeln des Geschmacks in ein wissenschaftliches System zu bringen sind, dieß ist eine weitere Frage, die wir an einem andern Orte bejahend und erweisend zu beantworten gedenken. — Wenn wir demnach die vier Eigenheiten, die der Verfasser vom Genie angibt, prüfen: 1) daß es ein Talent zur Kunst, aber nicht zur Wissenschaft sey; 2) daß es ein gewisses Verhältniß der Einbildungskraft zum Verstande voraussetze; 3) daß es sich nicht sowohl in der Ausführung des vorgesetzten Zweckes, in Darstellung eines bestimmten Begriffes, als vielmehr im Vortrage oder dem Ausdrucke ästhetischer Ideen zeige, welche zu jener Absicht reichen Stoff enthalten, mithin die Einbildungskraft in ihrer Freyheit von aller Anleitung der Regeln, dennoch als zweckmäßig zur Darstellung des gegebenen Begriffs vorstellig mache; 4) daß die ungesuchte, unabsichtliche, subjektive Zweckmäßigkeit in der freyen Uebereinstimmung der Einbildungskraft zur Gesetzlichkeit des Verstandes

eine solche Proportion und Stimmung dieser Vermögen voraus-setze, als keine Befolgung von Regeln, es sey, nun der Wissenschaft oder der mechanischen Nachahmung, bewirken, sondern bloß die Natur des Subjektes hervorbringen kann, — so finden wir, daß davon nur die zweyte als ganz, und die letzte als zum Theil richtig angenommen werden könne, die erste und dritte aber als unrichtig erscheinen. — Die Aeußerung, welche der Verfasser S. 33 ausspricht, daß das Genie mit dem Geschmacke vereinigt seyn müsse, weil das Genie ohne Geschmack sich in ein grenzenloses Feld verlieren würde, wo es nirgends einen festen Punkt findet, um seine Ideen zweckmäßig zu vereinigen und zu ordnen, der Geschmack aber ohne Genie zwar fehlerlose und korrekte Werke, aber zugleich auch nur Werke ohne Geist und Leben hervorbringen würde, ist vollkommen richtig; nur steht sie mit den Prämissen des Verfassers nicht in genauem Verhältniß, denn sie geht nicht daraus hervor.

Des Verfassers Eintheilung der schönen Künste ist die bekannte Kant's, nach welcher als Prinzip die Analogie der Kunst mit der Art des Ausdrucks, dessen sich die Menschen im Sprechen bedienen, um sich einander so vollkommen als möglich nicht bloß ihren Begriffen, sondern auch ihren Empfindungen nach, mitzutheilen, angenommen wird, wornach die schönen Künste in redende, für die Mittheilung der Gedanken, in bildende, für die Anschauung und in Künste des Spiels zerfallen. Der Verfasser weist unter diesen Künsten der Dichtkunst, welche ein Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes betreibt, die erste Stelle an, und stützt sich dabey auf folgende Gründe: »1) Gehört zu ihr weit mehr Genie, »als zu irgend einer andern schönen Kunst, da der Dichter bey »Darstellung ästhetischer Ideen weit mehr aus sich selbst schöpfen »muß, als der bildende oder der Tonkünstler, welchen schon ein »Theil der körperlichen Natur zu Gebote steht, die ihnen zum »Vehikel bey dem Ausdrucke der Ideen dient, wozu der Dichter »nur Worte hat. 2) Durch poetischen Reichthum in Bildern und »andere sinnliche Vorstellungsarten wird die Einbildungskraft in »einem hohen Grade erweitert. Die ästhetischen Ideen in guten »Gedichten geben demjenigen, der sie liest oder hört, öfters eine »weit freyere und ausgedehntere Beschäftigung, als ästhetische »Ideen, die bey Gelegenheit anderer Kunstwerke erregt werden. »3) Arbeitet die Dichtkunst mehr als alle übrigen schönen Künste »für den Verstand. Es ist ein näherer Zusammenhang zwischen »dem Erkenntnißvermögen und dem Ausdrucke durch Worte, als »zwischen diesem und dem Ausdrucke durch körperliche Natur. »Die Stimme der ältern und neuern Völker entscheidet dafür,

»indem man keinen Künstler so sehr als Volkslehrer und Beför»derer häuslicher und vaterländischer Tugenden angesehen hat, »als den Dichter.«

Nach diesen Aeußerungen scheint der Verfasser den Körper der Dichtkunst mit dem Geiste der Poesie zu verwechseln. Die Poesie, wenn man unter ihr die lebendige Darstellung der ästhetischen Idee versteht, ist die Seele aller schönen Künste, in so fern nämlich, als alle schönen Künste jene Idee ausprägen müssen. Jedes Werk der schönen Kunst ist in diesem Sinne ein poetisches, ein Werk der Poesie, das der redenden Kunst einer in Wörtern, das der Malerey einer in der Farbe, das der Tonkunst einer in Tönen, das der Bildhauerkunst einer in Bearbeitung der Steinmasse ausgesprochenen Poesie. So sind demnach die schönen Künste in Rücksicht ihres Ranges alle gleich. Von einer Mutter, Natur, erzeugt, sind sie alle als Geschwister unter einander verwandt, keine läßt sich der andern unterordnen, keine vermag es, sich in den Bahnen der andern mit Glück zu bewegen. Nur im Mittel der Ausprägung derselben Idee sind sie verschieden, je nachdem der Künstler Ton, Wort, Stein, Farbe und dergleichen wählt. Daß von diesen Mitteln das Wort meistens eindringlicher wirkt, als die übrigen wirken, muß zugegeben werden, obschon auch hier wieder Ausnahmen Statt finden, da es Individuen geben kann, auf welche ein schönes Gemälde oder eine schöne Statue einen größern Eindruck hervorbringt, als ein schönes Gedicht. Deßhalb erscheinen nun die andern schönen Künste nicht, wie der Verfasser S. 52 glaubt, auf der Rangliste der schönen Künste unter der Dichtkunst. Alle zusammen nehmen gleichförmig den Menschen in Anspruch, begründen und sichern sein Glück. Eine kurze Prüfung der vom Verfasser angegebenen Gründe wird unsere Meinung rechtfertigen. 1) Muß geläugnet werden, daß zur Dichtkunst mehr Genie gehöre, als zu irgend einer andern schönen Kunst; die Hauptsache, in welcher hier das Genie sich kund gibt, Darstellung der ästhetischen Idee, bleibt bey jeder dieselbe, und selbst was das Mittel der Darstellung betrifft, ist das Wort nur zuweilen ein besseres und leichter zu gebrauchendes Vehikel, als Theile der körperlichen Natur es sind. 2) Ist es, wie der Verfasser selbst zugibt, nicht immer der Fall, daß Werke der Dichtkunst den reichsten Stoff für die Einbildungskraft darbieten. Es gibt Viele, die durch die in Werken anderer schönen Künste ausgeprägten ästhetischen Ideen eine größere Erweiterung der Einbildungskraft erhalten; so Mancher bleibt kalt bey einem Gedichte, der lebhaft von einem Werke der bildenden Künste ergriffen wird. 3) Arbeitet die Dichtkunst als solche nicht mehr für den Verstand, als alle andern schönen Künste es thun. Jede

derselben soll Verstand und Einbildungskraft auf eine leicht, harmonische Weise beschäftigen, und keine darf den Verstand ganz ausschließen, keine darf ihn zwangsmäßig und ausschließend in Anspruch nehmen. Daß die Dichtkunst das, um was es ihr zu thun ist, deutlicher auszudrücken vermag, als jede andere Kunst, muß zugegeben werden; allein der Grund davon liegt wieder nur in der Kraft der ihr zugewiesenen Mittel, welche auf die Wesenheit der Kunst keinen Einfluß haben. Daß der Dichter vor allen schönen Künstlern es vermag, häusliche und vaterländische Tugenden zu befördern, ist nur zum Theil richtig; die Erfahrung hat den wichtigen Einfluß, welchen die andern schönen Künste, und darunter besonders die bildenden, darauf haben, genügend bestätigt. Kirchenmusik, Darstellung großer und erhabener Handlungen der Fürsten und Vertheidiger des Vaterlandes, rührende Darstellungen guter Handlungen aus dem bürgerlichen Leben durch die bildende Kunst, vermögen eben so sehr außer den ästhetischen, religiöse und vaterländische Gefühle zu entzünden, und uns zur Nacheiferung zu beleben, als die Dichtkunst es vermag. Wenn es aber auch diese ausschließend vermögen würde, so könnte dieß doch keineswegs für den Vorzug dieser Kunst vor den andern in ästhetischer Hinsicht etwas beweisen, da außer dem ästhetischen jeder andere Zweck bey den schönen Künsten als Nebenzweck angesehen werden muß, der sich nach erreichtem ästhetischen erst hinterher damit verbindet, mag nun dieser Zweck zum Guten an sich, oder zum Nützlichen gehören. Entgegen wirken aber darf, wie schon bewiesen worden, keine von den schönen Künsten dem Moralzwecke.

Unter den bildenden Künsten theilt der Verfasser S. 45 der Malerey den Vorzug vor ihren Schwestern zu. Er hält sie für den Grund aller andern, weil 1. die Zeichnungskunst, welche das Hauptsächlichste bey der Malerey ist, von ihr zum Behufe der übrigen bildenden Künste entlehnt werden muß, und so auf der Anwendung ihrer Regeln die Vollkommenheit der andern beruht; 2. weil in einem Gemälde eine größere Mannigfaltigkeit von Gegenständen dargestellt werden kann, als in der Bildhauerkunst, weßhalb der Eindruck um desto lebhafter seyn muß; 3. weil das Wohlgefallen, welches wir auf diesem Wege durch die Kunst erlangen, weit leichter zu erhalten ist, als das an kostbaren Statuen oder Gebäuden, da Gemälde leichter zu bekommen sind, in alle Weltgegenden verbreitet, und durch Hülfe der Kupferstecherkunst kopirt werden können, als die Werke der übrigen bildenden Künste. — Anstatt, wozu hier die Gelegenheit gegeben war, die Verhältnisse der schönen Künste zu einander dadurch belehrend zu entwickeln, indem die Eigenthümlichkeit einer

jeden einzelnen schönen Kunst hätte dargestellt, und dann mit einander verglichen werden sollen; anstatt die Bahnen, in welchen sich jede derselben nach dem gemeinsamen Ziele bewegt, anzugeben, den Umfang ihrer Freyheit und diejenigen Beschränkungen zu erklären, welche sich jede nach der Verschiedenheit der Elemente, Linien, Farben, Töne, Bewegungen u. dgl., von denen sie ausgehen, gefallen lassen muß: wirft der Verfasser vielmehr die charakteristisch von einander verschiedenen Künste: Zeichnungskunst, Kupferstecherkunst und Malerey verwirrend durcheinander, und begnügt sich damit, im Allgemeinen zu bemerken, daß die Malerey mehr werth sey, als die Bildhauerkunst, und diese Meinung durch drey unhaltbare Gründe zu unterstützen. Wir sagen unhaltbar, denn 1) bewegt sich die Bildhauerkunst eben so wenig nach den Regeln der Malerey, als diese nach den Regeln der Bildhauerkunst, sondern beyde gehen, obschon sie beyde zu den bildenden Künsten gehören, in ganz eigenthümlichen Bahnen. 2) Vermag wohl die Bildhauerkunst nicht alles darzustellen, was die Malerey darstellen darf; aber der Fall ist auch umgekehrt wahr. Die Malerey wird als Vorwurf alles nehmen dürfen, was durch den Reiz der Farbe in der Darstellung gewinnt; die Zusammenstellung mehrerer Figuren wird ihr besser gelingen, als der Bildhauerkunst; diese aber wird mit größerer Täuschung die *einzelne* schöne Form darstellen, weil sie den Umfang des Körpers zugleich sichtbar dem Auge, und der Hand fühlbar darstellen kann; sie ist auch eine weit sicherere Probe der Schönheit der Form, als die Malerey. Die Malerey wird das Gefühl des Schönen leichter und schneller erwecken, als die Bildhauerey mit ihren Werken; diese aber regen das Gefühl des Erhabenen dauernder in uns auf. Sie schließt ihrer Natur nach mehr den Reiz aus, als die Malerey, und ist sonach reiner und edler. Was den dritten Grund betrifft, so kann er, da er die Wesenheit der Kunst gar nicht berücksichtigt, sondern nur den Vortheil, der durch leichtere Verbreitung und Vermehrung des Werks gezogen werden kann, da er übrigens Malerey und Kupferstecherkunst mit einander in Verwirrung bringt, wenig beachtet werden. Es ist seltsam, daß der Verfasser den Umstand übersieht, daß ein kopirtes Gemälde nicht den Werth des Originalgemäldes hat, und die Verbreitung von ersterem durch eine fremde Kunst kein Gewinn für jene, um welche es dem Verfasser zu thun ist, genannt werden kann.

In Rücksicht der *Künste des schönen Spiels* will der Verfasser die zu den Gestalten im Raume gehörenden Künste des *Tanzes* und der *Pantomine* nach den Gesetzen beurtheilt wissen, wonach die ruhenden Gestalten als schön beurtheilt wer-

den, weil hier ebenfalls Formen in Bewegung sind, die dem Auge in geschwinder Abwechselung mancherley Bildungen und Gemälde vorstellen, um die Einbildungskraft im freyen Spiele mit Ideen zu unterhalten, und ohne bestimmten Zweck die ästhetische Urtheilskraft zu beschäftigen; was aber die Künste des schönen Spiels der Empfindungen in der Zeit betrifft, beruhen sie ihm (gleichfalls nach Kant) darauf, daß durch gewisse Eindrücke eine Reihe von Empfindungen erweckt wird, die so abwechseln, wie das Spiel der Eindrücke selbst wechselt. Diese Empfindungen, meint er, können durch das Ohr und durch das Auge erweckt werden, welches, der Meinung des Verfassers nach, durch die Musik und durch die Farbenkunst geschieht. Die Farbenkunst nennt er ein Spiel der Empfindungen für das Auge. Da diese Kunst bloß den Sinn befriedigt, wir aber von jeder schönen Kunst begehren, daß sie Einbildungskraft und Verstand in eine harmonische Thätigkeit versetze, so kann sie nur eine angenehme, keineswegs aber eine schöne Kunst genannt werden. Nicht so ist es bey der Musik. Der Verfasser meint ganz unrichtig S. 49, sie drücke Gefühle ohne Begriffe aus, und thue deßwegen nichts für den Verstand, wirke aber desto mehr auf das Empfindungs- und Gefühlsvermögen. Die Musik erweckt in uns die Gefühle des Schönen und Erhabenen; diese Gefühle, besonders die letztern, sind von solcher Art, daß Gedanken und Begriffe mit ihnen fast in unmittelbarer Verbindung stehen, und mit den Gefühlen zugleich angeregt werden. Dieß zeigt sich schon daraus, daß z. B. in der Oper der musikalische Ausdruck mit den Worten genau übereinstimmt, und in unmittelbarem Verhältnisse steht. Es ist zwar keinem Zweifel unterworfen, daß die redende Kunst Ideen und Begriffe bestimmter auszudrücken und zu bezeichnen im Stande ist, demungeachtet aber können dieselben durch ein Werk der Tonkunst angeregt werden, und sich nach und nach im Hörenden sogar zu einiger Deutlichkeit entfalten. Wir sehen daraus, daß der Verfasser der Tonkunst mit Unrecht den untersten Platz unter den schonen Künsten anweist. Bey der Gewalt, welche den Tonkünstlern gegeben ist, unmittelbar auf die Empfindung zu wirken, wird wohl die Mehrzahl jener dazu verleitet, dabey stehen zu bleiben, uns bloß eine sinnliche Befriedigung zu verschaffen, ohne auf den Verstand irgend eine Rücksicht zu nehmen. Allein dem ungeachtet ist es doch möglich, den Verstand zugleich zu befriedigen, und die Werke großer Meister, eines Gluck, Haydn, Mozart, Bethoven bestätigen unsere Behauptung. Daß der Verfasser aber nur jene Tonkünstler, welche bloß dem Ohre schmeicheln wollen, im Auge hatte, ohne an die Heroen der Tonkunst zu denken, geht aus seiner Aeußerung

S. 50 hervor: »In keiner Kunst ist die Abwechslung so noth»wendig, als in der Tonkunst. Auch die schönsten Stücke von »den besten Meistern gefallen nur eine Zeit lang, und verlieren »desto eher ihren Reiz, je öfter sie wiederholt werden. Eine nicht »unwichtige Regel für den, der mit seinem Vergnügen Haus hal»ten will, fließet daraus, daß er diejenigen Stücke, welche ihm »vorzüglich gefallen, nur selten hören muß, weil er sie dann »lange Zeit immer mit neuem Vergnügen hören wird.« — Dieß alles kann nun nur von jenen Musikstücken gelten, welche bloß dem Ohre schmeicheln, keineswegs aber von bedeutenderen Werken großer Tonkünstler. Im Gegentheil wird das Gefallen, welches wir daran finden, bey der öfteren Wiederholung verstärkt, weil wir immer neue Schönheiten daran entdecken, und uns immer mehr von dem Sinnenzauber lossagen, der uns Anfangs besticht, wobey das Geistige in uns deutlicher aufgeregt wird, und die Ideen zu immer größerer Klarheit sich entfalten. Müßte aber selbst zugegeben werden, daß ein zu häufiges Wiederholen auch dieser vorzüglicheren Stücke uns zuletzt ermüden würde, so ist dieß doch offenbar bey anderen Künsten ein gleicher Fall. Wir würden eben so ungern funfzig Mal hintereinander dasselbe Stück eines großen Dichters vor uns aufführen oder uns einen Monat lang immer dasselbe schöne Bild vor die Augen halten lassen, als wir immer und immer dasselbe Musikstück hören wollten. Daß die Musik vermöge der ihr zugewiesenen Mittel, wodurch sie unmittelbar und gewaltsam auf die Sinne zu wirken vermag, leicht mißbraucht oder nicht recht gebraucht werden kann, ist nicht zu läugnen. Der große Haufe der Menschen, die mehr nach derbem Sinnengenusse streben, als nach den feinern geistigen Wohlgefühlen, wird auch gerade diese Art der Musik am meisten in Schutz nehmen, wie es sich besonders in der gegenwärtigen Zeit zeigt; deßhalb aber kann man immer nicht mit dem Verfasser (S. 51) sagen: »die Musik sey eigentlich mehr eine angenehme, als eine schöne Kunst;« eben so wenig als man dieß von der Malerey würde behaupten können, weil sie durch den Zauber der Farbengebung sinnlich zu wirken vermag. Die Menge werden auch jene Bilder, die im üppigen Kolorite wohlgefällig glühn, mehr ansprechen, als die ernsten und wichtigen Kompositionen, deßhalb aber verliert von ihrem Adel die Kunst nichts, welche hier und dort nur durch die falsche Ansicht eines Künstlers, der lieber vielen Nichtkennern, als wenigen Kennern gefallen wollte, unrichtig betrieben wurde. Eben dieser Mißbrauch, der wirklich in der Gegenwart zu häufig wird, hat die bedeutendsten Schriftsteller, wie z. B. Müllner, zu einem Unmuth gebracht, in welchem sie das Kind mit dem Bade

verschütteten, und zuletzt das der Kunst schuld gaben, was die Mehrzahl der Künstler, die sie übten, verbrach. Sie verfolgten als Freunde höherer geistiger Genüsse die Musik hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie befürchteten, daß sich durch sie die Kunstliebhaber vom Denken würden abweisen lassen; sie hätten erwägen sollen, daß an jenen Kunstliebhabern, von denen dieß zu besorgen steht, nicht viel verloren ist.

* * *

In der Poetik entwickelt der Verfasser großentheils eigene Ansichten, obschon er dabey auch vieles von früher Vorhandenem benützt hat. Ihr geht eine Einleitung vorher, die in drey Abschnitte zerfällt, wovon der erste den Begriff der Poesie entwickelt, der zweyte von der Eintheilung der Gedichte, und der dritte vom poetischen Numerus, Sylbenmaß und Reim handelt. — Im ersten nennt der Verfasser die Poetik die Wissenschaft der Bedingungen, unter welchen geistreiche und schöne Gedichte hervorgebracht, und als solche beurtheilt werden. Er will es versuchen in ihr zu zeigen, auf welche Art sich Genie und Geschmack an Werken der Dichtkunst äußern, und zugleich die hauptsächlichsten mechanischen Regeln bekannt machen, welche beobachtet werden müssen, wenn dem ästhetischen Wohlgefallen nichts im Wege stehen soll. Nach einer allgemeinen Prüfung der Baumgarten'schen Erklärung vom Gedichte, poëma est oratio sensitiva perfecta, welche der Verfasser im Ganzen weder billigt noch tadelt, gibt er die Wesenheit des Gedichtes, und die eines Werkes der Beredsamkeit, dann den charakteristischen Unterschied beyder Künste von einander, S. 62, folgendermaßen an: »Ein Werk der Dichtkunst ist eine geschmackvolle »Darstellung ästhetisch-logischer Ideen durch artikulirte Sprachtöne; »ein Werk der Beredsamkeit ist eine geschmackvolle Darstellung lo»gisch-ästhetischer Ideen durch artikulirte Sprachtöne.« Der Unterschied beyder Künste wird demnach vom Verfasser dadurch angegeben, daß er dort die ästhetische, hier die logische Beschaffenheit der Ideen als Hauptsache annimmt, und um dieß zu bezeichnen, bey der Dichtkunst den Ausdruck ästhetisch dem logischen, bey der Redekunst den Ausdruck logisch dem ästhetischen vorsetzt. — Beyde Formeln sind nur den Worten nach von den Kantischen Erklärungen der Dichtkunst und Beredsamkeit verschieden. Der Sache nach stimmen sie ganz damit überein.

Als Eintheilungsgrund der verschiedenen Dichtarten nimmt der Verfasser Materie und Form an. In Rücksicht der ersten ergeben sich ihm vier verschiedene Dichtungsarten: zuerst die malerische oder beschreibende, zweytens diejenige, die

Handlung enthält, für die im Allgemeinen kein besonderer Name vorhanden ist; drittens die didaktische oder lehrende, und viertens die lyrische Gattung. Damit, seiner Meinung nach, nicht ausreichend, findet er in Rücksicht der Form den einen Unterschied in Ansehung derjenigen Gattung, die Handlung enthält, angegeben, je nachdem das Gedicht fortgehende Rede einer Person, oder Gespräch zwischen mehreren Personen ist; und den zweyten darin, daß man dem Gedichte entweder die Einrichtung gibt, wie es am bequemsten mit einer andern, der Poesie verschwisterten Kunst, der Musik, kann verbunden werden, oder daß man ihm eine solche Einrichtung nicht gibt. — Durch diese beyden Eintheilungsgründe, Materie und Form, könnten nun nach der Meinung des Verfassers mit hinzugefügten nähern Bestimmungen alle bekannten Dichtungsarten eingetheilt werden, bis auf zwey, welche ihm Zweifel verursachen, wo sie hingehören, die Fabel nämlich und die Idylle, da die erstere, indem sowohl ein Faktum darin vorkommen, als eine allgemeine Wahrheit vorgetragen werden soll, eben sowohl zur didaktischen, als zur erzählenden Gattung gerechnet werden kann, in der Idylle aber alle Arten von Materie behandelt werden können, weßhalb es zweifelhaft seyn dürfte, wo sie unterzubringen sind. Er glaubt demnach, daß man dadurch verleitet werden könnte, zu glauben, daß es außer Materie und Form noch einen dritten Grund der Eintheilung geben müsse, zeigt aber zugleich das Unrichtige dieser Meinung. — Der Verfasser hätte sich unserer Ansicht nach die Sache viel leichter machen können, wenn er sich gleich Anfangs auf einen höhern Standpunkt gestellt und beobachtet hätte, was und was nur allein der Dichter auszudrücken vermag, dann, wie das wieder unter sich charakteristisch verschieden sey, und wenn er sonst auf nichts weiter Rücksicht genommen hätte. Er würde dabey gefunden haben, daß der Dichter nur entweder den Ausdruck der Empfindungen, den der Gedanken, oder die Darstellung von Handlungen sich als Hauptzweck vorsetzen, letztere aber entweder durch Erzählung, oder als sich vor unsern Augen begebend uns vorüberführen könne, und daß dem zufolge es vier Elementarformen der Dichtkunst gebe, die lyrische, die didaktische, die epische und die dramatische. Die Einreihung einzelner Gedichte in diese Formen war bald gefunden, wenn man immer den Hauptzweck, welchen der Dichter damit sich vorsetzte, ins Auge nahm, ob Ausdruck der Empfindungen, wo es der lyrischen, ob der Gedanken, wo es der didaktischen, ob Erzählung der Handlung, wo es der epischen, ob Entwicklung der Handlung in Begebenheiten, wo es der dramatischen Dichtungsform angehörte. Diese Eintheilung scheint uns für die

Kunstlehre wesentlich zu seyn, weil jede der Dichtungsformen sich nach eigenen Gesetzen richtet, auf welche bey Hervorbringung und bey Beurtheilung der einzelnen Dichtungswerke Rücksicht genommen werden muß. Die Form konnte bey jener Eintheilung nicht beachtet werden, da sie entweder durch den Inhalt bedingt wird, oder als etwas Zufälliges erscheint; denn nimmt man auf sie gleichfalls Rücksicht, so kann eine dialogisirte Ode eben so gut zum Lyrischen als zum Dramatischen gehören, und ein Lehrgedicht, welches in Form einer Erzählung erscheint, eben so gut zum Epischen als zum Didaktischen. Nach jener obersten Eintheilung aber fallen alle Zweifel weg, es kann nicht mehr gefragt werden, ob die äsopische Fabel zur didaktischen oder zur epischen Gattung zu rechnen sey. Dem Dichter ist es dabey hauptsächlich um Belehrung zu thun, die Erzählung ist nur Nebensache, der Dichter wählte sie, um jene eindringlicher zu machen, sie gehört folglich zum Didaktischen; und dieß zu wissen ist von großer Wesenheit, denn gehört sie dazu, so richtet sie sich nach den Gesetzen dieser Gattung überhaupt, und muß darnach beurtheilt werden. Alles, was man vom didaktischen Dichter überhaupt in der Hauptsache begehren kann, kann auch vom Dichter der äsopischen Fabel begehrt werden, Richtigkeit der Lehre, Anschaulichkeit und jene Behandlung im Vortrage, welche, den Weg der kalten und trocknen Beweisführung verschmähend, uns leicht und lebendig die Ueberzeugung verschafft. Wenn diese Vorzüge fehlen (die didaktischen), so kann die größte Vorzüglichkeit in der Erzählung (die epische) die Fabel zu keiner guten machen; indeß, wenn die didaktischen Vorzüge vorhanden sind, ihr eine Vernachläßigung der epischen keinen Eintrag thut. — Was das malerische oder beschreibende Gedicht betrifft, so kann dieß nicht als etwas Selbstständiges, als eine eigenthümlich für sich bestehende, von den andern Arten geschiedene Dichtungsart angesehen werden, weil Beschreibung und Malerey in der Poesie immer nur Mittel zu etwas Anderem, nie Zweck seyn können.

Den Bemerkungen über den poetischen Numerus, Sylbenmaß und Reim kann der Vorwurf der Unvollständigkeit gemacht werden. Der Verfasser fertigt die für den mechanischen Theil der Poetik, und, weil auch hier der Körper im Wechselverhältniß mit der Seele steht, oft auch für den geistigen Theil so wichtige Lehre in sehr kurzen und unvollständigen Andeutungen ab. S. 69 — 75. Z. B. »Man muß die Cäsur oder die Einschnitte, »besonders in längern Versen, in Acht nehmen, und die Verse »nicht in so viel Füße zerfallen lassen, als sie einzelne Wörter haben.« — Cäsur ist nicht bloß der Einschnitt des Verses, ihre richtige Beachtung ist besonders im Alexandriner von der groß-

ten Wichtigkeit; es ist daher viel zu wenig davon gesagt worden. Der letzte Theil der vom Verfasser aufgestellten Regel aber ist wohl meistens, allein nicht immer anzuwenden. — »Man muß »die Region oder den Ort, den jeder Fuß in einem Verse ein»nimmt, mit den bestimmten Füßen versehen, damit der Vers »seinen Charakter behält.« — Welches sind die charakteristischen Züge der verschiedenen Versarten? — »Man muß den Vers mit »seinem ganzen ungetheilten Worte schließen, und folglich zusammen gehörige Wörter nicht aus einem Verse in den andern hinüberschleppen.« — Dieß ist nicht immer zu befolgen; die Ode z. B. läßt ein solches Hinüberziehen oft zu, begehrt es zuweilen sogar. — »In einigen Versarten muß sich mit dem Ausgange »des Verses der Regel nach auch zugleich der Sinn endigen.« — Der Verfasser hätte angeben sollen, in welchen. — Vortrefflich ist dagegen das, was der Verfasser über den Reim sagt, und die Art und Weise, wie er ihn gegen mehrere Angriffe, besonders gegen den, daß ihn die Alten sorgfältig vermieden, in Schutz nimmt. Er zeigt dabey, daß der Reim nicht in allen Sprachen von gleicher Nothwendigkeit sey; daß, je mehr sich eine Sprache durch Wohlklang und bestimmte Quantität der Wörter, durch freye Stellung und Versetzung derselben, und durch Reichthum an sinnlichen Wendungen auszeichne, wie es mit der griechischen und römischen Sprache der Fall war, sie auch um desto weniger der Hülfe des Reims nothwendig habe; daß dagegen aber Sprachen, welche an diesen Vorzügen Mangel leiden, wie z. B. die französische, den Reim nicht entbehren können. Gar sehr zu beherzigen, besonders jetzt, wo man ohne alle Rücksicht klassische Werke immer nur im Versbaue der Ursprache zu übertragen bemüht ist, sind auch die Worte des Verfassers S. 72: »Bey der Wahl des Sylbenmaßes muß zugleich mit auf die Na»tur der Sprache gesehen werden, in welcher man schreibt.« »Man kann nicht alle Sylbenmaße fremder Sprachen in der sei»nigen gleich gut nachahmen, und auch nicht immer denselben »mannigfaltigen Gebrauch davon machen.«

Der Einleitung folgen die Untersuchungen über die Natur und die Eigenheiten der Dichtungsarten überhaupt, und der einzelnen Gedichte insbesondere. Sie werden in acht Abschnitten vorgetragen. Vom didaktischen Gedicht. — Vom malerischen oder beschreibenden Gedicht. — Vom dramatischen Gedicht. — Vom epischen Gedicht. — Von der äsopischen Fabel. — Vom lyrischen Gedicht. — Von der Idylle. — Vom Epigramm und von anderen kleinen Dichtungsarten.

Der Abschnitt vom didaktischen Gedichte handelt

1) von dem Lehrgedichte, 2) von der Satyre. Der Verfasser äußert sich bey Betrachtung des ersten, daß es dabey auf zweyerley ankomme, auf die Wahl des Stoffes und auf die Behandlung desselben. In Rücksicht des Stoffes theilt er die Lehrgedichte in philosophische und scientifische oder artistische ein, wovon die erstern entweder allgemein-theoretische oder praktische Wahrheiten der Philosophie behandeln, die letztern Bemerkungen und Regeln über die Ausübung dieser oder jener Wissenschaft oder Kunst vortragen. Der Verfasser hat mit vielem Recht seinen Widerwillen gegen die Wahl des Stoffes aus dem Felde der spekulativen Philosophie entschieden geäußert, und auch in Ansehung des moralischen Lehrgedichtes eine überaus kluge Wahl des Stoffes und eine sehr geschickte Behandlung angerathen. Den scientifisch und artistischen Stoff stellt er in Rücksicht des Werthes unter den moralischen. Seine Bekenntnisse über Virgils Georgica enthalten, obschon sie etwas seltsam scheinen, viel Wahres. — Als Hauptzweck des moralischen Lehrgedichtes sieht er an: dem Leser wichtige Pflichten ans Herz zu legen, ihn davon zu überzeugen, und ihn zur Ausübung derselben zu ermuntern, welches entweder durch direkte Empfehlung der Tugend (moralisches Lehrgedicht in engerer Bedeutung), oder durch Bestrafung der entgegenstehenden Laster (Satyre) geschehen kann. In Ansehung der Wahl des Stoffes räth er an, lieber einzelne Wahrheiten und Betrachtungen, als ganze Theorien und Systeme zu wählen, weil die verschiedenen Materien nicht sämmtlich einer poetischen Behandlung fähig sind, und zugleich zu befürchten steht, daß der Dichter ihrer Menge unterliege. Was die Behandlungsart betrifft, begehrt der Verfasser Beseitigung alles dessen, was nur ein spekulativer Vortrag ins Licht setzen kann, poetische Darstellung durch geeignete Beyspiele und Digressionen von wunderbarem und rührendem Inhalte, wie z. B. beym Virgil die Fabel vom Aristäus (Georg. IV, 315), Verstecken der Eintheilungen und Uebergänge, Verschönerung durch Mittel der Lebhaftigkeit, und Musterhaftigkeit des Ausdrucks und der Versifikation. — Der Verfasser hat mit allem dem vollkommen richtige Ansichten über die Behandlungsweise des Lehrgedichtes ausgesprochen; nur was seinen Stoff betrifft, glauben wir bemerken zu müssen, daß er unserer Meinung nach nicht berücksichtigt habe, daß nicht die Richtigkeit der Lehre, welche vorgetragen wird, es ist, welche wir dort als Hauptsache begehren. Da das didaktische Gedicht immer ein Gedicht ist, dieses aber als ein Werk der schönen Kunst Vergnügen zu seinem letzten Zwecke hat, so muß auch die didaktische Poesie auf jenes Ziel hinarbeiten. Das kann aber, wenn sie Lehren vor-

trägt, nur dann geschehen, wenn jene zwar der Grundstein der poetischen Komposition sind, aber der Dichter die Lehre nicht als solche, sondern als Ergebniß poetischer Anschauungen einer Kunst oder Wissenschaft vorträgt. Der Dichter nehme die poetische Seite von dem, was er im Lehrgedichte vortragen will, in sich auf, und spreche sie in der Form seines Gedichtes so aus, wie es Horaz gethan hat, der in diesem Falle als fast unerreichtes Muster angesehen werden muß. Wahrheit und Lehrsatz werden von ihm nie mit der trocknen Kälte des Systematikers vorgetragen, und doch wehen sie wie ein poetischer Geist durchs ganze Gedicht. Aber nur unter dieser Bedingung kann das didaktische Gedicht ein Werk der schönen Kunst genannt werden, nicht aber dann, wenn es sich Belehrung als Hauptzweck vorsetzt. Die Belehrungen des didaktischen Dichters müssen uns ästhetisch vergnügen. — In Rücksicht der Versart würden wir gerade den Alexandriner, obschon er nach der Meinung des Verfassers, S. 81, sich vorzüglich für einen Stoff schickt, der mit Ernst und Würde behandelt werden soll, als unpassend fürs Lehrgedicht verwerfen, und dem reimfreyen fünffüßigen Jambus, oder einem gemischten Versmaße den Vorzug geben, weil es beym didaktischen Gedichte besonders darauf ankommt, daß der Dichter nicht im Gewande der Förmlichkeit und des trocknen Ernstes auftrete, sondern daß man ihm, selbst wenn er belehret, es nie ansehe, daß es ihm darum zu thun sey. Daß der Vortrag würdevoll seyn muß, versteht sich von selbst; der Alexandriner aber ist zu steif und zu monoton. Sein gleichförmiger Taktschlag ermüdet überhaupt, wenn er bey einem Werke von größerem Umfange gebraucht wird.

Die Satyre theilt der Verfasser in die ernsthafte, und in die muntere, von deren ersterer er den Juvenal, und von der letztern Horaz als Urheber angibt. — Lucilius war der eigentliche Erfinder der didaktischen Satyre. — Die üblichere Bezeichnung der zwey Gattungen mit der strafenden und der verspottenden Satyre dürfte auch die richtigere seyn, da sie zugleich Ziel und Mittel angibt, je nachdem es der Dichter mit Lastern oder mit Schwächen der Menschen zu thun hat. Sehr wahr bemerkt der Verfasser, S. 85, daß der Satyren-Dichter immer ins Allgemeine gehen müsse. »Die Bestrafung des satyrischen Dichters,« sagt er, »soll eigentlich mehr wider das Laster und die Thorheit, »als wider den Verbrecher und Thoren, mehr wider eine ganze »Gattung, als wider einzelne Personen gerichtet seyn. Es sey »denn, daß er, um seinen Stoff mehr zu beleben, Eine als eklatantes Beyspiel einer ganzen Menschenklasse aufstellen könne. »Persönliche Satyre dürfte die Moral wohl nur in sehr wenigen

»und die Politik vielleicht in noch weniger Fällen entschuldigen.« Zu wünschen wäre übrigens noch gewesen, daß der Verfasser die Unterschiede und die Berührungspunkte zwischen dem Satyren-Dichter und dem Moralisten angegeben hätte, da beyde, obschon in gewisser Hinsicht verwandt, sich doch in verschiedenen Bahnen bewegen. — Als Erfordernisse beyder Arten der Satyre erkennt der Verfasser 1) die Wahl des Hauptgegenstandes, eines Lasters das bestraft, einer Thorheit die verspottet werden soll. 2) Die schickliche Wahl der Ausführung und Form, die sowohl dem Gegenstande, als den Umständen der Zeit, der Nation und der abgezielten Wirkung gemäß seyn muß. 3) Die richtige moralische Würdigung der Vergehungen, Fehler und Ungereimtheiten, welche der Dichter schildern und bestrafen will. Wir möchten als unerläßliches Erforderniß beyfügen, daß die Gedanken, welche in der Satyre ausgesprochen werden, ästhetischen Gefühlen ihre Entstehung verdanken.

Was das malerische oder beschreibende Gedicht betrifft, so haben wir schon früher als unrichtig gerügt, daß der Verfasser es als eine selbstständige Dichtungsart behandelt. Malerey und Beschreibung können wohl in allen Dichtungsarten ein Mittel zur besseren Erreichung des vorgesetzten Effekts seyn, obschon sie auch hier nur mit großer Vorsicht und nur sehr sparsam angewendet werden dürfen, allein ein Zweck, so wie Ausdruck der Empfindung des Gedankens, oder Darstellung der Handlung kann die Beschreibung nie seyn. Durch sie wird nichts in Versen geschriebenes zu einem Gedichte, weil mit der Beschreibung noch kein dichterischer Zweck erreicht ist. Der Verfasser hat das auch selbst erkannt, er äußert sich, S. 90: »Die ganze beschrei»bende Dichtart, sie behandle nun geistige oder körperliche Ge»genstände, sie liefere stillstehende oder bewegliche Gegenstände, »interessirt bey weitem nicht so sehr, als alle andern Kunstwerke, »vorausgesetzt nämlich, daß in ihnen das geleistet wird, was »darin geleistet werden kann und soll. Wenn jedes Gedicht in »seiner Art vollkommen ist, so wird das beschreibende den letzten »Rang einnehmen,« und S. 91: »der beschreibende Dichter zeigt »nur, was Alles an einer Sache zu bemerken ist, was sich Alles »nach einander begibt. Die Seele ist im beschreibenden Gedichte »eine bloße Zuschauerin, die sich weit mehr leidend verhält, als »im Lehrgedicht; jedes Bild, jeder Zug entlehnt von dem Vor»hergehenden nur in so fern mehr Kraft, als wir überhaupt für »Eindrücke einer gewissen Art schon mehr geöffnet worden; es ist »keine Erwartung, keine Vorhersehung der Zukunft, kein fort»strebendes Interesse da, und so erkaltet und ermüdet die Seele.« Demungeachtet aber nimmt der Verfasser die ganze Dichtart wie-

der in Schutz, und verleiht ihr sogar Selbstständigkeit; nur, meint er, wird der beschreibende Dichter, zur Erhöhung des Interesse, wohl thun, wenn er in schicklichen Episoden die übrigen Arten mit ins Spiel zu ziehen, wenn er seine Reihe von Gemälden bald durch Betrachtungen, bald durch kleine Erzählungen, bald durch lyrische Ausbrüche der Empfindungen zu unterbrechen sucht. — Der Verfasser hat hier auf eine auffallende Weise das ganze Verhältniß der Dinge umgedreht, indem er, anstatt dem lyrischen, didaktischen und epischen Dichter hin und wieder Beschreibungen zu erlauben, dem beschreibenden anräth, nebenbey etwas von der Wesenheit der bestehenden Dichtungsformen aufzunehmen. Zum Glück finden sich unter den Meistern der Dichtkunst keine eigentlich bloß beschreibende Dichter vor, immer ist bey jenen die Beschreibung dem Hauptzweck untergeordnet, immer ist sie nur zur Erhöhung des Interesse an der Hauptsache da, oder sie erscheint als bloße Form, und ihr eigentlicher Inhalt ist dann entweder lyrisch oder didaktisch. Es konnte auch einem eigentlichen Meister unmöglich die Bemerkung entgehn, daß der Dichter mit seinen in der Zeit erscheinenden Darstellungsmitteln das nicht so gut darzustellen im Stande sey, was im Raume erscheint, wie der bildende Künstler es vermag. Die schöne Landschaft gefällt uns charakteristisch dadurch, daß alle ihre Theile, wenigstens die Mehrzahl derselben, das Auge des Betrachtenden auf einmal berühren; der Dichter kann diesen Eindruck uns nicht so verschaffen, er mag es anstellen wie er will. Vermöge der ihm zugewiesenen Mittel muß er in der Nachahmung der Natur, der Fantasie das Stück für Stück erreichen, was das Auge in der Natur und in der bildenden Kunst auf einmal erhält; die reproduktive Einbildungskraft des Lesers oder Hörers muß im Gedichte sich mühsam die einzelnen Theilvorstellungen zurückrufen und zusammensetzen, indeß in der Natur der Sinn leicht und wohlgefällig das Ganze auf einmal überschaut. Der Dichter handelt demnach, wenn er die körperlichen Erscheinungen in der Natur nachmachen will, auf eine ganz andere Weise als die Natur. Nicht nur, daß er darin nur viel weniger zu täuschen vermag, als der bildende Künstler, er vertilgt sogar durch die Nachahmung nothwendig den Charakter des Eindrucks, um dessen willen uns das Naturprodukt gefällt. Deßhalb darf die Beschreibung, selbst wenn sie im lyrischen, epischen, didaktischen oder dramatischen Gedichte mit unterläuft, nur mäßig und mit der größten Vorsicht angewendet werden. — Was übrigens das Gedicht Stolberg's, Hellebek (eine seeländische Gegend) betrifft, welches der Verfasser als Muster eines schildernden Gedichtes anführt, so ist dieses seiner Natur nach ein lyrisches Gedicht, in welchem

Naturschilderungen in der Art vorkommen, wie sie dem Dichter erlaubt sind.

Den wichtigen, und im Verhältniß zu den übrigen, umfangsreichsten Abschnitt S. 97 — 185, vom dramatischen Gedichte, theilt der Verfasser in drey Theile: 1) von der handelnden Gattung überhaupt, 2) vom Trauerspiel, 3) vom Lustspiel, wovon dem zweyten, der dritte, fünfte und sechste Auftritt des zweyten Aufzuges von Shakspeares Macbeth, und die zweyte Scene des zweyten Akts aus Schillers Don Carlos, dem dritten aus Shakspeares König Heinrich IV., der berühmte Monolog Fallstaffs über die Ehre, und zwey kleine Scenen aus Lessings Minna von Barnhelm, als Muster aus Meisterstücken großer dramatischer Dichter angehängt sind.

Die Ansichten, welche der Verfasser in jenem Abschnitte ausspricht, so wie die Entwicklungen und Erläuterungen der Aristotelischen Lehre vom Trauerspiele, sind größtentheils musterhaft zu nennen.— Zuvörderst setzt der Verfasser den Begriff der Handlung fest, die er mit scharfen und charakteristischen Zügen von der Begebenheit unterscheidet. — Begebenheit ist ihm das, was sich begibt, was anfängt zu entstehen und da zu seyn, es komme woher es wolle, kurz jede Art der Erscheinung, ohne Rücksicht auf ihre Ursache. Der wirkenden Ursache einer Begebenheit, wenn diese ein freyes Wesen ist, das nach Absichten wirkt, legt er Handlung bey. Eine stetige Folge von freyen Thätigkeiten, welche auf Hervorbringung einer Hauptwirkung, die eigentlich die Begebenheit ist, abzielen, nennt er eine poetische Handlung; Handlung überhaupt also Anwendung der Willenskraft zu Erreichung eines Zweckes. Er läßt uns dabey bemerken, daß in einem Gedicht nur in so fern Handlung sey, als wir darin eine Veränderung durch die Thätigkeit eines Wesens sehen, das mit Absichten wirkt, und daß somit alle äußern Umstände der Zeit und des Ortes, so wie alle äußeren Begebenheiten zwar zum Werden des Dings, aber nicht zur Handlung gehören. Diese genaue Trennung der Handlung von der Begebenheit ist um so wichtiger, da ihre Verwechslung, welche häufig zu geschehen pflegt, von dem nachtheiligsten Einflusse für die dramatische Poesie ist, da hier mit dem lebendigsten Aufeinanderfolgen der interessantesten Begebenheiten nichts erreicht wird, wenn die Handlung fehlt.— Außerdem unterscheidet der Verfasser die Handlung auch von der Fabel. — »Die Fabel,« sagt er S. 98, »enthält weiter nichts, als die Begebenheiten, in welche der Dichter erst die Handlung hinein bringen muß. Die Fabel dient dem Gedichte, wie das Knochengerippe

»dem Körper nur zum Gerüste, an welchem die edlern, zum Le-»ben und zur Empfindung dienenden Theile angeheftet werden, »damit sie ihre Wirksamkeit ausüben können. Die Fabel gibt »den Stoff zur Handlung, die Handlung selbst ist das, wodurch »die Fabel ihre Wirklichkeit erhält.« — Der Unterschied ist im Ganzen richtig, da sich die Fabel zur Handlung, wie der Körper zur Seele verhält; nur kann nicht gebilligt werden, daß der Verfasser die Fabel hin und wieder mit der Begebenheit verwechselt; denn die Fabel eines Stücks ist die aus der Handlung hervorgehende Reihenfolge jener Ereignisse, welche unter einander wie Grund und Folge, wie Ursache und Wirkung verbunden, die Handlung anschaulich machen sollen. Was aber diese Ereignisse betrifft, so bemerkt der Verfasser, daß es in einer poetischen Handlung weniger auf ihre Menge, als auf ihren genauen Zusammenhang ankomme, und daß desto mehr Vollkommenheit bestehe, je richtiger das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung ist, je sichtbarer eins aus dem andern folgt. Obschon dieß richtig ist, so kann doch nicht geläugnet werden, daß ein lebendiger Wechsel der Begebenheiten dem dramatischen Gedichte ein besonderes Interesse verleihe, denn wenn die Handlung in Veränderungen der Thätigkeiten der Seele besteht, so muß doch auch etwas vorhanden seyn, was diese Veränderungen uns erkennbar macht, und da wir viele Veränderungen wahrnehmen wollen, weil sonst Monotonie entsteht, so muß der Dichter auch viele Begebenheiten wählen, in denen sie sich äußern. Es scheint auch dieß die einzige Art zu seyn, mit welcher ein dramatisches Gedicht sich sowohl den Beyfall der Mehrzahl, als den der Kenner erwerben kann, wenn nämlich bey der größtmöglichsten Einheit der Handlung zugleich die größtmöglichste Verschiedenartigkeit und der reichste Wechsel der Begebenheiten besteht. Die Menge wird durch die Begebenheiten als solche befriedigt werden, und der Kenner wird es dadurch, wenn er den genauen und innigen Zusammenhang dieser Begebenheiten bemerkt, wenn er gewahr wird, wie Alles das, was er so reich und so verschiedenartig vor sich ausgebreitet sieht, nur um des einen, um der Handlung willen da sey, und wie das scheinbar Zufällige dadurch, daß es bey näherer Prüfung als ein Nothwendiges erscheint, höhere Bedeutung erhalte. Der Rückblick auf Shakespeares und Calderons Dramen in Vergleichung mit einigen Meisterwerken der Franzosen und der Deutschen neuerer Zeit, wird unsere Meinung bestätigen. Die Poesie der Handlung ist in vielen dieser Stücke gleich, aber welcher Reichthum von Begebenheiten ist dort gegen hier, um wie viel mehr aber gefallen auch jene Dramen selbst der Menge; und auf dieses Gefallen kommt es gerade bey

dramatischen Werken gar sehr an, zu deren Aufführung so große Zeit- und Geldaufwand kostende Vorbereitungen gemacht werden. Schauspiele werden eben so wenig für die kleine Anzahl der eigentlichen und genauen Kenner allein geschrieben, als man für diese ausschließend die Schauspielhäuser erbaute. Die Menge aber findet an der Einfachheit der Begebenheiten kein sonderliches Wohlgefallen, diese kann demnach in einem dramatischen Gedichte wohl entschuldigt, aber nie als Regel aufgestellt werden. Daß der Verfasser den Werther als ein Beyspiel anführt, daß bey der größten Armuth an Begebenheiten dennoch der größte Reichthum der Handlung bestehen könne, widerlegt unsere Ansicht nicht, da wir nur vom dramatischen und nicht vom epischen Gedichte gesprochen haben. Der Stoff des Werther als Drama behandelt, würde unstreitbar Langeweile herbeyführen, besonders in der Darstellung (worauf denn doch zuletzt jedes vollkommen dramatische, nicht bloß in dramatischer Form erscheinende epische Gedicht, berechnet werden soll), und bloß deßwegen, weil Mangel an Begebenheiten da ist. Die Ansicht des Verfassers geht wahrscheinlich aus der unstatthaften Vermengung des epischen mit dem dramatischen Gedichte hervor, die er beyde bloß der Form nach verschieden glaubt, dafürhaltend, daß sie innerlich verwandt und bloß darin getrennt seyen, daß das dramatische Gedicht den Charakter der Gegenwart, das epische den der Vergangenheit trage. Dabey sind nun alle wesentlichen und charakteristischen Unterscheidungsmerkmale übersehen worden, und mit ihnen die Verschiedenheiten der Wege, welche beyde Dichter zu gehen haben, der epische und der dramatische. Hebt man aber diese auf und nimmt bloß die allgemeinen Verwandtschaften an, so kann man eben so gut die dramatischen Gedichte auch lyrische oder didaktische nennen, da in allen Empfindungen ausgesprochen werden, und aus allen Wahrheiten zu entnehmen sind. Die näheren Bestimmungen des Drama, daß es der Verfasser S. 108 ein Gedicht nennt, in welchem Monolog und Dialog mit Pantomime begleitet sind, geben immer noch nicht die Wesenheit des Drama an, da sie nur die Aeußerlichkeiten bezeichnen.

S. 109 — 125 spricht sich der Verfasser über die vielbesprochenen drey Einheiten der Handlung der Zeit und des Ortes aus. Seine Ansicht darüber ist die: daß die Einheit der Handlung ein unerläßliches Erforderniß des Drama sey, indeß die Befolgung der letzteren Einheiten nur als räthlich angesehen werden können. Die Wahrheit des ersteren Satzes beweist er aus dem Aristoteles, nach welchem er eine vollständig poetische Handlung diejenige nennt, die ihren Anfang, ihre Mitte und ihr Ende hat; und die Einheit in die Unzertrennlichkeit ihrer

Theile setzt, in sofern sie als Ursachen und Wirkungen verknüpft sind.— In Rücksicht des Anfangs macht er uns darauf aufmerksam, daß das dramatische Werk nicht nothwendig bey der ersten Veranlassung zur Handlung anfangen müsse, da diese Veranlassung noch nicht zur Handlung selbst gehört. Von der Mitte oder der Verwicklung begehrt er, daß sich Hindernisse der Erfüllung einer Begierde widersetzen, und zieht in dieser Rücksicht die geistigen den körperlichen vor, weil wir dort lebhaftere Begriffe haben, als von den Kräften der körperlichen Natur, wovon unsere Kenntniß zu dunkel ist. Der Ausgang oder die Auflösung entsteht, seiner Meinung nach, durch die ästhetische Gewißheit, daß die handelnden Personen ihre Absicht entweder erreicht, oder die Hindernisse das Gegentheil bewirkt haben. Er begehrt von ihr, daß sie vollständig, kurz, hinlänglich verarbeitet und natürlich sey, und unterscheidet von ihr den Ausgang oder die letzte Veränderung, nämlich diejenige Begebenheit, wodurch eine Handlung ihr völliges Ende erreicht, so daß nun nichts mehr geschehen kann, was zu dieser Handlung gehört.

Die Berücksichtigung der Einheit der Zeit empfielt der Verfasser, und äußert sich, daß das Stück, in welchem sie angetroffen wird, einen Vorzug mehr habe; allein er hält die genaue Beachtung derselben nicht für unerläßlich, eine Wahrheit, welche sich schon aus der Betrachtung der Wesenheit des dramatischen Gedichts ergibt, welches die Natur ästhetisch aufnehmen soll. Die Nachahmung stellt nämlich nur diejenigen Theile der Natur dar, welche zum ästhetischen Zwecke des Werkes gehören. Da sie nun solcher Gestalt die unnützen Vorfälle, welche die Handlung in der Natur verzögern, wegläßt, so ist auch die Uebereinstimmung der Zeit in der künstlichen Darstellung mit der Zeit des natürlichen Vorganges nicht nothwendig. Was übrigens der Verfasser damit meint, wenn er S. 120 bemerkt, daß die Kunstrichter nach dem Aristoteles verlangen, die Handlung des Drama soll auf einen einzigen Tag, worunter ein Umlauf der Sonne oder vier und zwanzig Stunden zu verstehen sind, eingeschränkt werden, ist uns nicht recht verständlich, da die Kunstrichter es nicht nach dem Aristoteles verlangen können, welcher sich darüber nie deutlich ausgesprochen hat, nur an einer Stelle davon spricht, dort Epos und Drama vermengt, und durch den Nachsatz: die Tragödie hält sich meistens innerhalb eines Tages, anzeigt, daß er keine Regel für alle Fälle, sondern nur für einige aussprechen wollte.—Die Einheit des Orts will der Verfasser genau beachtet wissen, weil seiner Meinung nach jene Nachsicht, welche die Grenzen der Zeit er=

weitert, nicht auch zugleich die Grenzen des Ortes erweitern könne, und die Augen, welche auf das Schauspiel aufmerksam sind, nicht so leicht betrogen werden können, als der Geist betrogen werden kann, welcher sich gemeiniglich ganz in Empfindungen und angenehmen Vorstellungen verloren hat. Wir halten dafür, daß eben deßwegen, weil der Sinn des Auges dabey in Anspruch genommen wird, sich der dramatische Dichter noch leichter über die Einheit des Orts als über die der Zeit hinwegsetzen dürfe. Gerade wenn es um den Ort sich handelt, ist er im Stande, die Täuschung, welche er herbeyführen will, sinnlich zu unterstützen; wir glauben, das vor uns in der Wirklichkeit zu sehen, was wir in einer glücklichen Täuschung gewahr werden. Es kann uns nicht schwer fallen, anzunehmen, die Handlung begebe sich jetzt in einem Garten, und in kurzer Zeit darauf in einem Saale, wenn wir Garten und Saal vor uns erblicken, was bey Uebergehung der Einheit der Zeit nicht der Fall ist, wo der Dichter die Täuschung durch nichts Sinnliches unterstützen kann. Ja das Vorgehen der ganzen Handlung mit allen Begebenheiten auf einem und demselben Platze, welches der Verfasser S. 122 von der Einheit des Orts begehrt, dürfte sogar der Wahrscheinlichkeit einen Eintrag thun, weil nicht anzunehmen ist, daß so verschiedenartige Begebenheiten sich alle gerade auf demselben Platze ereignen. Die strenge Beachtung der Einheit des Orts kann demnach kaum zu den Vorzügen eines dramatischen Gedichts gerechnet werden, welches mit der Beachtung der Einheit der Zeit der Fall ist. Der Dichter kann dabey ungehindert den Eingebungen seiner Phantasie folgen, und hat nur darauf Rücksicht zu nehmen, daß er jene Einheit nicht ohne Noth, aus bloßer Willkür, oder um der Augenlust der Menge willen verletze, sondern sie der höheren poetischen Nothwendigkeit dergestalt unterordne, daß er sie dann nicht beachtet, wenn dadurch der eigentliche ästhetische Zweck entweder befördert oder mindestens dadurch unterstützt wird. – Eben so ist die Meinung des Verfassers S. 123, daß die Alten die Einheit des Ortes beständig und auf das sorgfältigste beobachtet haben, unrichtig. Aristoteles befielt nirgends die Beachtung derselben an, die großen Tragiker der Griechen, besonders Sophokles und Euripides, setzen sich, dem Inhalte ihrer Stücke zufolge, oft darüber hinaus, und obschon der Platz, auf welchem die Handlung vorging, während des ganzen Stückes derselbe blieb, so verletzte doch die Beschaffenheit der Hinterwand die Einheit des Orts auf das Auffallendste, weil dort die entferntesten Orte neben einander angebracht waren.

Außer der Berücksichtigung der drey Einheiten empfielt der

Verfasser S. 126 die Wahrheit oder vielmehr Wahrscheinlichkeit der dramatischen Handlung, welche er bloß für ein Werk des Verstandes und der gründlichen Kenntniß hält, wozu die feurigste Einbildungskraft und die stärkste Begeisterung nichts vermag. Die Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit der poetischen Handlung setzt er darein, wenn sowohl Geistes- und Gemüthscharakter der handelnden Personen, als auch die Situation, die gehörige Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit haben, und die Handlungen als wahrscheinliche und natürliche Folgen von beyden erkannt werden; unter Situation aber versteht er das Verhältniß der handelnden Person zu Dingen außer ihr. Er begehrt von ihr, daß sie poetisch sey, und nennt sie poetisch, wenn sie interessant ist. Die Verwechslung dieser beyden Begriffe ist auffallend, da das Poetische wohl immer interessant (eigentlich interessirend), aber das Interessante nicht immer poetisch ist; jedoch sind die Ansichten, welche der Verfasser S. 188 über die Natur der interessanten Situation ausspricht, klar und gesund. Er hält jene Situation für die interessanteste, wenn die Dinge außer der handelnden Person ihren Absichten entgegenstehen, und leitet überhaupt das Interesse der Situation aus den Hindernissen ab, welche sie den Absichten der Personen entgegengesetzt hat, woraus Erwartungen guter oder böser Folgen entstehen, die aber ungewiß sind, und somit Besorgnisse, Furcht und Mitleiden oder Lachen erregen. — Schade ist, daß der Verfasser sich nicht genauer über die historische Wahrheit, und über die Art und Weise, wie der dramatische Dichter darauf Rücksicht zu nehmen habe, ob er Veränderungen damit vornehmen dürfe, und allenfalls welche, ausgesprochen hat, wozu hier der Ort gewesen wäre; sondern daß er uns nur S. 127 im Allgemeinen mit der Bemerkung abfertigt: »Die blanke historische Wahrheit macht die poetischen Handlungen weder wahrscheinlicher, noch auch in der Bearbeitung leichter. Es kann etwas sehr buchstäblich historisch wahr seyn, und hat doch sehr geringe oder gar keine poetische Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit.« Der Satz ist wohl richtig, doch begehren wir in einem Lehrbuche auch die Erläuterung und den Beweis.

Die Bemerkungen des Verfassers über das Trauerspiel, S. 130—155, verdienen nur in so fern große Berücksichtigung, als sie Erläuterungen der Ansichten des Aristoteles enthalten. Was der Verfasser von Eigenem dazu gethan hat, ist ungenügend und mangelhaft. Schon die anfänglich ausgesprochene Meinung, der Endzweck des Trauerspiels sey, vermischte Leidenschaften zu erwecken, und es müsse demnach um desto vollkommener seyn, je mehr, je größere und stärker ver-

mischte Leidenschaften durch dasselbe erregt werden, kann leicht widerlegt werden, da die Tragödie nicht alle vermischten Leidenschaften aufregen soll und kann, und indem zugleich die Art und Weise der Mischung der Leidenschaften zu bestimmen war. Als Hauptmomente des Trauerspiels (pathetischen Drama) gibt er an: Wichtigkeit der Handlung, Leidenschaften, Charakter, Sitten. Was das erste Erforderniß betrifft, so setzt der Verfasser den Hauptcharakter des Tragischen in die innere Größe und Wichtigkeit der vorgestellten Gegenstände, sowohl in Rücksicht auf die Hauptveränderung, als auch der übrigen Haupttheile, insonderheit aber der handelnden Personen. Er meint dabey mit Unrecht, daß der höhere bürgerliche Rang, welcher doch unstreitbar zu den äußeren Verhältnissen gehört, bisher besonders von den Alten viel zu sehr berücksichtigt worden sey, und am allerwenigsten zum Interesse des Trauerspiels beytrage. Die Wichtigkeit der Folgen von den Handlungen der Könige und Fürsten, die Höhe des Standpunktes, auf dem sie sich befinden, der Glanz, der sie umgibt, die Großartigkeit der Verhältnisse und Verbindungen, in welchen sie erscheinen, alles das macht uns gleichsam auf die Nothwendigkeit aufmerksam, ihre Anliegenheiten als Stoffe für die höhere Tragödie zu wählen, und zeigt den Unterschied zwischen der genannten Tragödie und dem bürgerlichen Trauerspiele. Es springt in die Augen, daß uns ein leidender Fürst mehr als ein leidender Kanzellist interessirt, und das unglückliche Liebesverhältniß eines Prinzen mehr, als das eines Ladendieners. Und wenn wir dann auf die Behandlung Rücksicht nehmen, dürfte es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die höhere Tragödie den Vers und zuweilen den Reim begehrt, und zwar aus dem Grunde, weil wir dort höhere Gesinnungen, erhabenere Gedanken, tiefere Empfindungen haben wollen, als die gewöhnlichen; für jene aber ist das ungewöhnliche Kleid gleichsam ein Bedürfniß. Es scheint somit nothwendig, daß auch von außen her die Person, welche wir in der Tragödie handeln sehen, so viel als möglich der Weise des Gewöhnlichen, der Mehrzahl entrückt, und auch hier an einen Platz gestellt werde, welcher an und für sich zu den seltneren und ungewöhnlichern gehört. — In Rücksicht des zweyten Erfordernisses hält der Verfasser nach dem Aristoteles Mitleiden und Furcht für den ästhetischen Zweck des Trauerspiels. Der Ausdruck, daß durch das pathetische Drama Vorstellungen des Bösen müssen gewirkt werden, ist zu unbestimmt. Das, was Aristoteles von der Reinigung der Leidenschaften sagt, entwickelt der Verfasser, obschon mit andern Worten, nach Lessings Ansicht. — Auch in Betreff der Charaktere theilt der Verfasser ganz die

Ansicht des Stagiriten, welche nur den vermischten Charakter, der weder ganz gut noch ganz böse ist, begehrt. Die Entwicklungen des Verfassers sind klar und vorzüglich. Von den Charakteren unterscheidet der Verfasser die Sitten, indem er unter den erstern den Inbegriff der Fähigkeiten und Neigungen eines moralischen Wesens, unter den letztern alles das versteht, worin sich jener innere Inbegriff von Fähigkeiten und Neigungen äußerlich in Reden und Grundlagen offenbart. Was der Verfasser außerdem von der Glücksveränderung, der einfachen und verwickelten Handlung, und von dem moralischen Zwecke des Trauerspiels sagt, ist — alles nach den Vorschriften des Aristoteles. — Die Darstellung auf der Bühne hält er für unumgänglich nothwendig, verwechselt aber, indem er diese an sich richtige Meinung ausspricht, die Pantomime und Skenopöie als Unterstützungsmittel mit dem Zwecke der Tragödie. — Den Ursprung der dramatischen Poesie findet er bey den Griechen, und leitet die Benennung von dem Bocke, welchen man zur Zeit der Weinlese dem Bacchus zum Opfer brachte (τραγος, ῳδη), ab; eine Meinung, deren Richtigkeit wir bereits in diesen Blättern zu entwickeln und gegen Müllners Angriffe zu schützen versucht haben (s. Jahrbücher 33. Bd. über Müllners vermischte Schriften). — Seltsam und fast unerklärbar erscheint es, daß der Verfasser die früher gedachten Scenen aus Trauerspielen als Proben beylegt, da eine Scene für sich nichts von alle dem, was der Verfasser früher als Regel angab, im Beyspiele erweisen kann, nur durch ihre Verbindung, durch das, was sie veranlaßte, und das, was sie zur Folge hat, bedeutend wird, ja leicht ein um so unvollkommenerer Theil des Ganzen seyn kann, je eine größere Selbstständigkeit sie für sich besitzt. Es ist eben so, als ob man uns das Rad einer Uhr als Muster der Vortrefflichkeit eines Uhrwerks, von dem sie ein Theil ist, vorlegen wollte.

Das Lustspiel hält der Verfasser für ein Drama, welches Lachen erregt. In Rücksicht des Lächerlichen bezieht er sich ganz auf jene Erklärung desselben, welche er im allgemeinen Theile gegeben hat, wodurch er zu den sonderbarsten Meinungen gebracht wird. Nicht nur allein, daß er dem Rührspiele das Wort redet, äußert er sich sogar S. 170, daß es einen sehr großen Werth habe, vielleicht einen größeren, als die eigentliche Tragödie und Komödie, und hält sogar den Unterschied, den man zwischen jenen beyden gemacht, schädlich für die Kunst. Zum Beweise seiner Meinung treibt er sich in lauter Extremen herum, und erklärt, um sich mit einmal aus dem Netz, in welches er sich verstrickte, herauszureißen, seinen eigenen früher ausgesprochenen

Ansichten entgegen, daß man in neueren Zeiten wohl gethan hat, die Aristotelischen Grenzen niederzureißen. Die Widerlegung dieser Meinungen umständlich auszusprechen, ist kaum nöthig. Der Mangel echter Tragödien, und besonders echter Lustspiele, wird täglich fühlbarer, und das Verderbniß des Geschmackes, welches die bis zur Unzahl sich häufenden Rührspiele hervorbrachten, ist oft genug betrauert worden.— Die Eintheilungen des Komischen in das hohe und niedrig Komische, und das, was der Verfasser über das Intriguen- und Charakter-Lustspiel sagt, ist von größerem Belange; besonders verdient die Bemerkung S. 175, daß man sowohl Intriguen- als Charakter-Komödie nicht dergestalt als so streng gesonderte Gattungen denken darf, daß eine ohne die andere ganz und gar für sich bestehen könnte, ohne der Beyhülfe der andern schlechterdings zu bedürfen, eine genaue Beachtung. Viel bedeutenden Lustspieldichtern hat die zu strenge Rücksicht auf jene Sonderung und die Sucht, besonders das Charakterlustspiel streng von dem Intriguenstücke zu trennen, Schaden gethan. Dagegen ist wieder das, was der Verfasser über Uebertreibung sagt, nicht vollständig genug; denn nicht einmal die Hauptfrage, worin eigentlich die im Lustspiele unzuläßige Uebertreibung bestehe, ist gehörig beantwortet. Auch glauben wir, daß er das Poetische, was in der Karrikatur liegt, wenn sie auf Gefallen Anspruch machen darf, verkannt habe. Er hält sie für ein bloßes Uebertreiben der Theile und Eigenschaften eines Werkes, woraus ein Kontrast entsteht. Das Höhere, was durch die Karrikatur anschaulich gemacht werden soll, und die Grenze der Uebertreibung (denn auch hier kann der Dichter zu weit gehen), die eigentliche Hauptsache, wird nicht angegeben.

Auch in Rücksicht seiner Aeußerungen über das epische Gedicht hat sich der Verfasser, des vielen Wahren, das darin enthalten ist, ungeachtet, zugleich vieler Unrichtigkeiten schuldig gemacht.— Er theilt das epische Gedicht ab in Erzählungen und in Epopöen. Unter diesen, sagt er S. 186, pflegt man wieder einen Unterschied zu machen. »Nämlich wenn die Hand»lung neben ihrem Reichthume, ihrer Größe, ihrer Lebhaftigkeit, »ihrem männlichen und heroischen Charakter zugleich auch wun»derbar ist, so entsteht die eigentliche Epopöe oder das Heldenge»dicht in engerer Bedeutung; andere, größere epische Gedichte »hingegen, die zwar die übrigen Eigenschaften des Heldengedich»tes, jedoch ohne das Wunderbare, besitzen, werden historische »Gedichte genannt. Denn ob zwar hierin Erdichtung herrscht, »so ist es doch solche Erdichtung, die mit dem Laufe der Natur »wohl bestehen kann.« Dieser Unterschied aber ist so gut als

keiner. Davon abgesehen, daß der Verfasser bey einem früheren Anlasse das Wunderbare als entbehrlich, nun aber als charakteristisch ansieht, erscheint es hier keineswegs in letzterer Eigenschaft auf das Epos bezogen. Das Wunderbare kann im historischen Gedichte angetroffen und im neueren Heldengedichte vermißt werden, ohne daß eines oder das andere seinen Charakter verliert. Das historische Gedicht besitzt ferner nicht alle Eigenschaften der Epopöe, außer dem Wunderbaren; es umgreift nicht das Schicksal einer Nation, der Hauptheld erscheint dort nicht nur als Stützpunkt der gewaltigen Handlung, und die Begebenheiten werden nicht nur auf die Weise, wie in der Epopöe, in die Ferne gerückt. — Die poetische Erzählung kann nicht, wie der Verfasser S. 186 meint, 1) zur Hauptabsicht haben, nützliche, allgemeine Wahrheiten anschaulich zu machen; 2) durch Inhalt und Vortrag Gefühle und Affekte zu erwecken, sondern immer nur die Absicht, durch epische Darstellung einer poetischen Handlung zu vergnügen. In dem vom Verfasser angeführten ersten Falle ist sie gar keine poetische Erzählung, kein episches, sondern ein didaktisches Gedicht in epischer Form, ein Unterschied, welcher von großer Wichtigkeit ist, weil sie in jenem Falle nach ganz anderen Gesetzen geschrieben und beurtheilt werden muß. — Was der Verfasser über die Erzählung unter Nr. 2 sagt, ist lehrreich. Von den Bemerkungen über die Epopöe wäre zu wünschen, daß sie ausführlicher und genauer die Hauptsache, nämlich die Beschaffenheit der Handlung, dann die der im Gedichte vorkommenden Personen in Rücksicht ihres Gegeneinanderwirkens auseinandersetzten, und dieß zwar um so mehr, da gerade was das Epos betrifft, wenig Durchgreifendes von den Kunstrichtern gesagt worden ist. Die Erfordernisse, welche der Verfasser S. 195—197 anführt, gehören zu den äußeren; das Folgende ist wohl auch in Rücksicht der Epopöe anwendbar, aber nicht bey ihr allein charakteristisch. Reichthum, Mannigfaltigkeit und Interesse begehren auch andere Gedichte. Das neuere Epos ist vom alten nicht scharf genug getrennt. Das eigentliche charakteristische Merkmal, daß der Stoff vom alten Epos aus der Mythenwelt genommen werden muß, weßhalb es auch eigentlich mit Virgil endet, ist nirgends angegeben. Ariost's rasender Roland ist keine Epopöe, sondern ein epischer Roman. — Die Benennung komisches Epos, obschon sie üblich geworden ist, kann nicht wohl gerechtfertigt werden. Jenes Gedicht ist eben so wenig ein Epos, dessen Inhalt ernst und erhaben seyn muß, als die Travestie oder Parodie einer Tragödie eine komische Tragödie genannt werden kann. — In Bezug auf die Versart der Epopöe S. 205 hält der Verfasser auch für die

deutsche Sprache den Hexameter für die günstigste. Dieß kann wohl nur dann der Fall seyn, wenn wir in Betrachtung unserer Armuth an Spondeen nach *Klopstocks* Weise Trochäen substituiren dürfen, ohne befürchten zu müssen, daß man uns, im Vergleiche mit dem griechischen Hexameter, Mangel an Glanz und Kraft, was gerade beym Epos erfordert wird, vorwirft; sonst dürfte wohl die Stanze den Vorzug verdienen, da sie unserer Sprache mehr zusagt.

Der fünfte Abschnitt: *Von der Aesopischen Fabel*, enthält viel Wahres und Lehrreiches über diese Dichtungsart, ohne jedoch eine neue Ansicht auszusprechen. Der Verfasser begehrt von ihr eine allgemeinere praktische Wahrheit, dargestellt in einem als wirkliches Faktum gegebenen Beyspiele, und als hauptsächliche Erfordernisse Kürze und Einfachheit. Seltsam erscheint es, daß der Verfasser S. 227 den prosaischen Vortrag empfiehlt, da er doch S. 221 wieder erklärt, die Fabel erhalte durch die Versifikation eine Vollkommenheit mehr. Er äußert jenes erstere Begehren aus dem Grunde, weil die eigentliche Absicht der Fabel: Unterricht und Ueberzeugung, sich am besten mit dem prosaischen Vortrage verträgt, wo nicht durch Schmuck und Verzierung der Nebenumstände die Einbildungskraft oder die Empfindung auf Kosten der ruhigeren Betrachtung und Belehrung des Verstandes unterhalten seyn wollen. Dabey übersieht er den eigentlichen letzten Zweck der didaktischen Gedichte, von denen die Aesopische Fabel ein Theil ist, Vergnügen, welches dort durch Belehrung erfolgt. Da nun bey keinem Gedichte der Verstand allein und ausschließend auf eine ernste Weise angestrengt werden, sondern nur mit der Einbildungskraft leicht und zwanglos in Harmonie gebracht werden darf, so fallen alle jene Rücksichten weg, welche der Verfasser beachtet wissen will. Derselbe Grund, welcher dafür entscheiden würde, die Aesopische Fabel in Prosa zu schreiben, würde für dieselbe Behandlung aller didaktischen Gedichte entscheiden, wo gerade, wie wir früher zu zeigen versuchten, der Anschein des Belehrens vermieden werden muß. — Von den Eintheilungen der Fabel gehört die glückliche, in einfache und zusammengesetzte, dem Verfasser. Erstere nennt er eine solche, wo bloß ein einzelner Fall vorkommt, der unmittelbar auf einen Lehrsatz angewendet wird; letztere eine solche, wo der Fall zweyfach ist, der eine gemeiniglich erdichtet, der andere wirklich, welche beyde dann zusammen eine und dieselbe moralische Wahrheit anschaulich machen, und wobey Bild und Gegenbild in der genauesten Uebereinstimmung stehen müssen. Die anderen Eintheilungen sind nach *Lessing*.

Die Benennung des *lyrischen Gedichtes* leitet der

Verfasser von der Lyra her, unter deren begleitendem Klange sie bey den ältesten Griechen abgesungen wurden. Die Wesenheit des Gedichtes setzt er in den Ausdruck des Zustandes, worin die Seele des Dichters durch gewisse Ereignisse und gewisse Ideen versetzt ist. Zur Erläuterung des Gesagten schlägt er den Weg des Vergleiches ein, indem er die lyrische Dichtungsart den früher erörterten Dichtungsarten gegenüberstellt, und mehrere Oden von Klopstock und Ramler als Beyspiele anführt. Aus ihnen resultirt der Begriff, daß die Hauptvorstellungen eines lyrischen Gedichtes mit der herrschenden Leidenschaft vergesellschaftet seyn müssen, es mögen nun äußere oder innere Empfindungen, Einbildungen oder Vorhersehungen seyn, welches auf eine zweyfache Weise Statt finden kann, je nachdem entweder die Hauptvorstellungen die veranlassenden Gründe des leidenschaftlichen Gemüthszustandes oder die Folgen desselben sind. Aus dem Begriffe des lyrischen Gedichtes leitet der Verfasser die Regeln desselben ab, welche sämmtlich die genaueste Beachtung verdienen, und bey deren Auseinandersetzung ihm nur der Vorwurf gemacht werden kann, daß er sich hin und wieder gar zu genau an das Vorhandene, und zwar zuweilen sogar dem Ausdrucke nach, gehalten habe, besonders an Engel und Eschenburg. Vortrefflich ist die Bemerkung S. 251, daß bey lyrischen Gedichten die Diktion von ausnehmender Wichtigkeit sey, und mehrere Fehler gegen sie dem lyrischen Dichter Alles verderben können, indeß sie anderen Dichtern nur Vieles verderben. Darin findet er auch den Grund, warum sich von allen Dichtungen keine weniger in eine andere Sprache übersetzen läßt, als die lyrische, da bey keiner anderen in der Uebersetzung so viel verloren geht, als bey ihr.

Seltsam erscheint die Weise, wie der Verfasser bey Angabe der Unterschiede der verschiedenen Arten lyrischer Gedichte, der Ode, dem Liede und der Elegie, vorgeht. Er gibt früher die mechanischen Eigenheiten dieser Dichtarten an, und leitet daraus die innere Beschaffenheit derselben, demnach aus dem Zufälligen das Wesentliche ab, statt die Natur derselben zu entwickeln, und daraus zu zeigen, wie, um den Eigenheiten derselben genug zu thun, eine verschiedene Behandlungsart erforderlich sey. Dieß bewirkt, daß er die eigentlichen charakteristischen Züge jener Dichtungsarten verkennt, und sie bloß in der Behandlungsweise aufsucht, wodurch er zu der ganz unrichtigen Meinung gebracht wird, der Grund des Unterschiedes sey ein bloßer Grad, ein Weniger oder Mehr, welches niemals eine feste Grenzscheidung erlaubt, und der Schade, welcher durch ein Verwechseln der Benennungen: Ode, Lied und Elegie, ent-

steht, sey nur unwichtig. — Da diese drey Dichtungsarten wesentlich von einander verschieden sind, indem die Ode nur hohe, erhabene, oft im Sturm ihren Ausbruch versuchende; das Lied nur sanfte, gemäßigte und oft fröhliche Empfindungen; die Elegie nur Liebe und Schmerz in gemäßigtem Zustande gleichsam gegen einander anwogend und zuletzt sich in Eins verbindend, aussingt, so folgen alle drey, obschon dem allgemeinsten Gesetze der lyrischen Dichtungsform unterthan, doch eigenen Gesetzen, und jede hat besondere Erfordernisse, eigenthümliche Schönheiten und Mängel. Pindar muß auf eine andere Weise beurtheilt werden, als Anakreon oder Tibull, obschon alle drey lyrische Dichter sind. Es kann gerade das bey einem ein Fehler seyn, was bey dem anderen als Vorzug erscheint, und umgekehrt. — Am Schlusse erwähnt der Verfasser mit wenigen Worten der Romanze, ohne ihren Ursprung zu zeigen oder ihre Eigenheiten anzugeben, noch auch sie von der ihr nahe verwandten Ballade gehörig zu unterscheiden.

Was die Idylle betrifft, so kann dem Verfasser hier ein gleicher Vorwurf in Rücksicht des zu strengen Benützens vorhandener Werke, wie bey Entwicklung der lyrischen Dichtungsart, gemacht werden. Es ist zu bedauern, daß ein Mann, wie der Verfasser, es verschmäht hat, selbst über Gegenstände ernster nachzudenken, welche er dann besser, als es geschehen ist, hätte erläutern und beleuchten können. Er nennt die Idylle, nach Engel, ein Gedicht, das uns die Charaktere, die Sitten, Begegnisse, Empfindungen und Handlungen solcher gesitteten Menschen schildert, die noch in keinen Staat zusammengetreten sind, oder bey denen wir die Verbindung mit der größeren Gesellschaft des Staats wenigstens nicht gewahr werden. Die Wirkung der Schilderung des Menschen in jenem Zustande setzt er darein, daß wir dadurch ein angenehmes (wohlgefälliges) Gefühl der Einfalt, Freyheit und Unschuld, im Gegensatze der jetzigen Thorheit und Verderbniß erhalten. Sehr richtig macht er uns darauf aufmerksam, daß der Idyllendichter keineswegs durchaus die Mängel der in ihr vorkommenden Personen verbergen, und uns schlechterdings keine anderen, als lauter reizende Bilder frommer Menschen in ihren glücklichsten Tagen zeigen dürfe. Die armselige Manier, die menschliche Natur ihrer Mängel zu entkleiden, welche sich seit langer Zeit auch ins Drama eingeschlichen, und bewirkt hat, daß wir dort hohle Tugendpopanze erblicken, wo wir Menschen sehen wollen, ist besonders der Idylle nachtheilig, da diese mehr als jede andere Dichtungsart in das gefährliche Gebiet des Abgeschmackten streift. Schon ihre Geburt verkündete den Beginn des Verfalles der großen griechi-

schen Kunst, und nur mit den eigenthümlichen Gemüthsanlagen eines Theokrit, Geßner oder Voß, aus denen sie natürlich und ungesucht hervorging, ausgerüstet, darf der Idyllendichter hoffen, das Gefühl der Langenweile zu verbannen, welches sich bey dem Worte Idylle unwillkürlich unserer bemächtigt. Die Hauptregel scheint uns die zu seyn, daß der Dichter nur ja des Guten nie zu viel thun wolle. Florian ist an dieser Klippe gestrauchelt.

Der letzte Abschnitt, welcher das Epigramm und andere kleine Dichtungsarten berührt, verdient keine Auszeichnung. Definitionen, wie die: Das Sinngedicht ist ein kleines Gedicht, welches gefallen muß, können keinen Anspruch darauf machen. Der Verfasser glaubt, daß sich in der ganzen Poetik keine Dichtart schwerer auf allgemeine und dabey fruchtbare praktische Regeln zurückführen lasse, eine Meinung, die um so wundersamer scheint, als zur Zeit, wie der Verfasser sie niederschrieb, schon Lessings Theorie des Epigramms bestand, die, obgleich nicht sich einer gleichen Vollkommenheit, wie die Mehrzahl seiner übrigen Werke, erfreuend, doch zu vielen gelehrten und fruchtbaren Forschungen Anlaß geben mußte. Der Verfasser frägt, wohin alle die kleinen Gedichte gerechnet werden sollten, die gleichsam nur einen einzigen Gedanken enthalten, der aber gleichwohl durch Größe oder Wichtigkeit, durch Adel, Erhabenheit, Lebhaftigkeit, Scheinbarkeit, Ueberredung, Rührung, Ueberraschung, Neuheit, Witz, Scharfsinn gefällt, und demnach ästhetische Kraft hat, wie z. B. die von Logau:

Wo Liebe zeucht ins Haus,
Da zeucht die Klugheit aus.

oder:

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt wie der Wein, nur eine Nacht.

und zählt sie unbedenklich den Epigrammen zu. Sie sind Denksprüche didaktischer Art. Statt dem Unterschiede zwischen Epigramm in weiterer und engerer Bedeutung, zu welchem ersteren er alle die kürzesten Gedichte rechnet, in sofern ihre Gedanken nur die möglichste ästhetische Vollkommenheit, es sey solche von welcher Art sie wolle, besitzen; zu dem zweyten aber diejenigen kürzeren Gedichte zählt, die wenigstens aus zwey Hauptgedanken bestehen, wovon der eine die Erwartung, der andere den Aufschluß enthält, wäre schicklicher und zweckmäßiger der zwischen dem alten griechischen Epigramme und dem sogenannten Stachelgedichte gemacht, und ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten erläuternd auseinandergesetzt worden. Vorerst hätte der Begriff des Epigramms überhaupt festgesetzt und be-

stimmt werden müssen, der aber nur aus der Natur, und nicht aus dem Umfange des Gedichtes abzuleiten war. — In Rücksicht der Behandlung empfiehlt der Verfasser mit vollem Rechte den Reim, welcher zur Beförderung der Sinnlichkeit des Gedankens, worauf es beym Epigramme besonders ankömmt, sehr förderlich ist.

Von den übrigen Arten kleiner Gedichte berührt der Verfasser nur das Sonett, das Rondeau, das Triolett und Madrigal in kurzen Andeutungen. Am meisten läßt er sich noch über das Sonett vernehmen, ohne jedoch darüber etwas Befriedigendes auszusprechen. Nicht einmal der Nothwendigkeit des Gegenspiels der Terzinen mit den Vierzeilen und der in Rücksicht der pointe epigrammatischen Natur des Sonettes ist gedacht worden.

Obschon der Herausgeber allen Dank dafür verdient, dieses, wie er in der Vorrede sich richtig ausdrückt, höchst interessante Werk uns bekannt gemacht zu haben, muß doch zugleich bedauert werden, daß der Tod den Verfasser desselben verhinderte, ihm durch eine nochmalige kräftige Umarbeitung diejenige Vollendung zu geben, welche es durch ihn hätte erhalten können, und die man ihm nun nicht zugestehen kann. Es wären dabey nicht nur allein viele Widersprüche, deren der Verfasser sich schuldig gemacht hat, unnütze Wiederholungen, kleinere Sprachunrichtigkeiten, in einem Lehrbuche unzuläßige Uebertreibungen und unschickliche Ausdrücke, wie z. B. S. 246, wo der Verfasser von dem Falle spricht, wenn die Phantasie sich bäumet, und dergleichen, vermieden worden, wir würden uns auch probehältigerer Wahrheiten und reiferer Erkenntnisse erfreuen dürfen.

Deinhardstein.

Art. VII. Fortsetzung der Recension des Siebenmeeres.

Von den Steppen etymologischer Forschungen und grammatikalischer Untersuchungen, in welchen die Leser mit uns das hohe Gras persischer Synonymik und Allegorie durchgewatet haben, treten wir nun in die mit großer Mannigfaltigkeit geschmückte Landschaft des Siebenmeers, in welcher uns nicht mehr die Wörter, sondern bloß die Sachen beschäftigen sollen. Wir betrachten es daher hier nur als Real-Lexikon, und heben aus den vorzüglichsten Fächern die merkwürdigsten Artikel aus, womit dasselbe die Kenntniß des Orients bereichert. Die meisten Fächer europäischer Encyklopädie gehen natürlich ganz leer aus, und nur von solchen Zweigen des Baums der Wissenschaften und Künste kann hier die Rede seyn, welche in Vorder- und Mittel-Asien und zunächst in Persien und Indien wirklich gepflegt und

bearbeitet in den Reichthum der Sprache übergegangen sind. Um hierin die Ordnung der Sachen zu verfolgen, deren wir uns bisher in allen ähnlichen Uebersichten beflissen haben *), beginnen wir (womit die Geschichte aller Völker beginnt) mit der Mythe, gehen dann zur Geschichte und ihrer Handmagd, der Geographie über, lassen die naturhistorischen Wissenschaften (die Zoologie, Botanik und Mineralogie) sowohl als die medizinischen (die Lehre der Krankheiten, der Arzneyen und der Anatomie) aus Mangel gehöriger Vorkenntnisse in denselben für jetzt noch unberührt, beschäftigen uns dann mit der Musik, mit der Kunde gewirkter Zeuge oder reicher Stoffe und der Kochkunst, als den drey einzigen Künsten, deren

*) Ein hämischer Mitarbeiter des Konversationsblattes hat über die im 38. Bande der biblioteca italiana angefangene, und erst im vierzigsten vollendete Uebersicht (der in den fünf Jahren 1815 bis 1820 über arabische, persische und türkische Literatur in Europa erschienenen vierzig Werke), schon beym Erscheinen des Anfangs vom 38. Bande, und also ehe es noch möglich war, über die innere Anordnung der ganzen Uebersicht ein Urtheil zu fällen, diktatorisch abgesprochen: daß diese Uebersicht nur (!) neun und dreyßig Werke umfasse, und weder äußere noch innere Anordnung habe. Da die Werke vorne in der chronologischen Ordnung ihrer Erscheinung (ein einziges ist durch einen Druckfehler versetzt) angegeben, in der Uebersicht selbst aber die wissenschaftliche Anordnung nach den Fächern der Geschichte, Numismatik, Naturgeschichte, Geographie, Literaturgeschichte und Philologie befolgt, und jener hämische Artikel also eine offenbare Lüge ist, welche sich noch durch die sonderbare Rüge »von nur 39 Werken« auszeichnet (als ob irgend eine andere Zeitschrift jemals eine recensirende Uebersicht von mehreren geliefert hätte!), schrieb der Rec. an Hrn. Brockhaus, der es aber nicht für gut fand, den Inhalt des Briefes in das Konversationsblatt aufzunehmen, weßhalb hier demselben und seinem Einsender jenes Artikels öffentlich bemerkt wird, daß es für ein deutsches Blatt um so mehr schnöde sey, die genaue Ordnung deutschen Sammlerfleißes lügenhaft zu verschreyen, als fremde Zeitschriften der von dem Recensenten bey ähnlichen Uebersichten in den Jahrbüchern befolgten äußeren und inneren Anordnung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das seit dem Jahre 1824 zu Kalkutta erscheinende, an orientalischen Stoffen reichhaltige Quarterly oriental Magazine Review and Register, nimmt gleich Eingangs auf dem ersten Blatte die in den Jahrbüchern gegebene Uebersicht der Asiatic Researches mit folgenden Worten zum Muster: in imitation of the plan, which was adopted by von Hammer with great success, in his analysis of the twelve volumes of the Asiatic Researches, published in the Jahrbücher of Vienna, and was indeed the only method left him, by which to dispose of such a formidable task, as he had to encounter, mit weiterem Lobe, das Bescheidenheit nachzuschreiben verbeut.

Virtuosität in den sechs ersten Theilen des Siebenmeeres hervorleuchtet, gehen von der Kochkunst zu den Maßen, Gewichten und Münzen, von diesen zu den Spielen, Gebräuchen und Festen, durch diese zum Kalender, zur Religion und ihrem Auswuchse zum Aberglauben an die Talismane und Zauberey über, und schließen mit der Blüthe orientalischer Philosophie und Religion, der Mystik oder der Lehre der Ssofi's, welche in der jüngsten Zeit sowohl in englischen, als französischen und deutschen Schriften vielfältig zur Sprache gekommen.

I. Mythologie.

Die asiatische, in so weit dieselbe im Siebenmeer berührt wird, zerfällt in die Lehre von den Idolen, den Genien und Dämonen. 1. Idole. Das persische Wort But ist im Grunde dasselbe mit dem nordischen Wodan und dem indischen Buda, so wie das persische Bagh mit dem slavischen Bogh. Die zwey berühmten in der Nähe von Kabul aus dem Felsen gehauenen Statuen Surchbut, d. i. der rothe Götze, und Chunkbut, d. i. der graue Götze, sind nach dem Siebenmeer (III. 98) Eins mit dem arabischen Jagus und Jauk, mit dem Lat und Menat des Korans (und vielleicht auch mit dem *indischen* Dschaghanat und Bal Ram). Ibek (I. 72), Tendis (I. 321), Schun (III. 89) sind allgemeine Namen für Idole, nach Sumnat sollen die Araber aus dem Stamme Kureisch ihr berühmtes Idol Menat gebracht haben, welches den Mond vorstellte (Menat *Μηνη*), und daher der Ort seinen Namen haben, weil Sum auf indisch Mond, Nat (das Naat der Sendbücher) Verehrung, Lob, Preis bedeutet (III. 100). Die Lehre der Genien zerfällt in die von den guten, welche wir vorzugsweise Genien heißen (wiewohl dieselben ursprünglich Eins mit den Dschinnen), und in die von den bösen, die Dive (Teufel) oder Dämonen. Gute Genien sind: Usrusch oder Surusch (I. 21), der Schutzengel, welchem der siebzehnte Tag jedes Monats heilig. Beschter (sonst Taschter), der Engel des Regens und der Pflanzen, an dessen Stelle hernach in dem Koran der Engel Michael trat (I. 125). Die Engel Träger des Throns und die Cherubim heißen die Reinen der ersten Region (I. 271). Der Träger der Offenbarung ist der Beyname Gabriels (II. 82). Riswan ist bekannt als Hüter des Paradieses. Gabriel heißt auch der größte Surusch oder Schutzengel (III. 145). Das Prinzip des Bösen heißt Ehramen, Ehremen, Ehrimen, Ehren, Ehrime (I. 108 und 130). Zu den Gehülfen desselben gehören Sasta (III. 91), Diw sepid, der weiße Teufel, bekannt aus dem Schahname,

so wie Ekwan, welcher den Rustem ins Meer warf, aber zuletzt von demselben erschlagen ward (I. 102); andere masenderanische Dive sind Sendsche (III. 177) und Puladghundi (I. 305). Ewlad, der Name eines Diws aus Mesanderan, so wie Diw sepid (I. 131). Damghul, ein Wüstengespenst, das die Wanderer irre führt (II. 195), sonst auch Diwghul (II. 198), Beghame (I. 230), sonst Andschudan oder Angudan und auf arabisch Nisnas. Kantus, der Name eines Diws, welchem Salomon auftrug, die Stadt Katran aus dem Grunde zu reißen. Ghandi (Ferh. Sch. II. 186) und Nah (eben da, II. 378). Schah Diwan, d. i. der Fürst der Teufel, ein in der Geschichte des Stammes Temim berühmter Diw (III. 221). Scheich Nedschd, der Alte von Nedschd, ein bekannter Beyname Satans. Ssachreidschinni, der Name des Diws, welcher den Ring Salomons raubte (IV. 7). Lafis, der Dämon, welcher die Frommen im Gebete stört (IV. 60). Hurmas und Hurmes, ein Beyname Satans, im Gegensatze von Hormus oder Ormusd, dem guten Prinzipe (VI. 109). Endlich Harut und Marut, welche die schöne Anahid verführen wollten, und dafür im Brunnen von Babel bis auf den jüngsten Tag in Ketten aufgehängt sind.

II. Geschichte.

Ein Wörterbuch von Namen kann wohl auch über geschichtliche Begebenheiten Aufschluß geben, wenn die Artikel biographisch ausgeführt sind; dieß ist aber im Siebenmeer keineswegs der Fall; wir müssen uns also mit den bloßen Namen von Propheten, Königen, Weisen, Helden, Königinnen und anderen berühmten Frauen begnügen, die als so viele Leuchtthürme in dem dunkeln Ocean morgenländischer Geschichte den Schiffer leiten können, wozu noch einige Weltwunder oder geschichtliche Seltenheiten (Raritäten und Kuriositäten) zu rechnen sind.

1. Die Propheten, wovon das Siebenmeer Kunde nimmt, sind, nebst den hebräischen, die persischen und indischen. Der Erste aller Propheten, Adam, heißt auch der Greis von Serendib (Ceylon, I. 244), oder der Greis von vierzig Jahren (I. 301). Echnoch ist Henoch; Abraham heißt nicht nur Ibrahim, sondern auch Ayraham und Beraham, sein Vater Aser oder nach Andern Taruch (I. 312), und Abraham selbst daher Puri Aser (puer Aseri), wie Ismail Puri Hadscher, der Sohn der Hagar. Eva heißt Belede (I. 230), Lamek oder Lemek oder Lamech sind Eines und dasselbe, so wie Idris der Dreyfache (weil er König, Weiser und Prophet) eins mit Enoch. Isaias heißt Isa (II. 15), Aaron Ehrun

(I. 108). Bileams Vater Baaura (I. 140). Jakob und Simeon und Esau sind als Jakub, Schimun und Aißa leicht erkenntlich. Der Vater des Elias heißt Mihras (V. 101). Moses heißt der Hirte des Thales der Sicherheit (III. 222), und Adam auch noch der Schenke der Geistigen (III. 148) oder die kleine Welt (II. 23). Schaleh ist Heber's Vater, welcher auf arabisch Abir heißt. Indische Propheten sind Schakimuni, geboren zu Kilwas (IV. 125). Erheft, welcher die Seelenwanderung lehrte (I. 20). Mahischor, der nie stirbt, dessen Leib aus Sonne, Mond und Feuer zusammengesetzt ist, und dessen Jünger ihn durch Tanz und Musik ehren (V. 91), vielleicht der Prophet der Zigeuner. Von den persischen Propheten ist Mehabad als der Erste aller Propheten und Gesetzgeber des Desatir bekannt (V. 89); auch Abraham kömmt unter den persischen Propheten vor, nicht minder vielnamig, als der schon in der ersten Hälfte dieser Anzeige erwähnte Serduscht oder Soroaster, dessen Mutter Dughdu (II. 220) oder Dughduje (II. 228) heißt. Abraham heißt in der Pehlewi-Sprache der große Serwan (III. 65), Serban, Serfan, Serman (III. 71), Serdan, Serheban (III. 72). Homan ist der Omanes Strabo's. Soroasters Vater heißt Purschesb, und Purschesb's Vater Pitereb (I. 244). Purisga ist der Beyname Ssanaa's, welcher, ein moslimischer Scheich sich in ein persisches Mädchen verliebte: als sie aber hernach von ihm schwanger ward, ward sie vom Islam erleuchtet, und bekehrte einen großen Theil der Maghen zum Islam (I. 242); dieser und Scheich Barßißa, welcher aus Liebe zu einem Mädchen alle möglichen Verbrechen beging (I. 141), kommen häufig in persischen Büchern als auferbauliches und abschreckendes Beyspiel vor. Behira (nicht Bohaira, wie die europäischen Orientalisten bisher geschrieben) ist der Name des syrischen Mönches, welcher dem jungen Mohammed Geschichten aus der Bibel erzählte (I. 140). Iraf, der Vater Erda's, als Reformator des Mäghenthumes schon durch Heude bekannt (I, 65). Babai kuhi (zu deutsch der Kuxen Papa) ein sehr frommer und heiliger Mann (I. 236).

2. Könige. Die altpersischen sind die zahlreichsten, von Keiomers angefangen, dem Namen des ersten Königs und Menschen (verwandt mit dem gothischen Guma, der Mann), welcher auch Gilscheh, d. i. der Lehmenfürst, heißt (V. 43), bis auf Jesdidscherd oder Jesdigerd, den letzten König des altpersischen Reichs (VI. 144), und bis herunter auf Schah Tahmasb (nicht Tahmasib) (IV. 8). Tahmuras ist bekanntlich der Diwebändiger (Diwbend oder Dibawend)

(II. 170). Dschemschid braucht keine Bemerkung, wohl aber Dschemschidi Mahigir, d. i. der fischfangende Dschemschid (II. 10), ein allegorischer Beyname Salomons, des Propheten Jonas und der Sonne in den Fischen, auch kurzweg Dschemschid Mahi, d. i. der Fisch-Dschemschid (II. 32). Dschemschid oder Dschem ist der Dejokes Herodots, der Gründer der Satzungen, nicht aber der Tyrann Sohak, wie Einige, durch die Aehnlichkeit seines auch Dehak (II. 194) geschriebenen Namens verleitet, geglaubt haben. Sohak heißt auch Eschdehak (I. 69). Esherak, Dehak [1]) (II. 194), Biwer, Biwar, Biweresb [2]), d. i. der Befehlshaber von zehntausend Pferden; denn Biwer heißt dasselbe, was das griechische Myrias (I. 144). Der ursprüngliche Name von Huscheng ist Uschheng (I. 72), auch Isarbachsch (I. 62) beygenannt; so wie der Feridun's, Aferidun (I. 88), welcher auch Puseri Abtin, d. i. der Sohn Abtin's, heißt (I. 282). Keikubad hatte vier Söhne, von denen der ihm in der Regierung nachfolgende Keikawus hieß (I. 125), nicht zu vermischen mit Kawus, welcher derselbe mit Nimrod gewesen seyn soll (I. 123). Dieser letzte heißt aber eigentlich Surius, d. i. der Assyrier (III. 128). Dabischlim, der bekannte König der Fabeln Bidpai's (II. 91). Eben so wenig, als Kawus und Keikawus dürfen Dara und Darab mit einander vermenget werden, und selbst zwey Dara oder Darai sind von einander zu unterscheiden, nämlich Darai oder Dara, der Sohn Darab's (II. 235), und Darai Rum, d. i. der griechische Darius, ein Beyname Alexanders des Großen (II. 199), so auch die zwey Behrame, der eine Behramgur, d. i. der Behram des wilden Esels oder des Grabs, der auch Behram schirsor, d. i. Behram mit Löwenkraft heißt (II. 127), der König, und der zweyte Behram der Held, welcher Tschobin, d. i. der Hölzerne, oder Tschobe, d. i. der Prügel, beygenannt wird (II. 71). Pur Kubad, d. i. der Sohn Kubads, heißt Nuschirvan (I. 252). Guschtasp, der Vater Ispendiar's oder Isfendiar's, heißt auch Guschasb, Güschtesb (II. 5) oder Kuschtasb und Kuschtesb; Keilohrasb aber ist ein anderer Name Lohrasb's, dessen Vater Erwend hieß (Burh. k. 74). Lohrasb wird unter die vier persischen alten Könige gezählt, deren Namen das Wort Kei (Kai-

---

[1]) Dehak heißt die zehn übeln Eigenschaften oder Uebel (ten akes).

[2]) Biweresb und Tahmasb, nicht Tahmasib (wie Hr. Prof. Senkowsky will), ist die wahre Aussprache; denn es heißt ausdrücklich Sukuni Sin (I. 144).

ser) vorgesetzt ist, nämlich Keikubad, Keikawus, Keichosrew und Keilohrasb (I. 101). Charad (II. 90) ist ebenfalls der Name eines persischen Königs, der aber in den bekannten Geschichten nicht vorkömmt. Alexander der Große heißt Schahi Afak Gird, d. i. der den Horizont umgürtende Schah (III. 192), auch Alesander (I. 46) statt Iskender. Von den neueren persischen Dynastien erwähnen wir bloß der ursprünglich persischen Buje, deren Namen so viele Orientalisten bisher falsch Bowaih ausgesprochen haben, so wie Sebowaih statt Sibuje. Im Siebenmeer I. 233 und III. 179 ist die Aussprache unwiderruflich mit den Vokalen angegeben, und noch gesagt, daß Sibuje von Sib, der Apfel, und Bui, der Geruch, herkömmt. Indostanische Könige sind: Behu (I. 219), Pur (Porus), Feter (IV. 64), Schikkal (III, 217), Talhand (IV. 9). Tatarische: Eltschitschekt (I. 71), Karachan, Taghmadschchan (IV. 15). Tekesch, der von Orientalisten oft irrig Tukusch ausgesprochen, wie Tutusch für Tetesch (I. 323). Hestudan, ein König von Aserbeidschan (VI. 121) und sein Vater Memlan (V. 122). Begtasch und Beliasch, Könige von Chowaresm (I. 178). Die angeblich griechischen oder römischen Könige Armatus (I. 54). Agustus (Augustus I. 56), Selisun (III. 85), Filikrat (IV. 58), Tschentin (II. 22. Gentius?), der van Sanguebar Pelenger (I. 256) und der russische Kintal (IV. 88).

3. Die Weisen, welche bey den Morgenländern in der Abstufung der Würden nach den Propheten und den Königen, aber vor den Helden stehen, können füglich in die zwey Klassen der inländischen, d. i. der persischen, und der ausländischen, d. i. der griechischen, eingetheilt werden. Zu den Ersten gehören: Erda, der Sohn Wiraf's, der weise Mobed, der zur Zeit Ardeschir Babekan's lebte, und unter den Maghen für einen Propheten galt, auch Erdad genannt (I. 10). Uslub, der Name eines Weisen, der zugleich König war (I. 17). Aserbad, der Sohn Isfendiar's, ein weiser Mobed, der einzige, der an Weisheit dem Erdad verglichen werden konnte (I. 30). Ebuserdschmihr oder Bisürdschmihr oder Bisürkmihr, der weise Wesir Nuschirwans des Großen (I. 41, I. 155, I. 164). Asertus, ein Weiser, der in dem ältesten persischen Romane (Wamik und Asra) eine große Rolle spielt als der Gemahl Asra's, welche die Geliebte Wamiks (I. 53). Aßaf, der bekannte weise Großwesir Salomons. Dschamasb, der weise Wesir Kuschtasb's und Verfasser des Dschamasbname, auch Dschamas genannt (II. 13) oder Dschamasf (II. 14). Rendru, der Wesir Sohak's (Burh. k. II. 289), Sofra,

der Wesir Keikubad's, des Vaters Nuschirwan's (eben da, B. 100), Bachtek, ein Wesir Nuschirwan's (eben da, I. 171). Bindar, der Name eines alten persischen Dichters (Pindar), I. 166. Behmeniar, ein Schüler Ebu Sina's (Avicennas), I. 167. Bersin kurus, ein berühmter Mobed (I. 174). Resam, ein Maler im Dienste Behramgurs, und auch der Künstler, welcher den Wunderspiegel Alexanders verfertigte (III. 25). Sehrawi, ein berühmter Arzt (III. 86). Samir, der Alchymist der Kinder Israels, welcher das goldene Kalb verfertigte. Schidab, welcher die Erde vergötterte, wie die Maghen das Feuer (III. 193). Feschighun, ein persischer Weiser (IV. 67). Kuschiar, ein persischer Arzt, der Lehrer Avicennas. Luscha, ein berühmter Maler (Lukas), V. 53. Ludschladsch oder Ledschadsch, der Erfinder des Schahspiels (V. 55). Munuher, ein indischer Maler (V. 95). Mihr Chawran, d. i. die Sonne des Ostlandes, nämlich Chorasans, des persischen Oesterreichs, ein Beyname des persischen Dichters Enweri. Mani, der Maler (Manes), V. 176). Irem (IV. 77), der Erfinder des Tschenk (Zinken). Griechische Weise sind: Aristatalis (Aristoteles), Arschimidos (Archimedes), Oklidis (Euklides), Anderomachos (Andromachos), Diskoridos (Dioskorides), Dschalinos (Galenus), Flatun oder Iflatun (Plato), Nestor (Nestorius), Fulus (Paulus, Ferforios (Porphyrius), Rufos (Rufus), Lekomadschis oder Nekomadschis (Nikomachus), Belinas (Plinius und Apollonius), Tursikus(?), IV. 11. Sokrat (Sokrates), Sedom, ein ungläubiger Weiser, vielleicht von Sodoma (III. 145). Homachus, der Vater des Aristoteles (VI. 110), Kiristos (Christus). Walis, ein Weiser im Geleite Alexanders des Großen (VI. 79). Mar Jakub (der Apostel Jakob, oder Jacobus Major, V. 80). Ker Toma (Herr Thomas, IV. 96). Batlimos (Ptolomäus). Die griechischen Weisen heißen: Sofi (III. 187), was durch einen Druckfehler Suni steht, augenscheinlich ein Druckfehler, weil es in der alphabetischen Ordnung als Suni nicht vor dem folgenden Sofi stehen könnte; da der Perser zwischen Sofi (mit einem Sin) und Ssofi (einem Ssad) unterscheidet, so ist klar, daß nur das erste das griechische σοφος ist, das zweyte aber besser von der Wurzel Ssafa (Purus fuit) hergeleitet wird.

Helden. Die Helden, welche auf persisch Pehliwan, d. i. Kämpfer, Ringer, Kämpen heißen, zerfallen, wie die Weisen, in einheimische und ausländische, nämlich in iranische und turanische (tyrannische). Ihre Thaten sind in dem

Schahname beschrieben, und aus demselben haben die Verfasser der Wörterbücher die Namen ausgezogen; das Siebenmeer aber weit unvollständiger, als der Ferhengi Schuuri; zum Behufe eines künftigen europäischen Geschichtschreibers persischen Ritterthums wollen wir hier dieselben sowohl aus dem Siebenmeer, als aus dem Ferhengi Schuuri in größtmöglicher Vollständigkeit anführen. Zuerst also die Helden von Iran. Das Ideal persischen Heldenthums ist Rustem, dessen Thaten den größten Theil des Schahname füllen, und der mit seiner Familie also vor allen andern unsere Aufmerksamkeit aufruft. Rustem oder Rustehm (III. 25) heißt auch Pilten, d. i. der Elephantenleib, weil er die Stärke von achtzig Elephanten hatte; Tehmten, d. i. der Großbeleibte, Pur Destan, d. i. der Sohn des Tatzigen (I. 284); denn sein Vater Sal führte den Beynamen Destan von Dest (Tatze). Sal kam mit silberweißem Haare auf die Welt, und wurde vom Simurgh (Anka) in sein Nest getragen, weßhalben der auch den Namen Pur Anka, d. i. der Sohn Anka's, erhielt. Sal hieß auch Salser, d. i. Goldsaal (III. 56), und Suwari Sistan, d. i. der Reiter Sistans (III. 160). Der Vater Sal's war Sam, mit dem Beynamen Jeksachm, d. i. der Einwundige, weil er den Drachen mit Einer Wunde erlegte (VI. 149). Der Vater Sam's war Nerim, Ner, oder Neriman, auch Nirem genannt (VI. 140), und Keriman (IV. 146). Der Vater Neriman's war Gürschasb oder Gürschasf, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Sohne Sew's (Zevs), des Sohnes Tahmasb's, welcher von Isfendiar erschlagen ward (Burhani katii, S. 697). Der grausamste Dränger, welchen Rustem erschlug, hieß Kafur (Burhani katii, S. 627). Die Brüder Rustems waren Scheghad, seines Bruders Mörder durch List. Scheghad war der jüngere, Seware (III. 83) der ältere Bruder Rustems. Die Söhne Rustems waren: Sohrab, aus der Tochter des Königs von Semengan, von Rustem selbst im Zweykampfe unerkannt erschlagen (III. 94), und Feramürs (IV. 55). Die Schwester Rustems, Jekani, hatte einen Sohn, Bischen, der sich in Menische, die Tochter Efrasiab's, verliebte, sein Vater, der Gemahl Jekani's, hieß Guderf. (Burh. kat. S. 181). Die Abenteuer Sohrab's und Bischen's bilden zwey der schönsten Episoden des Schahname. Hedschir, der Sohn Karen's, des Sohnes Kawe's, ward von Sohrab, als er wider Rustem zog, gefangen, und beschreibt ihm dann das feindliche Heer (VI. 104). Rustem herrschte in Sistan, und später auch in dem angränzenden Sawul, welches aber

früher einen besonderen Herrscher, Schidasb, hatte, den Sohn des Tusch, des Sohnes Dschemschid (Ferh. Sch. II. 140), Karen's (des Vaters Hedschir's, IV. 88), Vater der Schmied Kawe, hat sich als Befreyer seines Volks von der Tyranney Sohak's unsterblichen Namen erworben (IV. 159), und sein Schurzfell, das er als Freyheitsfahne aufsteckte, blieb unter dem Namen Kawanidireffsch (IV. 126) das Reichspanier des persischen Reichs bis zu dessen Untergang.

Nach Rustem ist Isfendiar oder Ispendiar, auch Jaraspend oder Jarasfend (VII. 141) genannt, der Sohn Kuschtab's, der ausgezeichnetste Held Irans, welcher den Beynamen Rujinten oder Rujineten, d. i. des Ehernen, führt (III. 34). Rujinten ist aber nicht zu verwechseln mit anderen Rujin der persischen Heldengeschichte, nämlich mit Rujin, dem Eidam des Tus Newser, mit Rujin, dem Sohne Peschengs, mit Rujin, dem Sohne Efrasiabs, welchen Bischen im Kampfe der zwölf Recken erlegte, und mit Rujin, dem Sohne Piran Weise's; von allen diesen Vieren steht nichts im Siebenmeer, doch steht über dieselben Auskunft im Burhani katii, S. 413. Güresm ist der Bruder Isfendiars (Ferh. Sch. II. 321). Die Söhne Isfendiars sind Aserbad (I. 30) und Behmen, welcher sich mit der Königin Humaii vermählte, Behmen's Sohn heißt Sasan, welcher der Dynastie dieses Namens und der Sekte des Desatir den Namen gab (Burh. kat. S. 448). Kulah heißt der Pehliwan (Ritter), welcher den Isfendiar auf seinem Zuge der sieben Abenteuer nach dem Schlosse Rujindis geleitete (Burh. kat. 683). Beschuten ist ein anderer Bruder Isfendiars (Burh. kat. S. 158). Keikubad, einer der vier persischen Könige, welche ihrem Namen das Wort Kei, d. i. Kaiser, vorsetzten, weßhalb die ganze zweyte Dynastie, die der Keijan oder die der Kaiser heißt, hatte vier Söhne, welche alle vier eben dieses Kei ihrem Namen vorgesetzt, nämlich: Kei-Armin (Kaiser Arminius), IV. 152; Kei Puschin (IV. 153). Keiaresch (Kaiser Ares, IV. 128) und Keikawus (F. Sch. II. 252). Aresch (Αρης), ist der berühmte Bogenschütze, welcher durch unglaublichen Pfeilwurf Iran's Gränze erweiterte. Kei ist nicht zu verwechseln mit Giw (Κηφευς), von welchem die Perser Kephenen hießen (Herodot 61). Der Sohn Giw's hieß Bidschen oder Bischhen (Burh. k. S. 179). Erwend ist nicht zu verwechseln mit Erwendab, dem Vater Sohaks (Ferh. Sch. I. 99). Die Brüder Giw's waren Schidusch (III. 209) und Roham (Burh. kat. 14), und der Vater von beyden, Guders. Guders (Gotarses) hießen zwey Fürsten der Dynastie Aschkanian, aber auch

zwey Helden, der Eine der Sohn Korer's des Sohnes Kawe's, des Freyheitsschmiedes, der Andere der Vater Giw's, der Sohn Keschwad's, welcher einer der Stützen des Thrones von Keikawus (IV. 110). Die Söhne von Keikawus waren Siawesch oder Siawechsch, insgemein Siawusch genannt, welcher, durch seine Schwiegermutter verleumdet, nach Turan ging, und dort aus der Tochter Efrasiab's den Kei Chosrew (Cyrus) erzeugte, welcher dem Keikawus auf dem Throne Persiens folgte. Ein anderer Sohn des Letzten war Riw, der Eidam des Tus Ben Newser (wie Rujin), von Furud, dem Sohne des Siawesch, getödtet, nach einer andern Ueberlieferung aber in der Schlacht von Peschen von den Brüdern Piran Weise's erschlagen. Statt Riw wird er auch Riwnis*) geheißen (Burh. kat. S. 414 unter den Artikeln Riw und Riwnis). Wie Giw, der Kepheus der Griechen, so ist Bersin (I. 205) der Perseus derselben, der Errichter der Tempel des Blitzfeuers; sein Sohn hieß Ferhad. Ermail und Kermail (I. 74) sind zwar keine Helden, aber zwey Prinzen, Köche Sohak's, welche von den zwey menschlichen Schlachtopfern, die täglich in der Küche Sohaks für den Tyrannen als Speise zubereitet werden sollten, eines retteten. Ermail und Kermail haben ihrer Wohlthätigkeit willen keinen minderen Namen, als die beyden Statthalter Dschanusar und Manusar (Bessus und Narbazanes) durch ihren an Darius begangenen Verrath (V. 91). Die drey Söhne Feridun's, Iredsch, Silm und Tur, unter welche der Vater sein Reich theilte, ohne daß dieselben zur Nachfolge auf den Thron gelangten, sind bekannt. Der zweyte ist bisher bald Salem bald Salm gelesen worden; die richtige Aussprache aber ist Silm (III. 145). Der Sohn von Iredsch war Minotschehr (Minnegesicht), der seinem Großvater auf den Thron folgte; der Sohn Tur's hieß Kakule (III. 158) und der Silm's aus der Tochter Sohak's, Nisra, Kakuje (III. 158, und Ferh. Sch. II. B. 2‑5), nicht etwa Kakowaih, nach der falschen Aussprache einiger Orientalisten, wie Sibowaih, statt Sibuje, Bowaih statt Buje u. s. w. Nach Minotschehr folgte Newder, welcher von Efrasiab gefangen ward (V. 22), und dessen Sohn Gustehm (V. 28). Dann Sab und Gerschasf oder Gurschasb, beyde Söhne

*) Aus Riwnis hat Görres (Heldenbuch II. S. 81) Riwthys gemacht, so spricht er falsch Jerbers statt Feraburs, Kuders statt Guders, Kachan statt Keschani (der Kuschite), Selm statt Silm, Mawruelnuhr statt Mawerail-nehr, Rusthm statt Rustem u. s. w.

Tahmasb's. Der Sohn Tahmasb's, der zehnte der Herrscher der ersten persischen Dynastie, war Sew (*Zeus*, III. 78). Turek war der Feldherr Sohak's (Ferh. Sch. II. B. 168). Giwgan, der Sohn Gurase's, ein iranischer Held, wie sein Vater (Ferh. Sch. 312 u. 324). Pulad und Gulad, zwey andere iranische Helden (Ferh. Sch. I. B. 265, u. II. B. 317). Horum (Ferh. Sch. II. B. 431). Homan (eben da, B. 440). Serawe (eben da, B. 39). Nestuh (Burh. k. S. 795). Berte (eben da, S. 141). Charad (eben da, S. 316). Chusar (eben da, S. 343). Sabach (Ferh. Sch. II. 157). Serir, der Bruder Kuschtasb's (eben da, 32). Feriburs (eben da, 211), im Siebenmeer (IV. 54) heißt er Feraburs. Schimaschasch (III. 209). Kaw (Burh. k. S. 691). Eschkesch (Siebenmeer, I. 69). Eschidreng (III. 215). Deliman (I. 337). Senge (III. 83), dessen Vater Schaweran hieß. Kelahor, ein Ritter aus Masenderan (IV. 116). Geschdehem (V. 28) oder Geschdehm. Milad, dessen Sohn Gurgin (V. 89). Tewaje (Ferh. Sch. V. 296). Deschme (Ferh. Sch. I. 429). Reschnewad, der Feldherr der Königin Humaji (Ferh. Sch. II. 4). Kehila (Burh. k II. 230). Mers, der Name eines Feueranbeters (Siebenmeer V. 100), so daß der Name des Kriegsgottes der Griechen und Römer im Persischen als Mars und als Ares sich findet, wie der des Thor in Tir (Merkurius), des Saturnus in Sede, der Palles in Palis (ein Garten), der Empusen in Enbusen (Schöpfungsstoff), der Sirenen in Sirnas, der Fortuna in Fordin, der Irmensul in Irman u. s. w. Außer den zwey Abenteuern der sieben Tafelrunden (Heftchuan), sogenannt (belehrt uns das Siebenmeer, VI. 122), weil auf jeder Station weidliches Gastmal gehalten ward, ist der der zwölf Rochen oder Recken, der berühmteste des Schahname. In demselben wurde Feriburs, der Sohn des Keikawus von Kelbad (Burh. k. 661), dem Sohne Weise's erschlagen (Ferh. Sch. II. 198). Die zwölf iranischen Helden, welche diesen Kampf unternahmen, waren Feriburs, Giw, Gusare, Senge, Roham, Senkle, Hedschir, Gurgin, Berte, Gustehm, Bischen und Guders. Guders, der Sohn Karen's, der Enkel Kawe's, war der Feldherr Kei Chosrews, ihm zunächst standen Gustehm und Tus. Die beyden Söhne Newsers, des Sohnes des Minotschehr. Menuschan ward von Kei Chosrew zum Statthalter von Fars bestellt (V. 123). Die zwölf turanischen Recken, deren Namen sogleich unter den Namen der Helden von Iran vorkommen werden, fielen, und durch ihren

Fall ward die Blutrache, welche Giw für seine siebzig erschlagenen Söhne forderte, vollendet.

Die Zeit des persischen Heldenthums endet mit der zweyten Dynastie der Kejan. Das Zeitalter der Sasan hat keine Pehliwane mehr aufzuweisen, doch mehrere Namen, welche besonders unter der Regierung des romantischen Behramgur geschichtlich hervorleuchten, wie der Jude Beraham durch seinen Geiz (I. 194), der Wasserträger Lenbek, welchem Behram die Güter Beraham's schenkte (VI. 63). Chwes, ein berühmter Schütze zur Zeit Nuschirwans (I. 52). Surchab, ein Held des Firus, des Sohnes Jesedschird's, manchmal verwechselt mit Sohrab (III. 93). Schabur der Maler, Unterhändler der Liebe Chosrew's und Schirin's (III. 193). Ised Güschesb, ein Emir aus dem Heere Behram Tschobin's (Burh. kat. 116). Herwek ist ein wenig bekannter Beyname von Chosrew Perwis (eben da, 833), nach der Form Bermek, der Name der in Europa nicht minder als in Asien durch ihre Freygebigkeit berühmten persischen Familie der Bermekiden (Barmecides). Scherwin, ein Sohn Königs Kejus, des Bruders Nuschirwans (III. 224). In die neuere Geschichte gehören Salabi, der Kundschafter Ebu Moslims (III. 86), und Ahmed Semtschi, einer der Feldherrn Ebu Moslims (I. 135). Selgar, der Vater Seldschuk Schahs (III. 118). Den iranischen Helden gegenüber stehen die turanischen jenseits des Oxus, und wie bey jenen Kei Chosrew (Cyrus), so ist bey diesen Efrasiab der ausgezeichnetste Herrscher, und die Heldenfamilie seines Wesirs Biren Weise (der weise Biron) steht der iranischen Rustem's gegenüber. Wir führen daher zuerst die Familie Efrasiab's und Biran Weise's auf, der gewöhnlich Piran ausgesprochen wird. Der Bruder Efrasiab's ist Gersius (Krösus, Ferh. Sch. II. B. 297). Söhne Efrasiab's, der älteste Karachan (Burh. k. 639), Serchuan, von Feramurs gefangen, von Rustem zur Blutrache von Siawesch erschlagen (eben da, II. 208). Peschenk, bekannter unter dem Beynamen Schide (Burh. kat. 208). Peschenk oder Peschlenk ist aber auch der Name des Vaters Efrasiab's, des Sohnes Sadschem's, des Sohnes Tur's, des Sohnes Feridun's (eben da, 207 u. 208). Der dritte Sohn Efrasiab's hieß Girdgir (Ferh. Sch. II. 317). Efrasiab's Schwiegersohn Tehaw oder Teschaw, von Giw lebendig gefangen und von Behram zur Blutrache seines Bruders getödtet (eben da, I. 280). Kebude, der Hirte Efrasiab's (eben da, II. 259). Keru, ein Verwandter

Efrasiab's, und einer seiner besten Kämpen (eben da, 389). Ighrires, der Bruder Efrasiab's (Siebenmeer, I. 22). Sirh, ein Verwandter Efrasiab's, der vorzüglich zum Morde des Siawesch beytrug (III. 80). Desgleichen that Demur, ein anderer Verwandter Efrasiab's (II. 128). Weise, der Sohn Biran's oder Pirans, hatte seine Tochter dem Siawesch zur Frau gegeben, und die Frucht dieser Ehe war Firud (IV. 50). Lehak, im Kampfe der zwölf Recken von Gustehem erschlagen (Burh. kat. 741). Ein anderer Bruder Weise's, Nestihen, wurde in eben diesem Kampfe von Bischen getödtet (eben da, 597). Der dritte Bruder Weise's, Pilsem, nach langem und hartem Kampfe von Rustem getödtet (Ferh. Sch. I. 160). Der vierte Bruder Weise's, Keruchan (Burh. kat. 647), welcher vermuthlich derselbe mit dem obigen Keru, aber nicht zu verwechseln mit Kerachan oder Karachan, dem ältesten Sohne Efrasiab's. In dem Kampfe der zwölf Recken standen auf der Seite der Turanier Kalbed, Keru, Siamek, Feruhel, Barman, Sipihrem, Ekwas, Enderiman, Kuhrem, Berte, Lehak und Biran Weise selbst. Andere turanische Helden sind: Ustukila (Burh. kat. 85), Biwerd (Ferh. Sch. I. 201), Bersi (eben da, I. 222). Peschen (eben da, 243), dessen Namen weder mit dem des iranischen Helden Bischen zu verwechseln (wie Görres beständig im Heldenbuch gethan), noch mit Peschen, dem Namen des Ortes, durch die große Schlacht geadelt, welche zwischen Piran Weise und den iranischen Feldherrn Giw, Tus und Newser geliefert ward (Siebenmeer, I. 283), berühmt auch durch den Vers, mit welchem Firdewsi den drey Dichtern Anßari, Asdschedi und Ferruchi in demselben Reime aus dem Stegreife antwortete: wie Pfeile Giw's am Tag des Kampfes von Peschen. Dschuja (Ferh. Sch. I. B. 324), Charrad (eben da, 360), Charandschasch (eben da, 367), Chafrewan (eben da, 375), Eschkbus (eben da, I. 110), Derwend (Burh. kat. 359), Rusi (der Ruße, eben da, 412), Neschwad (Ferh. Sch. II. 379), Miter (eben da, 363), Ila (Burh. kat. S. 117), Suf (Ferh. Sch. II. 106), Schumasasch (eben da, III. 124), Senban (eben da, 109), Gurgesar, von Behmen erschlagen (eben da, II. 238), Kakule (eben da, II. 258), Berdschasb (Burh. kat. 151), Bersuweila (eben da, S. 151), Nehl (eben da, 810), Gerguf (eben da, 697), Ghatfer (Ferh. Sch. II. 179), Sinderesm, der Wesir Sohrab's (Siebenmeer, III. 99),

Gergui (V. 48), Fergar, der Kundschafter Efrasiab's (IV. 52), Jelanischan (VI. 151), Charsdan (II. 124).

Als Verbündete des Beherrschers von Turan erscheinen Inder, Kuschiten und Russen. Schengel ist der Name des indischen Fürsten, welcher dem Efrasiab zu Hülfe kam (Ferh. Sch. II. B. 281; welchem Volke der Held Schidusch angehört habe, sagt dieselbe Quelle (B. 124) nicht. Mehradsch (der große Radscha) lebte früher, als der Zeitgenosse Sohak's, welchen sein Neffe Behu entthronte, der Feldherr Sohak's, Gurschasb Dschihangir, wieder auf den Thron setzte (eben da, II. 362). Mehradsch ist nicht zu verwechseln mit Mihrab, dem Statthalter Kabul's (Siebenmeer, V. 81), dessen Tochter die Mutter Rustems ward. Kamus, der Kuschite, der Herrscher von Sindschab oder Isfidschab (Burh. kat. S. 630) bis nach Rum, der Verbündete Efrasiab's, ward von Rustem mit dem Fangstrick gefangen (IV. 123). Bermuse, der Sohn Saweschah's, ein Verwandter Kamus des Kuschiten (Burh. kat. S. 147). Eschkbus, der schon oben vorgekommen, stritt ebenfalls in den Reihen des Kuschiten (eben da, 87). Seratsche, ein äthiopischer Held, der mit Pelenger wider Alexander focht (Ferh. Sch. II. 39). Alexander der Macedonier heißt bekanntlich der Zweygehörnte (Sulkarnein), aber auch Behrun (Ferh. Sch. I. 207). Guschbister, d. i. der die Ohren zum Polster braucht, stieß Alexandern auf seinem Zuge nach Babel auf (Siebenmeer, V. 17). Tutjanusch, der Sekretär Alexanders, dessen Blut die Aethiopier tranken (Ferh. Sch. II. 168). Lenti, der Name Junan's, von dem die Jonier abstammen (Siebenmeer, V. 76). Endurus und Haru sind Leander und Hero (I. 57). Ehren, der Eidam des griechischen Kaisers (Burh. kat. 113). Endlich die Russen, nämlich Gopal, ein Verwandter des Herrschers der Russen (eben da, 720). Dschudere, der russische Feldherr (Ferh. Sch. 322). Tortus, ein russischer Held, und wie das Siebenmeer (III. 11) sagt, der russische Namen Rustems. Werendsche, ebenfalls ein russischer Feldherr (Ferh. Sch. II. 421), dürfte derselbe Namen mit dem der Waranger oder mit Woronzoff seyn.

Wir gehen von den Helden zu den Frauen, von den Rittern zu den Damen über. Belede (Siebenmeer, I. 230) ist ein Beyname Eva's. Iklima (I. 12) und Lewise (V. 74) sind die zwey an Abel und Kain vermählten Töchter Adams, nicht so bekannt wie Sara und Hagar. Sagar ist eine Tochter Loth's (Burh. k. 429), Suleicha, die Gemahlin des Putiphar, Balkis, die weise Königin von Saba. Die berühmtesten

Frauen der altpersischen Geschichte *) sind Schehrnaf und Ernüwaf, die Schwestern Dschemschid's, Feranek, die Mutter Feridun's, Arsui, Mahasadechui und Sehi, die Gemahlinnen seiner drey Söhne, und seine Sklavin Mahaferid, die Mutter der Turan (Tyrannin). Rudabe oder Rudade, die Tochter Mihrab's, des Herrn von Kabul, die Gemahlin Sal's, des Vaters Rustems, und ihre Mutter Sindocht. Tehmine und Gurdaferid, die Geliebten Rustem's und Sohrab's; Ferheng, die Mutter des Keikawus, und Sudabe, seine Gemahlin, durch die Liebe zu ihrem Stiefsohn die persische Phädra. Chatun, die Mutter dieses unglücklichen Stiefsohns Siawesch, welcher sich in Turan mit Dscherire, der Tochter Gülschehr's (welche die Gemahlin Piran Weise's) vermählen sollte; hernach aber Ferengi's, die Tochter Efrasiab's, zur Frau nahm. Ihre Schwester Menische war die Gemahlin Bischen's, des Sohnes Giw's, welcher auch die Sklavin Neschew's, nämlich Espinui erbeutete. Ketajun war die älteste Tochter des griechischen Kaisers, die Gemahlin Güschtab's, dessen Tochter Bih Aferid hieß (Sieb. 157), wie seine Schwester Bih Aferin (I. 214). Ferruch und Humai, die zwey Schwestern Isfendiar's, welche er aus dem ehernen Schlosse, worin sie der Herrscher von Turan gefangen hielt, auf seinem Zuge der sieben Tafelrunden befreyte. Die Mutter Soroaster's, Doghdu oder Doghduje, ist schon oben erwähnt worden. Peridocht (Fariesdaughter oder Feentochter), war die Gemahlin Neriman's, des Großvaters Rustems. Peridocht ist die Parysatis der Griechen, welche die persischen Geschichten eigentlich unter dem Namen von Humai kennen. Humai war die Gemahlin Behmens, und ihre Tochter hieß Tschehrsad oder Tschehrasad (II. 40), und die Tochter des Darius RUscheng, die Roxelane der Griechen. Turandocht, die persische Königin aus der Dynastie Sasan, ist als Turandot durch Gozzi und Göthe berühmter, als ihre Nachfolgerin Arsemdocht; die berühmteste aber aller persischen Frauen ist Schirin, die Gemahlin von Chosrew Perwis und Geliebte Ferhad's. Dieselbe ist das vielbesungenste Dichter-Ideal persischer Romantik. Dem Gebiete der Romantik gehört vorzüglich die Regierung Behrangur's, des ritterlichsten aller

*) Die Schilderung der meisten dieser Schönheiten findet sich nach dem Schahname, mit Auszügen aus demselben, in der Wiener Zeitschrift, Jahrg. 1824, unter dem Titel: Gallerie großer und berühmter Frauen des Morgenlandes, aus persischen, arabischen und türkischen Dichtern und Geschichtschreibern.

persischen Könige, an, dessen Gemahlinnen sieben Prinzessinnen waren, denen er eben so viele Palläste von verschiedenen Farben erbaute, und dieselben darin nach der Reihe der Wochentage besuchte. Furek oder Purek, die Tochter Furian's, des Herrschers von Kanutsch (Burh. kat. 605), hieß die türkische, Nasperi, d. i. die zarte Fee, Tochter Chowaresmschahs (Burh. kat. 768). Nesrinusch, die slavische, Ersitun, die mauritanische Prinzessin (Siebenm. I. 97). Fitne, d. i. Unruhe, und Dilaram, d. t. Herzensruhe, Perserinnen. Jaghmanas, die Tochter des sinesischen Kaisers (Burh. kat. 856); in dem Heldenbuche Alexanders von Nisami ist Keidba die Herrscherin von Berdaa, nach dem Burh. kat. (S. 687) dieselbe, welche sonst Nuschabe oder Kaidafe heißt, die letztere ist augenscheinlich die äthiopische Königin *Κανδακη* der Griechen, so wie der Name von Balkis (nach der schon vom Freyherrn von de Sacy gemachten Bemerkung) aus Nitokris verstümmelt worden ist. Die romantischen Schönheiten, deren Liebe von persischen Dichtern in besonderen Werken besungen worden, sind nebst Schirin und Suleicha Leila, die Geliebte Medschnun's, Asra, die Geliebte Wamik's, Demen, die Geliebte Nel's (die indische Nala), Humai, die Geliebte Humajun's; Weise, die Geliebte Ramin's; Gülendam, d. i. Rosenstängel, die Geliebte Behram's; Werka, die Geliebte Gilschah's; Afra, die Geliebte Irwe's, welcher seine Seele in einer Liebe ohne allen Genuß aushauchte. Güldschehre, die Geliebte Ewreng's (Ferh. Sch. I. 115). Von der neueren persischen Geschichte sowohl, als von der arabischen, enthält das Siebenmeer kaum ein Paar Namen. Scheker, d. i. Zucker, ist der Name der Sklavin, Nebenbuhlerin Schirin's, bey ihrem Gemahle Chosrew, Choten Chatun, die Sklavin Schirin's (II. 223), und Hemila, eine andere (VI 96. Semira, die Semiramis der Griechen. Basur, die berühmteste Zauberin des Schahname, welche durch ihre Zaubereyen das Heer des Tus schlug (Siebenmeer, I. 161), zuletzt von Roham, dem Sohne von Guder, erschlagen. Sali Kufe, d. i. das alte Weib von Kufa (III. 78), gleichzeitig mit Noe, aus deren Feuerherd die Sündflut ausbrach. Sale Medain, d. i. das alte Weib von Medain, deren Haus mitten im Garten Nuschirwan's stand, und zum Beweise seiner Gerechtigkeit stehen blieb (III. 79). Aser Humajun, aus dem Stamme Sems, eine Zauberin des Feuertempels von Ißfahan (I. 85). Asia, die Gemahlin Pharao's (I. 117). Soba, die schöne Prinzessin von Hira, welche nicht eher, als nach genommener Blutrache an Dschoseime, dem Usurpator ihres väterlichen Reiches, sich die Haare an den verborge-

nen Theilen ihres Leibes scheren zu lassen schwor. Diese Anekdote hat eine Aehnlichkeit mit der bey Polyänos von der persischen Königin Rodogune (unter welcher die Rudabe versteckt zu seyn scheint) erzählten. Sahuje, eine berühmte Wahrsagerin und Auslegerin, die persische Sybille (III. 167).

Die vorzüglichsten historischen Weltwunder der persischen Geschichte sind: der Becher und Ring Dschemschid's, der Spiegel Alexanders, die Reichsfahne, die Schätze und Palläste von Chosrew Perwis. Die berühmtesten Schätze sind: Gendschi Gaw (V. 37), der Schatz des Stieres, ein berühmter Schatz Dschemschid's, der zur Zeit Feridun's gefunden ward, und aus einem goldenen, inwendig mit kostbaren Steinen gefüllten Stiere bestand; dann die acht Schätze von Chosrew Perwis: 1) Gendschi aarus (V. 20), der Brautschatz; 2) Gendschi schajegan (S. V. 34), der ohne Müh erworbene Schatz, oder Gendschi badawerd (V. 12), der vom Wind zugebrachte Schatz des griechischen Kaisers, der auf Schiffe geflüchtet, von dem Winde in einen persischen Hafen geführt ward; 3) Gendschi diba (Burh. k. 713), der Schatz der Goldstoffe; 4) Gendschi Efrasiab (Burh. k. 713), der von Efrasiab aufgehäufte Schatz, welcher unter der Regierung von Chosrew Perwis entdeckt ward; 5) Gendschi suchte (eben da), der wohlabgewogene Schatz (nicht der verbrannte); 6) Gendschi chasra (Siebenm. V. 4), der grüne Schatz (das grüne Gewölbe von Medain); 7) Gendschi chudaweed (V. 12), der mit Freuden gebrachte Schatz (die freywilligen Gaben und Geschenke); 8) Gendschi bar (Burh. k. 713), der Schatz der Last, weil er aus hundert goldenen und hundert silbernen mit Edelsteinen besetzten Sonnenscheiben bestand. Heiladsch ist der Name des Lebensquells (VI. 99). Majun oder Bermajun ist der Name der Kuh, welche den Feridun säugte (VI. 117). Außer den obigen acht Schätzen besaß Chosrew Perwis noch vier andere außerordentliche Seltenheiten, die vor ihm und nach ihm keinem Fürsten zu Theil geworden. 1) Sürmei chakbin (Siebenm. III. 154), d. i. die Erde durchschauende Augenschminke, eine Augenschminke, wodurch er in den Stand gesetzt ward, alte, unter der Erde verborgene Schätze zu sehen; 2) Seri descht effschar (III. 57), d. i. das handgefügige Gold, eine Masse von weichem Golde, die er nach Belieben in der Hand kneten, und in alle beliebigen Formen umgestalten konnte. Als Surrogat dieses seitdem verloren gegangenen weichen Goldes halten die Morgenländer wohlriechende Nüsse oder andere Früchte mit harter, wohlriechender Schale in der Hand, welche sie Desten-

buje (II. 227) heißen; der weiche Goldballen Chosrew's hieß auch Muschtefschar (V. 93), und wog zweyhundert Miskalen (Burh. k. S 764). 3) Ein Schahspiel, dessen Figuren die Bewegungen der Feinde des Reichs anzeigten; 4) der herrliche Thron Takdis (IV. 11), welchen Firdews so umständlich beschreibt. Seine beyden Palläste waren der von Nuschirwan erbaute Taki Keßra, wovon noch heute die Ruinen stehen, und der für Schirin erbaute Pallast Taki Müschgu, welche mit dem berühmten Palaste Salomons, Taki Mukarnaß (eben da) wetteiferten. Diese zweymal sieben Herrlichkeiten besaß kein anderer persischer Kaiser, als Chosrew, außer denselben war er aber auch im Besitz der sieben alten Reichskleinodien, welche den König der Könige vor allen andern auszeichneten, nämlich 1) die Stierkeule oder Gürsei gawtschehr, oder Gürsei gawsar oder Gürsei gawser oder Gürsei gawmisch, welche sich von Feridun herschrieb, und den Stier oder die Kuh, Bermajun, vorstellte, welche denselben eine Zeit lang ernährte; 2) die Reichsfahne, Kiawjani direffsch, d. i. die Kiawjanische Fahne, ursprünglich das Schurzfell des Schmieds Kiawe, welches er als Freyheitsfahne und als Vereinigungszeichen zur Befreyung von dem Tyrannen Sohak den Völkern vortrug; dieselbe heißt auch Achteri Kiawjan (Burh. k. S. 66), d. i. das Kiawjanische Gestirn. 3) Tadschi Kejani, die Kejanische, d. i. die kaiserliche Krone. 4) Der Goldschämel Giah, derselbe, dessen im XII. Buche des Athenäus aus Chares Erwähnung geschieht. 5) Schwert, 6) Ring, 7) Becher. Diese drey letzten Kleinode schreiben ihren Ruhm bis zu Salomon und Dschemschid hinauf Salomons Schwert bis Chormihr ((II. 100), sein Reitpferd, der Ostwind, heißt Borraki Dschem (I. 194), sein die Geister bezwingender Ring ist eben so bekannt, als der Becher Dschem's, Dschami Dschem, welcher durch sieben Linien in sieben Regionen getheilt war; diese sieben Linien kommen im Burhani katii, S. 330, vor. 1) Die oberste Chatti Dschur, die zweyte Chatti Bagdad, die dritte Chatti Baßra, die vierte Chatti esrak, d. i. die blaue Linie, oder Chatti sebs, d. i. die grüne Linie, oder Chatti schacheb, d. i. die Linie der Nacht. Die fünfte Linie, Chatti Eschk, d. i. die Linie der Thränen, auch Chatti Chalar, d. i. die Linie der Gefahr; die sechste Chatti Kiaseger, die siebente Chatti Ferwerdin. In diesem Becher trank Dschemschid die unter seiner Regierung erst kund gewordene Kraft des Weines, Nuschdara (V. 54).

III. Geographie.

Wir schichten den geographischen Stoff des Siebenmeers nach den darin angegebenen Ländern auf; indem wir von Osten gegen Westen fortschreiten, und die unbekannten zuletzt lassen. Ghasnin oder Ghasnun heißt die an der indischen Gränze zwischen Kabul und Kandahar gelegene Stadt, sonst Ghasna genannt, in der Geschichte durch Mahmud dem Ghasnewiden, und vormals durch tausend Akademien geadelt (IV. 37). Estia, ein Berg zwischen Herat und Ghasna (I. 11). Lemghan, ein Distrikt und eine Stadt von Ghasnin (V. 68). Muflihan, ein Fluß an der Gränze Ghasan's (V. 122). Perwan, eine Stadt bey Ghasnin (I. 280). Ghaseni oder Ghasnewi heißen die zu Ghasna Gebornen. Demik, ein Dorf Ghasna's, wo Schehabeddin Ghuri von Meuchlern ermordet ward (II. 193). Meimend, ein Dorf Ghasna's, woher der berühmte Großwesir Mahmud's Meimendi (V. 90). Subehar (verdruckt Serbehar), ein alter Götzentempel in der Gegend von Ghasnin (III. 121). Kandahar ist unter diesem Namen bekannt genug, aber nicht unter dem minder Gewöhnlichen Balbus (I. 173). Die Stadt Kandahar wird auch Sebail genannt (III. 141). Bamian (nicht zu vermischen mit Bamin oder Bamjin, einem Dorfe bey Herat) ist die im Gebirge zwischen Balch und Ghasnin gelegene Stadt, berühmt durch die beyden aus dem Felsen gehauenen Idole Chunkbut und Surchbut (I. 200). Kabul oder Kawul, das bekannte, zwischen Indien und Chorasan gelegene Land (III. 137). Surchab, d. i. Rothwasser, ein Fluß in Kabul; so heißt aber auch ein Berg bey Tebris (III. 93). Tscharik, ein zu Kabul gehöriger Flecken (II. 48). Ruwe, ein Berg bey Kabul, von dem sich ein Stamm der Afghanen herschreibt, und die Mönche (Ruhban) sich herschreiben sollen (III. 42). Schahbehar, ein alter Götzentempel in der Wüste, zu Kabul gehörig (III. 199). Butchak, ein Ort bey Kabul (I. 183). Bidschewer, ein Land zwischen Kabul und Indostan (I. 162). Bedachschan, die zwischen Chorasan und Indostan gelegene Landschaft, berühmt durch ihre Rubine (I, 202), welche von derselben Bedachsch (I. 177) oder Bedachschi heißen. Dieses Wort ist durch italienische Reisende verstümmelt als Balascio oder Balasso, und endlich als Rubis balais in die europäischen Sprachen übergegangen. Enderab, eine Stadt Bedachschans (I. 17). Dere, eine Landschaft Bedachschan's, berühmt durch die Schönheit ihrer Einwohner (II. 225). Jumkan, ein Flecken Bedachschan's, gegen Kaschghar gelegen, die Grabstätte des Weisen Naßir Chosrew (VI. 151). Chatlan, sonst auch Kulab, eine Landschaft Bedachschan's,

berühmt durch die Schönheit ihrer Einwohner und Pferde (II. 123), nach derselben heißen die schönsten Pferde Chatli (II. 151) oder Chatlani. Kühündüsch, eine alte Festung Bedachschan's (IV. 122). Gung, eine Stadt an der östlichen Gränze Sina's, wo Tag und Nacht immer gleich (V. 24). Chilm, ein zu Balch gehöriger Flecken an der Gränze Bedachschan's, welcher das Dorf Pharaon's genannt wird (II. 119).

An indischen Artikeln ist das Siebenmeer zwar reicher, als die bisherigen Wörterbücher, aber dafür, daß es in Indien verfaßt worden, noch immer sehr arm. Die vorzüglichsten sind: Beren (I. 207). Behmen (I. 215). Behre, ein Flecken bey Lahor (I. 234). Pendschab, die bekannte Landschaft der fünf Flüsse (I. 244). Puran, der Name der Stadt Kanudsch, deren Beherrscher Puran oder Furan (Porus) hieß (I. 284). Taniser (I. 315) Dschalender, eine Landschaft von Sumnat (II. 8). Dschilin, in Pendschab gelegen (II. 19). Dschengwan, eine Stadt in Hindostan (II. 22). Tschenab, ein Fluß Pendschab's (II. 35). Choschab, ein Flecken zu Lahor gehörig (II, 86). Diwgir, die Stadt Deken's (das Dekkan der Karten), welche heut Dewletabad, d. i. Glücksbau, genannt wird (II. 189). Dibal, ein Flecken in Pendschab (II. 198). Deken, nicht Dekkan, die südliche Landschaft Indiens (II. 214). Dili statt Dihli oder Dehli, das Deli der Karten, die alte Residenz der Großmogolen. Serandib oder Serandil (III. 142; Ceylon III. 93) und Dschawa (Java II. 25). Sumnat (nicht Sumenat, wie es gewöhnlich geschrieben wird), berühmt durch den Tempel des Götzen Menat, welchen Mahmud der Ghasnewide zerstörte (III. 100). Sewen, ein See in Hindostan (III. 161). Seraw, sonst Kehker, der bey Ude oder Ewde (das Oude der englischen Karten) vorbeyfließende Fluß (III. 164). Sengnje, ein großes Gebäude in Hindostan, dessen Säulen alle aus einem Stein und so groß, daß tausend Menschen dieselben nicht fortbewegen können (III. 177), erbaut von Masenin und Masenie (V. 116). Koswar, eine Stadt an der Gränze Hindostans (IV. 82). Kumar oder Kumir, berühmt durch Aloe, Ambra und Pfauen (IV. 82). Kaißur, ein Berg im indischen Meere, woher der beste Kampher (IV. 83). Kutsch, zwischen Bengalen und China, eine Landschaft (IV. 106). Kalendscher oder Kilendscher, berühmt durch seinen Indigo (IV. 113 u. 116). Kehbe:, indische Landschaft, so auch Kes (IV. 120). Genur, ein indisches Schloß bey Malwa (V. 16). Guwar, indische Nomaden (eben da). Gur, eine Stadt in Bengalen, verwüstet (eben da). Luger, indische Stadt (V. 58). Luchawer, Luher und Luhur, eines

und dasselbe mit Lahor auch Lahanur genannt (V. 59). Leware, ein indischer Flecken (V. 73). Lekneti, eine Stadt in Bengalen, jetzt verwüstet, dieselbe mit dem obigen Gur (V. 76). Lekhnew, das Lucknow der Karten, die Residenz des königlichen Verfassers des Siebenmeers (V. 70). Mehwend, berühmt durch weißes Salz (V. 89), wie Musimend (V. 88). Melibar (Malabar, V. 94). Mendu, eine Stadt (V. 129). Mengele, berühmt durch starke und weiße Elephanten (V. 167). Nipal, das Nepaul der Karten (VI. 38). Nehrwale, der ursprüngliche Name von Gudschurat (VI. 26). Wakwak, die Wunderinseln, mit den Bäumen, deren Früchte Menschenköpfen ähneln (VI. 81). Hindubar, der Name Hindostans (VI. 102). Masil, ein Berg Hindostans (V. 110). Tinkit, der Name eines Fleckens zwischen Kulat und Hißar (I. 310). Tibet, von den Eingebornen Tübet ausgesprochen, berühmt durch seine feine Wolle, deren Flaum als duvet ins Französische übergegangen (I. 310). Chamar, eine sinesische Stadt (II. 98). Saksin, das östliche Sachsen, kömmt im Schahname zu wiederholten Malen als ein turanisches oder indisches Gränzland vor; näher ist dasselbe auch im Siebenmeer (III. 156) nicht bezeichnet, auch nicht im Ferh. Sch. (II, Bl. 73). Unter Turkistan führen wir alle von den orientalischen Geographen zu den Türken gerechnete Völker auf, und folglich auch die Tataren, welche das Siebenmeer (I. 315) ausdrücklich Türken nennt, und welche von den Byzantinern Tocharen genennet werden. Dieser Name ist ganz sicher von Tochwar, dem Namen des Fürsten Dehistans (315) abzuleiten. Seklab oder Ssaklab, die Slaven (III. 94). Die Alanen (Elan, I. 102). Die Kirgisen (Charchis, II. 103). Die Kimak oder Keimaken in Kiptschak (IV. 137). Chaledsch sind türkische Nomaden (II 89), wie die Bewohner von Kiptschak, welche auch Chaftschak (II. 110) heißen. Ghidak ist die nächst Kiptschak gelegene Stadt, berühmt durch ihre Pfeile, welche unter dem Namen Ghidaki bekannt sind (IV. 33 u. 43). Leh, eine Stadt Turkistan's, der ursprüngliche Sitz der Lehen oder Polen (V. 74). Hejatele, die Euthaliten, aus der schon oben erwähnten zu Bedachschan gehörigen Landschaft Chatlan (III. 133). Mogol, die Tataren in Turkistan und die Christen in Georgien (V. 111). Ghus, die Ghusen oder Oghusen, welche den Sultan der Seltschuken, Sandschar, gefangen nahmen und in einen Käfig sperrten (IV. 32).

Die Ghusen oder Ughusen sind die Bewohner Turkistans, zu dessen Städten wir nun übergehen: Ertischdar, ein großer Fluß an der Gränze von Kiptschak (I. 43, der Irtis). Aas,

eine Stadt in Kiptschak (I. 53). Almalik (I. 65). Ilak, eine Stadt der Kalmacken oder Kalmucken (I. 65). Etel, die Wolga (I. 72). Berschecha, ein Gränzort zwischen Iran und Turan (I. 141). Beikend oder Peikend, die von Feridun erbaute Residenz Efrasiab's in Turan (I. 159). Bertas, berühmt durch die Schönheit seiner Füchse (I. 174), Tschigil durch die seiner Bewohner (III. 55), an einem darnach genannten See (I. 199). Tirmed, von lauter echten Seiden, d. i. Abkömmlingen Mohammed's, bewohnt (I. 313) Teraf oder Tharaf (IV. 10), berühmt durch die Schönheit seiner Einwohner (I. 320). Telas (I. 321) Tarem, durch seiner Einwohner Schönheit berühmt (I. 322). Tengi Turkan, d. i. die Türkenenge, ein Paß (I. 337). Dschabus, eine Stadt (II. 12). Tschahi Pukir, der Brunnen, in welchen Efrasiab den Bischen warf (II. 41). Challedsch, berühmt durch die Schönheit ihrer Bewohner. Der türkische Uebersetzer Ibu Challekan's, sagt, Challekan sey der Name eines seiner Vorfahren gewesen, der Recensent vermuthet, daß Challekan die Abkunft von Challedsch bezeichnet; das Siebenmeer (II. 89) merkt ausdrücklich an, daß dasselbe mit zwey l geschrieben werde, also entweder von Challedsch oder Challech, einer andern oder derselben, durch die Schönheit ihrer Bewohner und die Güte ihres Moschus berühmten Stadt (eben da). Choschnuwaf, auch Ehtalije genannt, die Hauptstadt der Hunnen Euthaliten (II. 104) Chaseran, das Land der Chasaren, auch Chaserwan, am Meere von Ghilan, d. i. an der kaspischen See (II. 125). Dischrujin, auch Rujinedisch, die Festung Turans, in welcher die von ihrem Bruder Isfendiar befreyten Töchter Güschtasb's eingesperrt waren (II. 209). Siawechschabad, die von Siawesch in Turan erbaute Stadt (III. 110). Ferchar, berühmt durch seine Schönen und seinen Götzentempel (IV. 53), und nahe dabey Famer (IV. 51) oder Famere (IV. 71), woher vortrefflicher Moschus kömmt. Kulat, die Stadt Turkestans, in welcher Firuf, der Sohn von Siawesch, mit seiner Mutter wohnte (IV. 102). Kündüf, der alte Namen des obigen Beikend oder Peikend (IV. 121). Kimak, in Kiptschak, der Sitz der Kaimaken. Güng, der Namen der Stadt Taschkent, sonst Tschatsch genannt, welche ihrer Bogen wegen berühmt, auch der Name eines von Keikawus in Turkestan erbauten Götzentempels (V. 21). Menkur, der Name eines Berges im Lande der Kaimaken in Kiptschak (V. 95). Mile, ein Schlachtfeld Sultan Mahmud's in Turkestan (V. 175), ein anderes Gener (V. 16). Wesch, eine Stadt Turkestan's, durch die Schönheit ihrer Einwohner, ihrer Seidenstoffe und

insbesondere ihres Atlasses berühmt (b. 79), die letzten heißen Weschi (VI. 94). Farab, oder Fariab, oder Barab, zwischen Tschatsch und Belasaghun, berühmt durch den Geburtsort des Wiederherstellers der aristotelischen Philosophie, Farjabi (V. 44). Keschan oder Kuschan, das Land, woher der Verbündete Efrasiab's, Kamusch Keschani, welcher in Sindschab oder Sipendschab (III. 96) herrschte. Deghawi, das Feld, wo Rustem, Tus und Giw auf der Jagd ein Mädchen fanden, welches sie dem Keikawus brachten, und welches hernach die Mutter des Siawesch ward (II. 238). Jaghma, eine Stadt Turkestans, berühmt durch schöne Einwohner (VI. 137).

Das Land jenseits des Oxus heißt auf arabisch Mawerainehar, und auf persisch Weresrud, Wararud, Wersirud und Esarud, welche alle nichts anderes, als hinter dem Flusse, oder jenseits desselben, nämlich des Oxus, bedeuten. Die beyden Hauptstädte desselben, Samarkand oder Schemerkant (the *Kent* of Shemer), und Buchara (die Stadt der Gelehrten, dasselbe Wort, wie das Bokara des Ulphilas) sind bekannt; zwischen Samarkand und Buchara liegt das Schloß Debus (II. 183). Zu Samarkand gehören: Die Dörfer Esmend (I. 33), Semend (III. 109), Charteng (II. 112), und Kasan nördlich von Achsiket (III. 142). Esfeseng (I. 70). Die Stadt Endekan, zwischen Samarkand und der sinesischen Gränze (I. 104). Derghan, eine Stadt bey Samarkand (II. 207). Fenaruf, ein Viertel Samarkands, berühmt durch seinen guten Wein (IV. 55). Tschaghanian, ein anderes Viertel Samarkands (II. 61). Siam, ein Berg zwischen Samarkand und Taschkent, wo der falsche Prophet Mokannaa aus Chorasan einen künstlichen Mond aufsteigen ließ (III. 146). Die in der Nähe gelegene Stadt heißt Nachscheb (VI. 6), und der Brunnen selbst Tschahi Mokannaa (III. 47). Zu Buchara gehört das Dorf Effschene, der Geburtsort des Scheich Ebu Ali (Avicenna's) (I. 126). Tarab, ein Dorf, drey Stunden von Buchara (I. 306). Soghd ist die dritte Hauptstadt Transoxana's nach Samarkand und Buchara. Das schöne Thal, worin es gelegen, heißt Behar pira, d. i. Frühlingschmückend (I. 142). Schehersebs, d. i. die grüne Stadt, ist das heutige Kesch in der Gegend von Samarkand (III. 207). Esfrendsch, eine Stadt in der Nähe von Soghd (I. 24). Achsisek, ein Flecken in Transoxana (I. 68). Amu oder Amuje, der Name des Oxus, sonst Dschihun, so heißt aber auch das ganze Land zwischen dem Oxus und Euphrates (I. 110). Gülseriun, eine Stadt Transoxana's (V. 34). Kerch, ein anderer Ort (III. 107). Ferghane, zwischen Transoxana und Sina, auch ein Berg,

wo viel Mandragora wächst (III. 73). Hißar Schadman, eine Stadt in Transorana (II. 80). Bidar maghs, d. i. das wache Gehirn, ein Berg daselbst (I. 172). Sihun oder Sitschun (III. 162), der Jaxartes oder Phison der Bibel. Achsi, ein Flecken im Distrikte Ferghana's (I, 35). Jspidschab oder Jsfidschab, die Stadt, welche gewöhnlich Schebran genannt wird (I. 17), und welche mit Schaweran in Schirwan (III. 221) nicht zu verwechseln ist. Jerian, eine zu Samarkand gehörige Stadt. Bek, eine Stadt in Transorana (I. 186). Bach'u (in Turkestan?), woher vortrefflicher Moschus (I. 193). Bersem, der Name eines Schlosses am Oxus (I. 194). Chauresm oder Chuaresm, gewöhnlich Chowaresm genannt, die zwischen Turkestan und Transorana gelegene Landschaft (II. 120), deren Hauptstadt Gurgandsch oder Gurgendsch oder Gendsch oder Dschordschanije heißt (V. 9). Bahr Chowaresm, der Aral-See (I. 193). Bahr Ghamam, der See von Kaschphar (eben da). Chodschend, der Geburtsort des berühmten persischen Dichters Kemal Chodschendi (II. 90). Karaßu (Schwarzwasser), der Name eines Flusses, der Chowaresm mit fünf Armen durchströmt (IV. 91). Menawer, eine Stadt in der Nähe von Choten und auch ein Götzentempel (V. 94). Kaschghar oder Katschghar, berühmt durch die Schönheit seiner Bewohner (IV. 112). Ghur, die an Kandahar gränzende Landschaft (IV. 31), und Sur, eine wie es scheint nicht weit davon entlegene der Afghanen (III. 121). Tamghadsch, eine Landschaft Turkestans (IV. 9). Usch, ein Flecken Ferghana's, zwischen Samarkand und China (I. 62), in der Nähe desselben liegt der Berg Berakuch (I. 225). Debus, ein Schloß zwischen Samarkand und Buchara (II. 182). Ghatkar, ein Viertel Samarkand's, und zugleich der Name der durch ihren Moschus berühmten turkestanischen Stadt (IV. 30). Kasan, ein Distrikt Samarkand's, nördlich von Achsiket (IV 142). Ha Derwisch, eine unwirthbare Wüste Turkestan's, die ihren Namen von dem Zurufe verirrter Reisender hat (VI. 11). Jsreffschene, eine Stadt Transorana's (I. 124); aus dem Ferheng Schuuri I. B. 141 lernen wir, daß die Türken dieselbe heute Tine heißen. Elek oder Jlek, eine wegen der Schönheit ihrer Bewohner berühmte Stadt Turkestan's, und zugleich der Name des Beherrschers von Jaghma (I. 72). Kein Land zählt so viele Städte, deren Einwohner ihrer Schönheit wegen im Morgenlande berühmt sind, als Turkestan. Tschighil, Tharas, Tharem, Challedsch, Wesch, Jaghma, Kaschghar, Jlek, Hedschawer (VI. 104), Ferchar, Ghatkar, Chatlan, Choten (II. 223), Tschatsch. Wie die Knaben der genannten Städte durch ihre Schönheit ausgezeichnet waren, so die Natur- und

Kunst-Erzeugnisse, welche von denselben Namen führen, als: Moschus von Challedsch, Bacha, Ghatkar und Charchir oder Charchis. Das letzte, eine Stadt des nördlichen China, fehlt im Siebenmeer, steht aber im Ferh. Sch. (I. Bl. 362 und 365). Charchir's Seide ist eben so vortrefflich, als ihr Moschus. Der beste Kampher kömmt von Faißur (IV. 54) und Dschewdschew, einer sinesischen Stadt, die ebenfalls durch Seide und Moschus berühmt ist (II. 25). Die beste Myrrhe ist die von Sakothar (Socotora) (III. 117). Die beste Aloe die von Kumar (III. 82) und Ascham. Das letzte Wort fehlt sowohl im Siebenmeer als in der Kalkuttaer Ausgabe des Burhani 'katii, in der Konstantinopolitaner Ausgabe aber dieses Wörterbuches steht es S. 50; weiters belehrt dasselbe (618), daß die besten Arten von Aloe Semenderi, Hindi, Mandeli und Mawerdi heißen, die letzte sey die gebrannte. Die besten Bogen kommen von Tschatsch, sonst Taschkent (das Siebenmeer II. 37 auch Kaschghar wurde Tschatsch genannt), die besten Pfeile von Ghidak, die besten Pferde von Chatlan, die besten Elephanten von Mengelus (II. 101), der beste Wein von Dergham (II. 109) und Fenarus; wie die schönsten Rubinen von Bedachschan und die schönsten Türkise von Nischabur. Mit Nischabur, auch Schadech oder Schadjach genannt (III. 195), der Hauptstadt Chorasan's, treten wir in das persische Oesterreich, welches von jeher die Brust Asiens genannt ward *), als Brustwehr wider die östlichen Barbaren, in welchem Sinne auch unser Oesterreich von jeher die Brustwehre Deutschlands war. Die Stadt heißt Nischapur (III. 23), d. i. die Stadt Schabur's, weil dieser dieselbe erbaute. Eschkand, ein zu Nischabur gehöriger District von 73 Dörfern. Der älteste Name Nischabur's, den sie lange vor Schabur's Wiedererbauung trug, ist Iranschehr (I 47), schon aus dem Send Avesta bekannt; oder Iranschehr war in der Nähe des heutigen Nischabur, wie das heutige Balch in der Nähe des alten Bamian, wiewohl Burhani katii (S. 115) Bami bloß als den alten Namen von Balch, wie Balbus (S. 313) als den alten Namen von Kardahar angibt. Ewbe, ein Dorf bey Herat (Siebenmeer, I. 169). Die Bewohner Herat's heißen Herwi oder Heri (VI. 134). Heferasp, ein zu Chorasan gehöriges Schloß (VI. 96). Homan, ein Berg Chorasan's, wo Beschen die Brüder Piran Weise's erschlug, und dann der Kampf der zwölf Recken Statt hatte (VI.

*) Je suis assuré, sagte Timur, que Dieu m'accordera la conquête de la Corassane, parce que l'on a toujours appellé ce Royaume *la Poitrine, ou le milieu de la Terre habitable.* Histoire de Timurbeg von Petits de la Croix, I. B. 316.

125). Serchas, das östliche Saragossa, wie Saragossa in Spanien, das westliche Serchas (III. 127). Adschengan oder Adschenkan, ein zu Serchas gehöriges Dorf (I. 84). Buschends, Buscheng oder Fuschendsch, die bekannte Stadt (I. 150, 187; und IV. 47). Bawerd, die von Bawerd, dem Sohne des Guders, erbaute Stadt, welchen Keikawus mit dem Gebiete derselben belehnt hatte (I. 53). Birdschend, ein Dorf Chorasan's, nahe bey der weißen Wüste (I. 154). Merw Schahdschan oder Merwschehdschan, die Stadt Merw oder Merwrud (V. 87), deren Einwohner Merusi oder Mervesi genannt werden. Belaschdscherd, ein zu Merw gehöriges Dorf, von Belasch, dem Sohne des Firus, erbaut (I. 156). Beschbak oder Beschbe (I. 229), ebenfalls ein zu Merw gehöriges Dorf (I. 181). Machan, ein anderes dazugehöriges Dorf (V. 115). Bachers, ein Dorf, geadelt durch Bachersi, den berühmten arabischen Anthologen (I. 169). Tus, heute bekannter unter dem Namen von Meschhed, wo Firdewsi lebte und starb (IV. 15). Pasch (I. 258), Basch oder Fas, ein zu dieser Stadt gehöriges Dorf, wo Firdewsi geboren ward (I. 129). Badghis, ein Distrikt von vielen Dörfern, zu Herat gehörig (I. 173). Dscham, durch den großen persischen Dichter Dschami verewigt (II. 18). Dscheghase, ein Dorf von Herat (II. 27). Tscheschmei Gülesb, ein zu Tus gehöriger Quell (II. 35). Tscheschmei sebs, d. i. die grüne Quelle, ebenfalls in der Nähe von Tus (II. 44). Su, eine dritte Quelle bey Tus, wo Jesdedschied, der Tyrann, von seinem Pferde erschlagen ward (III. 165). Chaweran, ein Distrikt von Chorasan, in der Nähe von Bestam, woher der größte persische Panegyriker Enweri (II. 223). Ribed, das Schlachtfeld des Kampfes der zwölf Recken am Saume des Berges Kenabed (III. 12). Da aber der Berg dieses Schlachtfeldes Homan genannt worden, so frägt es sich, ob Kenabed und Homan derselbe oder zwey verschiedene Berge sind. Sedanije, ein Dorf bey Balch, zu Newbehar, dem berühmten Feuertempel, gehörig, dessen Priester Bermek hießen, woher die Bermekiden stammen (III. 169). Newbehar bey Balch, war ein alter Mittelpunkt reineren Gottesdienstes, im Gegensatze der Götzentempel, Schahbehar bey Kabul, und Subehar bey Ghasna. Ssahnat, ein zur Stadt Dscham gehöriges Dorf (IV. 4). Fermed oder Farmed oder Fermuhed, ein zu Tus gehöriges Dorf, nicht minder berühmt, als das Dorf Kaschmir oder Keschmir im Distrikte von Terschis, indem Soroaster sowohl zu Fermud als Kaschmir eine Cypresse pflanzte (IV. 49 und 111). Kubudan, ein zu Nischabur gehöriges Dorf (IV. 143). Kenghale, ein Berg in Chorasan. Mendisch, zusammengezogen aus Meendisch,

d. i. denke nicht, so viel als Sans souci, ein Schloß in Chorasan (V. 103). Nesa, die Stadt und Ebene, vielberühmt durch die nisäischen Pferde (IV. 3). Newsad, ein Dorf zu Tus gehörig, es ist möglich, daß es dasselbe sey mit dem gleich darauf folgenden Newschad (VI. 16), dessen Bewohner berühmt durch ihre Stadtaufruhr erregende Schönheit. Wergu, eine Stadt auf einem Felsen, unter welchem von allen vier Seiten Flüsse hervorströmen (VI. 89), auch Werkus genannt (VI. 91). Ebiwerd, die zwischen Serchas und Nesa gelegene Stadt (I. 31). Ferawer, ein Ort in Chorasan, berühmt durch eine Gesundheitsquelle (III. 52). Legor und Legorian, herumstreifendes Gesindel in der Gegend von Herat (V. 58), dergleichen sind auch die Chardscheste und Chardergele, ein zusammengelaufenes afghanisches Gesindel, welche sich für Abkömmlinge des Propheten ausgeben (II. 139 und 140). Tehmische, der Name eines Waldes, sonst auch Bischei Narwen, d. i. das Granaten-Gebüsch, genannt (I. 350), die alte Gränze Iran's, nach dem Schahname, d. i. die östlichste Chorasan's, dessen gebirgiger Theil Kuhistan, d. i. das Bergland, heißt.

Kuhistan's, des Gebirgslandes von Chorasan, Hauptstadt ist Tun (I. 338). Kach, ein zu Tun gehöriges Schloß (IV. 197). Durachsch, ein Flecken, welcher zu Kain gehört (V. 186). Tscheschmesar, eine Quelle in Kuhistan, deren Wasser, um die Heuschrecken zu vertreiben, verführet wird (II. 42). Ghartsche (Gratz), ist eine Landschaft Chorasan's (IV. 40), deren Herrscher ehemals Schar (Czar) genannt wurden. Indem wir westlich von Chorasan nach Persien fortschreiten, gelangen wir zu Dehistan, das im Siebenmeer nicht als Landschaft, sondern bloß als Stadt aufgeführt wird (II. 218). Dameghan, an der Gränze Taberistan's (II. 33). Der alte Namen Dameghan's war Fermus (IV. 56). Hewa, ein Wunderquell bey Dameghan, durch dessen Verunreinigung Sturm erregt wird (VI 96) Abi sukun, d. i. das Wasser der Ruhe, heißt der Fluß Taberistan's, der aus Chowaresm kommt, und sich ins kaspische Meer ergießt, so heißt auch eine Insel des kaspischen Meeres, auf welcher Sultan Mahmud, der Schah von Chowaresm, als er sich vor den Tataren flüchtete, starb, und ein Flecken Taberistan's bey Astrabad, drey Tagereisen von Dscherdschan entfernt (I. 82). Abi Taberistan, eine Quelle Taberistan's, deren Lauf durch Getöse gestört und wieder bewirkt werden soll (I. 83). Isperain, sonst Isferain, eine bekannte Stadt Chorasan's (I. 97). Gelabistan, ein Dorf zwischen Isperain und Dschordschan (III. 111). Ferdersek, eine Stadt Astrabad's (IV. 61). Nun folgen die anderen an das kaspische Meer gränzenden Landschaften Asiens: Gurgan (das alte Hyrkania) oder Dschurdschan (II. 21),

das noch zu Astrabad gerechnet wird (V. 31). Siahsenk, ein Ort Dschurdschan's mit einer gleichnamigen Wunderquelle (III. 140). Herend, ein Fluß Dschordschan's (VI. 101). Gilan, die Landschaft der alten Gilen (Γηλαι); das kaspische Meer heißt auch das Meer von Gilan, und der in dieses strömende Fluß Abgun (I. 83) scheint derselbe mit dem obigen Abiskun zu seyn. Rescht, die Stadt Gilan's, steht im Siebenmeer nicht, wohl aber Scheft, durch seine gemalte Fayance berühmt (III. 193). Talisch, ein Stamm der Bewohner Gilans (I. 322), dessen Bewohner sonst noch heut Gil oder Gili (V. 52), wie vor Alters, heißen. In der angränzenden Landschaft Masenderan ist der Flecken Kusan (IV. 151). Der Berg Girdkuh, d. i. Gürtelkure (V. 40). Dileman, eine Stadt Gilan's, deren Bewohner krauses Haar haben (II. 219). In der angränzenden Landschaft Schirwan ist die Stadt Salian (III. 148). Schaburan, ein Paß Schirwan's (III. 220), auch Schaweran geschrieben (III. 221). Aran wird bald als eine Landschaft für sich, bald als ein Theil Aserbeidschan's betrachtet; in derselben sind Gendsche und Berdaa die vorzüglichsten Städte, das Land ist reich an Gold und Silber und Henna (I. 93), der alte Name der Stadt Berdaa war Berdem (I. 194). Schemgur, nahe bey Gendsche, der Geburtsort des großen romantischen Dichters Nisami (III. 203). Moghan, in der Nähe von Aran, die große Ebene und gleichnamige Stadt (III. 124). Beilkan, die zwischen Schirwan und Aserbeidschan gelegene Stadt Aran's, berühmt als der Geburtsort des Dichters Medschir Beilkani (I. 216). Gurdschistan ist Georgien, dessen Hauptstadt Tiflis; eine andere Stadt derselben heißt Sarian (III. 147), die Bewohner Gurdsch (V. 9). Serir, ein nördliches Land in der Nachbarschaft der Alanen, wo die Höhle Kei Chosrew's, in welcher er seinen Becher und Thron verbarg (III. 117 u. 184). Efrasiab's Pallast Dischahseng war aber in der Nähe von Berdaa.

Aserbeidschan, das Atropatene der Alten, hat seinen Namen von Aser, und hieß Aserabadegan, d. i. Feueranbeter-Ort. Der Haupttempel Aserabad war auf der Stelle der heutigen Hauptstadt Tebris, die vor Alters so genannt ward (I. 29). Stadtviertel von Tebris sind Tscharendab (II. 35) und Gedschil, in dem letzten liegt Schems Tebrisi, der berühmte Mystiker, begraben (VI. 26). Recensent vermuthet, daß auch Schebester, der bisher noch unausgemittelte Geburtsort des Verfassers des Gülscheni Ras ein Stadtviertel von Tebris sey, weil im Dschihannüma ausdrücklich gesagt wird, daß derselbe zu Tebris geboren und begraben sey. Nach Tebris ist Kaswin die zweyte Stadt Aserbeidschan's; Jeleschem, ein Berg bey Kaswin, dessen Steine Thiergestalten bilden (VI. 149). Pa-

raw, ein Distrikt von Kaswin (I. 207). Die anderen Städte Aserbeidschan's sind: Meragha durch seine Sternwarte, Miane durch giftige Spinnen berühmt. Pendsch Engüscht, ein Ort in der Nähe von Meragha (I. 246). Scheneb, der Grabdom des tatarischen Sultans Ghasan zu Tebris (III. 193). Eher, eine Stadt Aserbeidschan's an einem großen Flusse (I. 47). Sengan, von Ardeschir Ben Babekan erbaut, zwischen Kaswin und Tebris (III. 74). Chalchal, eine Stadt zwischen Kaswin und Gilan (II. 118). Kartur, der Name eines Schlosses (III. 81). Eine andere Ableitung des Namens Aserbeidschan, als von Aser (Feuer) und Abad (das englische abode), gibt das Siebenmeer unter dem Worte Hestudan (III. 121), dem Namen des alten Herrschers von Aserbeidschan, welcher auf der Stelle des heutigen Tebris von seinen Großen einen hohen Erdhügel aufhäufen ließ; Aser soll auf alttürkisch hoch heißen, und Baigan sind die Bege oder Großen, deren Namen hernach in Beidschan umgeschmolzen worden seyn soll. Chiredsus, d. i. Verstand verbrennend, und Chodbisus, d. i. Verbrenne dich selbst, waren die Namen zweyer Feuertempel in Aserbeidschan (II. 103 u. 104). Demawend, Dimawend, Dimewend und Dinawend (II. 169), der Name des bekannten Gebirges, in welchem Sohak eingekerkert ist. Sewlan, der Berg bey Erdebil, vor dem Islam von Maghen bewohnt (III. 120). Sehend, ein anderer Berg Aserbeidschan's (III. 110). Die berühmtesten Flüsse Aserbeidschan's sind Schahrud oder Schehrud, der zu Thalkan bey Kaswin entspringt; so heißt aber auch ein Ort zwischen Damaghan, Bestam und Tar (III. 197), dann Espidrud oder Sepidrud (I. 33), d. i. der weiße Fluß, der aus Aserbeidschan nach Gilan und Dilem strömt. Tscheschmei, Gengule, der Name einer Quelle in Aserbeidschan.

Irak wird bekanntlich in das arabische und persische untergetheilt, die Gebirgskette, welche beyde scheidet, heißt Erwend, Elwend, Ewrend, Erawend (Orontes), so heißt aber auch der Tigris (I. 31). Erghandab, der Gränzfluß zwischen Aserbeidschan und dem persischen Irak (I. 16). Die Hauptstadt des arabischen Irak ist Bagdad, welche von ihrer schiefen Richtung auch Sewra, d. i. die Schiefe, heißt, und so heißt auch der Tigris selbst (III. 47). Nuschirwan baute in Irak sieben Städte, deren eine Esfabur (I. 43) hieß. Medain's Erbauung wird schon dem Tahmuraß, und ihre Vollendung dem Dschemschid zugeschrieben, und ihr alter Name war Girdabad (V. 11). Meraasch, Mardin, Nehawend, Maßul, Kerch, Dinewer, Miafarakain (nicht Dinur, II. 180) sind bekannte Städte des arabischen Irak, so sind auch die Palläste Sedir oder Sehdir (der dreyfache Dom) und Cha-

wernek oder Chawernak (woher das deutsche Schabernack kommt) Orientalisten und Geographen bekannt genug. Minder bekannt der Name Esbanbur, der Stadt, in welcher der Pallast des Kesra, d. i. des Hosroes Nuschirwan stand, dessen Reste noch heute von Reisenden angestaunt werden (I. 42). Müschgu, welches im romantischen Gedichte von Chosrew und Schirin als der Pallast der Liebenden aufgeführt wird, ist auch der Name eines der alten Götzentempel Persiens; die anderen drey hießen: Butchanei Aser, Dschennetul-aaden und Dschennetul-mewa (V. 129), die zwey letzten sind hernach von den Moslimen zu zwey Paradiesen von den acht, die der Koran lehrt, erhöhet worden. Die Hauptstadt des persischen Irak ist Ißfahan. Erdschin, ein in der Nähe Ißfahan's gelegener Berg (I. 93). Chusan, ein Dorf bey Ißfahan (II. 132). Sendrud, d. i. der Lebensfluß, welcher bey Ißfahan vorbeyströmt (III. 54). Elindschan, ein Distrikt Ißfahan's, wo der beste Reiß wächst (I. 103). Nach dem Desatir hieß Ißfahan ehemals Dschi, das Siebenmeer (III. 90) nennt Schi als das Dorf Ißfahan's, wo der beste Beng (Hyosciamus, Nepenthe) wächst. Derdescht, ein Stadtviertel Ißfahan's (II. 159). Esfid descht, d. i. die weiße Wüste, ein Dorf bey Ißfahan (I. 21). Lunban, ein Dorf bey Ißfahan (V. 68). Marbin, ein Distrikt von 58 Dörfern, zu Ißfahan gehörig, Garten an Garten (V. 115). Gülpaigan, sonst Dscherbadakan, Stadt in Irak (II. 33). Telaschan, eine große Wiese bey Ißfahan (I. 337). Lindschan, eine Gegend um Ißfahan, berühmt durch ihren Reiß (V. 68). Ras, ein Name der Stadt Rei, deren Bewohner noch heute Rasi genannt werden (III. 15), daher Rhases. Zu Hamadan gehören die Dörfer: Ewman (I. 108), Esnaw (I. 111), auch Esnawe (I. 123), wie der gleichnamige Distrikt heißt. Semirem, wo der Heuschrecken-Quell an der Gränze zwischen Irak und Fars (III. 146), sonst Murghab (V. 81), welches mit dem gleichnamigen Flusse zu Merw Schahdschan nicht zu vermengen. Diese Quelle heißt auch Abimurghan, d. i. das Wasser der Vogel (welchem die Heuschrecken nachfliegen, I. 83); das aus den persischen Reisen bekannte Monument von Murghab, welches von einigen für das Grabmal des Cyrus gehalten wird, heißt heute das Grab der Mutter Salomon's; der Name Semirem aber weist auf Semiramis hin. Firusegird (Türkisgürtel) ist ein Name der Stadt Erdebil, so genannt, weil dieselbe Firus, der Großvater Nuschirwan's, erbaute (IV. 51), sonst auch Badan Firus, d. i. der Bau des Firus, geheißen (I. 169), oder geradewegs Wir (IV. 78). Seradsche, ein Ort bey der Stadt Kum (III. 170). Ebrikus

(nicht Eberkuß), d. i. Bergesbrauen (I. 121). Seware, ein Flecken in der Nähe der Stadt Kaschan (III. 83).

Fars ist der Griechen Persis; die Hauptstadt ist, wie bekannt, Schiras, am Flusse Roknabad gelegen, der in den Gedichten von Hafis lebt. Rahmetabad, d. i. der Bau der Barmherzigkeit, ein Kloster zu Schiras. Nalan, ein Berg zwischen Schiras und Kaserun (VI. 42). Schiras wird auch Maamueri Amru Leis, d. i. die Bewohnte des Amru Leis, von ihrem Erbauer genannt (V. 83). Der alte Name der Stadt Kaserun ist Nured (VI. 15, I. 3.). Ißtachar, eigentlich Ißtachr, heißt auch Ssitachr und Ußturach (I. 26); zur Stadt Jesd gehören: Erdegan, welches aber auch ein Dorf in der Nähe von Schiras (I. 94); Teft (I. 310), vielleicht weil dort Tafft gewebt wird. Disafeta oder Dischafeta, ein von Schapur erbautes Schloß (II. 155). Kaserun, die bekannte oben genannte Stadt (IV. 142). Eredschan, eine Stadt, sechzehn Parasangen von Schiras (I. 96). Gasergah, der Ort bey Schiras, wo Saadi begraben liegt, so heißt auch die Grabstätte Chodschah Abdullah Anßari's zu Herat (II. 38). Sengwan, sonst Sepidan, ein Dorf in Fars (III. 160). Bewan, das schöne Thal, eines der vier Paradiese des Ostens, (I. 213). Pender, ein Schloß von Schiras, auf einem Berge gelegen (I. 256). Dschaaferabad (Dschaafer's Bau), ein Dorf bey Schiras (II. 77). Abin, ein Dorf in der Nähe der Höhle, woraus die Mumia fließt (I. 83). Berchan, eine Landschaft von Fars (I. 204). Bergen, ein Dorf bey Schiras, durch eine Steingrube berühmt (I. 106). Dudeman, ein Dorf bey Schiras (II. 217) Ebr Kubad, ein zu Erredschan gehöriger Ort zwischen Ahwas und Fars (I. 31). Aas, ein Dorf von Fars, so heißt aber auch eine türkische Stadt in Kiptschak (I. 53). Birkei Erdeschir, d. i. der Teich Erdeschir's, eine Stadt in Fars (I. 164). Belian, ein Dorf bey Kaserun, die Grabstätte vieler Propheten, welche Chisr (der Hüter des Lebensquelles, der Neffe des Elias) zu besuchen gekommen ist, oder selbst erbaut hat (I. 211). Gewaschir, wo weiße Türkise gefunden werden (V. 16). Ssimegan, eine Landschaft in Fars IV. 16). Erdschene, eine Ebene in Fars, wo Ali den Perser Selman aus eines Löwen Rachen befreyt haben soll (I. 122), auch Erschene genannt (eben da). Dewan, ein zu Kaserun gehöriges Dorf (V. 216). Murdschan, ein Berg in Fars mit einem fließenden Wasser, das nach Verhältniß der Menschenmenge, welche diese Höhle betritt, bald minder, bald stärker fließen soll (V. 123). Schebankere, eine Landschaft von Fars (III. 234); so heißt aber auch ein Dorf bey Tus. Sig, nomadische Kurden im Gebirge Kilu (III. 66). In Sistan ist der Berg Schegawend, Eschgawend oder Sedschawend (III. 198). Kehitsch, ein Schloß in Sistan

(III. 107). Die Bewohner von Sistan heißen Segsi, weil das Land selbst auch Segistan und Sedschistan heißt (III. 157). Die Segsi sind aber nicht zu vermengen mit den Segsar, d. i. den fabelhaften Menschen mit Hundsköpfen (III. 117). Sereng ist der Name der Stadt Nis, wo der Statthalter von Sistan residirt (III. 64). Ug, ein Schloß zwischen Sistan und dem Euphrates (I. 72). In der Landschaft Kerman ist der Berg Kuhi Ibrahim (IV. 141) und Kufdschan heißen Nomaden, welche in den Gebirgen Kerman's herumwandern (V. 151). Demendan, eine Stadt Kerman's, in deren Nähe ein Berg, reich an Gold, Silber, Eisen, Tutia und Salmiak (II. 216). Schamas, ein von Gebern bewohnter Ort (III. 205). Mahan, ein zu Kerman gehöriger Ort (V. 117). In der Provinz Ahwas ist die Stadt Ramhormus, welche vor Alters Semengan hieß (III. 15 u. 158). Die Landschaften Sabulistan oder Sawulistan, Mekran, Laristan und Loristan sind bekannt, so auch Chusistan mit ihren Städten Schuster und Schusch, welche das Siebenmeer für Eins erklärt (III. 209), reich an Süßigkeiten (das persische Schusch ist das deutsche süß) an Reben und an Zuckerrohr.

Syrien wird in dem Schahname gewöhnlich Hamawer, Hemawar, Hemaweran oder Hamaweran genannt (VI. 123). Schahe, eine vom Herrscher Hameweran's, dem Vater Sewdabe's, der Gemahlin des Keikawus erbaute Stadt (III. 234). Wenige Städte haben in der orientalischen Geographie so viele Synonyme, als Jerusalem, denn dasselbe heißt Ilia (Aelia, I. 15), Orischlim (I. 89), Dischhocht (II. 159), Dischhoch (II. 164), Disherdsch (II. 162), Dischhochtgüng (II 194) oder Güngdischhocht, Schiroschlim (III. 219), Güngidischherdsch (V. 9), Hocht (III. 99), Hoch (VI. 100). Im Siebenmeer finden sich außer den bekannten Städten Syriens: Surudsch, Maßiat, Menbedsch, Ladekie (Latachia), Maarreton naaman, Maßißa, Malatia, Antakie (Antiochien), Dimischk (Damaskus), noch die weniger bekannten: Ssoffai Jakub, d. i. das Sofa Jakob's, der Brunnen, in welchen die Brüder Josephs denselben warfen (IV. 3), sonst auch Tschahi Jusuf, d. i. der Brunnen Josephs, genannt (II 48), nicht zu verwechseln mit Tschaschuftuk, ein Brunnen auf dem Wege nach Mekka (II. 48). Abi Taberije ist der See von Tiberias (I. 113). Erden, der Jordan (I. 94). Hausi Naaman, d. i. das Wasserbecken Naaman's, berühmt durch die Wunder des Propheten, welcher das bittere Wasser in süßes verwandelte, ehedem hieß es Belensan (II. 89). Rees ain in Mesopotamien, mit dreyhundert Quellen (III. 27), das schon Ammianus Marcellinus als Resaina kennt (XXIII. 14), wo der Ursprung des Chaboras.

Viele Oerter sind ohne nähere Bestimmung ihrer Lage angegeben, als: Serab, ein Berg in der Gegend von Bagdad (III. 48). Hemawen, ein Berg in Iran (III. 123). Bawel (vermuthlich in Persien), berühmt durch seine seidenen Kleider (I. 189). Belasch, eine Stadt (I. 178). Bendisch, Name einer Landschaft (I. 178). Rochdsch, ein Distrikt (III. 8). Tscherem, ein Ort in Iran (II. 56). Sawe, ein Berg (III. 89). Surche, ein zu Semenaw gehöriger Ort (III. 171), auch der Name eines Sohnes Efrasiab's, von Feramürs gefangen, von Rustem geschlagen. Schehrahad, d. i. die Stadt der Freyen, oder Schehrasadije (III. 240), wo Erdeschir des Sohn Schiruje's Recht sprach (III. 198). Weram, eine Stadt, deren im romantischen Gedichte Weise und Ramin Erwähnung geschieht (VI. 58). Tschelankuh, ein Berg in Jemen (II. 69). Sengest, Name eines Ortes (III. 100). Pirusram, eine alte Stadt, und Pilarem, eine große Stadt (I. 274). Merghs, Name eines Orts (V. 97). Minobad (Minnebau), eine Stadt aus der Zeit Sohaks (V. 90). Mehram, der Name einer berühmten christlichen Kirche (V. 118). Dschadscherm, eine Stadt (II. 18). Ramer, eine ihrer Kannen wegen berühmte Stadt, welche Rameri genannt werden (III. 12). Mesdekan, eine durch ihre Geschirre berühmte Stadt (in Kuhistan, V. 120). Madere (Madeira?), ein westliches Land (V. 130). Wehre oder Wehr (VI. 78), ein unbekannter Ort, Oran? (IV. 92). Kelase, ein Ort (IV. 166). Nesedsch, eine Stadt Armeniens, berühmt durch einen Feuertempel. Abui, sonst auch Abunis, Namen eines Flusses (I. 132). Seklis oder Selkis, eine von Alexander dem Großen erbaute Stadt (III. 127). Mendawer, unbekanntes Land (II. 94). Tschekin, eine Landschaft (II. 61). Iskenderabad, d. i Alexanders Bau, eine von Alexander erbaute Stadt, wie Seklis (I. 32). Kaba, eine Stadt (IV. 78). Kürenge, der Fluß von Serdekuh (IV. 163). Sunam, eine Stadt (III. 146). Kelwend, ein Berg (IV. 110). Serkuh, ein den Schiffen gefährlicher Berg im Meere (III. 80). Menusch, der Berg, wo Minotschehr geboren ward (V. 101). Kewrek, Name eines Orts (IV. 136). Berek, Name eines fürchterlichen Passes auf dem Wege von Fars (I. 184). Furindius (Korinth?), eine griechische Stadt (IV. 57). Kuruch, ein Dorf (II. 107), nach der angegebenen Bestimmung sehr schwer zu finden, indem es heißt, ein Dorf von den Dörfern der Welt. Abs, eine Stadt (I. 52). Samur, Name eines Berges in Westen (III. 112). Siftun, eine Stadt aus dem Roman Wamik und Asra (III. 76). Tekab, Namen einer Landschaft (eine Thalgegend, I. 309). Kündüs, eine Stadt in Turan (IV. 121). Subath, Name einer griechischen

Stadt (III. 131). Kai, ein durch die Schönheit seiner Einwohner berühmter Ort (IV. 93). Buludsch, eine persische Landschaft (V. 55), vermuthlich dieselbe mit Buludschistan, deren Einwohner herumstreifende Nomaden, Buludsch, heißen (I. 100). Charschin sind ebenfalls Nomaden, aber Afghanen (II. 124). Perane, eine unbekannte Stadt (I. 293). Dschemb, Name einer Stadt, deren Bewohner sehr gastfreundlich (II. 5). Charghun, Name einer Stadt (eben da). Duswar, wo Lasur bricht und Bley (II. 175). Von den Meeren sind das andalusische und das Diamantenmeer (Bahr elwas, I. 173), Serah kefude, das kaspische (III. 80), Mentis, der Pontos, besonders aufgeführt, in dem letzten ist die Diamanten-Insel. Eine Insel heißt insgemein Andschu, Andschuk, Andschust, oder auch Edak, Chost oder Chuast. Melach, eine Insel unter dem Winde (V. 85). Nugibusch (VI. 29). Melius (Lemnos, V. 101). Kerunisch (IV. 126). Scharde (III. 232). Schemis (III. 207). Unbekannte Flüsse sind: Derjai schehd, d. i. das Honigmeer (II. 167). Rudawerd (II. 11). Rudschehd (eben da). Rudlas (II. 99). Rudkeschf (II. 31) Rudbar (II. 14). Rud Dawer (eben da). Rudsem oder Rudschem (II. 26). Rudahu, d. i. der Hirschenfluß (II. 36). Arghade (I. 116). Kaserud (IV. 108). Mehran (V. 125). Jun (VI. 152). Küründ (IV. 109). Sendsche (III. 177). Tagher, eine Quelle (III. 57). Derjabar, Name einer am Ufer des Meeres gelegenen Stadt (II. 175). Deriai achder, d. i. das grüne Meer, nämlich das persische (II. 175). Deria kir, d. i. das Pechmeer oder der finstere Ozean (eben da).

Unter die geographischen Weltwunder gehören außer den schon erwähnten Quellen und Pallästen (Sedir, Chawernak, Takdis, Meschgu) noch der von Ghomedan in Arabien (IV. 38). Das unsichtbar gewordene Paradies Schedad's, Irem Satul-Amad, d. i. das mit Säulen begabte, genannt; die Stadt Kathran, welche Seth erbaute, und wo ein Idol aus Chrysopras angebetet ward, bis Salomon dieselbe durch den Diw Kantas aus dem Grunde aufheben und vor seinen Thron bringen ließ (IV. 90): die Götzentempel von Sumnat in Indien, Subehar bey Ghasna, der Feuertempel Newbehar bey Balch, deren schon oben Erwähnung geschehen, und dann andere Feuertempel, nach den Feuern, die darinnen verehret wurden, beygenannt, als: Afernusch (der zweyte der sieben Feuertempel Persiens, I 59), der erste von Aferabad (zu Tebrisf) ist schon oben vorgekommen. Afer Chordad (der dritte der sieben Feuertempel, und nach einigen der zweyte oder fünfte, zu Schiraf, I. 29); Afer Bersin, d. i. das Feuer des Perseus, der sechste in Chorasan; Afer

Charin, der fünfte, auch Aserajin genannt (I. 85), so wie Aser Bersin, auch Ram Bersin (III. 27), heißt. Aser Behram, d. i. das Feuer des Mars, der dritte, und Aser Seraduscht oder Aser Serduscht, d. i. das Feuer Soroaster's, der siebente der Feuertempel Persiens.

IV. Musik.

Die Musik der Araber sowohl als der Türken ist ursprünglich keine andere, als die persische, und deß ungeachtet, was über dieselbe aus dem Werke La Borde's, und nach demselben aus der Encyclopédie méthodique (Paris 1791) und aus Villeteau's Bericht über den Zustand der Musik in Aegypten (in dem großen Werke über Aegypten) bekannt ist, so erhält die musikalische Terminologie aus dem Siebenmeere, wie wir sogleich sehen werden, neue Bereicherung, sowohl was die Untertheilungen der Tonarten und Arien, als die Namen musikalischer Instrumente betrifft. Die zwölf Tonarten (Makam), welche der Grund des musikalischen Systems der Perser, Araber und Türken sind, werden (III. 6) unter der ersten derselben, nämlich Rast, folgendermaßen aufgezählt: 1. Rast. 2. Rehawi. 3. Huseini. 4. Hedschas. 5. Büsürk (nicht Bouzrouk, wie in La Borde und in der Encyklopädie geschrieben wird). 6. Kutschuk. 7. Irak. 8. Ißfahan. 9. Newa (nicht Noui). 10. Uschak. 11. Sengule (nicht Zenkela). 12. Buslik (nicht abou seleik). Diese Benennungen kommen mit denen bey Villoteau und La Borde überein, bis auf eine, nämlich Sirefken (nicht zeraſkend), welche statt Kutschuk steht, und wirklich wird Sirefken durch einen Druckfehler sebrefken, III. 76, mit dem Beysatze aufgeführt, daß es dieselbe Tonart mit Kutschuk sey. Büsürk, die große, und Kutschuk, die kleine, sind blos Abkürzungen für die ganzen Namen Mihrgani busürk, d. i. das große Mithrasfest und Mihrgani kutschuk, d. i. das kleine Mithrasfest, welche letzte Tonweise auch Mihrgani churdek (das kurze Mithrasfest, V. 109) oder Sirefken, d. i. die unterwerfende, heißt. Diese beyde Benennungen sind für die Geschichte persischer Musik sehr wichtig, weil sie auf den ersten Flor derselben zur Parsenzeit hinweisen. Vier dieser zwölf Tonarten (Rast, Irak, Sirefken und Ißfahan) heißen die Wurzeln, aus welchen die übrigen abgeleitet werden. Im Ferhengi Schuuri werden diese Wurzeln Schikendsch genannt (Ferh. Schuur. II. B. Bl. 141), auch Serendas, d. i. Kopf in die Höhe werfend, heißt eine dieser Wurzeln (Ferh. Sch. II. Bl. 63), im Burhani katii (S. 466) mit dem Beysatze angegeben, daß diese Tonart auch Ssofiane heiße, und eine der Wurzeln sey, aus welchen die siebzehn musikalischen Meere abgeleitet werden. Dasselbe wird eben da (S. 90) unter Ußul fachte gesagt. Im Burhani findet sich auch Sasgeri (S. 448) als

eine aus den zwey Tonarten Iran und Ißfahan zusammengesetzte. Als Tonarten indischer Musik wird vom Siebenmeere Maru (V. 127), vom Burhani katii Mari nühser, d. i. die neunköpfige Schlange (S. 744), vom Ferhengi Schuurii endlich Nühüft (II. B. 406), d. i. die verborgene, aufgeführt, welches dieselbe mit Buslik zu seyn scheint. Sowohl Serendas als fachte finden sich auch im Siebenmeere, III. 124, ohne weitere Erklärung; unter diesen siebzehn Meeren scheinen die bekannten siebzehn Schemen orientalischer Metrik verstanden zu seyn; denn wenn die sechs Awase oder abgeleiteten Tonarten darunter gezählt würden, müßten achtzehn und nicht siebzehn Meere seyn. Die von den zwölf Makamat abgeleiteten sechs Awase oder Naghme (Schallarten) sind: 1. Selmek, 2. Schehnas (nicht Schahenas, wie in Villoteau, p. 623), 3. Maje, 4. Newrus, 5. Kirdanije, auch Tihirast (Burh. kat. S. 260), und 6. Gunscht. Die Makawat und Awase werden in Schaabe, d. i. Zweige, eingetheilt. Villoteau (S. 670) führt deren sechzehn auf. Im Siebenmeer, Burhani katii und Ferhengi Schuuri finden sich von diesen Zweigen, deren Zahl laut Burhani katii (S. 119, Z. 27) acht und vierzig sind, die folgenden aufgeführt: Bachers (Burh. kat. 119). Im Burh. kat. heißt diese Unterabtheilung Kösche, im Ferh. Sch. (I. B. 164) unter Bachers Schaabe; durch einen Druckfehler ist aber hier die Gesammtzahl von acht und vierzig in vierzig verändert. Jede der zwölf Makam zerfällt in zwey Schaabe, deren eine die höhere, und die andere die niedere ist; so zerfällt die Tonart Rast in die zwey Zweige Gendschgah und Mobrekaa, wovon jene die höhere, diese die niedere ist (Burh. kat. S. 714, Z. 33). Mahur (eben da, 750). Im Siebenmeer finden sich unter Nischapur (VI. 20) statt acht und vierzig nur vier und zwanzig Schaabe, und zwar in folgender Ordnung angegeben: Die Tonart Rast zerfällt in Mobrekaa und Pendschgah (im Burh. kat. Gendschgah); Nischapurek und Niris sind die Zweige der Tonart Ißfahan; Sigah und Hißar die der Tonart Hedschas; Rui Irak und Maghlub die der Tonart Irak; Rekeb und Bejani die der Tonart Kutschuk; Dügah und Mahir die der Tonart Huseini; Sabul und Ededsch die der Tonart Uschak; Newrusi chara und Mahur die der Tonart Newai; Humajun und Nühüft die der Tonart Büsürk; Newrusi Areb und Newrusi Adschem, d. i. das persische und arabische neue Jahr, die der Tonart Rehawi; Tschergas und Ghasal die der Tonart Sengule; Newrusi, Ssaba und Aschiran die der Tonart Buslik. Man bemerke, daß Dügah, Tschargah, Pendschgah zu den sieben musikalischen Phrasen gehören, deren jede mit einer Pause der Scala anfängt (phrases musicales, dont chacune com-

mence par l'un des sept intervalles qui composent l'échelle ou gamme *arabe*). Diese sieben Phrasen heißen nach der in der Encyclopédie benützten Handschrift Meere, und wenn dieses, wie es scheint, richtig ist, so ist die im Burhani katii und Siebenmeer angegebene Zahl der siebzehn statt sieben Meere eine Vermengung der musikalischen Schemen mit den metrischen. Die obige Untertheilung der zwölf Makam in vier und zwanzig Schaabe findet sich auch unter dem Artikel Newa (IV. 4). Newa oder Newai ist eine der zwölf Tonarten (Makam), Newa ist aber auch so wie Naghme der Name von besonderen Tonweisen, und der Unterschied zwischen dem Sinne dieser beyden Wörter scheint darin zu liegen, daß Naghme (synonym mit Schaabe) den unter der Zahl der acht und vierzig Schaabe begriffenen Tonweisen, Newa aber anderen regellosen zukömmt. Nach dem Naghme und Newa kommen die Lahan, d. i. einzelne Musikstücke berühmter Tonkünstler, und Perde, d. i. einzelne Arien oder Melodien, nach deren Erfindern oder nach anderen Umständen benannt und berühmt. Wir führen hier also nach unseren Quellen zuerst die Naghme, dann die Newa, die Musikstücke und Arien auf, gehen dann zu den Namen der Instrumente und den Kunstwörtern der Exekution über, und schließen mit den Namen der berühmtesten Tonkünstler des Morgenlandes. Naghme also, oder besondere abgeleitete Tonweisen sind: Medschlis efrus, d. i. Versammlung erhellend (V. 97). Diwrachsch, d. i. Diwentanz (Ferh. Sch. I. 440). Chorasan (Burh. k. 322). Puschgan (derselbe, S. 216). Ferghane, sonst Nehawendek genannt (Siebenmeer, IV. 73). Dergham (II. 199). Bestenigar oder Beste, geradeweg zusammengesetzt aus Hedschas, Segah, Hißar (Burh. kat. 154). Dadaferid oder Dadaferin, d. i. Gott hat es geschaffen (eben da, 347). Scholi, sonst Schehri oder Ramendi, eine zusammengesetzte Tonweise (eben da, 542). Tschekaw (eben da, 295). Rahidschamederan, d. i. die Weise derer, welche ihre Kleider zerreißen (Deran ist das englische teering), ein von Nigisar verfaßter Eingang, dessen Wirkung so groß war, daß die Hörer sich die Kleider vom Leibe rissen; ähnliche Wirkungen sind durch die Namen mehrerer der folgenden Newa oder Tonweisen bezeichnet, als: Newai charkün, d. i. die steinspaltende Weise (Siebenmeer, VI. 49). Nachtschirgaw, d. i. Hirschkuh (VI. 53). Meschguje, von dem Pallaste Meschgu, wo sie gespielt wurde, so genannt. Naghmei Anka, die Tonweise des Simurgh (VI. 4). Ruschen tschiragh, d. i. die helle Lampe (III. 20). Bendi Schehriar, d. i. das Band des Herrschers (I. 166). Schebserruch, d. i. nachtfröhlich (III. 195). Hokkai Kaus, d. i. der Becher des Kaus (II. 28). Nari Schirin, d. i. Schi-

rin's Feuer (VI. 41). Ramisch chuar (III. 18). Nuschlebinan, d. i. die Süßlippigen (VI. 50). Rahi charkesch, d. i. die dornenziehende Weise (III. 19), oder auch Charkesch geradewegs (II. 105). Ramische dschan, d. i. Seelengetöne (Ramisch ist das französische ramage). Hißari, eine von der Tonart Hedschas abgeleitete (II. 82). Sebsibehar, d. i. Frühlingsgrün (III. 112). Serwnas, d. i. Cypressen schaukelnd (III. 124). Gendschdar, d. i. der Schatzhalter (V. 16). Rahigül, d. i. die Rosenweise (III. 24). Behar beschgine, d. i. Frühlingsschaukel (I. 233). Rahi Kalender, d. i. die Weise der Kalendere (III. 13). Lebina (V. 52). Tachti Erdeschir, d. i. der Thron Erdeschir's (I. 315). Newai Chosrewani, d. i. die kaiserliche Tonweise (VI. 68). Newai Tschekawek (Burh. kat. 804). Baruhene oder Baruhe (Ferh. Sch. I. B. 190). Chuma Chosrew (derselbe I. B. 377). Erdschene (Burh. kat. S. 70). Bostani Schirin, d. i. Schirin's Garten (Burh. kat. 156). Behar, der Frühling (eben da S. 175). Chanei Anka, das Nest des Simurgh (eben da 312 l. 3.). Nakusi, d. i. Glockengetöne (eben da 787). Muje Sal, d. i. das Haar (das weiße) Sal's (eben da 777). Sirichurd (eben da 441). Rahi Türk, d. i. die Weise der Türken (eben da). Nasi Newrus, d. i. die Liebkosung des neuen Jahres (Ferh. Sch. II. 283). Kaseger (derselbe II. 236).

Bestimmter als die Gränzen der Naghme und Newa, welche sich in einander verlaufen, sind die der Lahn, d. i. größerer Musikstücke und der Perde, d. i. einzelner Arien. Den ersten Rang behaupten die berühmten dreyßig Musikstücke Barbud's, des Kapellmeisters von Chosrew Perwis, welche unter Silahn (III. 162) folgendermaßen aufgeführt sind: 1) Araischi chorschid, d. i. Sonnenschmuck, auch Araischi dschihan, d. i. Weltschmuck genannt. 2) Ajini Dschemschid, d. i. die Gebräuche Dschemdschid's. 3) Ewrengi, d. i. Thronstaat. 4) Baghi Schirin, d. i. der Garten Schirin's. 5) Tachti Takdis, d. i. der Thron Takdis. 6) Hokkai Kawus, d. i. der Becher des Kawus. 7) Rah, ruh, d. i. Geistes Wein. 8) Ramischi dschan, d. i. Seelengetöne, auch Ramischi dschihan, d. i. Weltgetöne. 9) Sebs der sebs, d. i. Grün in Grün. 10) Serwistan, d. i. Cypressenwald. 11) Serwi sehi, d. i. schlanke Cypresse. 12) Schadirwani merwarid, d. i. Perlenspringbrunn. 13) Schebdis, d. i. der Rappe Schirin's. 14) Schebferruh oder Ferruchscheb, d. i. nachtfröhlich. 15) Kofli rumi, d. i. der griechische Riegel. 16) Gendschi badawerd, d. i. der vom Wind herbeygeführte Schatz. 17) Gendschigaw, d. i. der Stierschatz, auch Gendschi Kaus. 18) Gendschi suchte, d. i. der wohl-

gewogene Schatz. 19) Kini Iredsch, d. i. der Groll von Iredsch. 20) Kini Siawesch, d. i. der Groll des Siawesch. 21) Mah ber kuhan, d. i. der Mond auf den Bergen. 22) Müschkdane, d. i. Moschuskorn. 23) Merwai nik, d. i. gute Vorbedeutung. 24) Müschkmali, d. i. Moschus wohlhabend. 25) Mihribani, d. i. liebhold, nach einigen Kahrewani, d. i. grimmig. 26) Nakusi, d. i. Glockenschall. 27) New behari, d. i. neuer Frühling. 28) Nuschinbade oder Badei nuschin, d. i. süßer Wein. 29) Nimrus, d. i. Mittag. 30) Nahtschirgani, d. i. Hirschenweise. Nisami in seinem Gedichte, Chosrew Schirin, führt diese dreyßig Musikstücke auf, nur mit dem Unterschiede, daß er statt Ajini Dschemschid, Rahi ruh und Newbehari drey andere, nämlich Safi Newrus, d. i. Neujahrs-Instrument, Ghondschai kebükderi, d. i. Rebhuhnsknospe und Keichosrewi, d. i. kaiserlich, aufführt.

Fünf von diesen Musikstücken, nämlich: Hokkai Kawus, Ramischi dschan, Schebferruch, Nakusi und Nachtschirgani oder Nachtschirgaw sind schon oben unter den Newas vorgekommen, aber das Siebenmeer unterscheidet sie genau, indem es dieselben jedesmal in ihrer doppelten Bedeutung, erstens einer Tonweise (Newa), dann eines der dreyßig Musikstücke Barbud's (Lahn) aufführt. Andere Musikstücke, welche nicht zu diesen dreyßig gehören, sind: Charnai oder Churrenai (Burh. kat. 320). Siri büsürgan (Siebenm. III. 76). Bagi Siaweschan, d. i. der Garten des Siawesch (I. 199). Dilengisan, d. i. herzerweckend (II. 214). Das siebente Musikstück der obigen dreyßig heißt im Ferhengi Schuuri statt Rahi ruh, Rahatul-erwaf, d. i. die Ruhe der Geister. Sita ist zwar eigentlich das dreysaitige Instrument, die Guitarre, aber auch der Name eines besonderen Musikstückes (Burh. kat. 459).

Perde oder Arien sind: Schadbad, d. i. sey fröhlich (Siebenm. III. 196). Perdei jakut, d. i. die Sapphiren-Arie (I. 245). Schebab, d. i. die Jugend (III. 190). Perdei tschaghane (I. 294). Perdei sunbur, d. i. die Bienenarie (I. 255). Perdei churrem, d. i. die fröhliche Arie (I. 273). Tisi Bachers (I. 321). Bangi Anka, d. i. der Ruf des Anka (I. 140). Sagh, d. i. der Rabe (III. 62). Sengane (III. 82). Kaißeran, d. i. die Cäsare (III. 91). Nimrast, d. i. halbgerad (VI. 8). Tekaw (Ferh. Sch. I. Bl. 289). Sipehdan (Bürh. kat. S. 456). Perdei Dirsal, d. i. die Arie vom langen Jahr (derselbe 198). Außer den angeführten Wörtern Naghme, Newa, Perde, heißt eine Arie noch Lai (V. 75), welches ganz das englische lay, so wie

Tu (I. 341) sowohl dem Laute, als dem Sinne nach das Wort Ton ist. Terane, Tela und Telala (I. 344) sind unser Triller und Trallala. Chunia ist überhaupt Gesang, wie Surud, Neschid (VI. 13) und Serai das deutsche Schrey. Musikalische Deklamation heißt Serahenq (III. 137).

Aus der äußerst schätzbaren Abhandlung Villoteau's kennt man bereits die Saiteninstrumente El-ud, d.i. die Laute, deren Name, so wie der der Guitarre (Sitare), geradenwegs aus dem Persischen herkömmt Das Tanbur, eine Art von Mandoline, das Kemantsche, eine Art von Violine; Kanun, ein Monochord, um die Saite unterzutheilen und zu messen, das griechische κανων; Santir, das Hackbret; Kemantsche aadschus, d. i. die Geige des alten Weibes, nämlich die Leyer; Rebab, eine Art von Pandore; Kisar, die äthiopische Lyra, dann die Blasinstrumente: Semr oder Surna, die Hoboe; Nefir, die Trompete, Suffara oder Schebbabe auf persisch, Nei, die Flöte. Arghul, eine Art Haberrohr; Sukkare, eine Art Dudelsack. Die Schlaginstrumente: die Krotale oder Kastagnetten, auf arabisch Nakara und Dschiladschil oder Dscheladschel (das deutsche Schelle), auf persisch Sengule; Sil, die Tschinellen oder Cimbale. Nakkarie, die Zymbalen oder Pauken, Tabl, die Trommel; Deff oder Daire, Halbtrommel. Außer diesen lernen wir aus dem Siebenmeer die folgenden kennen: Musikar, eine Hirtenflöte nach dem Namen eines Vogels, dessen durchlöcherter Schnabel Töne von sich gibt. Die drey verschiedenen Arten von Flöten: Nei Nehawendi, d. i. die Flöte von Nehawend (VI. 70), Nei Türki, Nei Rumi und Nei Schahi, d. i. die türkische, griechische und königliche, auch Serghin genannt (III. 154). Charnei, d. i. die Eselsflöte, die größte von allen (II. 152). Scheschta, eine sechssaitige Mandoline, im Gegensatze der dreysaitigen Guitarre (Sitare III. 188). Tschagane, in Indien Sermendil genannt, entweder das Kanun selbst, oder ein, um den Takt zu bezeichnen, mit Schellen behangener Stock, wie bey unserer türkischen Musik (II. 68). Dühl, eine Art Leyer (II. 198). Dünbek, eine Art Dudelsack, welche unter dem Arme gehalten und gespielt wird (II. 193). Demame, eine Pauke, wie Kus, Kas (das deutsche Kessel), und Nakkare (II. 239), die größte heißt Rujin chum (die eherne Humpe, III. 27). Der Schall dieser Pauke heißt Radschaf (III. 41). Demdeme, bekannt als Tomtom (II. 229). Schischak (III. 211), sonst auch Schaschek oder Schaschenk oder Scharschek, eine viersaitige Rebab (III. 216). Tablwapes, die Trauertrommel, welche bloß an dem Trauerfeste des Martyrthums Hussein's gespielt wird (IV. 11). Kermai und Ghundrud

oder Ghunderud, zwey Arten von Trompeten (IV. 30). Durai oder Dufai, das arabische Semr, eine Art Hoboe (II. 239). Nei Enban, eine Art Dudelsack, welche wie das Dünbek unter dem Arme gehalten und gespielt wird; Nei Rujin, die eherne Flöte, d. i. die Trompete (VI. 43). Sehrud, eine dreysaitige Tanbur oder Mandoline (III. 110). Senganerud, ein äthiopisches Instrument, das nur nach verlornen Schlachten ertönt (III. 54). Efserisegsi, d. i. die Krone von Sistan, ein jener Landschaft eigenes Instrument (I. 137). Rastsas, ein Saiteninstrument (III. 15). Dschüftsas und Nimsas, zwey andere (II. 12). Schehrus, ein Blasinstrument, wie Musikar, das nur bey fröhlichen Gelagen gespielt wird (III. 207). Ghunawe, ein Saiteninstrument (III. 41). Kenger, ein indisches Musikinstrument (III. 118). Kemitsche, eine kleine Kemantsche, d. i. Violine (III 196). Miskel, auf indisch Mihtschenk, ebenfalls ein Blasinstrument (V. 111). Tscheng, das deutsche Zinken (I. 53). Misri, eine Art von Tscheng, in Indien Senra (IV. 180). Arebane, Synonym mit Deff und Deire, die arabische Halbtrommel (I. 25). Tebire, die große türkische Trommel, welche in der Mitte dünn und an beyden Enden dick, das Hauptinstrument der türkischen Musik zu Konstantinopel ist (I. 343). Gawdem, eine kleine Trompete, auf arabisch Buk (das lateinische buccina, V. 27). Mari schikemsurah, d. i. die Schlange mit durchlöchertem Magen, eine siebenstimmige Flöte, welche die Meister spielen (V. 84). Kasegah heißt der Ort, wo die Heerpauken gespielt werden (IV. 154). Außer diesen finden sich im Ferhengi Schuuri noch die folgenden im Siebenmeer fehlenden: Sirendsch, dasselbe wie Sindsch und Sil, nämlich Tschinellen (II. B 85). Sindef, eine kleine Trommel (II. B 91). Sour, das Horn der Derwische, besonders der Kalendere, und die Gerichtsposaune (II. 160). Tanbur Gili, d i. die Tanbur aus Gilan (II. 166). Aschek, Synonym mit Tanbur (II 173). Kidschek, Synonym mit Kemantsche (II 226). Kirenba, ein Musikinstrument der Schreiner (II. 273). Mulu (im Siebenmeer V. 129), ein Horn der Tschokis und Kalendere in Indien, dessen Name an den des Krischna als Murlidur erinnert. Kerrenai, die größte Art von Schlachttrompete, anderthalb Ellen lang, deren Erfindung dem Isfendiar zugeschrieben wird (Burh. kat. 790). Derselbe zählt eben da unter den verschiedenen Gattungen von Nei die folgenden auf: Bathal, Schah Manßur, Girift, Tschaghirtma, Sepsi, Kawal, Buk. Die kleine Kerrenai heißt Nupur (derselbe S. 791). Schendef, eine große Pauke, wörtlich Festtrommel (derselbe 537). Newawe, eine andere Form für Nebab (derselbe 409). Rud,

von einigen für Tscheng, von andern für Kemantsche erklärt, überhaupt ein Saiteninstrument mit starken Baßsaiten. Bum, das englische boomfiddle (derselbe 410). Dschaabe, ein musikalisches Instrument, das auf türkisch Kopuf heißt (Ferh. Sch. I. 321). Dscharra, ein dem Schedrghu ähnliches Instrument (derselbe B. 337). Chum mehre, ein Blasinstrument aus einer Muschel (Ferh. Sch. I. 403). Pai sutur, d. i. der Mauleselfuß, das niedrigste aller Instrumente, weil es bloß ausgehölter Mauleselfuß ist, auf welchem geblasen wird (I. 229), auch Paischur genannt.

Senbure (derselbe 433), ein indisches Instrument. Das Plektron heißt Schigafe (Siebenm. III. 237), auf arabisch Misrab, auch Schigaste, welche Form im Siebenmeer fehlt, aber im Burh. kat. S. 481 aufgeführt ist. Derselbe (S. 424) führt auch Sachmi nachun, d. i. Nagelschmerz, als eine Art von Plektron auf, auch Tschekn (derselbe I. 343). Chari Rebab, d. i. der Esel des Saiteninstruments, ist unser Sattel (II. 85), aus demselben Grunde, weil er die Last der Saiten trägt; eine Baßsaite heißt Schahrud oder Bum (auch im Deutschen die Bumme (Ferh. Sch. II. 118). Scheipur, eine Art von Schlachttrompete (Burh. kat. 544). Dschenter, ein indisches Musikinstrument (Siebenm. II. 10). Barbud, das Barbyton, nach der Angabe der Perser so genannt von Barbud, dem berühmten Tonkünstler aus der Zeit von Chosrew Perwis; sein Nebenbuhler hieß Nigisar. Bamschad, ebenfalls ein Nebenbuhler Barbud's (I. 153). Serkeb, ein anderer (III. 93), so auch Selat (Ferh. Sch. II. 55). Der Erfinder des Tscheng Irem (Hiram. I. 77). Sänger und Tonkünstler heißen insgemein Rehgui, Seraiende (Schreyende), Chuniager, Choschnüwas, Rudsas, Ramischger, Choschengüscht, d. i. Schönsingerer (Siebenm. II. 88), Taschtger (IV. 10). Ein Tonsetzer Chanide (Burh. kat. 336), ein Taktschlager Destekken (derselbe 367), das Taktschlagen heißt Chunbek (Siebenm. II. 115). Die Saiten stimmen Sela (Ferh. Sch. II. 53), aufziehen Schedd (Burh. kat. 524), ein Griff in die Saiten Girift, einhalten im Ton (sotto voce) heißt Furudascht (Ferh. Sch. 215). Den Takt mit den Händen schlagen heißt Schakk (Burh. kat. 529). Von Furudascht ist zu unterscheiden Furudest, d. i. der im Takte einstimmige Gesang mehrerer Sänger (Burh. kat. 596). Scherwe, eine besondere Art Gesangs, sonst Schehri (Ferh. Sch. II. 136), Oramen endlich (oremus, oratio), der Gesang der Parsen in ihren Feuertempeln (Siebenm. I. 107). Ein anderer altpersischer Gesang ist Bahar (I. 62), sonst Pehlewi oder Ramendi genannt. (Fortsetzung folgt.)

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXXVI.

Italienische Literatur.

(Auszüge aus der Biblioteca Italiana und der Antologia di Firenze.)

Notizie sulla vita di Dannecker.

Ein nicht uninteressanter, in Briefesform von C. Mayer aus Stetten eingesandter Bericht von den Lebensumständen des berühmten Bildhauers, welcher, da ihm mündliche Mittheilungen Dannecker's selbst (an den Prof. Schwab *) zu Grunde liegen sollen, umständlichere Erwähnung verdient. Johann Heinrich Dannecker wurde den 15. Oktober 1785 zu Stuttgard von dürftigen Aeltern geboren. Sein Vater hatte eine Bedienstung in den herzoglichen Ställen, und der Knabe wuchs heran, ohne den Vortheil einer über den Stand und die Umstände seiner Familie gehenden Erziehung zu genießen. Allein nichts destoweniger regte sich der Drang darstellender Kräfte mächtig in seiner Seele, und ohne Papier bedeckte er Steine und Gemäuer mit seinen — Zeichnungen. Er war dreyzehn Jahre alt geworden, als ein glücklicher Umstand seinem aufkeimenden Genius eine würdigere Stellung zu versprechen schien. Der Herzog Karl von Würtemberg hatte eine Militär-Akademie gestiftet, in welcher auch das Studium bildender Künste einigermaßen betrieben wurde, und schien nicht ungeneigt, den Söhnen seiner Diener einen Platz darin zu gönnen. Er ließ sich sogar herab, dem Vater Danneckers mit Beziehung auf seinen Sohn Einiges darüber zu sagen. Dieser kam voll übler Laune nach Hause, und bezeigte große Abneigung, den Sohn studieren zu lassen. Der Knabe konnte seine Freude nicht zurückhalten, und sagte, er wolle sich noch denselben Tag dem Herzoge selbst vorstellen. Der erzürnte Vater sperrte ihn daher, um sich seiner desto besser zu versichern, in ein Zimmer, dessen Fenster aber durch einen für des Knaben Neigung günstigen Zufall auf die Straße gingen. Mehrere seiner vorbeygehenden Spielgenossen wurden angerufen, ihnen die Verletzung der habeas corpus erzählt, und die jungen Köpfe begeisterten sich dergestalt unter einander, daß Dannecker den gefahrlosen Sprung that, und sich an der Spitze dieses unruhigen Häufleins in das herzogliche Schloß begab, und für sich und seine Kommittenten um Aufnahme in die Militär-Akademie ansuchte. Der Herzog ließ die junge Mannschaft die Musterung durchlaufen, und nachdem er jeden Einzelnen mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte, alle bis auf drey zu seiner Rechten aufstellen. Diese drey, unter welchen sich auch Dannecker befand, der sich schon ausgeschlossen glaubte, waren die Erwählten, und wurden in das Institut aufgenommen. Aber erst im sechzehnten Jahre, wo dieses von der Solitude nach der Stadt

*) Gustav Schwab, der Verfasser der so trefflichen Romanzen?

verlegt wurde, und eine bessere Richtung der Studien Statt hatte, fing unser Dannecker an, bedeutende Fortschritte in der Kunst zu machen, so daß es ihm schon im folgenden Jahre gelingen konnte, in einem öffentlichen Konkurse der Zöglinge durch einen wohl modellirten Milo di Crotona den ersten Preis zu erringen. Die neidsüchtigen Anfeindungen einiger Nebenbuhler vermochten als Veranlassung einer rechtfertigenden kleinen Schrift seines Lehrers Guibal bloß, den jugendlichen Triumph zu erhöhen und zu verallgemeinen. Selbst heut zu Tage ist Dannecker weit entfernt, diese seine erste Arbeit zu verwerfen.

Uebrigens war er lange Zeit gezwungen, seinen Genius undankbaren Arbeiten für die Schlösser des Herzogs zu unterwerfen. Allein in der Hoffnung, Erlaubniß und Unterstützung zu einer Kunstreise zu erhalten, unterzog er sich geduldig den Wünschen seines Fürsten, und fertigte wacker anbefohlene Karyatiden und kleine Statuen.

Gleichzeitig mit Schillern, dem eine innige Freundschaft ihn verband, verließ er im Jahre 1780 die Akademie, und wurde mit der geringen Besoldung von dreyhundert Gulden zum Hofbildhauer ernannt.

Nach drey Jahren war er endlich so glücklich, die ersehnte Bewilligung zu einer Reise nach Paris und einen kärglichen Zuschuß von hundert Gulden (ein für allemal) zu erhalten. So ausgestattet, setzte er sich nach Paris in Bewegung, wo er, zu Fuße angelangt, an einem anderen Zöglinge der Akademie (dem ausgezeichneten Bildhauer Scheffauer) einen Kunst- und Hausgenossen vorfand.

In seiner Gesellschaft und in der Liebe zur Kunst fand er das Geheimniß, allen Entbehrungen Trotz zu bieten, und in der Betrachtung und Ausbeute der edelsten Kunstschätze manchmal selbst die nächsten Bedürfnisse zu vergessen, oder wenigstens — nicht zu vermissen. Dannecker hatte in dem berühmten Pajou zu Paris einen tüchtigen Meister, dessen Angedenken ihm stets theuer geblieben ist, und dem er viel zu verdanken gesteht. Indessen beschäftigte er sich dort mehr mit Studien nach der Natur, als mit Hervorbringung idealer Arbeiten, und konnte bloß das Modell eines sitzenden Merkurs in die Heimat senden. Im Jahre 1785 begaben sich Dannecker und Scheffauer als bescheidene Fußreisende nach Rom, wo der erstere im Anfange sehr zurückgezogen lebte, bald aber die einflußreiche Bekanntschaft mit Canova machte, welcher, ein Altersgenosse, ungefähr um dieselbe Zeit durch das Denkmal Gangancllis Ruhm und Ruf zu erwerben begann. Canova faßte in Kurzem Neigung zu dem neuen Bildhauer, besuchte ihn öfters in seiner Werkstätte, und trug durch mächtig ermunterndes Urtheil zu seinen Erfolgen nicht wenig bey.

Zu Rom führte Dannecker seine ersten ihm von Stuttgard aufgetragenen Arbeiten in Marmor aus, einen Bachus und eine Ceres. Diese höchst gelungenen Arbeiten verschafften ihm die Ehre, zum Mitgliede der Akademien von Bologna und Mayland ernannt zu werden. So kehrte er nicht ohne Ruf im Jahre 1790 in sein Vaterland zurück, wo ihn der Herzog Karl in derselben Akademie, die ihn als Lehrling gesehen hatte, zum Professor der schönen Künste mit einer Besoldung von achthundert Gulden ernannte. Zur selben Zeit, wo seine Existenz gesichert, und ein schönes Band ehelicher Neigung sein Glück als Familienvater gegründet hatte, erschien seine erste Arbeit in der Heimat: das Modell eines über einen Vogel weinenden Mädchens, aus Dankbarkeit einem Beschützer seiner Jugend gewidmet. Nebenbey fand er auch Beschäftigung in verschiedenen Skizzen und Mo-

dessen, welche er auf Befehl des Herzogs fertigte, und unter welchen sich eine Minerva mit den Gesetzestafeln und ein Alexander, dem betrauten Hephästion ein Siegel auf die Lippen drückend, auszeichnen.

Im Jahre 1796 begann er neuerdings in Marmor zu arbeiten, und aus seiner Werkstätte ging vorerst eine Sappho (jetzt im Pallaste Monrepos befindlich) hervor. Weiters (1804) wurde ihm vom damaligen Churfürsten (späterhin Könige) Friedrich ein Werk höherer Bedeutung, eine Bildsäule der trauernden Freundschaft, die sich auf ein Grabmal stützt, für das Grabmal des verstorbenen Grafen von Zeppellin zu Ludwigsburg bestimmt, aufgetragen, und von ihm mit Meisterschaft ausgeführt. Die Komposition dieser Arbeit mag in dem Künstler die erste Idee seiner Ariadne erweckt und entwickelt haben, an welche er sich auch unmittelbar darauf machte. Es scheint, daß das Bewußtseyn seiner Kraft, welche er unter diesen Arbeiten so bedeutend zunehmen sah, seine Thätigkeit mehr als verdoppelt habe; denn von diesem Zeitpunkte datirt sich eine rasch auf einander folgende Reihe vortrefflicher Werke.

Die Büsten des Herzogs Karl Eugen, seiner Gemahlin und des Erzherzogs Karl machten ihm auch als Porträtisten einen großen Ruf. Schon im Jahre 1797, als Schiller mit Göthe in Stuttgard zum Besuche war, hatte Dannecker von seinem Freunde eine Büste in natürlicher Größe verfertigt; allein nach dem Tode des Dichters arbeitete er, von Schmerz und Neigung zu dem Verblichenen gleich ergriffen, eine ähnliche in kolossalem Maße aus, die nicht bloß unter den Werken des Künstlers, sondern auch in den Hervorbringungen der modernen Bildhauerey, einen der ersten Plätze einnimmt. Dannecker konnte sich nie entschließen, diese Büste in fremde Hände wandern zu lassen, und es existiren bloß einige Kopien in Gyps und Marmor davon. Eine derselben ziert die Büchersammlung der Universität zu Göttingen, eine andere wurde für den jetzigen König von Baiern gefertigt, der sich auch im Besitze der Büsten Glucks und Friedrich des Sieghaften (?) befindet. Der Ruf dieser Arbeiten verschaffte dem Künstler (1808) einen ehrenvollen Ruf nach München, welchen er aber, aus Vaterlandsliebe, ablehnte, und dadurch einige Entschädigung von Seiten der landesfürstlichen Regierung hervorrief. Im Jahre 1809 schritt er zur Ausführung seiner Ariadne als Verlobte des Bacchus auf dem Panther sitzend in Marmor. Dieses Meisterstück wurde erst im Jahre 1816 beendigt, und kam in die Hände seines jetzigen Besitzers, des Herrn von Bethmann in Frankfurt, der es auf eine des Werkes würdige Weise aufgestellt hat. Im Jahre 1809 fertigte er auch das Modell der beyden Nymphen, welche, von einem anderen Künstler in Stein ausgeführt, die königlichen Gärten zieren. 1814 beendigte er für den König Friedrich das herrliche, im königlichen Pallaste zu Stuttgard bewunderte Werk: Amor die Schärfe eines Pfeiles prüfend. Der englische General Murray wünschte eine Kopie in Marmor davon zu haben; allein Dannecker bot ihm anstatt derselben ein Gegenstück an, und so entstand jene gefeyerte Psyche, welche er späterhin für den König von Würtemberg wiederholen mußte. Zu den Büsten zurückkehrend, bemerke ich, daß man zwey vom König Friedrich, eine Lavater darstellend, die mir in dem Museum zu Zürich zu Gesichte gekommen, und welche man jener schillerischen an die Seite setzen darf,

zwey vom Großherzog und der Großherzogin von Baden, und endlich eine von dem Prinzen Paul von Würtemberg zu den gelungensten zählt. Allein mit ganz besonderer Liebe führte er eine Büste der verewigten Königin Katharine, und das Gegenstück, den jetzt regierenden König Wilhelm aus. Nicht minder bewunderungswürdig werden die Brust= oder vielmehr Halbbilder des russischen Generals Benkendorf und dessen verstorbener Gemahlin ausfallen, welche als Gruppe ihrer Aufstellung in dem von dem königlichen Architekten Salucci in der Umgebung Stuttgards zu erbauenden Grabmal (in Form eines antiken Tempels) entgegensehen.

Von der schönen trauernden Figur, dem Grabmale des Herzogs von Oldenburg bestimmt, von dem erhabenen Christusbilde, hat der Verfasser jenes Schreibens über Dannecker schon früher an einem anderen Orte gesprochen.

Auf solche Weise fährt der 68jährige Künstler mit unerschöpfter Kraft und jugendlichem Feuer zu wirken fort. Einfach in den Entwürfen wie in der Ausführung, die Spur eines richtigen Gefühles fleißiger als die Bahn einer regellosen Phantasie verfolgend, voll Wahrheit, Natur und Lebendigkeit, darf man seinen Genius, welchen er an dem Studium der Alten herangebildet, mit Recht einen antiken preisen, und findet mit Bewunderung, daß der in seiner Wohnung befindliche wirkliche Antikensaal die nachbarliche Werkstätte des Künstlers keineswegs herabsetzt.

Die Biederkeit seines Charakters macht ihn allen seinen Umgebungen theuer, und das schöne Verhältniß seines Lebens stellt sich uns ganz durch ein Wort Canova's dar, welcher ihm mit einem traurigen Lächeln »den Ueberseligen« zu nennen pflegte.

So hat sich Dannecker gleich Canova und Thorwaldsen aus niederem Stande zu der Ehre emporgehoben, durch den Glanz seines Namens sein Vaterland zu verherrlichen. So haben diese drey Sterne der modernen Skulptur in den ersten Jahren ihrer Laufbahn gegen das widrige Schicksal anzukämpfen gehabt, um desto geläuterter und ruhmvoller daraus hervorzugehen. Welch schöner Triumph der moralischen Kraft im Menschen über äußere Verhältnisse und Hindernisse.

Goethe, e i romantici italiani.

Unter dieser Aufschrift erscheint hier ein Auszug aus dem, was Göthe in seinen der Kunst und dem Alterthume geweihten, aber Wissenschaft und schöne Künste nicht gänzlich ausschließenden Blättern geist= und gehaltreich über das Verständniß und Verhältniß der Romantik auf italienischem Boden mittheilt. Für den Deutschen in so fern erfreulich und interessant, als der große Werth daraus hervorgeht, welchen die Enkel Dante's und Petrarca's auf ein Göthisches Wort legen. Ein Beleg dazu ließe sich in der florentinischen Ausgabe der Werke Manzoni's finden, wo man mit Vergnügen das ehrende Urtheil unseres Altmeisters über dessen Carmagnola beygedruckt sieht.

Saggio sulla vita e sulle opere d'Antonio Canova, scritto da Giov. Rosini. Pisa, Capurro, 1825. In-8. Fig.

Dieser ziemlich gelungene Versuch einer Lebensbeschreibung Canova's zeichnet sich durch das Bestreben aus, den Künstler aus dem Menschen zu erklären, und den Leser über das herrliche Gemüth und die treusinnige Biederkeit des großen Bildhauers nicht in Ungewißheit zu lassen.

So wird mit Schonung wahrscheinlich noch bestehender Verhältnisse auf die Ursache hingedeutet, welche die beschlossene und von den Umständen begünstigte, von den beyderseitigen Verwandten beförderte eheliche Verbindung mit der Tochter Volpato's (der von Canova heißgeliebten) ruckgängig machte, und wo Canova nach der großartigsten Entsagung das Wort Michel Angelo's zum Wahlspruche seines Lebens gemacht zu haben scheint, »daß der größten Künstler Braut bloß die Kunst seyn dürfte.«

Daß jener Entsagung die zartsinnigsten Rücksichten, und nicht Gleichgültigkeit gegen das Geschlecht unterzulegen sey, beweise die Versuchung, der Canova in reiferem Alter bald unterlegen wäre. »Ein mildes Gemüth, ein sanftes Benehmen, ein Paar wunderschöne Augen und die einschmeichelndste Gabe der Rede waren die Waffen, welche Canova's empfängliches Herz verwundeten, empfänglich in solcher Ausdehnung, daß Canova selbst (vielleicht scherzend) gesteht, daß er schon als ein dreyjähriges Kind die Gewalt der Sympathie empfunden habe. Cicognara sagt, daß bloß die Besorgniß, in jener neuen Verbindung ein Hinderniß seiner Liebe zur Kunst zu finden, ihn abgehalten habe. Andere berichten, daß das Opfer einfacheren und rührenderen Beweggründen zuzuschreiben sey.« Diese letztere Meinung stimmt auch vollkommen mit der Wahrheit überein. Denn das geliebte Mädchen, welche der Künstler in Pisa kennen gelernt hatte, war schon einem spanischen General versprochen, und die Entsagung war bloß die reine Erfüllung einer für den Meister schwer zu übenden Pflicht. Ob ihm diese Entsagung viel gekostet haben mag, kann man aus der zärtlichen Bewunderung schließen, mit welcher er auch viele Jahre nachher von der schönen Minette (der Baronin d'Avvendaris) zu sprechen pflegte.

Dann berührt der Verfasser den Zartsinn Canova's und seinen thätigen Eifer in der Freundschaft, und ergreift diese Gelegenheit, das Andenken des gefeyerten italischen Künstlers gegen Anfechtungen, aus der Fremde herkommend, mit Wärme zu vertheidigen. Schließlich unterzieht er sich noch der großen Aufgabe, den verschiedenen Charakter mancher Werke desselben in den Begebenheiten zu suchen und zu deuten, welche ihn bald der ihm eigenen griechischen Heiterkeit genießen ließen, bald das Gemüth des Verkannten und oft Gemißbrauchten zu mehr römischem Ernste hinneigten.

Operette varie del conte Lorenzo Magalotti, aggiuntevi le lettere sui bucheri. Milano, Silvestri, 1825. In-12.

Durch die Herausgabe dieser vermischten Schriften eines so geistreichen und beredten Polyhistors, wie Graf Magalotti, hat der Buchhändler Silvestri der gelehrten Welt einen nicht mindern Dienst geleistet, als durch die dem Büchlein angehängten, nach einer im Besitze des Grafen Arese befindlichen Handschrift zum ersten Male hier abgedruckten Briefe desselben. Magalotti, der die Lehren Galilei's noch aus dem Munde seiner Schüler empfangen mochte, ist als ein in Sprachen und Wissenschaften weit bewanderter, an den Fortschritten des menschlichen Geistes, wo sich dieselben auch immer ergaben, eifrig theilnehmender, und sie durch mündlichen und schriftlichen Verkehr emsig verbreitender Mann bekannt. Besonders suchte er die Lust und Belehrung, welche er selbst in seinen Reisen

gefunden hatte *), durch Berichte, Auszüge und Briefe nach allen Seiten hin zu verbreiten, und war der ethnographische Schriftsteller seiner Zeit in Italien. In dieser Beziehung kann auch die Lesung des vorliegenden Werkes für die Sitte der Zeit dem Historiker manchen bedeutenden Wink abgeben.

Poesie anacreontiche di Pasquale Negri. Venezia, Contarini. 1825. *In*-12.

Abermals ein poetischer Versuch, bey welchem sich die Redaktoren der Antologia mit der Hoffnung trösten, daß die große Jugend des Verfassers demselben Zeit und Muße genug vergönne, durch Belehrung, Studium, Leitung und Läuterung des ihm etwa inwohnenden poetischen Geistes in fernerer Zukunft etwas Vollendeteres zu liefern.

Ueberhaupt thäte in der heutigen italienischen Poesie eine gewisse kritische Strenge noth, um dem Reitzungsmittel der wohlklingendsten Sprache, deren Worte sich unter den Händen des Bearbeiters zu Versen gestalten, zu widerstehen, und die jungen Dichter dieses Landes von der nur zu häufigen Täuschung zu bewahren, die gegebene üppige Form der Sprache für ein Ergebniß ihres Talents zu nehmen.

Osservazioni critiche sulla storia di Carlo Botta. Fiesole, poligrafia Ingherami, 1825. *In*-8.

Diese kritischen Bemerkungen über Botta's vielgelesene Geschichte von Italien verdankt man den vereinten Arbeiten zweyer, in der Zeitgeschichte selbst einen Platz ausfüllender Männer, des Marquis Lucchesini nämlich und des Grafen Paradisi. Letzterer rügt und berichtigt einige Ausdrücke Botta's, welche auf sein Benehmen zur Zeit der verschollenen cisalpinischen Republik einen üblen Schein werfen; der erstere theilt Bemerkungen ausgedehnterer Natur mit, über den Rückzug der Preußen aus der Champagne, ein Ersuchen des französischen Konsuls nach der Schlacht von Marengo an den preußischen Hof, die Rolle eines Friedensvermittlers zu übernehmen, einen vermeinten Antrag dieses letzteren, Ermunterungen an den Konsul in sich schließend, in seiner Person eine monarchische Dynastie einzuführen, und die Sendung des preußischen Abgesandten an den damaligen französischen Kaiser, als er im Begriffe war, sich eigenmächtig und vertragswidrig die eiserne Krone auf das Haupt zu setzen.

I. *Prose e versi d'Ilario Cesarotti. Milano, Silvestri. In*-12.

II. *Dizionario ortologico della Lingua italiana di Lorenzo Nesi. Milano, Gigler. Pavia, Bizzoni,* 1825. *In*-8.

In allen Sprachen wird das Bedürfniß und der Werth einer reinen, dem Charakter und der Natur derselben gemäßen Aussprache lebhaft gefühlt. Aber in jener wohllautenden Tochter Latiums, welche, in 24 Dialekte und Unterdialekte gespalten, bloß in dem Munde des Hetruriers und Römers mit Recht die melodische genannt werden darf, ist es doppelt nöthig, auf eine scharfe Theorie der Aussprache zurückzu-

*) Er war z. B. der Gesellschafter des Cosimo II. auf seinen Reisen, welche vor einiger Zeit in englischer Uebersetzung zu London erschienen sind.

kommen, weil nur diese den Bewohnern des größeren Theils von Italien das Mittel an die Hand gibt, die allgemeine Schriftsprache durch eine fehlerhafte, übellautende und unverständliche Weise nicht zu entstellen. Ein prosaischer Aufsatz in Nr. I. und das orthoepische Wörterbuch Nr. II. sollen dieser Noth Ober- und Unter-Italiens mit beysteuernd abhelfen. Nr. II. sondert sich in zwey Theile ab, in eine theoretische Anweisung zur Orthoëpie und in ein Wörterbuch, welches bey jedem Worte die angehängte Pronunciation enthält. Da der Verfasser ein geborner Toskaner ist, so macht die Anthologie diesen Umstand als eine Empfehlung des Werkes geltend.

Nuova scelta di rime piacevoli d' un Lombardo. Milano, Silvestri, 1824. *In*-12.

Diese epigrammatischen Gedichte genießen der Ehre, unter einigen Beschränkungen mit denen Martials verglichen zu werden. Möge nun der Abstand zwischen dem modernen Lombarden und dem antiken Arragonier auch weit größer, als die Nachsicht der Beurtheiler es aussprechen will, seyn, so erregen doch zwey mitgetheilte kleine Gedichte, durch ihre Feinheit und ihren Witz ein höchst günstiges Vorurtheil für den Verfasser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Rücksichtlich der S. 40 des Anzeigeblattes zum 35. Bande erwähnten Jankowichischen Sammlung muß berichtigend bemerkt werden, daß dieselbe noch das Eigenthum ihres bisherigen Besitzers ist.

Bemerkungen zu einem Aufsatze im XXV. Bande der Jahrbücher.

In dem Anzeigeblatt der Jahrbücher, Band XXV, befindet sich ein kurzer Aufsatz: »Ueber die Verwandtschaften der lappländischen mit der ungrischen Sprache.« Dem Verfasser dieses, der sich seit mehreren Jahren mit der Aufhellung dieses Gegenstandes beschäftigt, und Einiges darüber auch schon bekannt gemacht hat, fiel in demselben besonders folgende Stelle auf: »Da alle Völker finnischen Stammes durch innige Berührung wechselsweise unter sich aus ihren Sprachen bald mehr bald weniger Wörter aufgenommen haben; so ist es kein Wunder, daß in die lappländische Sprache sich viele ungrische einschleichen mußten, woraus aber nur dieß folgt, daß die Ungern und Lappen Brüder eines Hauptstammes (des finnischen) sind, aber keineswegs, daß die Lappen zu dem Zweige der ungrischen Finnen, und insbesondere zu den Onoguren, die später Uguren, Uiguren und Ungern hießen, gehören, von welchen noch heut zu Tage unbezweifelte Nachkömmlinge in einem der asiatisch-russischen Gebiete (?) vorhanden sind, deren Sprache (wenige Veränderungen ausgenommen) der heutigen ungrischen völlig gleich kommt.

Der Verfasser jenes Aufsatzes nimmt die in neueren Zeiten so viel besprochene Meinung, »daß die Ungern und Lappen Brüder eines Hauptstammes (des finnischen) sind,« als wahr und ausgemacht an. Wie viel Wahres, wie viel Irriges in dieser Behaup-

kung liege, ist schon von Vielen gezeigt worden; wir wollen nur Folgendes darüber bemerken. Bey der Erforschung des Ursprungs und der Verwandtschaft der Nationen ist es nicht hinlänglich, ihre Sprache allein zu untersuchen; es ist vielmehr nothwendig, auch ihre Sitten, Gebräuche, Gesetze, Religion, Körperbau und viele andere Umstände zu berücksichtigen. Wenn wir aber alles, was sich in dieser Hinsicht aus der Geschichte nachweisen läßt, zusammenstellen und prüfen (was schon mehrere vaterländische Geschichtschreiber gethan haben, und hier nicht ausführlich angeführt werden darf); so hat die finnische Verwandtschaft der Magyaren, die Sprachähnlichkeit ausgenommen, gar nichts mehr für sich. Wir finden die alten Magyaren mehr verwandt und in Verbindung mit den östlichen, als nordwestlichen Völkern Mittelasiens, ob sie sich gleich auch gegen Norden und Westen ausbreiteten, und Nachbarn einiger finnischen Nationen wurden. Ihre ältesten Spuren finden wir im sechsten und zu Anfang des siebenten Jahrhunderts in der leider zu dunkeln Geschichte der Chazaren, mit welchen sie in der engsten Verbindung standen. Wir finden sie in der Folge in Verbindung mit den Avaren, Hunnen, Kumanern oder Kunen, Tataren und Russen. Dieß ist das allgemeine Zeugniß aller älteren und neueren Geschichtschreiber, die weder von einer finnischen Vermischung, noch weniger von einer Verwandtschaft der Magyaren mit Finnen und Lappen etwas wissen. Von dieser ist nun seit Rudbeck und Sainovits die Rede, welche zuerst eine Verwandtschaft zwischen der lappländischen und magyarischen Sprache entdeckt zu haben glaubten. So hätte also jene Behauptung, »daß die Ungern und Lappen Brüder eines Hauptstammes (des finnischen) sind,« bloß den Grund für sich, weil ihre Sprachen viel Aehnliches mit einander haben. Aber auch dieser ist schwankend.

Daß in den finnischen Sprachen manche ungrische Wörter zu finden sind, kann wohl nicht geläugnet werden; aber hieraus folgt nicht, daß die Magyaren und Lappländer Brüder eines Hauptstammes sind, sondern bloß, daß sie in eine nähere Berührung mit einander kamen. So könnten wir sagen, daß alle gothischen, keltischen, gallischen, germanischen Völker Brüder eines Hauptstammes mit den Römern gewesen wären, weil sich in den Sprachen dieser Nationen vieles aus der Sprache der Römer vorfindet. Es folgt hieraus nicht einmal eine Verwandtschaft dieser Sprachen. Wie viele Wörter z. B. hat die magyarische Sprache aus der slawischen, aus der deutschen, und doch wird es niemanden einfallen, diese Sprachen, viel weniger die Nationen, für verwandt zu halten. Es kommt hierbey nicht auf einzelne Wörter, sondern auf den Geist und inneren Charakter, auf den grammatischen Bau der Sprache an. Und von dieser Seite betrachtet hat die magyarische Sprache mehr Verwandtschaft mit den ost-asiatischen oder auch semitischen. Die finnischen und lappländischen Sprachen scheinen mehr Zweige der vermischten deutschen und slawischen Stämme zu seyn. Woher also, wird man fragen, das Magyarische in den finnischen Sprachen? Das läßt sich aus der Geschichte sehr wohl lösen. Sie berichtet, daß, nachdem die südlichen Züge der vereinigten Chazaren und Magyaren in das byzantinische Gebiet unglücklich ausgefallen sind, haben sich die Magyaren entweder aus bloßer Raubgierde, oder von anderen ost-asiatischen Völkern gedrückt, gegen Norden und Westen von Asien und Europa gewendet. Dieß geschah ohngefähr zu Anfang des achten Jahrhunderts, und diese Züge dauerten so lange, bis sie sich in den gegenwärtigen europäischen Sitzen niederließen. Auf diesen Zügen kamen sie in Berührung mit

Finnen, Russen und anderen nordischen Völkern, woraus dann auch die Vermischung der slawischen und finnischen Sprachen mit der magyarischen natürlich folgte. So wären also die Magyaren spätere Bekannte und Nachbarn der Finnen, nicht aber Brüder; denn mit eben dem Rechte könnten wir auch die Russen und Magyaren als Zweige eines und desselben Hauptstammes betrachten, was aber noch kein Geschichtschreiber gethan hat. Uebrigens ist es aus Herrn Klaproth's Asia polyglotta selbst, auf welche sich der Herr Verfasser jenes Aufsatzes beruft, ersichtlich, wie sehr die Aehnlichkeit der mittel=asiatischen Sprachen in einzelnen Wörtern ausgebreitet sey, selbst unter den Sprachen jener Nationen, die er zu ganz anderen und verschiedenen Hauptstämmen rechnet, und wie es deßhalb unsicher sey, und oft den übrigen geschichtlichen Nachrichten widersprechend, wenn man aus der Sprachähnlichkeit auf Verwandtschaften der Nationen schließen wollte. Warum finden sich in den tatarischen Dialekten und in der türkischen Sprache ebenfalls viele magyarische Wörter?

Aber was in dieser Sache von größter Wichtigkeit ist, und was die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher besonders auf sich ziehen, und sie klug und vorsichtig machen sollte, ist der Umstand, daß die Eintheilung und Klassifizirung der außerordentlich vielen Nationen Mittelasiens, die Bestimmung der Stämme und der von diesen entsprossenen Zweige, bey allen Geographen und Ethnographen dieses Erdtheils viel Willkürliches und Ungewisses hat; ja, daß es fast unmöglich ist, die Abgränzungen einzelner Völkerschaften genau anzugeben, wegen der großen und mannigfaltigen Vermischung derselben mit einander. Davon haben wir Beweise in Klaproth's Asia polyglotta, in seiner Reise in den Kaukasus und in anderen seiner Schriften. In einer kurzen Abhandlung über die Chazaren, welche im funfzehnten Hefte des Journal asiatique redigirt von Chézy und andern, Paris 1823, abgedruckt ist, behauptet Klaproth, daß die Chazaren auch zu dem Stamme der östlichen Finnen gehörten, da er sie doch vorher zum türkischen Stamme rechnete, aber diese Behauptung deßwegen aufgab, weil Sarkel, eine Stadt der Chazaren, in der wogulischen Sprache eine weiße Wohnung bedeutet, die Wogulen aber wären vom Stamme der östlichen Finnen. Ist dieß wohl ein hinlänglicher Grund? Hat Klaproth hinlängliche Gründe dafür, daß die Wogulen ein Zweig der östlichen Finnen sind? Ferner, er unterscheidet in seiner Reise in den Kaukasus die Tataren von gewissen kaukasischen Völkerschaften, namentlich von den Abassen, Lesghiern rc., aber er zählt sie wieder in andern Stellen zu den Tataren. Er nennt die Karatsai einen tatarischen Zweig, aber auch einen abassischen; die Kumüken nennt er einen lesghischen Zweig, aber wieder auch einen tatarischen. Darum ist die Gränzbestimmung zwischen tatarischen, finnischen und anderen kaukasischen Völkerstämmen sehr ungewiß. Vielleicht könnte man die Wogulen, Ostiaken u. a. so gut zu dem tatarischen als zum finnischen Stamme rechnen. Ueberhaupt aber muß man bemerken, daß, was insbesondere die Abkunft der Magyaren anbelangt, die neueren ausländischen Geschichtschreiber noch nicht tief genug in diesen Gegenstand eingedrungen sind, daß sie aus bloßer Sprachähnlichkeit zu viel folgerten, daß sie größtentheils keine hinlängliche Kenntniß der magyarischen Sprache besaßen, daß sie auf die Untersuchung und Vergleichung der Lebensart, der Sitten, Gebräuche u. s. w. fast keine Rücksicht nahmen, daß sie endlich dasjenige, was unsere älteren einheimischen Geschichtschreiber darüber sagen, wenig beachteten, daß man

demnach in ihre Angaben, die den älteren so entgegengesetzt sind, ein billiges Mißtrauen setzen müsse.

Endlich lesen wir in jener Stelle Folgendes: »Von den Onoguren, die später Uguren, Uiguren und Ungern hießen, sind noch heut zu Tage unbezweifelte Nachkömmlinge in einem der russisch-asiatischen Gebiete vorhanden, deren Sprache, wenige Veränderungen ausgenommen) der heutigen ungrischen völlig gleich kommt.«

Die Benennung Onogur, Ugur, Uigur scheint ein alter allgemeiner Name der kaukasischen Bewohner, so wie der der Scythen, gewesen zu seyn, wenigstens gehörte er gewiß nicht ausschließend den Magyaren zu. Denn was wir in den Nachrichten der älteren und neueren Schriftsteller (z. B. selbst in Klaproth's Reise in den Kaukasus) von den Oiguren als einer schon ziemlich kultivirten ost-asiatischen Nation lesen, scheint auf die asiatischen Magyaren nicht anwendbar zu seyn. Es ist also nicht sicher, die Oiguren und die alten Magyaren für eine und dieselbe Nation zu halten. Und welches ist denn das Gebiet des russischen Asiens, in welchem die Abkömmlinge jener Oiguren oder Magyaren jetzt wohnen, und deren Sprache der heutigen ungrischen völlig gleich kömmt? Dieß ist wohl noch jetzt unentschieden, und wird unentschieden bleiben, so lange, bis nicht eine Expedition von Sachkundigen, wie sie Verfasser dieses in seiner »Denkschrift an die ungrische Nation,« Preßburg 1822, vorgeschlagen hat, zu Stande kommt. Sollen diese Abkömmlinge etwa die Abassen am Kaukasus seyn, welche behaupten, sie hätten vorher bey Kuma gewohnt, und ihre Hauptstadt wäre Madzsar gewesen, und in deren Sprache wirklich viel Magyarisches, nicht bloß in einzelnen Wörtern, sondern im inneren Bau derselben zu finden ist? Oder sind es die Baschkiren? die Ogurzen am kaspischen Meere? die Kabardiner überhaupt? die Wogulen? die Nogayer? die Ostiaken? rc., in deren aller Sprache ebenfalls viel Ungrisches vorkommt? Nach der Etymologie des Herrn Verfassers jenes Aufsatzes sollten die Ogurzen die Nachkommen der alten Onoguren und Oiguren seyn, also der Magyaren; aber bey den anderen genannten Nationen findet man fast noch mehr Spuren magyarischer Sitten und Sprache, als bey diesen. Nach andern Nachrichten, welche das ungrische Journal: Tudományos Gyüjtemény, Jahrg. 1812, enthält, sollen sich besonders unter den Baschkiren mehrere magyarische Familien zerstreut vorfinden. Alle diese Angaben und Nachrichten sind unbestimmt und unsicher. Unstreitig sind die Ueberbleibsel der Magyaren in Asien, weder unter diesen Namen, noch als eine Nation mehr vorhanden. Auch was die Sprache anbelangt, so würden wir die jetzige magyarische, größtentheils in Europa gebildete Sprache, in Asien schwerlich mehr finden, und müssen demnach das alte Assatisch-Magyarische von dem Neuern wohl zu unterscheiden wissen. Es scheint demnach weder die Sprach- noch die Nationalverwandtschaft der Magyaren mit Finnen und Lappen so erwiesen und ausgemacht wahr zu seyn, wie sie der Verfasser jenes Aufsatzes annimmt.

Daniel Kanka,
Prof. der Dogmatik an dem prot. theol. Seminar in Wien.

Register

des

drey und dreyßigsten bis sechs und dreyßigsten Bandes.

A.

Aas, ein Dorf von Fars, XXXVI. 281.
Abi Taberistan, die Quelle, XXXVI. 277.
Abraxasidol, das, XXXIII. 111.
Achaia in Griechenland, XXXIV. 79.
Acheron, der Fluß, XXXIV. 81. 87.
Achilles, Grabmal, XXXIII. 133.
Adalia, eine Stadt in Kleinasien, XXXIII. 121.
Adramytos, das alte, in Klein-Asien, XXXIII. 130.
Adrastea, die Quelle, XXXIV. 73.
Aeginium, das alte, XXXIV. 92.
Aegisthus Grab, XXXIV. 73.
Aegypten, XXXIII. 111.
Aegyptische Götterbilder, ihre Farbe, XXXIII. 111.
Aegyptische Kunst, XXXVI. 177.
Aesthetik, Lehrbuch derselben, von G. A. Bürger, XXXVI. 191.
Aganippe, die Quelle, XXXIV. 58.
Aiwalli in Kleinasien, XXXIII. 130.
Akademie der bildenden Künste, die, in Wien, nimmt ihren Anfang, XXXVI. 102.
Akarnanien, das alte, XXXIV. 84.
Akidalia, in Böotien, XXXIV. 54.
Akri, die Bevölkerung dieser Stadt, XXXIII. 118. Andere Merkwürdigkeiten der Stadt, XXXIII. 119.
Akroceraunien, das alte, XXXIX. 91.
Akrokorinth, einer der festesten Punkte von Griechenland, XXXIV. 70.
Akropolis in Kleinasien, XXXIII. 129. — XXXIV. 60.
Akschehr's Merkwürdigkeiten, XXXIII. 124.
Aktäon's Grab, XXXIV. 54.
Alachis, Herzog von Trident, XXXVI. 150.
Alaie, in Kleinasien, XXXIII. 121.
Albaneser, die, ihre Abstammung, XXXIV. 82. — Ueberblick ihrer Geschichte, XXXIV. 115.
Albanien, XXXIV. 80. — Albaniens Umfang und Hauptstämme, XXXIV. 129.
Albanopolis, das alte, XXXIV. 96.
Albrecht I., gegen ihn empören sich die Wiener, XXXVI. 82. — Dessen Tod, XXXVI. 84.
Albrecht der Lahme, XXXVI. 84, 85.
Albrecht III., mit dem Zopfe, XXXVI. 86, 87.
Albrecht V., XXXVI. 88 ff.
Alboin, der Longobarde, XXXIII. 210.
Alexandria's Bewohner, XXXIII. 113.
Alexandria Troas, die Ruinen, XXXIII. 135.
Ali pascha's Pallast zu Janina, XXXIV. 89.
Alkinoos, des, Pallast, XXXVI. 180.
Alpheos, der Fluß in Elis, XXXIV. 78.
Altmann, Bischof zu Passau, XXXV. 119.
Alyattes Grab, XXXIII. 128.
Amadis, die Romane von, XXXIII. 16.
Amadis von Griechenland, der Roman, XXXIII. 41.
Amalthea, die Zeitschrift, XXXVI. 181.
Ambrasser-Sammlung, deren Reichthum an Monumenten Maximilians, XXXIV. 34.
Ambrosius, der heilige, XXXIV. 148.
American Common Law, XXXIII. 90.
Amphilochien, das alte, XXXIV. 85.
Amphipolis, das alte, XXXIV. 44.
Amyklä, die Ruinen von, XXXIV. 76.
Anaktoriums Ruinen, XXXIV. 85.
Anatoliko in Griechenland, XXXIV. 84.
Anchesmos, der Berg, XXXIV. 59.
Anschütz, der Hofschauspieler, XXXIV. 227.
Antara, die Erzählung, XXXIII. 1.
Antiochien, XXXIII. 119.
Antoninische Itinerar, das, XXXVI. 149, 153.
Antoninische Reisebuch, das, XXXIII. 220.
Antonius, Nic., Bibl. vet. Hisp., XXXIII. 20, 22, 41, 50, 57, 61.
Apamea, die Stadt in Kleinasien, XXXIII. 125.
Apollinarische Legion, die, XXXIII. 211.
Apollonia, in Griechenland, XXXIV. 95.
Apsus, der Fluß, XXXIV. 90.
Aquileja, die Straße von, XXXIII. 223, 224 ff.
Arachtus, die Quelle, XXXIV. 85.
Ara Dianä, die, XXXVI. 139.
Aran, die Landschaft, XXXVI. 278.
Archipel, die Inseln desselben, XXXIV. 109.
Ardschisch, der höchste Berg von Kleinasien, XXXIII. 124.

Arebane, das musikalische Instrument, XXXVI. 291.
Arelapes Römersteine, XXXIII. 225.
Arghul, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Argos, in Griechenland, XXXIV. 71.
Argos Amphilochicum, das alte, XXXIV 85.
Aribo, der Biograph, XXXVI. 143.
Ariosto, der italienische Dichter, XXXIII. 30. — Dessen rasender Roland, XXXVI. 245.
Aristides Rede für Leptines, XXXIV. 153.
Aristoteles, XXXVI. 239, 240, 241, 243. — XXXV. 283.
Arkadien, in Griechenland, XXXIV. 74.
Armyros, der Distrikt in Thessalien, XXXIV. 48.
Arnauten, die, Ueberblick ihrer Geschichte, XXXIV. 115.
Aroaneos, der Fluß, XXXIV. 76.
Arta, eine Stadt in Epirus, XXXIV. 85.
Artatus, der Fluß, XXXIV. 95.
Aserbad, der persische Weise, XXXVI. 256.
Aserbeidschan, in Persien, XXXVI. 278.
Asnaus, der Berg, XXXIV. 91
Asopus, der Fluß in Böotia, XXXIV. 54.
Aspern, die Schlacht daselbst, XXXVI. 107.
Athamanien, XXXIV. 85.
Athen's Monumente, XXXIV. 61.
Atrakia, das alte, XXXIV. 47.
Attalus, der Markomannen Fürst, XXXV. 103.
Attila, XXXV. 108, 110, 111.
Aubert, Wilhelm, der Schriftsteller, XXXIII. 58.
Auge, das, der Liebe, Lustspiel von Immermann, XXXV. 61.
Augustus goldene Meilensäule, XXXIII. 220.
Aurelian, XXXV. 104.
Aventin, XXXVI. 222.
Awlona's Bevölkerung, XXXIV. 95.
Ayala, Lopez de, der Schriftsteller, XXXIII. 23.

B.

Baalbek's Sonnentempel, XXXIII. 116.
Bäckenauflauf in Wien, der, XXXVI. 106.
Bahar, ein altpersischer Gesang, XXXVI. 292.
Bairamidsch, in Kleinasien, XXXIII. 130.
Bairut, die Zahl der Einwohner dieser Stadt, XXXIII. 120.
Barbier du Bocage, der französische Geograph, XXXIII. 99.
Barbud, Kapellmeister von Chosrew Perwis, XXXVI. 288.
Barbud, ein persisches Musikinstrument, XXXVI. 292.
Baumkircher, Andreas, rettet den K. Friedrich vor Gefangenschaft, XXXVI. 91, 93.
Bayle, der Gelehrte, XXXV. A. B. 15.
Bedachschan, die Stadt, XXXVI. 269.
Beethoven, der Tonkünstler, XXXV. 170.
Behmeniar, der Weise, XXXVI. 257.
Beilkan, die Stadt, XXXVI. 278.
Belus, der babylonische Götze, XXXV. 94.
Beneke, Fr. Ed., dessen Beyträge zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde, XXXIII. 143, 180. — Dessen Skizzen zur Naturlehre der Gefühle, XXXIII. 148, 155, 159, 168, 183, 193.
Berat, die Stadt, ihre Bevölkerung, XXXIV. 90, 91, 96.
Berghof, der, in Wien, XXXV. 114.
Bernadotte, in Wien, XXXVI. 106.
Berni, der italienische Dichter, XXXIII. 30.
Berzeviczy: De conditione et indole rusticorum in Hungaria, XXXV. 76.
Beschreibende Gedichte, über, XXXVI. 234.
Bethsaida, XXXIII. 118.
Betlehem, die Zahl der Einwohner dieser Stadt, XXXIII. 117.
á Betsi Képek Kronika, XXVIII. A. B. 2.
Bibliotheca italiana, XXXIV. A. B. 36.
Bidpai's Fabeln, XXXV. 131.
Biener, Dr. in Berlin, XXXIII. 290.
Birkei Erdeschir, eine Stadt in Fars, XXXVI. 281.
Birkheimer, der Historiker, XXXIV. 31.
Birmanen, die, ihr Charakter, XXXIII. A. B. 23.
Birmanische Sprache, die, deren Schwierigkeit, sie zu erlernen, XXXIII. A. B 20, 21.
Bistritza, der Fluß, XXXIV. 98.
Blackwood's Edinburgh Magazine, XXXIV. 171.
Blasien-Münster, der St., zu Admont, XXXIII. 207.
Böckh's Pindar, XXXVI. 48.
Boczek, Anton, dessen Werk: Die Pernsteine, XXXVI. 122.
Bodoniza in Thessalien, XXXIV. 51.
Bojadschi, dessen Grammatik des macedonowlachischen Dialekts. XXXIV. 140.
Bojardos Dragontina, XXXIII. 69.
Bojer, die, XXXV. 101.
Bonfin's Gemälde von Wien, XXXVI. 93.
Bonomo, Peter, Bischof zu Triest, XXXIV. 13.
Böotien, XXXIV. 53.
Bossi, Aloys, dessen Schriftenverzeichniß, XXXIV. A. B. 30.

Botta's Geschichte von Italien, Bemerkungen darüber, XXXVI. A. B. 6.
Botzen, die Stadt in Tyrol, XXXVI. 149.
Brandis, Graf, dessen Werk: Tyrol unter Friedrich mit der leeren Tasche, XXXVI. 110.
Brilessos, der Berg, XXXIV. 59.
Brunck, der Gelehrte, XXXVI. 40, 41.
Buchanan, James, Sketches of the history, manners and customs of the North American Indiens, XXXIV. 234.
Buchara, die Stadt, XXXVI. 273.
Buchdruckerkunst, die, in Italien, XXXV. A. B. 7.
Budhaismus, die Lehre des, XXXIII. A. B. 23.
Budik, P. A., dessen Biographie Angelo's Poliziano, XXXV. A. B. 8.
Budrun's Merkwürdigkeiten, XXXIII. 122.
Bulawadin's Ebene, XXXIII. 124.
Bulgaren, die, XXXIV. 140.
Bulle, die goldene, der Stadt Wien, XXXV. 128.
Bürger, der Dichter, XXXV. 264.
Bürger's, G. A., Lehrbuch der Aesthetik. Herausgegeben von K. v. Reinhard, XXXVI. 191.
Burhani kati, XXXV. 132, 139.
Burgmeier, Hans, dessen Holzschnitte zum Triumph Marl. XXXIV. 12, 33.
Buthrotum, die Stadt, XXXIV. 98.
Buttmann, der Gelehrte, XXXVI. 59.
Byblus, das alte, XXXIII. 119.

C.

Cairo's Bevölkerung, XXXIII. 111. — Der Sklavenmarkt daselbst, XXXIII. 112.
Calderon, über, XXXIV. 228 ff.
Calotta, ein Ort im Distrikte von Zagori, XXXIV. 89
Cambray, die Liga von, wider Venedig, XXXIV. 24.
Canisius, XXXIII. 288, 289.
Canova, der Bildhauer, XXXVI. A. B. 2. — Saggio sulla vitas e ulle opere d'Antonio Canova, scritto da Giov. Rosini, XXXVI. A. B. 4.
Carbonari, die Stadt, XXXIV. 88.
Cardenio u. Celinde, Trauerspiel von Immermann, XXXV. 48.
Carnunter, die, XXXV. 91.
Cassiodor, XXXIII. 209.
Castelli's Waise von Genf, XXXIV. 199. — Dessen und Zeitteles Parodie: Der Schicksals-Strumpf, XXXIV. 200.
Castel Rosso in Kleinasien, XXXIII. 121.
Catalogo de' papiri egiziani della biblioteca vaticana, XXXIV. 146.
Catulus, XXXVI. 134.
Cavailha, die Woywodschaft, XXXIV. 96.
Cella, das alte, XXXIII. 134.
Celten, die, XXXV. 93.
Celtenstraßen, die altnorisch-pannonischen, XXXIII. 218.
Celtes, der Gelehrte, XXXIII. 222.
Ceopatras Nadel, der Obelisk, XXXIII. 113.
Cephrenes Pyramide, XXXIII. 111.
Cerigo, die Insel, XXXIV. 101.
Cervantes, dessen Don Quixote, XXXIII. 17, 18, 19, 20, 25, 28, 31, 36, 38, 40, 41, 42, 46, 50, 52, 58, 65, 75.
Cesarotti, Prose e versi, XXXVI. A. B. 6.
Cetium, XXXIII. 220.
Chalke, die Insel, XXXIV. 107.
Chappuys, Gabriel, der Schriftsteller, XXXIII. 66, 67.
Charnei, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Chäronea, das alte, XXXIV. 55.
Chatlan, eine Landschaft Bedachschan's, XXXVI. 269.
Chaweran, ein Distrikt von Chorasan, XXXVI. 276.
Chevaliers Werk über die Ebene von Troja, XXXIII. 99.
Chimara, der Distrikt u. die Stadt, XXXIV. 92.
Choiseul Gouffier, Graf, dessen malerische Reise durch Griechenland, XXXIII. 99, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135. XXXIV. 46.
Chowadschilargir, die Ebene, XXXIV. 44
Christina-Albertinischen Brunnen, die, in den Wiener Vorstädten, XXXVI. 106.
Chrysa, in Kleinasien, XXXIII. 134.
Cithäron, der Berg, XXXIV. 58.
Clarke, Edw. Daniel, Travels in various countries of Europe, Asia and Africa, XXXIII. 97, 130, 131, 132.— XXXIV. 42, 43, 44, 45, 50, 51, 52, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 68, 72, 73, 102, 103, 106, 107, 108.
Claurens Bräutigam qus Mexiko, XXXIV. 207.
Cleontiums Lage, XXXIII. 120.
Cleß, Bernard von, Kardinal-Bischof von Trient, XXXVI. 128.
Coccinius de bellis italicis, XXXIV. 31.
Corbinian, Bischof, XXXVI. 142, 143.
Cryselia de Lidacoli, la, der Roman, XXXIII. 19.
Csausanszky, dessen Extractus synopticus Punctorum et Paragraphorum benigni Urbarii, XXXV. 76.
Csepregianus Koder, der, XXXIII. A. B. 2.
Cuspinian, der Historiograph und Dichter, XXXIII. 222. — XXXIV. 13. — XXXVI. 95.
Cypern, XXXIV. 105.
Cyrill, der Apostel, XXXV. 118.

D.

Dädalos, der Künstler, XXXVI. 183.
Damaskus, XXXIII. 115.
Damiat's Einwohner, XXXIII. 113.
Danakon, der Quell, XXXIV. 57.
Dannecker, der Bildhauer, über dessen Leben, XXXVI. A. B. 1.
Dardanellen, die, XXXIII. 136.
Davisons Schriften, XXXIII. 111.
Dekorationen, über, XXXIV. 229.
Delphi, XXXIV. 51.
Del-vino, das Sandschak von, XXXIV. 97. — Die Stadt, XXXIV. 98.
Demame, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Demendan, eine Stadt Kermans, XXXVI. 282,
Dere, eine Landschaft Bedachschan's, XXXVI. 269.
Diamantenmeer, das, XXXVI. 284.
Diana-Tempel, der zu Ephesus, XXXIV. 61.
Diapora, die Insel, XXXIV. 104.
Dichtungsarten, die, deren Eintheilung, XXXVI. 231.
Didaktische Gedichte, deren Unterabtheilungen, XXXVI. 231.
Dietrich von Bern, XXXIII. 207.
Dileman, die Stadt Gilan's, XXXVI. 278.
Dio Cassius, XXXIII. 218. — XXXV. 103.
Diokletian, XXXIII 208.
Dipauli-Treuheim, Ad. v., Appell. Präsident, dessen Sammlungen für Tyrol, XXXVI. 128.
Dirke, die Quelle, XXXIV. 56.
v. Dobenek, des deutschen Mittelalters Volksglauben, XXXIII. 70.
Dobrowsky, der Gelehrte, XXXIII. 207. — Dessen Abhandlung über die Slaven-Apostel Cyrill und Method, XXXVI. 112.
Dodona's Lage, XXXIV. 88.
Dodwell, Edward, A classical and topographical tour through Greece, XXXIII. 98, 100. — XXXIV. 47, 48, 49, 50, 51, 53, 54, 55, 58, 59, 62, 63, 64, 65, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 102, 103, 104, 105. — XXXVI. 185, 186, 187, 188, 189.
Donaugesellschaft, die, XXXVI. 95.
Doris, in Griechenland, XXXIV. 53.
Doriskos, die Ebene, XXXIV. 44.
Dorylãum, die Lage dieses Ortes, XXXIII. 125.
Dramaturgische Blätter von Ludwig Tieck, XXXIV. 183.
Dramatische Dichtung, über, XXXVI. 236.
Dschaabe, ein musikalisches Instrument, XXXVI. 292.
Dschaaferabad, ein Dorf bey Schiras, XXXVI. 281.
Dscharra, ein Musik-Instrument, XXXVI. 292.
Dschelaleddin, des Dichters, Grabstätte, XXXIII. 124.
Dschenter, ein indisches Musikinstrument, XXXVI. 292.
Dschiladschil, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Dschisa, die Pyramiden von, XXXIII. 111.
Dubois, dessen Werk über Ostindien, XXXIII. A. B. 20.
Ducange hist. de Constantinople, XXXIV. 122, 124.
Dühl, eine Art Leyer, XXXVI. 290.
Dukates in Griechenland, XXXIV. 91.
Dünbek, eine Art Dudelsack, XXXVI. 290.
Dunlop, John, the History of Fiction: being a critical account of the most celebrated works of Fiction. XXXIII. 16.
Durai, das musikalische Instrument, XXXVI. 291.
Durazzo, die Stadt, XXXIV. 97.
Dürrenstein, des Richard Löwenherz, Gefängniß, XXXV. 123.
Dürer, Albrecht, der deutsche Maler, XXXIV. 12.
Duschan's Gesetze, XXXIII. 290.
Dyrrhachium, XXXIV. 97.

E.

Ebert, der Gelehrte, XXXIII. 20, 21, 30, 62.
Echinaden, die, in Griechenland, XXXIV. 102.
Edinburgh Review, XXXIV. 171.
Edremid, die Stadt, in Kleinasien, XXXIII. 130.
Edwin, Trauerspiel von Immermann, XXXV. 20.
Efserisegsi, das musikalische Instrument, XXXVI. 291.
Eichhorn, Ambros, der Gelehrte, XXXIII. 223. XXXVI. 157.
Eisenbuch, das, der Stadt Wien, XXXVI. 84.
Eläa, das alte, in Kleinasien, XXXIII. 130.
Elarsa, die Insel, XXXIV. 104.
Elatea, die Stadt, XXXIV. 52.
Elek, eine Stadt Turkestan's, XXXVI. 274.
Elindschan, ein Distrikt Issahan's, XXXVI. 280.
Elis in Griechenland, XXXIV. 78.
Elmsley: Notes on the Ajax of Sophocles, XXXVI. 41, 46, 49, 54, 65, 70, 72.
El-ud, das Saiteninstrument der Perser, XXXVI. 290.
d'Elvert's Geschichte der Zierotine, XXXVI. 119.
d'Elvert, dessen: Johann der Eiserne, Bischof zu Ollmütz, XXXVI. 125.
Emeran's, St., Legende, XXXIII. 229.
Endekan, die Stadt, XXXVI. 273.
Endlicher, St. F. L., Cronica de gestis Hungarorum, XXXIII. A. B. 1.

Ene in Kleinasien, XXXIII. 134.
Engel, der Gelehrte, XXXVI. 247.
Engels Geschichte des ungrischen Reiches, XXXIII. A. B. 2, 3. — Dessen Monum. Ungr. XXXIII. A. B. 2.
Engelbrecht, Peter, Bischof in der Neustadt, XXXIV. 11.
Ennemoser, Dr.: Ueber die nähere Wechselwirkung des Leibes und der Seele, XXXV. 200.
Ephesus, die Ruinen von, XXXIII. 127.
Epidameus, der pelasgische, XXXIV. 97.
Epidaurus, das alte, XXXIV. 74.
Epigramm, über das, XXXVI. 249.
Epirus, XXXIV. 80, 115.
Epische Dichtung, über, XXXVI. 244.
Erda, der persische Gelehrte, XXXVI. 256.
Erebos, die vier Flüsse des, XXXIV, 87.
Eredschan, die Stadt in Fars, XXXVI. 281.
Erfurdt: Sophoclis Tragoediae, XXXVI. 40.
Eribäus, der Fluß, XXXIV. 90.
Ertischdar, der Fluß, XXXVI. 271.
Erwend, die Gebirgsketten in Irak, XXXVI. 279.
Eschenburg, der Gelehrte, XXXVI. 247.
Esdralon, die Ebene von, XXXIII. 118.
Esplandian, der Roman, XXXIII. 30.
Eßlair, der Schauspieler, XXXIV. 192.
Etzel, König, XXXIII. 208.
Eubäa an der böotischen Küste, XXXIV 104.
Eugen von Savoyen, Prinz, XXXVI. 103.
Eurotas, der Fluß in Lakonien, XXXIV. 76.
Euseb, XXXIV. 146, 147.
Eutropius, XXXIV. 259.

F.

Fabel, von der Aesopischen, XXXVI. 246.
Fabiana, das heutige Wien, XXXV. 98, 105, 112, 113, 115, 116, 118, 119, 121.
Faraan, das Thal, XXXIII. 114.
Fars, der Griechen Persis, XXXVI. 281.
Fauvels Museum in Athen, XXXIV. 65.
Fazakerley, XXXIII. 113, 115.
Ferchar, in Persien, XXXVI. 272.
Ferdinand I., Kaiser, XXXVI. 95.
Ferdinand II., Kaiser, XXXVI. 100.
Ferdinand III., K., XXXVI. 100.
Ferdinandeum, das, XXXVI. 128.
Ferhengi Schuuri, XXXV. 132, 136, 139.
Ferawen, ein Ort in Chorasan, XXXVI. 277.
Feschighun, der Weise, XXXVI. 257.
Feuertempel, die, in Persien, XXXVI. 284.
Firusegird, die Stadt, XXXVI. 280.
Flavius Josephus, XXXV. A. B. 23.
Florian, der Dichter, XXXVI. 249.
Flovisel von Nikäa, der Roman, XXXIII. 60.
Formigar, die Veste, XXXVI. 135.
Fornovo, die Schlacht bey, XXXIV. 7.
Fostat's Ruinen bey Cairo, XXXIII. 113.
Franz I., Se. Majestät der Kaiser, Uebersicht von Höchstdessen Regierung, XXXVI. 105 ff.
Franzosen, die, in Wien, XXXVI. 106, 107.
Fredgar, der Gelehrte, XXXV. 115, 116.
Friedals Turnierbuch, XXXIV. 33.
Friedrich IV, Kaiser, XXXVI. 86, wird in der Wienerburg belagert, XXXVI. 92. Dessen Tod, XXXVI. 93.
Friedrich der Schöne, XXXVI. 84.
Friedrich des Streitbaren Leben und Thaten, XXXV. 127.
Fugger, der Geschichtschreiber, XXXIV. 26, 27.
Fuhrmanns: Alt und neu Wien, XXXIII. 222.

G.

Gaidaronisi, die Insel, XXXIV. 104.
Galenus Geburtsstadt, XXXIII. 129.
Galerkis, der Chronikschreiber, XXXIII. 57.
Galiana, die Zauberin, XXXIII. 75.
Gallands Uebersetzung der Tausend und Einen Nacht, XXXIII. 3, 6, 7, 10.
Gallienus, der Imperator, XXXV. 103.
Gargarus, der, in Kleinasien, XXXIII. 134.
Garrik, der Schauspieler, XXXIV. 223.
Gauttier, dessen Tausend und Eine Nacht, XXXIII. 5, 6, 7.
Gawdem, eine kleine Trompete, XXXVI. 291.
Gegen, die, der Volksstamm, XXXIV. 83.
Gehe, Eduard, dessen Ana Boleyn, XXXIV. 187.
Gell, Sir William, itinerary of the Morea: being a description of the routes of that Peninsula, XXXIII. 97. — The itinerary of Greece, XXXIII. 97.
Gell, Narrative of a journey in the Morea, XXXVI. 185, 186, 187, 189, 190.
Gell's Topographie von Troja, XXXIII. 101.
Gellius A. Noct. Att. XXXIII. 46.
Gennesaret, XXXIII. 118.

Geographischer Stoff des Siebenmeers, XXXVI. 269.
Gerard, Pfarrer bey St. Stephan, XXXVI. 79.
Cerovoglio, die Rhede von, XXXIV. 98.
Gervina, der See von, XXXIV. 99.
Geßner, der Dichter, XXXVI. 249.
Gewaschir, in Persien, XXXVI. 281.
Ghartsche, eine Landschaft Chorasan's, XXXVI. 277.
Ghasnin, die Stadt, XXXVI. 269.
Ghunawe, ein Saiteninstrument, XXXVI. 291.
Ghunderud, eine Art Trompeten, XXXVI. 291.
Ghusen, die, XXXVI. 271.
Gilan, die Landschaft, XXXVI. 278.
Ginguené, Hist. litt. d'Italie, XXXIII. 20, 21, 30.
Giovanelli, Conte Benedikt, dessen Aufsätze im tyrolischen Sammler, XXXVI. 128, 129.
Glantschnigg, der Maler, XXXVI. 128.
Göblers Chronika der Kriegshändel Kaiser Maximilians, XXXIV. 31.
Gohorry, der Schriftsteller, XXXIII. 61, 62.
Golgatha, über die Lage des, XXXV. A. B. 22.
Görres, der Gelehrte, XXXVI. 260.
Goswins Chronik von Marienberg, XXXVI. 157.
Göthe, XXXIII. 249, 266. — Dessen Clavigo, XXXIV. 200. — Dessen Götz von Berlichingen, XXXV. 2.
Goethe, e i romantici italiani, XXXVI. A. B. 4.
Gretry, der Musik-Kompositeur, XXXIV. 232.
Griechenland, das östliche, XXXIV. 41.
Griechische Kunstgeschichte, XXXVI. 170.
Griesel's, A. W., Erzählungen, Sagen und Novellen, XXXIII. 272.
Grillparzer, der Dichter, XXXV. 1. — Dessen Ahnfrau, XXXV. 5. — Dessen Sappho und Ottokar, XXXV. 5.
Grimm, Brüder, deren Mährchensammlung, XXXIII. 70.
Grimm's, W. K., Altdänische Heldenlieder, Balladen und Mährchen, XXXV. 264.
Grimoald, Herzog in Südbaiern, XXXVI. 142.
Grynium, in Kleinasien, XXXIII. 130.
Gryphius, der dramatische Dichter, XXXV. 48.
Guicciardini, der Geschichtschreiber, XXXIV. 26, 27.
Gülnar, in Kleinasien, XXXIII. 121.
Gülpaizan, eine Stadt in Irak, XXXVI. 280.
Gung, die Stadt, XXXVI. 270.
Gustav Adolph, König von Schweden, XXXVI. 100.

H.

Habicht, Dr. Max, dessen arabische Ausgabe der Tausend und Einen Nacht, XXXIII. 1.
Hacquets Reise durch die norischen Alpen, XXXIII. 228.
Hadrian, Kaiser, XXXIII. 220.
Hadrians Brücke und Triumphbogen, XXXIV. 63.
Hagen, van der, dessen Uebersetzung aus der Tausend und Einen Nacht, XXXIII. 1.
Haider, König von Aude, XXXV. 129.
Haleb, das Schloß von, XXXIII. 116.
Halicarnassus, die Ruinen von, XXXIII. 122.
Halkott, John, Historical notes respecting the Indians of Nordamerica. London 1825. XXXIV. 234.
Haller's Restauration der Staatswissenschaft, XXXIII. 76, 77. — XXXVI. 1.
Hamah, die Stadt, XXXIII. 116.
Hamawer oder Syrien, XXXVI. 282.
Hammer, Joseph v., dessen Uebersetzung der Tausend und Einen Nacht, XXXIII. 1.
Hausarchiv, das, in Wien, XXXVI. 95.
Hausi Narman, in Syrien, XXXVI. 282.
Hebrus, der, XXXIV. 45.
Heckewälder, Joh., Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften, welche ehemals Pennsylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten, XXXIV. 234.
Heerstraßen, römische, durch das Norikum und die angrenzenden Provinzen, XXXIII. 222.
Heilkunde der Gemüthskrankheiten, XXXV. 181.
Heinrich III., K., dessen Hof zu Wien, XXXV. 119.
Heinrich Jasomirgotts Schottner Stiftbrief, XXXIII. 215.
Heinrich Jasomirgott, XXXV. 120. — Erbauet die St. Stephanskirche, XXXV. 121, 122. Tod desselben, XXXV. 123.
Heinrich Plantagenet von England, XXXIV. 4.
Heinrichs, Professor, germanische Alterthümer aus dem Heidenthume, in Schlesien aufgefunden, XXXVI. 124.
Heinroths Lehrbuch der Seelengesundheitskunde, XXXV. 195.
Helden, persische, XXXVI. 257.
Helene, das alte, XXXIV. 104.
Helenens Cisterne, XXXIII. 117.
Helikon, der, XXXIV. 51. Dessen Form XXXIV. 57.
Hellada, die Ebene in Thessalien, XXXIV. 48.
Hellopien, das alte, XXXIV. 88.
Hemonia, die Quelle, XXXIV. 48.

Hems, die Stadt, XXXIII. 116.
Hephaestos, der Künstler, XXXVI. 182.
Herbart, der Gelehrte, XXXIII. 137. — Dessen Lehrbuch der Psychologie, XXXIII. 147, 150.
Herberays Amadis, XXXIII. 29, 31, 41.
Hercyna, der Fluß, XXXIV. 53.
Hermannus, Godof., Sophoclis Ajax, XXXVI. 40.
Herodian, XXXIII. 218.
Hesiods Grab, XXXIV. 54.
Hess, Antiqua Chronica Hungarorum, XXXIII. A. B. 1.
Hierosolymitanisches Itinerarium, XXXIII. 221.
Hippokrates Quelle, XXXIV. 108.
Hippokrene, die, XXXIV. 58.
Hirt, Hofrath, XXXVI. 181, 184, 190.
Hobhouse, J. C., A Journey trough Albania and other provinces of Turkey in Europa and Asia, to Constantinople, during the years 1809 and 1810, XXXIII. 97, 132, 133, 134, 135. XXXIV. 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 62, 68, 70, 79, 85.
Hodgson, Letters from North America, XXXIV. 234.
Hofbibliothek, die k. k., XXXVI. 95.
Holbergs Zinngiesser, XXXIV. 197.
Holland, Henry, Travels in the jonian Isles, Albania, Thessaly, Macedonia etc. XXXIII. 97. — XXXIII. 43, 48, 49, 50, 51, 57, 65, 68, 70, 72, 74, 75, 84, 85, 87, 88, 89, 93, 100, 101.
Homer, XXXVI. 173.
Horaz, XXXVI. 198.
Horeb, der Berg, XXXIII. 114.
Hormayr's, des Freyherrn, Werk: Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten, XXXIII. 207. XXXV. 88. XXXVI. 78. — Dessen Geschichte Tyrols, XXXVI. 129, 155, 157. — Dessen: Taschenbuch der vaterländischen Geschichte, XXXVI. 110. Dessen Archiv, XXXIV. 37, 39.
Houwald, Ernst von, vermischte Schriften, XXXIII. 241. — XXXV. 5. — Dessen Trauerspiel: der Leuchtthurm, XXXIV. 197. Dessen: Fürst und Bürger, XXXIV. 200.
Humberts arabische Blumenlese, XXXIII. 11.
v. Humboldt, Alexander, XXXVI. 162.
Hume, der Geschichtschreiber, XXXIV. 15.
Huszty's Jurisprudentia practica, XXXV. 75.
Hydra, die Insel, XXXIV. 103.
Hymettos, der Berg, XXXIV. 59.

J.

Jacobi, Max., dessen Sammlungen für die Heilkunde der Gemüthskrankheiten, XXXV. 181.
Jacquin, Freyherr von, XXXV. 133.
Jafa's Zahl der Häuser und Einwohner, XXXIII. 117.
Janina, die Stadt, ihre Merkwürdigkeiten, XXXIV. 88.
Janina, das Thal von, XXXIV. 88.
Jankowichische Sammlung, die, XXXV. A. B. 40.
Jappden, die, XXXIV. 83.
Ida, der Berg, XXXIII. 126.
Idatius, des, Chronik, XXXV. 106.
Idylle, über die, XXXVI. 248.
Jerusalem, die Bevölkerung dieser Stadt, XXXIII. 116. — XXXV. A. B. 29. — Die sonstigen Namen, welche dieser Stadt beygelegt werden, XXXVI. 282.
Iffland, XXXIV. 188. — Dessen Schauspiel: Dienstpflicht, XXXIV. 193. 210.
Ikmalios, der Künstler, XXXVI. 183.
Illeshazysche Bibliothek, die, zu Dubnitz, XXXIII. A. B. 1.
Illyrier, die, XXXIV. 115.
Illyrikum, dessen Ausdehnung, XXXIII. 208. 212.
Immermann's, Karl, Trauerspiele, XXXV. 1. Dessen Gedichte, XXXV. 68. — Ueber den rasenden Ajax des Sophokles, XXXV. 278.
Johanna, Mutter Kaiser Karls V., XXXIV. 20.
Jordan Orig. Slav., XXXIII. 222.
Jornand. de Reb. Gotic. XXXV. 114.
Joseph I., Kaiser, XXXVI. 102.
Joseph II., Kaiser, XXXVI. 104. Dessen Stiftungen in Wien, XXXVI. 105.
Josephs Brunnen, der, zu Cairo, XXXIII. 113.
Irak, in Persien, XXXVI. 279.
Irem Satul-Amad, das unsichtbar gewordene Paradies Schedad's, XXXVI. 284.
Irländische Erzählungen, XXXIII. 235.
Isfendiar, ein ausgezeichneter Held Irans, XXXVI. 259.
Iskenderabad, die Stadt, XXXVI. 283.
Ismenus, die Quelle, XXXIV. 56.
Ispidschab, die Stadt, XXXVI. 274.
Isthmus, die Ruinen der Stadt, XXXIV. 71.
Italiens neueste Literatur im Reiche der Sprachkunde, XXXIV. A. B. 36, der Dicht- und Redekunst, XXXIV. A. B. 37, 39, — an Uebersetzungen, XXXIV. A. B. 38, — im Fache der Geschichte und Biographie, XXXIV. A. B. 40, — der Kunst- und Literaturgeschichte, XXXIV. A. B. 41, 43, 45, — der Numismatik, XXXIV. A. B. 43, — Italiens Musik, XXXIV. A. B. 45. Italiens neue Literatur der Philosophie, Jurisprudenz, Oekonomie, XXXIV. A. B. 47, der Mathematik, XXXIV. A. B. 48, der Hydraulik,

XXXIV. A. B. 49, — der Optik und Astronomie, XXXV. A. B. 1, — Kriegswissenschaft, XXXV. A. B. 2, — Physik, XXXV. A. B. 3, — Medicin, XXXV. A. B. 3, — Chirurgie, XXXV. A. B. 4, — Anatomie, Geologie, Mineralogie, XXXV. A. B. 4, — Technik und Landwirthschaft, XXXV. A. B. 5.
Ithaka, die Insel, XXXIV. 100.
Ithome, das, des Homer's, XXXIV. 92.
Ithome, der Berg in Messene, XXXIV. 78.
Itineraria, römische, XXXIII. 220.
Judenverfolgung, die große in Oesterreich, XXXVI. 89.
Judson: An Account of the American Baptist Mission to the Burman Empire, XXXIII. A. B. 19.
Juliobona, die, des Ptolemäus, XXXIII. 215.
Julius II., Papst, XXXIV. 21.
Jumkan, ein Flecken Bedachschans, XXXVI. 269.
Jus Georgicum Regni Hungariae et Partium eidem adnexarum, commentatus est Carolus Pfahler, XXXV. 75.
Justinian, XXXIII. 290.

K.

Kakava, in Kleinasien, XXXIII. 121.
Kalabaka, die Stadt, XXXIV. 92.
Kalamata, in Lakonien, XXXIV. 77.
Kalavria, das alte, XXXIV. 103.
Kalenderi, in Kleinasien, XXXIII. 121.
Kalendscher, in Indien, XXXVI. 270.
Kallirrhoe, die Quelle, XXXIV. 64.
Kanal, der, in Wien, XXXVI. 105.
Kandahar, die Stadt, XXXVI. 269.
Kanka's Denkschrift an die ungrische Nation, XXXVI. A. B. 10.
Kant, XXXVI. 191, 222.
Karaman, in Kleinasien, XXXIII. 123.
Kara Mustapha, belagert Wien, XXXVI. 101.
Karatagh, die Ruinen von, XXXIII. 123.
Karantanien, das alte, XXXV. 94.
Karl der Große, Wiens Wiederhersteller, XXXV. 116. — Die von ihm gestifteten Kirchen in Oesterreich, XXXV. 117.
Karl V., Kaiser, XXXIV. 14.
Karl VI., Kaiser, XXXVI. 102, 103.
Karl VIII., Heereszug gen Neapel, XXXIV. 6.
Karli Ili, in Griechenland, XXXIV. 84.
Karliköi, in Kleinasien, XXXIII. 134.
Kärntner'sche Zeitschrift, die, XXXIII. 211.
Karnunt, XXXIII. 215, 220, 221, 225.
Kaschghar, in Persien, XXXVI. 274.
Kaschmir, das Dorf, XXXVI. 277.
Kastalia, die Quelle, XXXIV. 51.
Kastiliens und Arragons Vereinigung, XXXIV. 7.
Kastriza, XXXIV. 81.
Katharina, die heilige, XXXIII. 114.
Kathran, die Stadt, XXXVI. 284.
Kaufer's Plan der Ebene von Troja, XXXIII. 99.
Kavlonias, die Bevölkerung dieses Distriktes, XXXIV. 90.
Kean, der Schauspieler, XXXIV. 223.
Kelemen, dessen Institutiones Juris Hungarici Privati, XXXV. 75.
Kemantsche, ein musikalisches Instrument der Perser, XXXVI. 290.
Kemantsche aadschuf, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Kemble, der Schauspieler, XXXIV. 223.
Kemitsche, das Musikinstrument, XXXVI. 291.
Kenger, ein indisches Musikinstrument, XXXVI. 291.
Kephalonia, das Eiland, XXXIV. 101, 102.
Kephisos, der Berg, XXXIV. 53.
Kerrenai, die größte Art von Schlachttrompete, XXXVI. 291.
Keza's, Simon von, Chronik, XXXIII. A. B. 1, 2, 3.
Kimair, in Kleinasien, XXXIII. 130.
Kind, Friedrich, dessen Trauerspiel: Schön Ella, XXXV.
Kirenba, das musikalische Instrument, XXXVI. 291.
Kisar, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Klagbaum, das Siechhaus zum, XXXVI. 79.
Klaproth's Asia polyglotta, XXXIII. 10, 11. XXXVI. A. B. 9.
Kleinasien, XXXIII. 120.
Kleist, Heinrich von, dessen Prinz von Homburg, XXXIV. 184. — Dessen Kätchen von Heilbronn, XXXIV. 194.
Kleitor, der Fluß, XXXIV. 76.
Klesel, Erzbischof in Wien, XXXVI. 100.
Klopstock, der Dichter, XXXV. 266.
Knoll, dessen Abhandlung über die Mittelpunkte der Geschichtforschung und Geschichtschreibung in Böhmen und Mähren, XXXVI. 119.
Koch, der Schauspieler, XXXIV. 226.
Kocytus, der, XXXIV. 87.
Kollar, Supplem. ad Lambec., XXXIII. A. B. 2.
Konia's Thürme, XXXIII. 124.
Könige, altpersische, XXXVI. 254.
Konitza, die Stadt, XXXIV. 90.
Konstantin der Große, Kaiser, XXXV. 105, 106.
Kopais, der See, XXXIV. 55.
Korfu, die Insel, XXXIV. 100.
Korinth, die Landschaft, XXXIV. 70.
Kormezaia Kniga, XXXIII. 288.

Körner, Joseph, dessen Drama: Toni, XXXIV. 196. — Dessen Gedicht: die schwarze Fürstin, XXXVI 126.
Korycische Höhle, die, XXXIV. 51.
Kos, das Eiland, XXXIV. 107.
Kotzebue, XXXIV. 188.
Kowachich, Sammlung kleiner ungedruckter Stücke, XXXIII. A. B. 2.
Kreuzzüge, die, XXXIV. 3.
Kruse's, Dr., Hellas, oder geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlands und seiner Kolonien, mit steter Rücksicht auf die neueren Entdeckungen, XXXIII. 98.
Kuhi Ibrahim, ein Berg der Landschaft Kerman, XXXVI. 282.
Kuhistan, XXXVI 277.
Kurz, Franz, dessen: Oesterreich unter Friedrich dem Schönen und Albrecht dem Lahmen, XXXVI. 160. — Dessen Werke, XXXVI. 110.

L.

Lachemayr, Franz, Abt zu Stambs, XXXVI. 140.
Lachsenburg, XXXVI. 87.
Ladik's Teppichfabriken, XXXIII. 124.
Laerkes, der Künstler, XXXVI. 183.
Laios Grab, des, XXXIV. 54
Lakonien, in Griechenland, XXXIV. 76.
Laktantius, XXXIII. 208, 217.
Lamia, das alte, XXXIV. 48.
Langlès, Herausgeber der französischen Tausend und Einer Nacht, XXXIII. 5.
Laodicea, XXXIII. 120.
Lappländische Sprache, die, über ihre Verwandtschaft mit der ungrischen, XXXVI. A. B. 7.
Laranda, das alte, XXXIII. 123.
Laureacums Schildfabrik, XXXIII. 220, 230.
Lazius, XXXIII. 210, 213.
Leake, Martin, Researches in Greece, XXXIV. 111.
Lebadea, das alte, XXXIV. 55.
Lethe, die Quelle, XXXIV. 55.
Lekhnew, in Indien, XXXVI. 271.
Leo I., Kaiser von Byzanz, XXXV. 111.
Leopold, der Heilige, Markgraf in Oesterreich, XXXV. 120.
Leopold der Glorreiche, des Herzoges, Herrscherleben, XXXV. 123, — dessen Burg in Wien, XXXV. 125, — gibt Wien ein eigenes Stadtrecht, XXXV. 125, — dessen Hof in dieser Stadt, XXXV. 126, 127.
Leopold der Tugendhafte, Herzog, XXXV. 123, — dessen Tod, XXXV. 124.
Leopold I., Kaiser, XXXVI. 101, 102.
Leopold II., Kaiser, XXXVI. 105.
Lepanto, in Griechenland, XXXIV. 53.
Lepanto, die Schlacht von, XXXIV, 102.
Leros, in Griechenland, XXXIV. 108.
Lessings Minna von Barnhelm, XXXVI. 236, — dessen Theorie des Epigrammes, XXXVI. 249, — XXXIV. 210.
Letronne, Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte pendant la domination des Grecs et des Romains, XXXV. A. B 30. — Brief an denselben von Petrettini, XXXV. A. B. 30.
Leucadia, die Insel, XXXIV. 100.
Liaskovo, ein Ort im Distrikte Zagori, XXXIV. 89.
Libanon, der Berg, XXXIII. 119.
Lichtensteine, die, XXXVI. 87.
Lichtenthal, die Vorstadt, XXXVI. 102.
Lycoria, in Argos, XXXIV. 73.
Limasol, die Stadt, XXXIV. 106.
Limnea, das alte, XXXIV 86
Linien, die, um Wien, werden errichtet, XXXVI. 102.
Lisana, der Strom, XXXIV. 97.
Lisuarte, der Roman, XXXIII. 38, 39.
Litamum, das alte, XXXVI. 154.
Logau, der Dichter, XXXVI. 249.
Lokhart, Schwiegersohn von Walter Scott, XXXIV. 171.
Lokris, in Griechenland, XXXIV 53.
Lorch, XXXIII. 208.
Ludschladsch, der Erfinder des Schahspieles, XXXVI. 257.
Lurcha, der Fluß, XXXIV. 86.
Lustspiel, über das, XXXVI. 243.
Lycäon, der Berg in Lakonien, XXXIV. 77.
Lykophron, XXXVI. 185.
Lyrische Dichtungen, über, XXXVI. 247.

M.

Mabillon, XXXV. A. B. 14.
Macedonien, XXXIV. 41.
Machado Bibl. Lus. XXXIII. 19, 20, 21, 22.
Machiavell, der Historiker, XXXIV. 27, 28, — XXXV. A. B. 9.
Magalotti, Conte Lorenzo, Operette varie, XXXVI. A. B. 5.
Magnesia, in Kleinasien, XXXIII. 127.
Mahlmanns, August, Gedichte, XXXV. 265.
Mai, Ang.: Scriptorum veterum nova collectio, XXXIV. 146.
Majä, die Stadt, XXXVI. 142, 143, 148.
Majensis Statio, XXXVI. 140.
Mailands Buchdruckereyen, XXXV. A. B. 7.
Maina, der Distrikt von, XXXIV. 77.
Makaria, die Quelle, XXXIV. 58.
Makri, in Kleinasien, XXXIII. 121.
Makriniza, eine Stadt im Distrikte von Volo, XXXIV. 48.
Makronisi, die Insel, XXXIV. 104.

Malathria, die Ruinen von, XXXIV. 45.
Malchus Excerpt. de Legation. XXXIV. 117.
Malsburgs Uebersetzung des Calderon, XXXIII. 45, 48.
Mamertinus, Bischof zu Favianis, XXXV. 113.
Mantinea, die Ebenen von, XXXIV. 74
Marathon, die Ebene von, XXXIV. 57.
Marathonisi, an der lakonischen Küste, XXXIV. 103.
Marbin, ein Distrikt Issfahan's, XXXVI. 280.
Marbod, XXXV. 99, 100, 102.
Marcellinus Comes, des, Chronik, XXXV. 108, 109.
Maretsch, über das daselbst befindliche römische Strassendenkmal, XXXVI. 129, 136.
Mariana, der Geschichtschreiber, XXXIV. 26.
Maria-Stiegen, die Kirche, XXXV. 117.
Maria von Burgund, deren Vermählung mit Kaiser Maximilian, XXXIV. 8.
Mari schikemsurah, das musikalische Instrument, XXXVI. 291.
Mark Aurel, XXXIII. 210. XXXV. 97, 102.
Markomannen, die, XXXV. 102.
Marlera, die Insel, XXXIV. 101.
Marmaris-Bay, in Kleinasien, XXXIII. 122.
Martial, XXXVI. A. B. 7.
Martin, des heil. Grab, XXXIII, 224.
Martyr, Petrus, Secretär der latein. Expedition am Madriter Hofe, XXXIV. 29
Mathews, N. A., Mishcat-ul-Masabih, XXXIV. 155.
Mathias Corvinus, XXXIV. 21, — er belagert Wien, XXXVI. 93, — dessen Tod, XXXVI. 100.
Mathiä's griechische Grammatik, XXXVI. 71.
Mawerainehar, das Land jenseits des Oxus, XXXVI. 273.
Maximilian, Kaiser, XXXIV. 8, — Schilderung desselben, XXXIV. 9.
Maximilian, K., erobert Wien, XXXVI. 93, — stiftet in Wien die Donaugesellschaft, die Hofbibliothek und das Hausarchiv, XXXVI. 95.
Mayans y Siscar, Gregor, dessen Leben des Cervantes, XXXIII. 21.
Mayer, Theodor, dessen Aufsatz über Pechlarn, XXXIII. 225.
Medschir Beilkani, des Dichters Geburtsort, XXXVI. 278.
Megalopolis, die Ebene von, XXXIV. 77.
Megara, in Griechenland, XXXIV. 69.
Mega Spiläon, das Kloster, XXXIV. 76.
Megiser, XXXIII. 222.
Meliäs, in Thessalien, XXXIV. 48.
Melk, der Ungern Gränzburg, XXXV. 118.
Mendoza, Diego Hurtado de, XXXIII. 49.
Menzels Geschichte der Deutschen, XXXIV. 1.
Messene, in Griechenland, XXXIV. 78.
Messensee, die versunkene Stadt bey Sillian, XXXIII. 224.
Mesudi, der arabische Geschichtschreiber, XXXIII. 2.
Metastasio, XXXIV. 232.
Meteora, XXXIV. 92.
Method, der Apostel, XXXV. 118.
Mezovo, das Gebirge von, XXXIV. 92.
Meyers, Heinr., Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen, XXXVI. 170.
Michalidsch, in Kleinasien, XXXIII. 126.
Milasso, die Stadt in Kleinasien, XXXIII. 123.
Milos, das Dorf, XXXIV. 72.
Milton, der Dichter, XXXVI. 208.
Minyas Schatzkammer, XXXIV. 54.
Mirditen, die, XXXIV 83.
Mishcat-ul-Masabih, XXXIV. 155.
Missel, ein Musikinstrument, XXXVI. 291.
Mnemosyne, die Quelle, XXXIV. 55.
Mohammed, XXXIII. 105.
Mohammed Ali, Statthalter von Aegypten, XXXIII. 111.
Montalbo, XXXIII. 31, 32, 35.
Morea, XXXIV. 70.
Morelli: Thesaurus graecae Poëseos, XXXVI. 41.
Morier's Journey through Persia, XXXIII. 117.
Morlaken, die, in Dalmatien, XXXIV. 140.
Morning-Chronicle, XXXIV. 171.
Mosburg, die, XXXV. 118.
Noskoluri, in Thessalien, XXXIV. 49.
Moslimen, der, Ueberlieferung und Sprichwörter, XXXIV. 155.
Möser, Justus, XXXVI 163.
Mösien, XXXIII. 208.
Motenebbis Divan, XXXIII. 11.
Mozart, der Kompositeur, XXXV. 170.
Muchar, A. Albert, Beyträge zur Geschichte des österreich. Kaiserstaats (das römische Norikum betreff.), XXXIII. 206.
Müller, Dem., die Hofschauspielerin, XXXIV. 226.

Müllner's vermischte Schriften, XXXIII. 265.
Müllner, der dramatische Dichter, XXXV. 1, 3, — dessen Yngurd und Albaneserin, XXXV. 4.
Mulu, eine Art Horn, XXXVI. 291.
Murdschan, ein Berg in Fars, XXXVI. 281.
Museion, die alte Stadt, XXXIV. 96.
Musgrave, der Gelehrte, XXXVI. 51, 56.
Musik, die, der Araber und Türken, XXXVI. 285.
Musikar, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Mycenä, in Argos, XXXIV. 72.
Myndus, die Ruinen von, XXXIII. 123.
Mythologie, asiatische, XXXVI. 252.

N.

Nablus, die Stadt, XXXIII. 118.
Nächte, die, zu Valladolid, Trauerspiel von Baron Zedlitz, XXXIII. 257.
Nakkarie, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Napoleon, XXXVI. 106, 107.
Nasreddin Chodschas, des türkischen Eulenspiegels Grab, XXXIII. 125.
Naupaktus, das alte, XXXIV. 53.
Nauplia, die Stadt in Argos, XXXIV. 72.
Nazareth, die Zahl der Häuser und Einwohner dieser Stadt, XXXIII. 118.
Nefir, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Negri, Pasquale, Poesie anacreontiche, XXXVI. A. B. 6.
Negroponte, das Eiland des Archipels, XXXIV. 104.
Nei Erban, das musikalische Instrument, XXXVI. 291.
Nei Nehawendi, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Nemea's Tempel, der, XXXIV. 73.
Nemesis Tempel, die Ruinen des, XXXIV. 68.
Nerli, der Geschichtschreiber, XXXIV. 29.
Nesedsch, eine Stadt Armeniens, XXXVI. 283.
Nesi, Dizionario ortologico della Lingua italiana, A. B. XXXVI. 6.
Neubergs uralter Grubenbau, XXXIII. 230.
Neusiedler-See, der, XXXIII. 207.
Neutra, die Stadt, XXXVI. 113.
Newbehar, der Feuertempel bey Balch, XXXVI. 276, 284.
Nibelungenlied, das, XXXIII. 27, 225.
Niebuhr, XXXIII. 114, 115.
Nikita, XXXIII. 288.
Nisami's, des Dichters, Geburtsort, XXXVI. 278.
Nischabur, die Hauptstadt Chorasans, XXXVI. 275.
Nisyros, das alte, XXXIV. 107.
Nord-Amerika, Reisen dahin, XXXIV. 234.
Noreja, XXXIII. 226. XXXV. 101.
Norikum, das römische, von A. Albert Muchar, XXXIII. 206, — Norikums Umgränzung, XXXV. 92.
Novalis, XXXV. 179.

O.

Odeon, das, XXXIV. 62.
Odoaker, XXXIII. 209.
Oehlenschläger, der Dichter, XXXIV. 197. XXXV. 1, 2.
Oeneus, die alte Stadt, XXXIV. 95.
Oesterreichs Wappenschild, XXXV. 123.
Oeta, der Berg, in Thessalien, XXXIV. 50.
Oligyrtos, der Berg, XXXIV. 75.
Olympia, in Elis, XXXIV. 78.
Olympus, der, XXXIV. 45.
Omphalon, das alte, XXXIV. 99.
Oper, über die, XXXIV. 231.
Oramen, der Gesang der Parsen in ihrem Feuertempel, XXXVI. 292.
Orchomenos, in Böotien, XXXIV. 54.
Orikum, die Ruinen von, XXXIV. 95.
Orizo, die Insel in Kleinasien, XXXIII. 121.
Orkus, der, XXXIV. 87.
Orphnus Grabmal, XXXIV. 46.
Ossa, der Berg, XXXIV. 86.
Ottenhayn, die Kapelle im Wiener Rathhause, XXXVI. 84.
Ottokar von Böhmen, XXXVI. 79; erbauet einen Theil von Wien, und legt den Grundstein zur Minoritenkirche, XXXVI. 80.
Otto von Freysingen, XXXV. 120.

P.

Pai futur, das Musikinstrument, XXXVI. 292.
Palamedes, der Berg, XXXIV. 72.
Palestrina, der Tonkünstler, XXXV. 172.
Pallhausen, der Archivar, XXXVI. 149, 153
Paltram, der Wiener Bürgermeister, XXXVI. 81.
Panhellenus, der Berg, XXXIV. 103.
Pankraz, St., die Kirche in Wien, XXXV. 120.
Pannonien, XXXIII. 207, 213, 216. XXXV. 103, 107, 108, 109, 110.
Paphos, die Ruinen, XXXIV. 106.
Paramythia, der Distrikt, XXXIV. 81.
Paramythia, die Stadt, XXXIV. 88.

Parnaß, der, 51, 52.
Parnes, der Berg, XXXIV. 59.
Passeyrer, die, XXXVI. 136.
Patmos, in Griechenland, XXXIV. 108.
Patras, die Hauptstadt in Achaia, XXXIV. 79.
Patrokleia, das alte, XXXIV. 104.
Patroklos Grab, XXXIII. 133.
Paul Diakon, XXXVI. 143.
Paulmy, Hist. du Chevalier du Soleil, XXXIII. 42.
Pauly, Constitutio Urbarialis Regni Hungariae, XXXV. 76.
Pausanias, XXXVI. 184.
Paxo, die Insel, XXXIV. 100.
Pechlarn, XXXIII. 208.
Peiso, die See, XXXIII. 207.
Pelion, der Berg, in Thessalien, XXXIV. 49.
Pellicer, Discurso preliminar zum Don Quixote, XXXIII. 20, 25, 26, 31, 41, 42, 43, 52.
Pender, ein Schloß von Schiras, XXXVI. 281.
Pentelikos, der Berg, XXXIV. 59.
Perceforest, der Roman, XXXIII. 27, 28.
Percy's Reliques, XXXV. 264.
Perde, oder Arien, der Perser, XXXVI. 289.
Pergamos, in Kleinasien, XXXIII. 127.
Periander, König, und sein Haus, Trauerspiel von Immermann, XXXV. 36.
Persische Philologie, XXXV. 129.
Pesther National-Museum, was enthält die demselben nun schon überlassene Jankowichische Sammlung? XXXV. A. B. 40.
Peterskirche, die, zu Wien, XXXV. 110.
Petrarca, Trionfo d' Amore, XXXIII. 23.
Petrarca, Trauerspiel von Immermann, XXXV. 33.
Petrettini's Brief an Letronne, XXXV. A. B 30, — dessen Brief an Professor A. Böckh, XXXV. A. B. 35.
Peutingerische Tafel, die, XXXIII. 221.
Pfahler, dessen Werk über ungrisches Bauernrecht, XXXV. 75.
Pfaundlers Abhandlungen über einige Gebirgsgegenden Tyrols, XXXVI 162.
Pharsalia, die Ebene, XXXIV. 48.
Pheneos, der See, XXXIV. 75, 76.
Pherä, in Thessalien, XXXIV. 49.
Phidias, XXXIV. 79.
Philadelphia, XXXIV. 244.
Philomusen, die Gesellschaft der, zu Athen, XXXIV. 65.
Phoinike, die Ruinen von, XXXIV. 98.
Phokis, dessen Umfang, XXXIV. 51.
Piccolomini, Aeneas Sylvius, dessen Schilderung Wiens, XXXVI. 90, — wird Papst, XXXVI 92.
Pindars Grab, XXXIV. 56. XXXVI. 248.
Pindus, der, XXXIV. 50, — die Höhe desselben, XXXIV. 92.
Pius VI., Papst, in Wien, XXXVI. 104.
Placcii Theatr. Anon. et Pseud. XXXIII. 19, 20.
Platäa, XXXIV. 57.
Plattensee, der, XXXIII. 207.
Plinius, C., XXXIII. 46.
Plutarchs Geburtsort, XXXIV. 55, 119.
Poetik, über die, XXXVI. 228.
Poetische Erzählung, über, XXXVI. 245.
Poliziano, Angelo, dessen Biographie, XXXV. A. B. 8, — dessen Werke, XXXV. A. B. 21.
Polybius, XXXV. 90, 91.
du Ponceau, A., Dissertation on the Nature and Extent of the Jurisdiction of the Courts of the United States, being a valedictory Address deliv cered to the students of the Law Academy of Philadelphia, at the close of the academical Year, on the 22 April 1824, XXXIII. 90.
Pontinischen Sümpfe, die, XXXIV. 99
Popowitsch, XXXVI. 167.
Porzellanfabrik, die, in Wien, XXXVI. 103.
Pouqueville, F. C. H. L., Voyage dans la Grèce, XXXIII. 98. XXXIV. 47, 48, 49, 53, 62, 65, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 76, 78, 79, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 94, 95, 96, 97, 98, 99. 100, 104, 105.
Pravda Ruska, XXXIII. 290.
Pray: Hist. Reg. H., XXXIII. A. B. 2.
Premiti, die Stadt, XXXIV. 91.
Prevesa, die Halbinsel und Stadt, XXXIV. 86.
Primisser, Custos der Ambrasser Sammlung, XXXIV. 34, — dessen Abhandlung über das alte österreich. und Wiener Münzwesen, bis in die Zeiten Kaiser Ferdinands I., XXXVI. 86.
Prinzen, die, von Syrakus, Lustspiel von Immermann, XXXV. 59.
Procop. de bello Goth., XXXIV. 151.
Prodano, die Insel, XXXIV. 103.
Propheten, wovon das Siebenmeer Kunde nimmt, XXXVI. 253.
Propsten, die, in Wien, XXXVI. 86.
Propyläen, die, XXXIV. 61.
Provinzialmuseen, österr. XXXVI. 156.
Psychologie, zur Erklärung der Seelenerscheinungen, von Ernst Stiedenroth, XXXIII. 136.

Ptolemäus, der Geograph, XXXIII. 122. XXXIV. 126. XXXV. 95, 98, 101.

Q.

Quarini's Pastor fido, XXXIII. 53.
Quarterly Review, XXXIV. 171.
Quixote, Don, der Roman, XXXIII. 17, 18, 19, 20, 25, 28, 31, 36, 38, 40, 41, 42, 46, 50, 52, 58, 65, 75.

R.

Rachel's Grab, XXXIII. 117.
Radloff, der Sprachforscher, XXXIII. 233.
Raitsch's serbische Geschichte, XXXIII. 290.
Ramhormus, eine Stadt der Provinz Ahwas, XXXVI. 282.
Ramler, der Dichter, XXXVI. 204.
Ramoser, der Plastiker, XXXVI. 128.
Ranguhn, am Irawaddy, die Handelsstadt, XXXIII. A. B. 19.
Ranke: Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535, XXXIV. 1.
Rastsaf, ein Saiteninstrument, XXXVI. 291.
Raumers Geschichte der Hohenstauffen, XXXIV. 1.
Raupach, der dramatische Dichter, XXXV. 1, 6.
Raygern, die Benediktiner-Abtey, XXXVI. 111.
Rebab, ein musikalisches Instrument, XXXVI. 290.
Redestos, in Macedonien, XXXIV. 45.
Rees ain, in Mesopotamien, XXXVI. 282.
Reformation, in Oesterreich und Wien, XXXVI. 96.
Rei, die Stadt, XXXVI. 280.
Reiske, der Gelehrte, XXXVI. 49.
Reisners, Adam, Leben der Helden Georg und Kaspar von Freundsberg, XXXIV. 35.
Resch, Joseph, der Geschichtschreiber, XXXVI. 128.
Restauration der Staatswissenschaft, von K. L. v. Haller, XXXVI. 1.
Rhamnus, die Ruinen von, XXXIV. 65.
Rhätien, XXXIII. 208, 209.
Rhodos, XXXIV. 106, 107.
Rhodosto, in Macedonien, XXXIV. 45.
Rhökos, des, samische Schule, XXXVI. 181.
Ribera, Vida de Santa Teresia de Jesus, XXXIII, 22, 36.
Richard Löwenherz, XXXV. 123.
Richardson's persisches Wörterbuch, XXXV. 138.
Richter, F. X., dessen Aufsatz: das großmährische Reich und dessen Bekehrung zum Christenthume, XXXVI. 111.
Richter, Jean Paul, XXXV. 7.
Robertson, der Geschichtschreiber, XXXIV. 15.
Roebuch, Thomas, A Collection of Proverbs, and proverbial phrases in the persian and hindoostanee languages, XXXIV. 155.
Rogel von Griechenland und Agesilaus von Kolchos, der Roman, XXXIII. 57.
Röggel, Joseph, der Archivar, XXXVI. 128.
Ronceval, das Thal von, Trauerspiel von Immermann, XXXV. 14.
Romanier, die, XXXIV. 140.
Römer-Denkmale im Mittelnorikum, XXXIII. 211, — römische Provinzenverwaltung, XXXIII. 212, — römische Ansiedelungen im Norikum und Pannonien, XXXIII. 216, — römische Straßenanlagen im Norikum, XXXIII. 219, — römische Itineraria, XXXIII. 220, — römische Heerstraßen durch das Norikum und durch die angrenzenden Provinzen, XXXIII. 222, — römische Sprache und Schrift im Norikum, XXXIII. 233.
Roo, der Historiker, XXXIV. 30.
Roschmann's, Anton, Schriften, XXXVI. 142, 163, 165.
Roschmanns Römermale in Rhätien, XXXVI. 156.
Roscoe, der Geschichtschreiber, XXXIV. 15.
Rosettes Zahl der Einwohner, XXXIII. 113.
Rosini, Giov., Saggio sulla vita e sulle opere d'Antonio Canova, XXXVI. A. B. 4.
Roßau, die Vorstadt, XXXVI. 102.
Rössel, Stephan, der Gelehrte, XXXIV. 13.
Rottenmann, des Stiftes und Städtchens Jahrbücher, XXXIII. 207.
Rückert, der Dichter, XXXV. 133.
Rüdiger von Pechlarn, der Markgraf, XXXIII. 225. XXXV. 118, 119.
Rudolph von Habsburg, Kaiser, belagert Wien, XXXVI. 81.
Rudolph IV., genannt der Stifter, XXXVI. 85, — gründet die neue St. Stephanskirche, die Propstey und Universität in Wien, XXXVI. 86.
Ruhnkenii notae ad Vell. Paterculi integrae, XXXIV. 258.
Rumy, Professor, XXXIII. 207.
Rupert, der heilige, XXXV. 116.
Ruprechtskirche, die St., in Wien, XXXV. 117.
Rustem, das Ideal persischen Heldenthums, XXXVI. 258.
Rutilian, der Führer der taurisischen Reiter, XXXIII. 211.

S.

Sabaria, das heutige Stein am Anger, XXXIII. 225. XXXV. 91.
Sacy, Silvestre de, der Gelehrte, XXXIII. 12.
Safsin, ein indisches Gränzland, XXXVI. 271.
Salm, Graf Niclas, ein vorzüglicher Vertheidiger Wiens gegen die Türken, XXXVI. 95.
Salamis, in Griechenland, XXXIV. 104.
Salonik, in Macedonien, XXXV. 42.
Salucci, der Architekt, XXXVI. A. B. 4.
Samarkand, die Stadt, XXXVI. 273.
Samir, der Weise, XXXVI. 257.
Samo, König der karantanischen Slaven, XXXV. 116.
Samos, in Griechenland, XXXIV. 108.
Santir, ein musikalisches Instrument, XXXVI. 290.
Satalia, eine Stadt in Kleinasien, XXXIII. 121.
Satyre, deren Eintheilung, XXXVI. 233.
Scaliger, XXXVI. 57.
Schahspiel, der Erfinder desselben, XXXVI. 257.
Schall, Karl, dessen Uebersetzung aus der Tausend und Einen Nacht, XXXIII. 1.
Schamuri, der Distrikt, XXXIV. 81.
Schauspieler, soll derselbe während der Darstellung empfinden? soll er kalt bleiben, XXXIV. 230.
Schebbabe, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Schehinschahnameh, XXXIII. 108.
Schehrahad, die Stadt, XXXVI. 283.
Schehruf, ein Blasinstrument, XXXVI. 291.
Scheidners legatio gallicana, XXXIV. 31.
Scheipur, eine Art von Schlachttrompete, XXXVI. 292.
Schemerkant, die Stadt, XXXVI. 273.
Schemgur, die Stadt, XXXVI. 278.
Schendef, eine Art großer Pauke, XXXVI. 291.
Scherwe, ein persischer Gesang, XXXVI. 292.
Scheschta, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Schillers Trauerspiel: Maria Stuart, XXXIII. 248, — dessen Wallenstein, XXXIV. 188, — Würdigung der Verdienste Schillers, XXXIV. 189. XXXV. 3. XXXVI. A. B. 2, 8.
Schinderlinge, die, XXXVI. 91.
Schiraf, die Hauptstadt von Fars, XXXVI. 281.
Schirin, die Gemahlin von Chosrew Perwif, XXXVI. 265.
Schischak, ein musikalisches Instrument, XXXVI. 290.
Schlechta von Wssrd, K. Wladislaws Arzt, XXXIV. 13.
Schlegel, Elias, der Dichter, XXXIV. 233.
Schlegel, Friedrich, XXXV. 179.
Schmidt, Fried., Versuch über den politischen Zustand der vereinigten Staaten von Nordamerika, XXXIV. 234.
Schmutz, Karl, steyermärkisches Lexikon, XXXIII. 220.
Scholz, Dr. J. M. A., dessen Abhandlung über die Lage des Golgatha und die des heil. Grabes, XXXV. A B. 22.
Schröder, die Hofschauspielerin, XXXIV. 226.
Schröder, der Schauspieler, XXXIV. 210, 211.
Schusch, die Bedeutung dieses persischen Wortes, XXXVI. 282.
Schwab, Gustav, der Dichter, XXXVI. A. B. 1.
Scott, der Dichter, XXXIII. 5, 7.
Scriptorum veterum nova collectio e vaticanis codicibus edita ab Ang. Maio, XXXIV. 146.
Sellen, die Sitze der alten, XXXIV. 87.
Semr, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Senbure, ein indisches Instrument, XXXVI. 292.
Senganerud, ein äthiopisches Instrument, XXXVI. 291.
Senguje, ein großes Gebäude in Hindostan, XXXVI. 270.
Serbischer Dialekt, der, XXXIV. 118.
Sermendil, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Severin, der heilige, dessen Biographie, XXXV. 109, 112, 113. XXXIII. 209, 229, 232.
Sforza, des Lodoviko Moro, Abschied von Mailand, XXXIV. 18.
Shakspeares Schauspiel: Wie es Euch gefällt, XXXIII 53, — dessen Trauerspiel: Romeo und Julie, XXXIV. 203, — Lear, Othello, Hamlet, XXXIV. 204, 210, — Bemerkungen über Hamlets Charakter, XXXIV. 211. XXXV. 8, 59, — dessen Schauspiel: Heinrich IV, XXXVI 208. XXXVI. 215.
Sicyon, in Griechenland, XXXIV. 71.
Siddons, die Schauspielerin, XXXIV. 223.
Siderokapsa, die Minen von, XXXIV. 43.

Sidghasi, in Kleinasien, XXXIII. 125.
Siebenmeer, das, XXXVI. 132, 133, 139, 250.
Sigmund, K., der letzte Luxenburger, XXXVI. 89.
Sil, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Silva, Feliciano de, der Urheber des Werkes: Florisel von Nikäa, XXXIII. 50, 51.
Silvis de la Selva, der Roman, XXXIII. 61.
Sinai, der Berg, XXXIII. 113.
Sindek, das musikalische Instrument, XXXVI. 291.
Sismondi, der Geschichtschreiber, XXXIV. 15.
Sisyphus, der Fels des, XXXIV. 88.
Skamander, die Quellen des, XXXIII. 132.
Slaven, die, XXXV. 114.
Smyrna, in Kleinasien, XXXIII. 127.
Sobiesky, der Polenkönig, entsetzt Wien, XXXVI. 101.
Solger, der Gelehrte, XXXVI. 46, 61.
Sonnenfels, der Gelehrte, XXXVI. 104.
Sonett, über das, XXXVI. 260.
Sophokles, über dessen rasenden Ajax, XXXV. 278.
Sophoclis Tragoediae, ad optimorum librorum fidem iterum recensuit et brevibus notis instruxit C. G. A. Erfurdt, XXXVI. 40.
Spanisch-österr. Haus, dessen Erhöhung, XXXIV. 24.
Sphäramund und Amadis vom Gestirn, der Roman, XXXIII. 65.
Sparta, die Ruinen von, XXXIV. 76.
Spiesshammer, Joh., der Gelehrte, XXXIV. 13.
Ssimegan, eine Landschaft in Fars, XXXVI. 281.
Ssoffai Jakub, in Syrien, XXXVI. 282.
Ssur, das Horn der Derwische, XXXVI. 291.
Staatswissenschaft, deren Restauration, XXXVI. 1.
Stabius, Johann, der Historiograph, XXXIV. 13.
Stahremberg, Rüdiger von, vertheidiget Wien gegen die Türken, XXXVI. 101.
Stapfer, Friedr., will den K. Napoleon in Schönbrunn ermorden, XXXVI. 107.
Stiborius, der Mathematiker, XXXIV. 13.
Stiebe's, Beyträge zur Heilwissenschaft, XXXIII. 277.
Stiedenroth, Ernst, dessen Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen, XXXIII. 136.
Stöber, Bartholomäus, Arzt und Redner, XXXIV. 13.
Stolberg's Hellebek, XXXVI. 235.
Stolberg's Sophokles, XXXVI. 236.
Strabo, XXXIII. 125, 222. XXXIV. 115, 117 XXXV. 100.
Straparolas Mährchen, XXXIII. 68.
Strophaden-Inseln, die, XXXIV. 102.
Strudel, der, in der Donau, XXXV. 118.
Stuart, Maria, XXXIII. 31.
Stuart's Athenian, XXXIII. 100.
Stubei, des Thales, Monographie, XXXVI. 161.
Stumpfs Schweizer-Chronik, XXXIII. 70.
Stymphalos, die Stadt, in Arkadien, XXXIV. 75.
Styx, der Fluß, XXXIV. 76.
Suchenwirth, Peter, der Wienerdichter, XXXVI. 87.
Suez, in Aegypten, XXXIII. 113.
Sukkare, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Suleymann belagert Wien, XXXVI. 95.
Suli, die Landschaft, XXXIV. 86.
Sumnat, die Götzentempel von, in Indien, XXXVI. 284.
Swatopluk, XXXIII. 231. XXXV. 118. XXXVI. 114, 115, 116, 117.
Swift, XXXVI. 204.
Syme, die Insel, XXXIV. 107.
Syrien, XXXIII. 115. XXXVI. 282.
Szechenysche Regnikolar-Bibliothek für Ungern, die, XXXVI. 127.

T.

Taberije, die Stadt, XXXIII. 118.
Tabl, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Tablwapes, das musikalische Instrument, XXXVI. 290.
Tacitus, XXXV. 100, 101.
Tamghadsch, eine Landschaft Turkestans, XXXVI. 274.
Tanbur, ein musikalisches Instrument der Perser, XXXVI. 290.
Taphischen Inseln, die, XXXIV. 102.
Tartarotti, XXXVI. 167.
Taschenbuch für die Geschichte Mährens und Schlesiens, XXXVI. 109.
Tasso, Bernardo, l'Amadigi, XXXIII. 30.
Taulantien, das alte, XXXIV. 95.
Taurisker, die, XXXIII. 228.
Tausend und Eine Nacht, übersetzt von Jos. von Hammer, E. Zinserling, von Max. Habicht, van der Hagen und Karl Schall. — Arabisch. Nach einer Handschrift aus Tunis.

Herausgegeben von Dr. Habicht, XXXIII. 1.
Tearus, die Quellen des, XXXIV. 45.
Tebelen, Alipascha's Geburtsort, XXXIV. 91.
Tebire, die große türkische Trommel, XXXVI. 291.
Tegea's Ruinen, XXXIV. 75.
Telekles, der Künstler, XXXVI, 174.
Telmissus, das alte, in Kleinasien, XXXIII. 121. Merkwürdige Inschriften daselbst, XXXIII. 122
Temnos, das alte, XXXIII. 129.
Tempe, das Thal, XXXIV. 46.
Tempelorden, der, in Oesterreich, XXXVI. 84
Tempo, das, in welchem auf der Bühne gesprochen werden soll, XXXIV. 227.
Teriolis, das alte, XXXVI. 144, 145.
Teufelsthurm, der, in der Donau-Insel, XXXV. 118.
Teychner, Heinrich, der Wiener Dichter, XXXVI. 87.
Thaumakos, die Stadt, XXXIV, 49.
Theater, über das englische, XXXIV, 222. — Tieck's Bemerkungen über das deutsche Theater, XXXIV. 224.
Thebe, das alte, XXXIV. 56.
Theodo II., der Agilolfinger, XXXVI, 142.
Theodora, des Kaisers Flav. Manuel Komnenos Nichte, XXXV. 120.
Theodosische Itinerar, das, XXXIII. 221.
Theokrit, der Dichter, XXXVI, 249.
Theresia, die Kaiserin, XXXVI, 104.
Theresianum, das, XXXVI. 105.
Thermopylen, die, XXXIV. 50.
Thessalien, XXXIV. 46.
Theuerdank, der, XXXIV. 33.
Thiaki, die Insel, XXXIV. 100.
Thiersch, Friedr., über die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen, XXXVI. 170. XXXVI. 47, 48.
Thorel, de l'origine des sociétés, XXXIII. 76.
Thorwaldsen, der Bildhauer, XXXVI. A. B. 4.
Thucydides, XXXIV. 115.
Thudun, das Land, XXXVI. 112.
Thwrocz Chronik, XXXIII. A. B. 1.
Thyamis, der Fluß, XXXIV. 81.
Thyatira, das alte, in Kleinasien, XXXIII. 127.
Tiberias, die Stadt, XXXIII. 118.
Tiberius, der Kaiser, XXXV. 95.
Tibet, XXXVI. 271.
Tieck, Ludwig, dramaturgische Blätter, XXXIV. 183. — Dessen Zerbino und gestiefelter Kater, XXXV. 12.
Tiparenus, das alte, XXXIV. 103.
Tiraboschi, der Historiker, XXXIV. 28.
Tiryns Schloß, XXXIV. 72.
Tomoros, der Berg, XXXIV. 88.
Tonkunst, über Reinheit der, XXXV. 170.
Töpfer, dessen Schauspiel: des Herzogs Befehl, XXXIV. 192. — Dessen Empfehlungsbrief, XXXIV. 209.
Tor, der Berg, XXXIII. 114.
Tornavo, die Stadt, XXXIV. 93.
Trauerspiel, über das, XXXVI. 241.
Treitzsauerwein, Markus, XXXIV. 31, 33.
Tremitos, das alte, XXXIV. 105.
Tressan, Graf, XXXIII. 31.
Tricca, die Stadt, in Thessalien, XXXIV. 49.
Trikala, die Stadt, XXXIV. 92.
Tripolis, die Stadt, XXXIII. 119.
Troja, XXXIII. 99. Die Ebene von Troja, XXXIII. 126.
Tschatsch, die Stadt, XXXVI. 272.
Tscheng, ein musikalisches Instrument, XXXVI. 291.
Tun, die Stadt in Persien, XXXVI. 277.
Turandocht, die persische Königin, XXXVI. 265.
Türkise, weiße, deren Fundort, XXXVI. 281.
Turkistan, XXXVI. 271.
Turner, William, Journal of a tour in the Levant, XXXIII. 98, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 119. 120, 121, 123, 126, 127, 128, 129, 134, 135, 136. XXXIV. 54, 55, 59. 74, 79. 101, 102, 105, 106, 107, 108.
Turnovo, die Stadt in Thessalien, XXXIV. 49.
Turturell, Trauerspiel von Baron Zedlitz, XXXIII. 249.
Tyrols Bevölkerung in der Urzeit, XXXVI. 131.
Tyroler Almanache, die, XXXVI. 110.
Tyron, A., Le quinzieme livre d'Amad, de Gaule, XXXIII. 68.
Tyrus, die Stadt, XXXIII. 120.
Tyrwhitt, der Gelehrte, XXXVI. 49.

U.

Uechtritz, dessen Trauerspiel: Alexander und Darius, XXXIV. 232.
Ulrich von Lichtenstein, der Minnesänger, XXXV. 127.
Ungerns Christianisirung, XXXV. 119.
Ungrisches Bauernrecht, XXXV. 75.
Ungrische Sprache, die, über ihre Verwandtschaft mit der lappländischen, XXXVI. A. B. 7.

Universität, die, in Wien, XXXVI. 86.
Unrest's österreich. Chronik, XXXIV. 30.
Unterberger, der Maler, XXXVI. 128.
Urganda, XXXIII. 55.
Uslub, der persische Weise, XXXVI. 256.

V.

Valentin, des heil., Grab, XXXIII. 214.
Valentinian III., der Imperator, XXXV. 109.
Valsugan, in Tyrol, XXXVI. 137.
Varius Makrinus, der Feldherr, XXXV. 103.
Vaudoncourt: Memoirs on the jonian Islands, XXXIII. 97. — Mémoire annexé à la Carte de la Turquie d'Europe à la droite du Danube, XXXIII. 97, 100, 101, 102, 103.
Vega, Lope de, dessen Novellensammlung, XXXIII. 21.
Veldidena, XXXIII. 224. XXXVI. 165.
Velleji Paterculi Historiae Romanae Libri duo, XXXIV. 258. XXXV. 100. XXXIII. 216.
Venantius Fortunatus, XXXVI. 155.
Venedig, die Liga von Cambray wider dasselbe, XXXIV. 24, 25.
Verböczy, der ungrische Jurist, XXXV. 75.
Vergenhans Chronik, XXXIV. 30.
Verona, XXXIII. 219.
Villeteau's Bericht über den Zustand der Musik in Aegypten, XXXVI. 285.
Vinden, die, XXXV. 91.
Vindobona, XXXIII. 208, 210, 215, 221, 225, 231. XXXV. 95, 96, 97, 98, 102, 107, 108, 111, 113, 114.
Vintschgau, das, XXXVI. 155.
Vipitenum, das alte, XXXVI. 154.
Virgil, XXXV. A. B. 17.
Virunum, XXXIII. 211, 215, 225 ff.
Volo, in Thessalien, XXXIV. 48.
Vorlauf, Konrad, Bürgermeister in Wien, XXXVI. 88.
Voß, der Dichter, XXXVI. 249.

W.

Wagram, die Schlacht bey, XXXVI. 107.
Walachen, die, XXXIV. 132.
Wallenstein, XXXVI. 100.
Walpole, Robert, Memoires relating to European and Asiatic Turkey, XXXIII. 97. — Travels in various countries of the East, XXXIII. 98, 111, 114, 115, 116, 119, 121, 122, 124, 125, 130, 133, 134, 135. XXXIV. 42, 46, 47, 51, 52, 53, 54, 55, 57, 59, 62, 63, 66, 67, 76, 77, 78, 101, 104, 105, 107, 108
Walter von der Vogelweide, der Sänger, XXXV. 126.
Washington, Georg, Präsident der vereinigten Staaten, XXXIII. 94. XXXIV. 236, 237, 238, 244, 257.
Weinbau, im Norikum, XXXIII. 229.
Weise, persische u. griechische, XXXVI. 256.
Weißenthurn, der Frau von, Schauspiele, XXXIV. 188.
Weißkunig, der, XXXIV. 31, 33.
Welser, Philippine, XXXIV. 34.
Weltwunder, historische, der persischen Geschichte, XXXVI. 267.
Werner, Zacharias, der dramatische Dichter, XXXV. 1, 2.
Wielands Agathon, XXXIII. 60, 107.
Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten, von Jos. Freyherrn von Hormayr, XXXV. 88. — XXXVI. 78.
Wiener Aufgebot, das, XXXVI. 105.
Wiener Hoftheater, über das, XXXIV. 226.
Wiener Zeitung, deren Anfang, XXXVI. 102.
Wikosch, Professor, dessen zu erwartende Arbeit über Karnunt, XXXIII. 225.
Winkelmann, XXXVI. 170, 171, 172, 179.
Wirbel, der, in der Donau, XXXV. 118.
Wlach, das Wort, dessen Ursprung, XXXIV. 139.
Wodina, in Macedonien, XXXIV. 45.
Wolny, Gregor, Herausgeber des Taschenbuches für die Geschichte Mährens und Schlesiens, XXXVI. 109, 111.
Wood's Palmyra, XXXIII. 100.
Wunderhorn, das, von Arnim und Brentano, XXXV. 264.

X.

Ximenes, dessen Charakter, XXXIV. 22.

Y.

Yps, an der Donau, XXXIII. 208.

Z.

Zagori, die Landschaft, XXXIV. 89.
Zante, die Insel, XXXIV. 101.
Zauner, der Künstler, XXXVI. 106.
Zedlitz, Baron, dessen Trauerspiele:

Turturell, und zwey Nächte zu Valladolid, XXXIII. 249.
Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg, XXXVI. 109.
Zeno, Apostolo, XXXIV. 232.
Zenoberg, das Schloß, XXXVI. 141.
Zez, der Berg in der östlichen Steyermark, XXXV. 93.
Zierotine, deren Geschichte, von d'Elvert, XXXVI. 119.
Zinserling, E., dessen Uebersetzung der Tausend und Einen Nacht, XXXIII. 1.
Zoega, de Obeliscis, XXXVI. 175.
Zosimus, XXXIII. 224.
Zschokke, der Gelehrte, XXXVI. 157.

Herausgabe besorgt durch J. G. Hülsemann.

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Preisfrage der historisch-philologischen Klasse der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1828.

Bekannt gemacht im Jahre 1826.

Bey dem allgemeinen Fortschritte historischer Untersuchungen und vielfacher Vorübung auf altem klassischen Boden scheint es wünschenswerth, und gegenwärtig auch schon möglich, für die vernachläßigtere Völkergeschichte des ältern und mittlern Europa, Einiges mehr zu leisten, als dieß früherhin wohl möglich seyn mochte, zumal für die minder beachteten östlichen europäischen Ländertheile, welche der weniger bekannte Schauplatz der großen Völkerwanderung waren, und selbst bis gegen die letzteren Jahrhunderte hin, weit mehr als der ganze Westen Europas, dem Wechsel der Staatenumgestaltungen und der großen Umsiedelungen der Völker unterworfen geblieben sind. Was für diesen östlichen Zweig ethnographischer Untersuchungen in Beziehung auf verschiedene Völkerstämme, Wanderungen, Vermischungen, Verzweigungen, Zuglinien, Ansiedelungen, Sprachen, Sprachstämme, Verwandtschaften u. s. w. von Th. S. Bayer, Schlözer, Thunmann, Adelung, Lehrberg, neuerlich durch Rask, Frähn und andere Sprachforscher geschehen, ist als bekannt vorauszusetzen: aber noch vieles ist zu thun übrig; und zum wahren Bedürfniß wird die wiederholte Aufnahme solcher und ähnlicher Untersuchungen, da die Umgestaltungen durch die Zeitverhältnisse, die Sprachen- und Völker-Verdrängungen und Umwandlungen so sehr rasch und nachtheilig für ihre Monumentenkunde in der Geschichte vorwärts schreiten.

Das Zerstreutwerden, das Zurücktreten, ja das gänzliche Verschwinden so vieler Reste zahlreicher Völker, der Gothen, Kelten, Preußen, Litthauer, Finnen, Bulgaren, Slaven, und ihrer vielfachen Zweige, Sprachen, Mundarten, Poesien, Grabstätten, Denkmale aller Art, sind schon oft genug beyläufig zur Sprache gebracht, ohne genauer in das Wesen dazu gehöriger umfassender Untersuchungen einzugehen und sich den vollständigen Besitz der dazu nothwendigen Quellen und Monumentenkunde wissenschaftlich anzueignen. Noch viel weniger sind die Nachforschungen über das Vorkommen alter etwa hunnischer, tatarisch-türkischer, mongolischer, indischer (bey Zigeunern) und anderer innerasiatischer Sprach- und Völker-Reste in den Gebirgen, Ebenen und an den Strömen Osteuropas, als geschlossen zu betrachten; räthselhaft ist selbst noch das Herkommen und die Verbreitung vieler, wie der Walachen, Bulgaren, Albanesen, Magyaren u. a. m., selbst Theile der germanisch-redenden Völkerzweige in ihren Ansiedelungen auf altem Keltenboden und zwischen slavischen und magyarischen Völkerstämmen, zumal in den Gebirgsgegenden, die außerhalb großer Heerstraßen und Völkersteige, fern von Kulturstrecken, nicht selten zu Asylen alterthümlicher Völkerreste geworden sind, deren Untersuchung eigenthümliche Schwierigkeiten darbieten. Wegen des sehr großen Umfanges solcher nicht unwichtigen Untersuchungen für europäische Ethnographie, mit welcher allgemeine Geschichten sich viel zu oberflächlich, und wenig Specialgeschichten noch immer viel zu selten gründlich befassen, schlagen wir, nicht vom linguistischen oder historischen Standpunkte aus, wie bisher, sondern

um dem schon angebahnten Gange der Forschung eine frische Wendung zu geben, und vom Allgemeinen auf Besonderes zurückzuführen, vom geographischen Standpunkte aus, als zu lösende Preisaufgabe, eine vorläufige kritisch behandelte Ueberarbeitung eines, wie wir dafür halten, der fruchtbarsten Zweige derselben vor:

» Eine, neben der Benutzung der Geschichtschreiber und Geographen, besonders auf Sprach-, Kunst- und andere historische Denkmale gegründete Musterung der jetztlebenden europäischen **Gebirgsvölker**, von der obern Wolga, Düna, Dnepr an, zwischen dem schwarzen und dem baltischen Meere gegen Südwest bis zum adriatischen, und von diesem längs des nördlichen Poufers zu den Ostufern der mittlern Rhone, Saone und des mittlern Rheins, zum Behuf einer Grundlage der Ethnographie und Sprachenkarte von Europa.«

Als Hauptgesichtspunkte bey dieser Musterung der Gebirgsvölker würde zu berücksichtigen seyn:

1) Bestimmung der Völker in ihren größten und kleinsten Abtheilungen und Sonderungen, nach den Geschichtschreibern, nach den Sprachklassen, den Dialeckten, den bürgerlichen Korporationen, dem einheimischen Gebrauche und der Gewohnheit der Fremden.
2) Bestimmung der jetzigen Wohnsitze nach natürlichen Landesverhältnissen und politischen Ländertheilen, nebst gegenwärtigem Zustande der Völker.
3) Historische Entwickelung ihres Schicksals vom ersten Auftreten, oder ihrer Einwanderung, Ansiedlung, Vermischung, Verzweigung in ein größeres Ländergebiet, oder ihrer Concentrirung in engere Wohnsitze, nebst Hinweisung auf die Verschwundenen ihres Volks nach Geschichte und Monumenten; was insbesondere auch für die Ausbreitung der Slavenstämme gegen den Westen von erster Wichtigkeit seyn wird.
4) Sprache im Munde des Volks, Dialekte, Poesie, Musik, Sprachdenkmale der ältern Zeit bis auf die appellativen Bedeutungen der Namen von Orten, Flüssen, Bergen, Wäldern u. s. w. und die ganze Sphäre der aus diesem Sprachzweige geographisch vorhandenen Appellative. Bey Sprachvergleichungen würden nicht bloß gleichlautende Wörter, sondern besonders der grammatische Bau der Sprachen zu berücksichtigen seyn, wenn Schlüsse daraus gezogen werden sollten.
5) Kunstwerke, Architekturen, Grabstätten, Vertheidigungsanstalten und andere historische Denkmale, nebst der Sphäre ihres Vorkommens.
6) Körperbildung, Gestalt, Sitte, Zahl, Lebensweise, Kenntnisse, Gaben und Eigenthümlichkeit in Ackerbau, Viehzucht, Kriegführung und den bürgerlichen Einrichtungen.
7) Charakteristik und Verhältniß jedes besondern Vokszweiges zum Allgemeinen innerhalb der angegebenen Gränzen.

Die Akademie erkennt den großen Umfang und die Schwierigkeiten einer erschöpfenden Lösung dieser Aufgabe, welche hier nur zur sichern und deutlichen Festsetzung des Gegenstandes so vollständig ist angedeutet worden, zu sehr, um nicht auch einer Schrift, welche bey befriedigender Darstellung des Ganzen und gewisser Haupttheile, manchen minder ausgearbeiteten Fleck in sich schließen möchte, als eine dem jetzigen Zweck genügende zu betrachten und zu behandeln.

Aus derselben Ursach wird der zur Beantwortung bestimmte ge-

wöhnliche Zeitraum von zwey Jahren dießmal auf vier Jahre verlängert; und der Einsendungs-Termin ist demnach der 31. März 1830. Die Ertheilung des Preises von 50 Dukaten geschieht in der öffentlichen Sitzung am Jahrestage von Leibnitz, den 3. July desselben Jahres.

Im Verlage von Karl Tauchnitz in Leipzig ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Joannis Chrysostomi de Sacerdotio libri sex. E recensione *Jo. Alberti Bengelii.* 8. Wohlfeile Ausgabe broschirt 6 gr. Auf geleimtem Velinpapier broschirt 9 gr.

S. Aurelii Augustini, Hipponensis episcopi, de Civitate Dei, libri XXII. 2 Theile in 8. 1825. Wohlfeile Ausgabe broschirt 1 Thlr. 16 gr. (Jeder Theil einzeln 20 gr.) Auf geleimtem Velinpapier broschirt 2 Thlr. 8 gr. (Jeder Theil einzeln 1 Thlr. 4 gr.)

Bey dem fühlbaren Mangel an Handausgaben der besseren Schriften der Kirchenväter, wird ein neuer Abdruck der beyden vorstehenden Werke den Freunden dieser Literatur gewiß eine willkommene Erscheinung seyn. Bey ihrer Herstellung hat man sorgfältigen Druck und Wohlfeilheit des Preises zugleich im Auge behalten, und zweifelt um so weniger, bey dem in unserer Zeit neu geweckten Eifer für das Studium der Patristik an einer günstigen Aufnahme dieses Unternehmens.

Bey Unterzeichneten wird erscheinen eine Ausgabe der

Römischen Geschichte des Joh. Zonares (oder des 7ten bis 12ten Buches der Annalen desselben, nach der Ausgabe von Du Cange, welche die Geschichte Roms enthalten von der Ankunft des Aeneas in Italien bis auf Konstantin den Großen),

bearbeitet von dem Hrn. D. H. Becker und dem Hrn. L. Zander, Lehrern an der Domschule zu Ratzeburg. Zur Kritik und Berichtigung des Textes sind die vorzüglichen Wiener und Münchner Handschriften benutzt, die Anmerkungen von Hier. Wolf und *Du Cange* und ausgewählte Noten von Falco sind zugegeben, dieselben aber durch einen fortlaufenden Kommentar von den Herausgebern vermehrt worden. Auch sind Prolegomena vorausgeschickt worden, in denen über das Leben des Zonares, seine Schriften, insbesondere über seine Annalen und die Quellen und Glaubwürdigkeit derselben Untersuchungen angestellt sind.

Da allgemein bekannt ist, von welcher Wichtigkeit die Annalen des Zonares nicht nur für die römische Geschichte, sondern auch für den Text des Dio Cassius und Plutarch sind, so wird dieses Unternehmen gewiß allgemeinen Beyfall in der gelehrten Welt finden.

Hamburg, im Januar 1826.

Friedrich Perthes.

In der Löffler'schen Buchhandlung in Stralsund sind nachstehende Werke so eben erschienen und daselbst, so wie in allen anderen Buchhandlungen Deutschlands, zu haben:

Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Griechische für die oberen Classen der Gymnasien. Von D. W. H. Blume, Subrector am Gymnasium zu Stralsund. 16 Bogen 8. Preis: 18 gr.

Die Vortheile, welche das Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Griechische, vermöge der Verwandtschaft beyder klassischen Sprachen, gewährt, und der Gewinn für das gründlichere und fruchtbare Studium beyder, welchen die sich aufdringende Vergleichung und Unterscheidung ihrer Baue verspricht, liegen so nahe, daß es keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf, um den Herren Directoren und Gymnasiallehrern das angezeigte Werk zu besonderer Aufmerksamkeit zu empfehlen. — Der gegebene Uebersetzungsstoff ist in fünf Abtheilungen enthalten: A) Vermischte Erzählungen (aus griechischen Autoren entlehnt); B) Caesar de bell. Gall. lib. I; IV, 1—3, und VI, 11—28; C) Einzelne kleinere Abschnitte aus Cicer. Cat. maj.; D) Cicer. paradox. I—IV. E) Cicer. Somn. Scipionis. Die Anmerkungen sind außer der sorgfältig ausgewählten und vollständigen Phraseologie mit vielen Andeutungen des vom lateinischen abweichenden griechischen Sprachgebrauchs, und mit beständigen genauen Hinweisungen auf die vorzüglichsten griechischen Schulgrammatiken von Buttmann, Matthiae, Voß und Thiersch, so wie die lateinischen von Grotefend und Zumpt reichlich ausgestattet.

Um die Einführung dieses Werks auf Gymnasien möglichst zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, einen Partiepreis gelten zu lassen. Derselbe ist, wenn nicht unter 25 Exemplare auf ein Mahl genommen werden, 14 gr. proCent, und haben sich die Herren Directoren an Gymnasien entweder an uns selbst, oder auch an Herrn Carl Cnobloch in Leipzig dieserhalb zu wenden.

Obgleich dieses, vorzugsweise auf die Befestigung des Schülers in der Syntax berechnete Werk, unabhängig von dem frühern desselben Verfassers:

Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, zur gründlichen Erlernung der Formenlehre, 2te Abtheilung, 1820 und 1821,

bestehet, so sind doch beyde zusammen geeignet, einem vollständigen Kursus dieses Unterrichts zum Grunde gelegt zu werden. Um daher bey der allgemein anerkannten vorzüglichen Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit des ältern Uebungsbuchs dessen Einführung in Gymnasien zu erleichtern, läßt die oben genannte Verlagshandlung von jetzt an auch für dieses, bey direkter Beziehung von 25 Exemplarien durch sie selbst oder Herrn Cnobloch in Leipzig, statt des Ladenpreises (12 ggr.), den Partiepreis von 9 ggr. für jede Abtheilung, und 18 ggr. für beyde zusammen (25 Bogen!) gelten, und gibt die Versicherung, daß bey einer neuen Auflage, obgleich solche jedes Mal verbessert und vermehrt werden wird, diese Preise nicht erhöhet werden sollen.

Blume, Dr. *H. W.*, animadversiones ad Popponis de locis quibusdam *Thucydidis*, judicia et Graecc grammaticae aliquot capita eadem pertinentia. 4°. Preis 4 gr.

A Glossary, or collection of words, phrases, names, and allusions to customs, proverbs etc. Which have been thought to require Illustration, in the works of english authors, particularly *Shakspeare*, and his contemporaries. By *Robert Nares*, A. M., F. R. S., F. A. S. Archdeacon of Stafford etc. Roy 8. 7 Rthlr.

Archimedes von Syracus vorhandene Werke. Aus dem Griechischen, mit erläuternden und kritischen Anmerkungen von D. E. Nizze. Mit 13 Tafeln in Steindruck. gr. 4. 3 Rthlr. 8 gr.

Schwedische Dichtungen von Tegner, Geyer, Atterbon und andern berühmten Verfassern. Uebersetzt von Ludolph Schley. 1. Heft. 8. 12 gr.

Nächstens erscheint und machen wir vorläufig darauf aufmerksam:

Schwedischer Plutarch, von J. F. v. Lundblad. Aus dem Schwedischen übersetzt. 1r Band, enthält: Gustaf Horn, Johan Baner und Lannert Torstenson.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meckel, *J. F.*, Tabulae anatomico-pathologicae modos omnes quibus partium corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit, exhibentes. Fasc. IV. Herniae. Fol. mag. Mit 8 Kupfertafeln. Preis 8 Rthlr. sächs.

Der Inhalt der erstern Hefte ist:

Fasc. I.	Cor.	Mit 8	Kupfert.	Preis 6	Rthlr.
» II.	Vasa.	» 8	»	» 6	»
» III.	Systema Digestionis.	» 9	»	» 7	»

Alle vier Hefte zusammen 27 Rthlr. sächs.

Digitized by Google

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich vier Bände zu 30 Gulden W. W. für die österreichischen Staaten, und zu 8 Rthlr. sächs. für das Ausland beym Endesunterfertigten. Die Weygand'sche Buchhandlung in Leipzig hat immer Exemplare zur Auslieferung vorräthig. Ueberdieß werden regelmäßig Exemplare versandt, und sind zu haben:

Aarau, bey Sauerländer.
Abo, bey [illegible]
Amsterdam, bey Müller u. Comp.; bey [illegible]
Bamberg, bey Dreich.
Berlin, bey [illegible]; bey Christiani; Dümmler; Duncker u. Humblot; [illegible] in der Maurerschen Buchhandlung; bey [illegible]; Nauck; [illegible]
Bern, bey [illegible]
[illegible], bey [illegible] in der [illegible]
Bremen, bey [illegible]
Breslau, bey [illegible]; J. Fr. Korn; [illegible] Max u. Comp.
Brünn, bey [illegible]
[illegible], bey [illegible]
Cölln, bey [illegible]; Dumont Schauberg.
Copenhagen b. Brummer; Gyldendal.
Cracau, bey [illegible]
Darmstadt, bey [illegible] u. Leske.
Dresden, b. Arnold; [illegible]; Walther.
Düsseldorf, bey [illegible]
Erfurt, bey [illegible]
[illegible]
Erlangen, bey [illegible]; Palm u. Enke.
[illegible]
Frankfurt a. M., bey Andreä; [illegible]; Hermann; [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Klagenfurt, bey Kleinmayer; [illegible] mund.
Königsberg, bey Bornträger; [illegible] Unzer
Laibach, bey Licht; Korn
Landshut, bey Krüll.
Leipzig, bey Barth; Brockhaus; Cnobloch; in der Dyk'schen Buchhandlung; bey Fr. Fleischer; [illegible] Fleischer; Gleditsch; Hinrichs; Kummer; Kain; W. Vogel;
Lemberg, bey Kuhn und Millikowski; [illegible] Piller; Wild
Linz, bey [illegible]; Haslinger.
London, bey [illegible] u. [illegible]; bey A. [illegible] u. Comp.
Lüneburg, bey Herold u. Wahlstab.
Magdeburg, bey [illegible]
Mailand, bey [illegible] u. Comp.
Mainz, bey Kupferberg; [illegible]
Mannheim, bey Schwan u. Götz.
Marburg, bey Krieger.
München, bey [illegible]; [illegible]; Lindauer.
Münster, bey [illegible]
Nürnberg, bey Fr. Campe; [illegible] u. [illegible]
Oldenburg, bey Carl Wigand
Paris, bey [illegible]; Baudouin; [illegible]
Pesth, bey [illegible]; Kilian; [illegible]
Petersburg, bey W. [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google